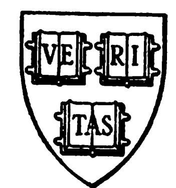
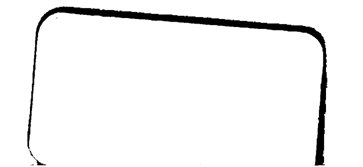



VE
RI
TAS





von

Karl Frenzel.

Erster Band.

Erinnerungen und Strömungen.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler
1890.



Karl Franzos.

Erinnerungen

und

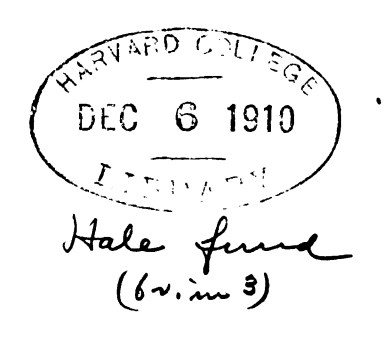


von

Karl Frenzel.



Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.


HARVARD COLLEGE
DEC 6 1910
LIBRARY

Inhalt.

I. Erinnerungen.

II. Strömungen. a) Litterarische.

III. Strömungen. b) Religiöse.

I.

Erinnerungen.

Wie ich in die Litteratur kam.

November 1888.

Die Jahre 1813, 1848, 1870 sind die Bildner der deutschen Volksseele und des deutschen Lebens in diesem Jahrhundert. Wer eins von ihnen als Jüngling erlebte, hat einen unzerstörbaren Eindruck von ihm empfangen. Selbst wenn er es wollte, vermöchte er aus seinem Denken und Fühlen den Stempel nicht fortzuwischen, der ihnen damals wie von einer unsichtbaren Macht aufgedrückt wurde. Zwei Monate über zwanzig Jahre war ich alt, als die Februarrevolution ausbrach. Eine unermeßliche Sehnsucht erfüllte sich damit; die Freiheit, auf die wir Alle gehofft, zu der wir Alle, jeder in seiner Sprache gebetet, war da. Wie mit einem Zauberschlage waren der Widerstand, der Stumpfsinn und die Trägheit der Welt gebrochen; wie hätten wir an das Ideal nicht glauben sollen, das ein solches Wunder verrichtet!

Nicht wie Parsifal der reine Thor mit staunenden Augen und blödem Herzen dem wundersamen Schauspiel in der Graalsburg zusieht, betrachtete ich die Ereignisse. Mit erregtem Gemüte folgte ich ihnen, denn längst hielt ich mich selbst mit dem Hochmut der Jugend für einen „Mitverschworenen der großen Zukunft". Dem mir teuersten und geistig bedeutendsten meiner Lehrer verdanke ich wie die Erweckung meines litterarischen Sinnes die Sehnsucht nach einem freien und einigen Vaterlande. Friedrich Köppen unterrichtete im

Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule; aus dem alten Hause dicht gegenüber dem Ausgangsportal des Stadtbahnhofes in der Georgenstraße ist jetzt eine Gemeindeschule geworden, während das Realgymnasium einige Schritte weiter nach Osten gezogen und mit dem Werder'schen Gymnasium in einem mächtigen und stattlichen Schulpalaste vereinigt worden ist. In jenem schlichten Hause habe ich meine erste Bildung und von Friedrich Köppen, der Deutsch und Geschichte lehrte, den tiefsten Eindruck erhalten. Mit einem großen Wissen verband er die seltene Gabe eines anregenden Vortrags und die Fähigkeit, leicht und liebevoll die Individualitäten seiner Schüler zu erkennen und zu unterscheiden. An ihm war keine Spur eines Schulpedanten, keine Kleinlichkeit und keine Nörgelei. An kein Lehrbuch mit Daten und Zahlen, Namen und Sprüchen band er seinen Vortrag, sondern schöpfte ihn aus einem immer bereiten Wissen und einer angeborenen, natürlichen Beredsamkeit. Soweit es im Rahmen der Schule möglich war, machte er aus seinem Freisinn und seiner Vorurteilslosigkeit kein Hehl. Er führte uns in die Schiller'sche ideale Welt ein, er begeisterte uns für den Dichter und seinen Marquis Posa, aber er nahm auch keinen Anstand, uns das eine und das andere Blatt aus Heine's prosaischen Schriften mitzuteilen. Unvergeßlich ist mir ein Nachmittag, unmittelbar vor den Sommerferien im Jahre 1842, geblieben. Köppen las uns, um die letzte Schulstunde, wenn auch nicht nützlich, doch angenehm zu verbringen, einige Kapitel aus den Reisebildern vor — etwas aus dem Buch Le Grand, etwas aus der italienischen Reise. Ich stand wie unter einer Verzauberung und lief nach dem Schluß der Schule unter den Bäumen des Kastanienwäldchens in einer Art Verzückung auf und ab, ein phantastisches Klingen war um mich her und

hin. In jenen Ferien verschlang ich, was damals von Heine bekannt war, und die Tieck'schen Märchen und Komödien. Wenn ich ein Datum für meine litterarische Geburt angeben soll, muß ich bis auf jenen Juli 1842 zurückgehen. Damals entschied sich, mir selber natürlich unbewußt, mein Schicksal; ein Etwas, das ich noch nicht mit einem Namen bezeichnen konnte, regte sich in mir, um mich nie mehr, wie oft es auch unterdrückt wurde, zu verlassen: die Lust, zu fabulieren, zu sinnen und zu schreiben.

Höher noch als meine kleinen Talente schätzte Köppen die Anhänglichkeit, die ich ihm bewies, und meinen Lerneifer. Ein inniges Verhältnis bildete sich trotz des großen Unterschiedes der Jahre zwischen uns aus. Oft war ich in seiner Junggesellenwohnung, manchen Spaziergang machten wir zusammen. Als es auf seinen Rat entschieden wurde, daß ich trotz meiner beschränkten Verhältnisse studieren sollte, unterrichtete er mich unentgeltlich im Griechischen, um mir einen Platz in einer der oberen Klassen des Werder'schen Gymnasiums zu sichern, wohin ich, nach der Ablegung des Abiturienten-Examens in der Realschule, überging. Statt sie einzuschränken, erweiterte die neue Schule mit ihrer philologischen Zopfgelehrsamkeit unsern Umgang und unsere Beziehungen. In Köppen steckte ein Journalist, den widrige Umstände und eine gewisse Schwerfälligkeit der Feder nicht hatten lebendig werden lassen. Er hatte das Bedürfnis, sich über die politischen und litterarischen Erscheinungen des Tages auszusprechen. Bei ihm lernte ich den unbeschreiblichen Genuß kennen, ein verbotenes Buch wie Heine's Wintermärchen „Deutschland“ und Herwegh's Gedichte in der Hand zu halten. Eine alte Freundschaft verband ihn mit Bruno und Edgar Bauer, mit Ludwig Buhl und Max Stirner, und es konnte nicht fehlen, daß ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die

sie miteinander in Hippel's Weinstube hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zuweilen wiederklang. Wie sehr diese Einflüsse und Anregungen, die keineswegs nur nihilistischer Art waren, sondern mir eine Fülle eigentümlicher Gedanken über Geschichte und Philosophie zuführten, auch in der Zukunft mir zum Guten ausschlugen, in der Gegenwart bereiteten sie dem Sekundaner und Primaner des Werder'schen Gymnasiums, unter dem strengen und steifen Pädagogen Bonnell, manche Verlegenheit. Nur meine Geschicklichkeit in der rhythmischen Übersetzung Horazischer Oden und mein gutes Gedächtnis für Geschichtsdaten und Gesangbuchsverse bewahrten mich immer aufs neue vor dem ärgsten Zorne des kleinen, in seiner Weise vortrefflichen und gelehrten Mannes; vor dem Karzer haben sie mich freilich nicht gerettet. Und nicht als Freunde sind wir beide voneinander geschieden. Von seinem Standpunkt aus mußte er mich als einen verlorenen litterarischen Bummler betrachten. Da war es mir, als seine früheren Schüler, Freunde und Genossen im Jahre 1873 sein Dienstjubiläum festlich begingen, eine große Genugthuung, mit ihm auf die alten Zeiten anzustoßen und von ihm zu hören, daß er die Artikel, die ich während des französischen Krieges für die „National-Zeitung" geschrieben, sich ausgeschnitten habe und als Erinnerung aufbewahre. Das Einzige, was der Litterat in mir ihm verdankt, ist die Bekanntschaft mit Schleiermacher's Schriften. In seiner Jugend war Bonnell ein eifriger Hörer und Verehrer des berühmten Predigers der Dreifaltigkeitskirche, später im Vorstand einer Schleiermacher-Stiftung, und er liebte es, in dem Religionsunterricht, den er in der Prima erteilte, von Schleiermacher zu sprechen, in einem Ton, der merkwürdig von seinem gewohnten lehrhaft trockenen Vortrag abstach.

Stärker und tiefer aber, als diese Einwirkungen der Schule,

waren die der Familie und der Umgebung auf meine litterarische Entwicklung. Zola's „milieu“ ist auch für mich entscheidend gewesen. Ich bin im alten Berlin, im Schatten der Petrikirche geboren und im Schatten der Nicolaikirche aufgewachsen; mein Vater stammte aus Sachsen, meine Mutter war eine geborene Berlinerin. Schon im frühen Kindesalter verlor ich den Vater, und die Mutter mußte sich mit zwei Kindern mühsam durch das Leben schlagen. Wir lebten nicht gerade in ärmlichen, doch in engen Verhältnissen, wo jeder Groschen zweimal umgedreht werden mußte, ehe er ausgegeben werden durfte. Hilfreich mit Rat und That nahm sich ein guter Mann, der Gatte ihrer jüngeren Schwester, der Wittwe und der Kinder an. Seines Zeichens ein ehrsamer Buchbinder, in jenen Tagen wo das Handwerk auch in Berlin noch einen goldenen Boden fand, hatte der Oheim Laden und Werkstatt an der Ecke der Dorotheen- und Friedrichstraße. Die Nähe der Universität, der Akademie und des Friedrich-Wilhelm-Instituts verschaffte ihm eine gelehrte Kundschaft: Professoren, junge Ärzte, Studenten gingen in seinem Laden aus und ein. Freundlich und gesprächig, wie der Berliner sagt: mit dem Sinn für das Höhere, in seinen jüngeren Jahren ein ansehnlicher Mann, gewann er sich die Achtung und Freundschaft von Männern und Frauen, deren Lebensstellung und Bildung die seinige überragte. In treuem Gedächtnis bewahrte er die Erinnerung an die unglückliche, schöne und phantastische Charlotte Stieglitz, die, um ihren Mann durch einen ungeheuren Schmerz und Schicksalsschlag aus der Mittelmäßigkeit seines Wesens zu einem großen Dichter zu erheben, sich den Dolch in die Brust gestoßen hatte. Wiederholt war sie, Arm in Arm mit ihrem Gatten, in dem Laden des Oheims gewesen und hatte manche Stunde mit ihm verplaudert. Ihr Biograph, der jugendlich kecke Theodor Mundt, gehörte eben-

falls zu „unseren Kunden“. Diese Bekanntschaften und dieser Verkehr verbreiteten einen litterarischen Duft und Hauch in der Familie, den schon der Knabe, unbewußt, welche Luft er einatmete, begierig einsog. Die große Angelegenheit des damaligen Berlins war das Theater. Das Schauspielhaus und das Königsstädtische Theater wetteiferten miteinander um die Gunst des Publikums. Da Alles, was jetzt das Kleinbürgertum beschäftigt und seine Mußestunden in Anspruch nimmt, politische Wahlen, der Bezirksverein, das Antisemitentum, die Bierbankpolitik, in den dreißiger Jahren außerhalb seines Gesichtskreises und seiner Neigungen lag, das café chantant noch nicht erfunden war, die Volkskonzerte noch keinen festen Fuß in unserer Stadt gefaßt hatten, das Lesebedürfnis sich noch in bescheidenen Grenzen hielt, bildete das Theater mit seinem Darum und Daran von Coulissengeschichten und Schauspielereitelkeiten den Mittelpunkt des Gesprächs und des Vergnügens. Hier war die sonnige Höhe, unter der tief im Nebel der Bedürftigkeit das Alltagsleben mit seinem Einerlei von Arbeit und Sorgen lag. Und diese Höhe war selbst für die Masse der kleinen Leute nicht unerreichbar, die Eintrittspreise waren im Durchschnitt um die Hälfte, um zwei Drittel billiger als jetzt. Keine Bürgerfamilie schämte sich, im dritten Range des Schauspielhauses, im Amphitheater des Opernhauses Platz zu nehmen. Da kein Bierpalast und kein Verein den Handwerksmeistern allabendlich das Geld aus der Tasche zog, war zu dem Theaterbesuch am Sonntag meist der Thaler für Mann und Frau vorhanden. Dabei hatte man noch über das Vergnügen hinaus die für den echten alten Berliner erhebende Empfindung sich zu bilden. Weniger als jetzt legte man Gewicht auf die neuen Stücke; weit trat in der Kritik wie in der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Interesse der Dichter hinter

dem Schauspieler zurück. Schon der heranwachsende Knabe hörte von großen Schauspielern; Rebenstein und Krüger waren das Entzücken meiner Mutter, erst von Ludwig Devrient und dann von Seydelmann erzählte der Oheim. Der Streit, den die Frau Crelinger mit dem Fräulein Charlotte von Hagn über allerlei Rollen führte, die sie ihren Töchtern zuwenden wollte, wurde auch im Buchbinderladen der Dorotheenstraße eifrig besprochen.

Wohl wäre für unsere beschränkten Mittel ein häufiger Theaterbesuch eine Unmöglichkeit gewesen, hätte sich nicht eine freundliche Fee in der Gestalt einer alternden Jungfer eingestellt, die eine Jugendfreundin meiner Mutter war. Ihrer Geschicklichkeit im Schneidern — einer Kunst, die damals auch leichter zu erwerben war, als bei den heutigen Moden —, ihrer Anstelligkeit und ihrem guten Aussehen und feinem Betragen verdankte Minna Schrader ihre Stellung in der Garderobe der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Sie wohnte in dem Prinzessinnenpalais, unter dem Dache zwar, aber in zwei geräumigen Kammern, nach der Gartenseite, und begleitete die Fürstin auf ihren Reisen und während des Sommers nach Potsdam, Charlottenburg und Schönhausen. Bis zum Tode ihrer Herrin ist die treue Dienerin in ihrem Dienste geblieben. Als zum Hofe gehörig, hatte sie ein=, auch wohl zweimal in der Woche zwei Freibillette zu dem königlichen Theater und bedachte uns freigebig damit. So blieb es für mich nicht bei dem bloßen Hören von den Wundern des Theaters; mit eigenen Augen sah ich sie, mit lauschenden Ohren und pochendem Herzen vernahm ich eine melodische Sprache mir entgegentönen, die der zwölfjährige Knabe nur halb verstand, die ihn aber um so stärker berauschte. Denn strenge hielt der Oheim darauf, daß ich, wie wir jetzt sagen würden, einzig

klassische Vorstellungen besuchte. Minna Schrader erwies sich indessen auch noch nach anderen Seiten hin als eine wohlthätige Fee. Ich durfte sie im Palais besuchen, nach Charlottenburg zu ihr hinauskommen, dort und in Schönhausen, wo die Fürstin die ersten Sommer, nach dem Tode des Königs, zubrachte, zuweilen vom Sonnabend auf den Sonntag übernachten. Blöde und schüchtern starrte ich, wie durch einen von unsichtbarer Hand aufgehobenen Vorhang, in diese fremde, prächtige Welt des Hofes hinein. Wie alle langjährigen und vertrauten Diener einer vornehmen Herrschaft fand die gute Minna ein besonderes Vergnügen daran, wenn die Gelegenheit es erlaubte, mir die Herrlichkeiten der Gemächer zu zeigen, die ihre Herrin bewohnte: sie sonnte sich in dem Abglanz, der davon auch auf sie fiel, und in der sprachlosen Verwunderung, mit der ich alles betrachtete. Einmal sind wir dabei von der Durchlaucht überrascht worden, aber ich muß mich trotz meines ersten Schrecks tapfer gehalten haben, denn ich durfte ihr etwas vordeklamieren, ein Dutzend Verse aus Schiller's „Bürgschaft“, und sie schenkte mir eine schöne Mütze. Auch den alten König hab' ich aus der Entfernung, halb hinter einer Thür verborgen, langsam am Arm der Fürstin an mir vorüberschreiten gesehen, aus der Halle in den Garten hinein, dem kleinen Theehäuschen am Ufer der Spree, unter den schattenspenden Kastanien, zu. Jetzt ist dieser Teil des Charlottenbürger Parkes, rings um den erst von Friedrich Wilhelm III. an das alte Schloß angebauten Flügel, meist abgesperrt, und das kleine Theehaus wegen seiner Verfallenheit längst nicht mehr zu betreten. Wie fest, beinahe ohne mein Zuthun, sich diese Bilder auch meiner Phantasie eingeprägt haben: im Augenblick, wo ich sie erlebte, machten sie nicht entfernt den Eindruck auf mich, den die beiden großen, einsamen und melancholisch schönen Gärten von Charlotten-

burg und Schönhausen auf mich übten. In der Morgenfrühe und am späten Abend, wo sie für jeden andern geschlossen waren, konnte ich sie durchwandern: mir rauschten ihre Bäume, mir dufteten ihre Jasminbüsche. Diese Gartenpoesie that es mir an, ich wußte nicht wie und wodurch — viele Jahre nachher ist sie, gleichsam aus dem Innersten meines Gemüts wieder auftauchend, der Untergrund meiner ersten novellistischen Versuche geworden.

Liebten die Mutter und Minna das Zarte und Empfindsame auf der Bühne, so machte mich ein anderer Bekannter mit jenem Dämon vertraut, den man, nach Voltaire's Meinung, im Leibe haben muß, will man ein großer Schauspieler oder ein großer dramatischer Dichter werden. Es hat Zeiten gegeben, wo Wilhelm Zimmermann mich wie unter einem magischen Banne hielt, ich fürchtete mich vor ihm und bewunderte ihn zugleich. Wir nannten ihn alle den Doktor, obgleich ich nicht weiß, ob er diesen Titel, der seitdem freilich zu einer Art litterarischer Nickelmünze geworden ist, mit Recht verdiente, auch nicht, wie er an den Oheim gekommen war. Aber es verging kein Tag, wo er nicht im Laden erschienen wäre und Himmel und Erde zusammengeschwatzt hätte. Er mochte ein halbes Dutzend Jahre weniger als der Oheim zählen, eine problematische Existenz, ohne Beruf und Arbeit, ohne Geld und oft ohne Obdach. Die Sage, die damals mit einem echt Hoffmann'schen Gruseln durch Berlin lief, daß mancher arme Schelm in dem Leichenwagen übernachtete, der von Abends sieben Uhr bis zum Morgen unbenutzt auf dem Gendarmenmarkte in dem Winkel zwischen der französischen Kirche und dem Turm stand, war für ihn mehrmals eine leidige Wirklichkeit. Er war der Sohn eines wunderlichen Gymnasial-Direktors, aber früh von dem Vater aufgegeben und verstoßen. In unserer Gegenwart würde er mit

seiner Findigkeit, seiner Bildung und Geistesschärfe sich leicht als Journalist das Leben gefristet haben, allein um das Jahr 1840 war der Journalismus in Berlin eine brotlose Kunst. Sein natürlicher Hang zur Faulheit, sein Mangel an Stätigkeit wuchsen in der Bummelei und im Galgenhumor; wenn er durch die Übersetzung einer Dissertation in das Lateinische, das damals noch für alle akademischen Arbeiten obligatorisch war, oder durch die Durchsicht der Korrekturbogen eines gelehrten Werkes einige Thaler erworben hatte, spielte er sich auf den Krösus auf, der die Welt in der Tasche hat. Da er kein Heim hatte, so machte er diese Arbeiten in der Wohnung des Oheims, in einer kleinen Kammer, die nicht zu heizen war, Tag und Nacht schreibend, von einigen Brötchen und ein paar Tassen heißen Kaffee's lebend, da er jede festere Nahrung abwies. Seine eigentliche Leidenschaft war das Theater: eine wohlklingende Stimme, ein ungewöhnliches Nachahmungstalent befähigten ihn zum Schauspieler. Wie oft habe ich ihn ganze Szenen aus dem Repertoire Ludwig Devrient's und Seydelmann's spielen sehen. Alles was ihm, war er einmal in das Feuer geraten, unter die Hände fiel, der Kleistertopf wie die Papiersäge der Buchbinderwerkstatt, diente ihm zum Requisit, zu Dolch und Szepter; er hatte Augenblicke, wo er von einem Dämon besessen schien und mit seinen dunklen rollenden Augen, seinen lebhaften und sprechenden Bewegungen uns hinriß und erschreckte. Was davon Nachahmung, was Natur war, vermochte ich selbstverständlich nicht zu unterscheiden: wie es war, dünkte es den Knaben unnachahmlich. Durch einen Zufall kam Zimmermann aus dem wilden Gießbach, der ihn schließlich in die Tiefe gerissen haben würde, in ein ruhigeres Fahrwasser. Er wurde einer Goldschmiedswittwe in der Mohrenstraße zum Hauslehrer ihres Sohnes empfohlen, um ihn zum Abiturientenexamen

vorzubereiten. Bald gefiel er der noch lebenslustigen Frau mit seinem klugen interessanten Gesicht und seiner strömenden Rede; als der Sohn seine Prüfung bestanden hatte und zur Universität abging, heiratete der Lehrer die Mutter. Anfänglich spielte er hinter dem Ladentisch als Verkäufer von silbernen Löffeln, Messern und Gabeln eine komische Figur, der Schnitt seines Kopfes und seine Geberden erinnerten zu sehr an den Schauspieler, aber allmählig lernte er sich in die neue Rolle schicken. Aller gemeinen Sorgen war er nun ledig, er konnte alte Schulden bezahlen, hatte immer Geld im Beutel und lebte nach dem Schlusse des Geschäfts seiner Theaterleidenschaft. In einer Sonnabendnacht ließ er den Laden und das daran stoßende Hinterzimmer ausräumen und wandelte beide in eine Bühne, auf der er am Sonntagnachmittag vor einer geladenen Gesellschaft Szenen aus dem „Don Carlos“ aufführte: er selbst Don Philipp, sein Stiefsohn der Infant, mein Onkel Marquis Posa. Als die abenteuerliche Vorstellung einen leidlichen Verlauf genommen, rief er pathetisch aus: „Ich komme mir vor wie Napoleon nach einer großen Schlacht!“ Ein anderes Mal habe ich ihn als Wallenstein gesehen, draußen auf der Bühne am Weinbergsweg, vor dem Rosenthalerthore, die später als „Mutter Gräbert's Theater“ bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein sich des volkstümlichsten Rufes erfreute; er hatte das Theater für den Abend gemietet, seinen Mitschauspielern das Schiller'sche Drama einstudirt und spielte nun, sich einen langgehegten Wunsch erfüllend, vor seinen Freunden und Bekannten den grüblerischen Feldherrn. Von seinem Laden in der Mohrenstraße blickte er über diesen Teil des Gendarmenmarktes hinweg nach dem Eckhause der Tauben- und Charlottenstraße, wo einst „meines Vetters Eckfenster“ gewesen war; persönlich hatte er den Gespenster-Hoffmann nicht mehr gekannt, aber

in der Weinstube von Lutter und Wegner, die ihm schon wegen der Erinnerung an Ludwig Devrient eine geweihte Stätte war, genug von ihm gehört, um mit seinen Wiedererzählungen meine Einbildungskraft zu bezaubern. Wenn ich jetzt an ihn zurück denke, den längst die Erde deckt, so erscheint er mir selbst als eine Hoffmann'sche Figur, mit seinem krausen Lebenslauf, seinem glatten, ewig beweglichem Gesicht, dem unheilbaren Riß zwischen seinen Neigungen und seiner bürgerlichen Stellung.

Unter dem Druck dieser geistigen Atmosphäre war es kein Wunder, daß ich zu dichten anfing, allerlei kindische Reimereien, zwischen Heine und Freiligrath schwebend, und ein romantisches Trauerspiel: „Die Eroberung Granada's." Das bekannte Geschichtswerk Prescott's über Ferdinand und Isabella von Spanien hatte mich dazu begeistert. Da ich nichts mehr von ihm übrig behalten habe, als das Personenverzeichniß, so vermag ich es keiner kritischen Prüfung zu unterziehen; jedenfalls verrieth es ein gewisses Formtalent, denn in der Behandlung der Sprache und des Verses verstand Köppen, der es als einer der ersten zu lesen bekam, keinen Spaß. Nicht als der erste, denn damals, 1845, wurde neben seiner Leitung und Kritik die eines Freundes über mich mächtig, der seitdem in unserem politischen und journalistischen Leben an hervorragender Stelle gestanden hat und noch steht. Alexander Meyer besuchte mit mir das Werder'sche Gymnasium in dem Fürstenhause der Kurstraße, in dem Winkel zwischen diesem und der alten Münze: wir saßen in denselben Klassen, rückten gemeinsam vor und hatten in der Meinung unserer Lehrer dieselben Vorzüge und dieselben Fehler. Zärtlich war unsere Jugendfreundschaft nicht, aber fest und dauernd. Wir mochten gegenseitig das Gefühl haben, einander zu ergänzen; ich wenigstens empfand das Bedürfniß und das Verlangen nach

seinem Umgang, seinem Witz und seiner Ironie, wie empfindlich sie mich oft auch kränkte. Noch Jahre über unsere Studentenzeit hinaus sind wir unzertrennlich gewesen. Klar und scharfsinnig, wurzelte Alexander Meyer in der Satire, dafür fand er immer das richtige, zuweilen das schneidige Wort. Wenn ich mich nicht ganz in den Irrgarten der Phantastik verlor, so verdanke ich es seiner Kritik. Er nahm zu meinem Aerger und doch stets zu meinem Besten die Mondscheingedichte unter die naturwissenschaftliche Lupe und dämmte die dramatischen Entwürfe aus der Überflutung mit Episoden und lyrischen „schönen" Stellen in das Bett der verständigen Regel. Wohl wurden all dieser Scharfsinn und diese klugen Ratschläge an Werke verschwendet, die zuletzt doch das Licht der Welt nicht erblicken sollten, aber für meine eigene Entwickelung sind sie von unschätzbarem Wert gewesen. Einer Phantasie und Gefühlsschwelgerei, die mich in's Wesenlose zu entführen drohte, gab der Freund gerade in den Jahren, wo wir für eine Kritik am empfänglichsten und am verwundbarsten sind, einen Stoß in die Wirklichkeit. Wenn ich jetzt so oft von den jungen Leuten mir den Vorwurf machen lassen muß, ohne Leidenschaft zu sein und nichts zu wagen, so lächle ich leise für mich, da ich es besser weiß, wie es um mich bestellt war, und danke im Stillen dem guten verständigen Merck-Alexander, der mich aus der Romantik in die Natur hinüberführen half.

So überbürdet und unter der Last der Schularbeit erliegend, wie gegenwärtig die Schüler der beiden oberen Klassen der Gymnasien, waren wir damals nicht, oder wir müssen die leichtsinnigsten Taugenichtse gewesen sein. Denn trotz aller Vorbereitungen auf Plato und Tacitus, trotz der lateinischen und der deutschen Aufsätze hatten wir Zeit, zu dichten, das Theater zu besuchen und selber Komödie zu spielen. Voll

von diesen Schwärmereien, Zerstreuungen und Vergnügungen waren die Jahre 1846 und 1847 die glücklichsten und unvergeßlichsten meiner Jugend; wandelte ich doch schon als „gedruckter" Dichter umher! Wir hatten in Berlin ein kleines Blatt mit dem anspruchsvollen Namen: „Berliner Figaro". Gedruckt wurde es in der Adlerstraße und erschien, täuscht mich mein Gedächtnis nicht, dreimal in der Woche. Regelmäßig brachte es Theaterrezensionen, gelegentlich auch in französischer Sprache, über die Gesellschaft französischer Künstler, die bis in das Jahr 1848 in unserem Schauspielhause als comédiens du roi de Prusse Vorstellungen gaben, allerlei „Vermischtes" und, was für mich die Hauptsache war, Gedichte. Unter dem Kriegsnamen „Carl Frey" hatte ich dem Blatte einige Gedichte zugeschickt, in der Überzeugung, daß sie viel besser wären, als diejenigen, die ich darin gelesen hatte — und Wunder über Wunder! sie wurden gedruckt, sämtlich gedruckt. Der Lorbeer des Lyrikers konnte mir nach solchen Anfängen nicht mehr entgehen, aber mein Sinn war auf Höheres gerichtet. Zu innig war meine bisherige Entwickelung mit der Bühne und dem Schauspielertum verknüpft, als daß ich den wahren litterarischen Ruhm auf einem andern Gebiete als auf den Brettern zu suchen vermocht hätte. „Das Urbild des Tartüffe" und „Uriel Acosta", „Gottsched und Gellert" und „Die Karlsschüler", die wir sahen, die wir jetzt selber darzustellen beschlossen hatten — zwei andere Jugendfreunde, die damals auch nicht träumten, daß sie, wie ich, in der Journalistik ihren Beruf verfehlen würden, Moritz Gumbinner und Rusticus-Bauer, standen an der Spitze des verwegenen Unternehmens — „Judith" und „Maria Magdalena", die wir lasen, hatten uns alle in ein hitziges Theaterfieber versetzt. Je nach der Begabung, sprang in den Einen mehr der Schauspielertick, in den Andern der dichterische Trieb hervor. In dem

von Joseph Lehmann herausgegebenen „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ hatte ich die ausführlichere Anzeige einer Schrift von Olfers „Über den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal am 3. September 1758“ gelesen; neuere Arbeiten französischer und portugiesischer Historiker waren zur Vergleichung herangezogen worden; Olfers' Schrift war schon im Jahre 1838 erschienen. Der Stoff schlug in die Stimmung der Zeit, eben waren die Deutsch-Katholiken und die Lichtfreunde emporgekommen, die Bekämpfung der Jesuiten, ihres Einflusses und ihrer abscheulichen Lehren, wurde von der Regierung als eine Forderung der Bildung und der Volkswohlfahrt stürmisch verlangt. Pombal nun, der gewaltthätige und entschlossene Minister eines schwachen und und gutmütigen Königs, hatte Lissabon aus dem Schrecken des Erdbebens gerettet und den Orden Jesu aus Portugal verbannt. Um dies Äußerste aufzuhalten, hatten die Jesuiten Malagrida und Mathos sich in eine Verschwörung gegen den König Joseph eingelassen und mit einigen vornehmen Herren, die der König und sein Minister beleidigt, einen Mord geplant. In einer Nacht, als der König von seiner Geliebten heimkehrte, ward auf ihn geschossen. Aber die Verwundung war nur leicht, Pombal blieb Sieger, die Jesuitenpatres wurden hingerichtet. Welch ein unmöglicher Stoff für einen jungen Menschen, wenn er ihn mit dem Realismus unserer Gegenwart hätte behandeln wollen! Bei seiner Unkenntnis der Menschen und jener Zeit, des portugiesischen Hofes und Landes! Es wäre ein thörichtes und aussichtsloses Wagstück gewesen. Aber solche Hindernisse hielten mich damals nicht auf. Ich sah nur das allgemein Menschliche des Vorgangs, wie es sich in meiner und in der Seele meiner Zeitgenossen spiegelte. Ein heroischer, freisinniger Minister im Kampf mit den Ränken der Hofleute, dem Aberglauben des Volkes, den Kabalen

einer fanatischen Priesterschaft; ein liebenswürdig leichtsinniger König, eine schöne Dame, wie die Prinzessin von Eboli, ein eifersüchtiger Ehemann von hohem Range, düstere Mönche: das waren meine Figuren. Schiller's „Don Carlos“ lieh freundlich Farbe und Sprache, in einer Szene zwischen Pombal und dem Könige wiederholte sich das erste Gespräch zwischen Posa und Don Philipp. Nicht ein einziges Blatt besitze ich mehr von dem Schauspiel, kaum daß ich mich noch eines Dutzends seiner Jamben entsinne; aber ich glaube heute, wie ich damals glaubte, daß es trotz seiner geringen Originalität keine ganz verwerfliche Arbeit war. Es hatte den großen dramatischen Vorzug, daß es sich schnell hintereinander, nur drei Tage umfassend, abspielte und innerhalb der Akte keinen Dekorationswechsel eintreten ließ. Wahrscheinlich würde mir jetzt mein Held Pombal als eine schwächliche und traurige Nachahmung Posa's keine Freude bereiten, allein die Folgerichtigkeit und Schärfe in der Zeichnung des einen Jesuiten imponierten mir vielleicht, wenn auch nur als die Zeichnung eines zwanzigjährigen Menschen.

Auf die Bühne des Schauspielhauses kam mein Schauspiel nicht. Mit einem höflichen, „das Talent des Dichters“ anerkennenden Schreiben erhielt ich mein Manuskript zurück, doch erwarb es mir die Freundschaft einer begabten, verständigen Schauspielerin, die ach! zu früh für die Kunst und unsere Freundschaft aus der Welt scheiden sollte. Den Namen Bertha Unzelmann las ich zum ersten Male in einer Rezension, die der lange Saß, einer aus der Hippel'schen Tafelrunde, über die Aufführung des Hebbel'schen Trauerspiels „Maria Magdalena“ auf dem Leipziger Stadttheater geschrieben hatte. Mit warmem Lobe bedachte er die Darstellung der Künstlerin, die ich bald nachher in unserm Schauspielhause sah. Am 17. Mai 1847 trat sie hier als „Va-

lentine“ in Gustav Freytag's gleichnamigem Schauspiel auf. Dichtung und Künstlerin waren uns allen neu, mein junges Herz erfüllten sie mit schwärmender Bewunderung, die sich in verzückten Versen ausströmte. Wieder war der „Berliner Figaro“ so gütig sie abzudrucken und mit einem Blumenstrauß wanderten sie zu Bertha Unzelmann. Schwerlich würden sie Gnade vor ihren Augen gefunden haben, hätte sie Gustav Freytag, der zu der Aufführung seines Stückes von Leipzig herübergekommen war, nicht gelobt. So aber vermittelten Blumen und Verse eine Bekanntschaft, die sich fester knüpfte, als ich ihr mein Schauspiel, diesen guten Wechsel auf die Unsterblichkeit, mitteilte. Bertha Unzelmann war die Tochter einer wunderschönen, vielbeliebten Berliner Schauspielerin, die in zweiter Ehe einen Beamten des Finanzministeriums Werner geheiratet hatte; ich habe sie nur in sogenannten Mütterrollen, voll Anstand, Würde und Herzlichkeit auf der Bühne kennen gelernt, ein mittleres Talent, das niemals anstieß, aber auch niemals überraschte. Ihrem zweiten Manne hatte sie mehrere Kinder geboren, und in dem Hause in der Puttkamerstraße, wo Bertha Unzelmann bei ihren Eltern wohnte, herrschte ein heiteres, geistig angeregtes Leben. Es hieß, daß Bertha Unzelmann hauptsächlich auf Antrieb ihres Stiefvaters, der ihre ungewöhnliche schauspielerische Begabung erkannt und ausgebildet, zur Bühne gegangen sei. Von der Natur indessen war sie mit äußeren Mitteln nicht allzureich ausgestattet: die Mutter war immer noch schöner als die Tochter, und wenn ihre Stimme weniger Seele hatte als die Bertha's, so war sie dafür umso voller und kräftiger. Die Tochter kämpfte beinahe beständig mit einem Halsleiden, und nur ihre Jugend und ihre Energie ermöglichten ihr die Ausübung ihrer Kunst. Denen, die sie nicht gesehen, den sanften und ruhigen Reiz ihres Spiels

beschreiben zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen: er lag ganz und gar in der Mischung von Anmut und Klugheit, von wägendem Verstande und verhaltener Leidenschaft. Was sie that und sagte, im Hause wie auf der Bühne, war immer angemessen und liebenswürdig, immer durchleuchtet von dem Schimmer einer edlen Seele, immer nachzitternd von dem Schlage eines feurigen Herzens, aber bis zur hinreißenden Wirkung auf die Masse des Publikums reichte die Kraft doch nicht aus und auch nicht die Erscheinung. Schlank und blond, mit schwermütigen Augen, hatte Bertha Unzelmann ein fein geschnittenes Gesicht, aber keins, das sich in der Beleuchtung der Bühne siegreich behauptet und den Zuschauern eingeprägt. „Ein Adler in einem Gazekäfig" — so, wie Voltaire Frau von Epinay genannt hat, schwebt sie mir jetzt vor. Der Geist und das Herz waren zu groß und zu mächtig für die dünne leibliche Hülle. Schon im Jahre 1849 verließ sie mit ihrem Verlobten, dem bekannten Heldenspieler Joseph Wagner, die Berliner Bühne: verheiratet haben beide einige Jahre zusammen im Burgtheater zu Wien gespielt; sie, soviel ich später erfahren, ohne lebendigeren Erfolg, bald von der tückischen Krankheit aus ihrer Kunst herausgedrängt. 1858 ist sie gestorben, klanglos beinahe, Titus Ulrich und ich haben ihr damals einen kurzen Nachruf gewidmet, aber im Reiche Melpomenens hat sie keine leuchtende Spur hinterlassen.

Eine desto leuchtendere in meiner Erinnerung. Wenn ich durch die stille Puttkamerstraße an dem Hause vorübergehe, wo sie gewohnt hat, mache ich heimlich das Zeichen des Segnens nach dem Fenster hinauf, wo wir so oft nebeneinander gestanden. Wie könnt' ich den stillen Einfluß ihrer edlen Weiblichkeit, ihrer holden Sinnigkeit auf mein Gemüt und meine Bildung jemals vergessen, die vielfachen und doch

nicht in Worten auszudrückenden Anregungen, die Erziehung zum Guten und Schönen! Jahre lang, nachdem wir durch ihre Verheiratung und ihre Entfernung nach Wien auseinander gekommen waren, ist sie mir etwas wie jene heilige Agathe in der Bildergalerie zu Bologna geblieben, vor der sich Goethe gelobte, seine Iphigenie nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte. Ein letzter Nachklang von ihr lebt in der Heldin meines ersten Romans „Vanitas“, den ich 1860 geschrieben: Diana am Klavier ist sie, den Namen Diana borgte sie von Walter Scott's Diana Vernon, meinem Lieblinge von frühester Jugend her. Sie hat mir während unsers Verkehrs zwei Bücher in die Hand gegeben, ohne die ich vielleicht doch, trotzdem Anlage und Schicksal mich darauf hinwiesen, kein Schriftsteller geworden wäre: Stifter's „Studien“ und Titus Ulrich's „Hohes Lied“. Die Naturschilderungen meiner ganzen ersten Periode stehen im Banne Stifter's: ich sah mit seinen Augen, ich hörte mit seinem Ohr. Tieck's Waldeinsamkeit und mondbeglänzte Zaubernacht, die zu finden mein Gemüt mich in den Tiergarten auf einsamen Wanderungen hinaustrieb, waren im „Hochwald“, in der „Narrenburg“ gleichsam aus dem Verschwimmenden und Dämmernden der bloßen Vorstellung in eine bestimmte Landschaft mit den verschiedensten Zügen und Einzelheiten der Wirklichkeit hinübergerettet. Mich entzückte ebensosehr die Feinheit und Genauigkeit der Stifter'schen Detailmalerei, wie ihr farbiger Glanz; seine Kenntnis der Bäume und Gräser, der Vögel und Insekten, der Blumen und der Sterne ebensosehr, wie die Sinnigkeit seiner Naturbetrachtung. Völlige Herrschaft indessen gewannen die „Studien“ erst einige Jahre später über mich, als ich in der Dresdener Galerie die Meisterwerke Ruysdael's und Everdingen's und draußen im Freien, in den Thälern, Schluchten

und Bergen der sächsischen Schweiz, in dem breiten Strome eine stolzere und mannigfaltigere Landschaft kennen lernte und nun Bild, Schilderung und Wirklichkeit im harmonischen Zusammenklang für mich in eins verschmolzen.

Zunächst übte das „Hohe Lied“ die stürmischere Wirkung. In gedankenreichen, wohllautenden Versen atmeten hier Wunsch und Sehnsucht nach der idealischen Freiheit. Aus den Irrungen und Trübungen des Lebens, aus dem Labyrinth der Philosophie, aus der Verzweiflung des Herzens erhob sich die Hoffnung auf die Zukunft, das unverjährbare und unverlierbare Recht des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung als leuchtendes Gestirn: „Hoch, flattre hoch mein Banner! Sei's einem Heer zur Schlacht, sei's einem Pilgerzuge durch's letzte Grau der Nacht! In's heil'ge Land! Ob fern auch, fern hinter Berg und Thal — dort glänzt der großen Zukunft alleinziges Ideal!“ Gewiß — es giebt nichts Unwirklicheres als dieses „heilige Land“, als diese Begeisterung in's Blaue hinein, es ist die Wunderblume, die Heinrich von Ofterdingen suchte, hier mit dem Namen Freiheit getauft; aber wir Achtundvierziger sind aus dieser für Real-Politiker und Real-Dichter gegenstandslosen Schwärmerei und Sehnsucht hervorgegangen, und bis zuletzt werden diese Verse meines Lebens und Strebens Inhalt in einem verklärten Ausdruck, wenigstens für mich, zusammenfassen. Persönlich bin ich damals Titus Ulrich nicht nahe getreten, allein im Geiste war ich sein eifrigster Jünger. Eine ganze Anzahl Gedichte schrieb ich frei nach dem „Hohen Liede“ und berauschte mich und die Freunde an ihrem „Tiefsinn“ und ihrem Trompetenklang. Später, als sie längst in Flammen aufgegangen waren, kam ich einmal mit Karl Gutzkow in ein Gespräch über unsere damals neueste Lyrik: Amaranth, Was sich der Wald erzählt — und wie die andern Marzi-

pangedichte, die auf keinem Geburtstag- oder Weihnachtstische fehlen durften, hießen. Vereint machten wir uns darüber lustig, und er entwarf in scharfen Zügen ein Bild der lyrischen Poesie, wie sie in unserm Zeitalter sein sollte: nicht Gefühlständelei und Wortgeklimper, sondern Geistes- und Gedankendichtung, so daß ich an meine Nachahmungen Titus Ulrich's gedachte und eins meiner Gedichte, das mir noch im Gedächtnis geblieben war, recitierte. „Von Dir?" fragte Gutzkow und strich sich mit zwinkernden Augen den Bart. „Gedankenvoll ist es schon, aber noch mehr langweilig. Schreib' Du Prosa, da klingt alles bei Dir noch einmal so natürlich." Seitdem hab' ich es endgiltig aufgegeben, in die Lyrik hineinzupfuschen.

In diesem Verkehr, über diesen Studien und Versuchen, die alle von dem nächsten Ziele, dem Abiturienten-Examen, absahen und in die Dichtung hineintrachteten, brach das tolle Jahr an. Nicht nur die Natur, auch die Menschheit weckte jener Frühling aus einem langen Winterschlafe. Eine allgemeine Erneuerung stand bevor: der Staaten, der Sitten, der Künste. Lebhafter floß das Blut auch des Trägsten, wie in einem Rausch zogen alle die Straßen auf und ab. Selbst die, welche die Bewegung im Innersten verabscheuten, wurden wie der König Friedrich Wilhelm IV. von ihrer unwiderstehlichen Strömung in den ersten Tagen mit fortgerissen; sie gaben es auf, sie zu bändigen, und die Ehrgeizigen unter ihnen strebten danach, sich an ihre Spitze zu stellen. Schöner, als wir sie uns ausgemalt, war die Freiheit aus den Rauch- und Feuerwolken einer blutigen, aber kampffrohen und todesmutigen Nacht hervorgetreten an einem strahlenden Sonntagmorgen, alle bekannten sich zu ihr, niemand weigerte ihr die Huldigung. Im Schauspielhause erschienen die königlichen Schauspieler, als sie am Dienstag den 21. März „Nathan

den Weisen“ aufführten, mit schwarzrotgoldenen Kokarden an ihren Gewändern. Aus ihrer Werkstatt und ihren Läden stiegen die Kleinbürger, von unseren Büchern, aus den engen Schulzimmern wir Jungen auf die Straße hinaus. Kranzler's Ecke, die Volksversammlungen, die Rottierungen erst im Kastanienwäldchen vor der Singakademie und dann auf dem Gendarmenmarkte bei der deutschen Kirche vor dem Schauspielhause — den beiden Häusern, in denen nacheinander die National-Versammlung tagte — der politische Klub in jenen Räumen, die jetzt nach seltsamen Wandlungen das Konzerthaus in der Leipzigerstraße geworden sind — wurden auch für mein Leben bestimmende Momente. Was wir Jünglinge im letzten Grunde verlangten? Wer von uns hätte darauf antworten oder gar ein radikales Programm darüber aufstellen können! Wir wollten Alles und Nichts, eine neue Welt, ein goldenes Zeitalter. Ein konstitutionelles Königtum, eine deutsche Republik, die gemütliche Anarchie, Demokratie, freie Liebe und Proudhon's „Eigentum ist Diebstahl“ — wir hörten all die Schlagworte der Zeit, aber ich möchte nicht behaupten, daß wir mit einem einzigen eine klare Vorstellung verbunden, daß wir uns auf ein einziges eingeschworen hätten. Ihr Zusammenklang wirkte bacchantisch auf uns, etwas Namenloses und Zielloses war in der Jugend und in den Massen entfesselt worden und tobte sich mit elementarer Gewalt aus. Gerade der Mangel jedes zweckbewußten politischen Gedankens und jedes Strebertums macht die Bewegung jener Frühlings- und Sommertage für mich heute noch so unbeschreiblich schön und töricht. Zu nichts Besserem als zu einem herrlichen Feuerwerke wurde eine unermeßliche Kraft verpufft. Diejenigen, die es nicht gesehen haben, mögen mit Recht gegen die großen Kinder eifern, die ein Vermögen in Raketen, Schwärmern und Leuchtkugeln verknallten; für uns aber, die

wir nicht nur Zuschauer, sondern Mitspieler dabei waren, hat es nie wieder ein ähnliches Schauspiel, einen ähnlichen Himmelsflug zum Ideal gegeben. Wie hätte ein Dichter, und als solcher fühlte ich mich zweifelsohne, diesen Sturm und Drang, ohne ihn im Gedicht festzuhalten, vorüberbrausen lassen können! Lyrisch-epische Gedichte, bald an Barbarossa im Kyffhäuser, bald an Thomas Münzer und den Bauernkrieg anknüpfend, entstanden; heute wurde die rote Fahne und morgen Catilina's Tod besungen. Der leidenschaftlich schwüle Hauch, der mich aus Louise Aston's „Wilde Rosen“ angeweht — Rosen, so glühend und so abenteuerlich, wie sie kein deutscher Frühling wieder gezeitigt hat — ließ auch in meiner Phantasie seltsame Knospen aufspringen, die eine und die andere entfalteten sich in ihrer ganzen Pracht und Tollheit im „Figaro“, der für mich so gefällig war, wie nur je der echte Figaro für den Grafen Almaviva. Leider weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht, ob er meine Gedichte druckte, weil sie ihm so bedeutend erschienen wie mir, oder weil sie ihm nichts kosteten. Als erfahrener und längst entnüchterter Journalist glaube ich das letzte; sie waren meist sechs Fuß lang und füllten eine größere Grube, als die kleinen Notizen, die er sich mühsam zusammensuchen mußte. Auch ein Drama ward in wenigen Wochen geschrieben; lebten und handelten wir doch alle wie im Fieber, ging doch unser Puls noch einmal so schnell wie früher! Der Titel zeigt schon seinen Inhalt an: „Wappen und Gold“ hieß es und spielte in einem phantastischen italienischen Herzogtume. Es war in Prosa geschrieben, wieder straff und knapp geordnet, das Zeitmaß weniger Tage nicht überschreitend, schärfer und lebendiger in der Charakteristik als „Pombal“, mit einer bedeutsam hervorspringenden Frauengestalt, einer Sängerin, die natürlich für Bertha Unzelmann bestimmt war, aber unwahrscheinlich in

seiner Fabel und zu rhetorisch in seiner Sprache. Den Freunden freilich gefiel sie, und aus dem Gesichtswinkel der polischen Romantik betrachtet, mochte sich das Ganze stattlich ausnehmen; ob es das Licht der Lampen ertragen hätte? Diese Frage zu stellen, ersparte mir vermutlich ein freundliches Geschick.

Während mir die heiß bestürmte Pforte des Theaters verschlossen blieb, öffnete sich mir die des Journalismus beinahe ohne Anklopfen. Im Herbst des tollen Jahres gehörte ich zu den Mitbegründern einer Zeitung. Unter den Frauen, die den demokratischen Klub besuchten, rote Federn an den Hüten, befand sich auch Louise Aston. Sie war aus Schleswig-Holstein bei der Auflösung der Freischaren, die Wrangel als ein Hindernis seiner Kriegführung bezeichnete, nach Berlin gekommen. Wer mich ihr vorstellte und bei welcher Gelegenheit, ist meinem Gedächtnis entschwunden; es war im September 1848. Wir sind rasch gute Kameraden geworden. Sie war eine auffallend schöne Erscheinung, feingliedrig, mit dem lieblichsten Munde, mit dunkelbraunen Haaren und dunklen Augen, die zwischen Melancholie und Lust hinschmachteten, aus Sinnlichkeit und Diakonissentum gemischt. Sie hat bekanntlich später einen Arzt geheiratet, und während des Krimkrieges wurde erzählt, daß sie sich in den russischen Lazareten als hilfreiche Krankenpflegerin bewährt habe. Möglich, daß es nur Sage war, aber sie war aus dem Wesen Louisens heraus erfunden. Darin täuschte sie den Bewunderer ihrer Gedichte nicht, daß sie leidenschaftlich und waghalsig wie diese, immer im Feuer und zu jedem Abenteuer geneigt war. Tief und reich war ihre Unterhaltung nicht, der Kreis ihrer Bildung beschränkt, allein ihre sprühende Lebhaftigkeit, das Gefunkel ihrer ganzen Persönlichkeit verhüllte alle Mängel und entzückte mich stets von Neuem. Sie wohnte in dem

engbrüstigen Hause der Französischen Straße, das die Nummer 22 trägt und heute wie damals im hohen Erdgeschoß die berühmte Hase'sche Weißbierstube enthält, im zweiten Stock, in niedrigen, für eine emanzipierte Dame lauschig und behaglich eingerichteten Zimmern. Hier ist „Der Freischärler" gegründet worden, kurz vor dem Einzug der Truppen in Berlin und der Verbannung der Nationalversammlung nach Brandenburg. Hirsemenzel, der später in der Advokatur der Hauptstadt eine Rolle spielen sollte, und ich waren die Taufpaten und die Hauptmitarbeiter des „roten" Blattes. Noch unter dem Belagerungszustande habe ich zwei freche Artikel, Revolutionslyrik in Prosa, dafür geschrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie Niemand, außer uns Dreien — Louisen, Hirsemenzel und mir — gelesen, denn Abonnenten hatten wir schwerlich. Auf einen Wink der Polizei verließ Louise Aston um die Mitte des November Berlin, und ich habe sie nur noch einmal auf eine flüchtige Stunde im März 1849, als sie heimlich in die Hauptstadt gekommen war, wieder gesehen. Lange habe ich eine Locke ihres braunen Haares, die sie mir damals, wo wir ahnungsvoll Abschied auf immer nahmen, schenkte, in treuem Gedenken bewahrt; jetzt finde ich sie nicht mehr, so wenig wie ein Blatt von dem „Freischärler" und ihren „Wilden Rosen". Ach, wie so bald verlieren sich Locken und Bänder, Veilchen und Liebesbriefe und mit ihnen Jugend und Hoffnung, Freiheit und Ruhm! Aber auf der anderen Seite ist es gut, daß die Blüte verweht, wenn ihr Duft dahin ist.

Das Jahr 1849 war für uns alle ein furchtbarer Himmelssturz: Ungarn lag gebändigt am Boden, in Dresden, in Baden und in der Pfalz wurde der Aufstand mit geringer Mühe niedergeworfen, die Italiener hatten die Schlacht bei Novara verloren, im Elysée-Palast zu Paris setzte sich Louis

Napoleon als Präsident fest, eine dumpfe schwere Wolke, die zehn Jahre auf uns lasten sollte, lagerte sich über Deutschland. Auf einer großen Landpartie begrub die liberale Partei in Berlin ihre Hoffnungen. Nach der Auflösung der zweiten Kammer und der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone, im Ausgang des April, hatten die Liberalen beschlossen, sich nicht mehr bei den Neuwahlen zu beteiligen, und am Wahltage zogen sie in dichten Scharen zu allen Thoren hinaus. Wir aus der Friedrichstraße nach den Pichelsbergen, im rechten Galgenhumor. Die wildesten Reden wurden draußen unter den Kiefern gehalten und auf den Untergang der schnöden Welt unzählige Bierseidel geleert, aber uns allen war trübe um's Herz. Gar viele mochten mit mir in dem allgemeinen Himmelssturz den eigenen schmerzlich empfinden. Was hatte mir all' mein Ringen und Dichten genutzt? Drei Schauspiele, Hunderte von Gedichten in allen Tonarten — welcher Aufwand von Mühe, Arbeit und schlaflos hingebrachten Nächten, und wozu, wofür? Jeder, der diese Sachen gelesen, unbestochene, strenge Beurteiler, wie wohlwollende Freunde, hatte Feuer, Kraft und Talent darin entdeckt; allein keine Bühne zeigte sich bereit, meine Stücke aufzuführen, kein Buchhändler, meine Gedichte in einem stattlichen Bande herauszugeben. Schmählich waren meine Aussichten auf Dichterruhm und Dichtersold betrogen worden, und unter dem Druck dieses Mißerfolges erschien mir mein ganzes Treiben und Streben nichtig und kindisch. Ich trat in das Alter, wo man sich zu fragen pflegt: Was soll aus dir werden? Welche Zukunft schwebt dir vor? Bei meiner Mittellosigkeit konnte mir die Wahl nicht schwer fallen. Zu einem Theologen hatte ich keinen Tropfen Blut in meinen Adern, so blieb mir der Lehrerstand als die einzige Möglichkeit einer geordneten und gebildeten Existenz. Mit einem Eifer, als hätte ich ein Unrecht gegen die Wissenschaft

zu sühnen, stürzte ich mich in die Studien. Ich versäumte kein Kollegium, ich war der fleißigste Besucher des Lesesaales in der Bibliothek. Spärlich floß die Quelle der Dichtung, es war, als hätte der aufgewirbelte Staub schweinslederner Folianten sie getrübt und eingetrocknet. Geschichte und Philosophie standen im Mittelpunkt meiner Arbeiten, Ranke und der früh verstorbene Guhl, dem wir das lehrreiche, anregende und zugleich unterhaltende Buch „Künstlerbriefe" verdanken, Hotho und Werder wurden meine Lehrer und unwillkürlich meine Vorbilder. Nicht bloß die Dichtung führte also auf den Parnaß, wie ich bisher geglaubt, auch die Wissenschaft leitete zu seinem Gipfel empor. Ich machte etwas wie die Umkehr Schiller's durch. Aus einem Dichter wollte ich ein Historiker werden. In seiner Vollkraft strömte damals Ranke gleichsam von Ideen, Einfällen und Anregungen über; man konnte nicht zu seinen Füßen sitzen, ohne von einem Hauche seines Geistes berührt, von seinem Glanze umschimmert zu werden; nicht in seinen Büchern lesen, ohne ein Zucken im eigenen Herzen zu empfinden. Diese ernsten und herben Freuden der Wissenschaft waren übrigens die einzigen, die ich während meiner Studentenzeit genoß. Um eine andere Universität als die Berliner zu besuchen, war ich zu arm; durch mühseliges Erteilen von Privatstunden erwarb ich mir über das Notwendige hinaus ein kleines Taschengeld, um nicht völlig auf den Besuch des Theaters und der Spargnapani'schen Konditorei unter den Linden verzichten zu müssen. Über der Stadt, jede freiere Regung unterdrückend, schaltete die Pascha-Willkür Hinckeldey's, alle Schichten des Volkes zersetzte das nichtswürdige Denunziantentum, frech erhobenen Hauptes schritt es in den Hallen der Universität umher. Wohl hatte ich Freunde und erlebte manch kleines Abenteuer und manchen lustigen Abend, aber im Vergleich zu den Entzückungen der

vergangenen Jahre dünkten sie mich farblos und duftlos. Noch einmal wagte es der Poet in mir, den harten Druck und die noch bitterer empfundene Nüchternheit meiner Lage abzuschütteln. Heinrich Laube, der eben ernannte neue Direktor des Burgtheaters in Wien, hatte bald nach dem Antritt seiner Stellung im Jahre 1850 ein Preisausschreiben für das beste Lustspiel erlassen. Auch ich beteiligte mich bei dem Wettkampf. Die Handlung der Komödie „Wie im goldenen Zeitalter“ war nicht ungeschickt erfunden, nur daß sie nicht in irgend einer Wirklichkeit, sondern in einem Operettenreiche spielte; die Figuren hoben sich nicht übel von einander ab, doch waren sie viel zu einseitig auf das Symbolische gestimmt, um als echte humoristische Charaktere wirken zu können. Die Absicht ging dahin, die sich bekämpfenden politischen und gesellschaftlichen Mächte am Vorabend der großen Revolution in freier Phantastik — halb unbewußt mochten mir die Tieck'schen Märchenkomödien vorschweben — zu schildern. Daß die Preisrichter über das wunderliche Werk, so bühnengemäß es sich äußerlich stellte, ohne Verwandlungen und ohne Zeitsprünge, den Kopf geschüttelt haben, begreife ich vollkommen; allein ihr Beschluß, es nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung zu würdigen, war für mich der Tropfen, der den Becher meines Unmuts und meiner Kümmernisse überlaufen ließ. An einem Winterabende des Jahres 1851 verbrannte ich meine sämtlichen Manuskripte; nur weniges, was zufällig im Besitz der Freunde war, wurde gerettet und ist wieder zu mir zurückgekehrt, ein oder zwei Dutzend Gedichte und das „tiefsinnige“ Trauerspiel „Wappen und Gold“. Merkwürdig, daß diese beiden Gegensätze noch heute sich bekämpfend die Welt regieren; keiner von uns hätte in der Maienblüthe von 1848 dem „Wappen“ eine solche Widerstandskraft und Lebenszähigkeit zugetraut.

So war es denn entschieden und den Musen der Abschied gegeben. Ohne rechts oder links zu blicken, büffelte ich zwei Jahre, bestand das Doktor- und das Oberlehrer-Examen und absolvierte mein Probejahr auf derselben Dorotheenstädtischen und Friedrichstädtischen Realschule, von der ich ausgegangen war, unter dem Direktorat des alten Krech. Täglich begegnete ich auf den Treppen und in den Korridoren des Schulgebäudes dem verehrten Lehrer und Freunde Köppen, als Leid- und Schicksalsgenossen drückten wir uns die Hände — mit einem Druck, in dem sich die völlige Enttäuschung und die hoffnungslose Entsagung aussprachen. Dahin war der Geist und die Freiheit, das Phlegma und die Philisterhaftigkeit waren geblieben. Aller Politik und Revolutionsschwärmerei müde, hatte sich Köppen den Buddhistischen Studien zugewandt und trieb sie mit dem Eifer und der Geheimniskrämerei eines Alchimisten. Erst bei dem Erscheinen seines Buches „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung“, im Jahre 1857 erfuhr ich, was ihn so andauernd und so mächtig beschäftigt hatte. Durch die neueren, immer fortschreitenden Forschungen und noch mehr durch das Meisterwerk Hermann Oldenberg's „Buddha“ ist Köppen's Schrift in den Schatten gedrängt worden; um auf ein größeres Publikum zu wirken, fehlte ihr die Leichtigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Aber er geizte nicht nach litterarischem Ruhme; er suchte in dem Buddhismus eine Art Trost und Beruhigung für die Enttäuschungen des Lebens, etwas wie ein letztes Asyl des freien Geistes gegen die Muckerei der Reaktion. Daß aus dem Atheismus und Nihilismus des Buddha sich die formen-, gebet- und heiligenreichste Religion entwickelt hat, reizte eben so sehr seine Phantasie wie seine Ironie: ein Mann, der die Menschheit von den Göttern befreien wollte, endete damit, selber für Hunderte von Millionen zum Gott zu werden. Ich

habe stets gedacht, daß er mich damals 1853 für zu jung gehalten hat, um die Weihe dieser Mysterien zu empfangen: einem andern Manne war es bestimmt, meinem Leben damals die entscheidende Wendung zu geben.

In demselben Hause mit mir, in der Friedrichstraße, wohnte die Buchhändlerfamilie Simon: eine Wittwe, eine liebenswürdige, gute und heitere Frau, mit vier Kindern. Ihr verstorbener Mann hatte mit dem bekannten Antiquar Asher, der dem Brittischen Museum so manchen seiner bibliographischen Schätze verschafft hat, die noch heute bestehende angesehene Buchhandlung A. Asher u. C. unter den Linden begründet. In inniger Anhänglichkeit schloß sich der älteste Sohn Heinrich an mich an. Er war Buchhändlergehilfe, und unser Gespräch drehte sich oft genug um die neuesten Erscheinungen, um den Inhalt der litterarischen und belletristischen Zeitschriften. Zwei von ihnen gefielen uns besonders: Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und das „Bremer Sonntagsblatt“. Eine hingeworfene Äußerung Heinrich's: warum ch denn nie etwas für diese Blätter schriebe, ermutigte mich zu einem Versuche. Aus dem Kreise historischer Dinge, mit denen ich von meiner Doktordissertation — „über die ersten Geschichtschreiber der sizilianischen Vesper“ — her vertraut war, entnahm ich die Stoffe zu einigen kleinen Skizzen, über Manfred's Tod bei Benevent, über eine merkwürdige Frau Macalda von Lentini, die in dem sizilischen Aufstand eine Rolle gespielt, und schickte sie ohne große Erwartungen den Redaktionen zu. Beide antworteten umgehend und drückten den Wunsch nach weiteren Mitteilungen aus, Gutzkow in einem Briefe, der mir die Röte des Stolzes in die Wangen trieb. Es war im Sommer 1853, daß ich in einem so bescheidenen Aufzuge in die deutsche Litteratur eintrat, nicht als strahlender vielumjubelter Dichter, sondern als Hand-

werksbursche des Journalismus, der die Spuren einer mühseligen Wanderung innen und außen trug.

Neue Sendungen erfuhren dieselbe freundliche Aufnahme, mit Gutzkow knüpfte sich ein lebhafterer Briefwechsel an. Als er im März des Jahres 1854 eine Woche in Berlin zubrachte, sprach ich ihn zum erstenmale. Er wohnte im Hotel de Rome. Ein Mann in der Kraft des Lebens, von gedrungener Gestalt, an jenem Tage mit einem geistvollen Lächeln und einem Schimmer des Glückes auf den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, die Augen graublau, durchdringend, der Kopf von dichtem Blondhaar umgeben, energischen Ganges, in lebhafter Rede, trat er mir entgegen. Daß er etwas auf sich hielt und das Bewußtsein seiner Bedeutung und seines Ruhmes hatte, zog mich im ersten Augenblick an: ich habe die Leisetreter nie leiden mögen, die immer darauf warten, daß der Andere sich in Huldigungen erschöpfe. Gutzkow war, trotz einer leisen Neigung zum Schauspielerischen in seiner Kleidung, Haltung und Geberde, ein ganzer Mann, der Achtung einflößte, nicht nur für sich, sondern auch für seinen Beruf. Ich wußte, aus welchen kleinbürgerlichen Verhältnissen er hervorgegangen war — mit Auerbach hätte ich sagen können, daß in der Dorotheenstraße die Sage von Gutzkow ging; was er erreicht hatte, sollte es mir zu erklimmen und zu erobern unmöglich sein? Ob der Gedanke, der mich durchzuckte, in meinen Reden einen verschleierten Ausdruck gewann, ob ihn Gutzkow mit seinem unvergleichlichen Spürsinn in meinem Atem witterte — ich weiß es jetzt nicht mehr zu sagen. Aber ich merkte, daß mein Wesen ihm wohlgefiel, daß meine Bestimmtheit und mein Wissen ihm imponierten. Er bat mich, seinem Blatte treu zu bleiben, und lud mich ein, ihn während des Sommers in Dresden zu besuchen. Unser Gespräch hatte wohl eine Stunde gedauert, mit einem langen Hand-

druck schieden wir von einander. Dieser Handschlag besiegelte unsere Freundschaft und mein Schicksal. Als ich tief aufatmend, im Nachklang des eben Vernommenen, unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit, die Linden zum Brandenburger Thore entlang ging, reifte der Entschluß in mir, nur der Litteratur zu leben, in ihr mein Glück und meinen Beruf zu suchen. Es war einzig eine Frage der Zeit für mich, wann ich die Fesseln des Magistertums abstreifen würde. Der deutsche Schriftsteller nimmt im Leben der Nation keine höhere Stellung ein und kann im Durchschnitt keinen höheren Ehrensold beanspruchen als der Gymnasiallehrer; aber er hat ein unschätzbares Gut vor demselben voraus: die Freiheit. Lange bevor ich dieses Wort aus Adolf Stahr's Munde hörte, hatte ich es erlebt.

Karl Gutzkow.

Februar 1879.

Als ein seltsamer tragischer Tod Karl Gutzkow in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1878 aus diesem Leben gerissen hatte — ein Tod, der unwillkürlich an das Ende seiner Lieblingsfiguren, Hackert's und Lucindens, erinnern mußte — schien eine Binde von den Augen der Zeitgenossen gefallen zu sein. Alle stimmten plötzlich in der Anerkennung und Bewunderung des großen Schriftstellers überein. Je kleiner in Gutzkow's letzten Lebensjahren der Kreis der Teilnehmenden und Verehrer um ihn geworden war, desto größer schwoll das Leichengefolge derer an, die ihm einen Kranz in das Grab nachwerfen wollten. Der Versöhner Tod hatte einmal wieder seines Amtes gewaltet. Gutzkow's letzte bedeutendere Arbeit, „Dionysius Longinus oder: Über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Litteratur", war eine Streitschrift heftiger Art gewesen; in der Haltung eines Kämpfers war er gestorben: „etwas wie Trotz lag in seinen Gesichtszügen," schreibt der Sohn von dem Ausdruck des Toten. Wollte man nur auf all' die Stimmen der Verherrlichung und des Lobes hören, die jetzt über das Grab schollen, so hatte Gutzkow mit der ganzen litterarischen Mitwelt in Frieden gelebt und war von ihr als das gefeierte Haupt der Epoche geschieden. Wie anders die Dinge lagen, weiß jeder, der Gutzkow's Lebensgang kennt. Siebenundvierzig Jahre eines unablässigen litterarischen Ringens und Fechtens sanken

mit ihm in's Grab, wie er durch das Dasein gewandert, ging er aus demselben hinaus: ein außerordentlicher dämonischer Mensch, einer, der jenen Ausruf aus der Vorrede des „Zauberers von Rom“: „Stelle doch, du gefallenes Titanengeschlecht, Menschheit genannt, dem Weltenrichter einst große Aufgaben! Sprüche urtiefer Weisheit fallen am jüngsten Tage, nicht Schulzensuren“ . . . recht wohl, in bescheidener Verkürzung, auf sich anwenden durfte.

Die Fülle dessen, was Gutzkow geschrieben — auch nur dessen, was in Bänden gesammelt vorliegt — ist erstaunlich. Nur wenige werden sich rühmen können, die Hälfte davon gelesen zu haben. Ohne eine Kenntnis dieser Schriften aber, die sämtlich, in welcher Form sie auch erscheinen mögen, auf das innigste mit den Stimmungen und geistigen Strömungen der Zeit ihrer Entstehung verknüpft sind, ist eine eingehende Schilderung der litterarischen Stellung, Thätigkeit und Bedeutung Gutzkow's nicht möglich: weit über den Rahmen eines Essays würde jeder Versuch einer solchen Darstellung hinausreichen. Ein litterarisches Gesamtbild Gutzkow's müßte, wenn es annähernd die Wirklichkeit wiederspiegeln wollte, zugleich eine Geschichte der politischen Bewegungen von der Julirevolution bis in die Mitte der fünfziger Jahre hinein, eine Geschichte des deutschen Theaters und der deutschen periodischen Presse sein: eine Aufgabe, welche die Folgezeit ohne Zweifel besser lösen kann als wir. Dafür haben wir einen anderen Vorzug vor ihr: wir haben den Menschen gekannt. Das Bild der menschlichen Persönlichkeit, das wir mit größerer oder geringer Ähnlichkeit aus den Werken erlauchter Geister entwickeln, entbehrt in den meisten Fällen der vollen Leibhaftigkeit. Mühsam fügt der Fleiß, der Scharfsinn der Nachkommen einzelne Steinchen, vergessene Notizen, Urkunden, Anekdoten, Briefe zu einem musivischen Gemälde

zusammen. Aber dem Ganzen fehlt die Seele, der Abglanz des Lebens. Niemand kann sagen, wie Shakespeare war. So viel Biographen Voltaire gefunden, von Condorcet bis David Friedrich Strauß, keiner hat ihn im Geiste und vor der Phantasie des Lesers wieder lebendig zu machen gewußt. Die feinste und sauberste Darstellung der Späteren, in der, vom historischen und kritischen Standpunkt aus, kein Irrtum sich findet, erreicht an Frische und Unmittelbarkeit des Bildes nicht entfernt die schmucklosen, hingeworfenen Aufzeichnungen der Zeitgenossen. In „Wahrheit und Dichtung" hat die Forschung Gedächtnisfehler, Verwechselungen, Irrungen oft wunderlicher Art vielfach nachgewiesen, aber was wüßten wir trotz all' unseres Wissens von dem jungen Goethe, wenn wir diese Bücher nicht hätten? Eine Darstellung des Menschen Karl Gutzkow wird in dieser Hinsicht allen willkommen sein, wenn nicht mehr, wird sie immerhin einen Baustein zu seinem künftigen Denkmal abgeben.

Von allen litterarischen Plänen und Entwürfen, die wir beide in unseren guten Tagen, in den fünfziger Jahren, auf der Brühl'schen Terrasse, auf einsamen Spaziergängen und Fahrten weit in die Umgegend Dresdens hinaus, mit leicht beweglicher Phantasie ersannen und besprachen, sind es zwei, deren Nichtvollendung ich am tiefsten bedauere. Lange hat sich Gutzkow damals mit dem Julianus Apostata-Stoff getragen; wiederholt versprach er mir, nach dem Abschluß des „Zauberers von Rom" sein Leben zu beschreiben. Weder zu der Tragödie des letzten Heiden im Kaisermantel noch zu der Darstellung seines eigenen Lebenslaufes ist er gekommen. Was er uns von demselben erzählt hat, ist bruchstückartig geblieben. Ein Buch, das anmutigste für mich, das er geschrieben, vielleicht weil uns derselbe mütterliche Boden Berlins erzeugt: „Aus der Knabenzeit", schildert in gefällig humoristischer

Färbung die alte Stadt, ihre Bewohner, den Familienkreis, in dem das Kind aufwuchs, seine Leiden und Freuden in dem ersten Jahrzehnt seines Daseins, 1811—1821, so anschaulich und treu, so herzig und schelmisch, daß mir damals und noch jetzt in diesen Blättern das beste und zugleich originalste Fundament einer Gutzkow-Biographie zu liegen scheint. Die Fortsetzung, die er später, im Jahre 1875, veröffentlichte, „Rückblicke auf mein Leben“, zeigt schon in ihrem Titel, daß es ihm bei diesen Aufzeichnungen um eine künstlerisch geordnete Erzählung, um objektive Schilderung nicht zu thun war. Der herbe Ton des Buches, die beständige Kritik von Menschen und Dingen, Verwahrungen gegen die Darstellung und das Urteil anderer, der Neid auf fremde Leistungen und fremdes Glück, der Verfolgungswahn, der ihn beherrschte, machen das Buch, wie die letzten Bücher der Rousseau'schen Bekenntnisse, zu einer verstimmenden Lektüre, zu einer historischen Quelle, deren Verwertung nicht ohne beständige Kritik möglich ist. Es handelt sich nicht um die Richtigkeit der mitgeteilten Thatsachen allein, sondern zumeist um die Färbung, welche ihnen Gutzkow giebt. Ich hebe nur zwei Dinge hervor.

Seinem Verhältnis — warum soll es nicht gesagt werden? seiner leidenschaftlichen Liebe zu Therese von Bacheracht, die sich durch einen Brief Theresens am zweiten Tage nach der Niederlage seines Stückes: „Die Schule der Reichen“, im Januar 1841 in Hamburg anknüpften, widmet er zwei Seiten, kalte, kühle Seiten — nicht einmal voll unterdrückter Leidenschaft. Und doch ist diese Frau in den Jahren 1842 — 1849 von dem entscheidendsten Einfluß auf die Entwickelung seines Talents gewesen. „Das Urbild des Tartüffe“ und „Uriel Acosta“ sind nicht unter ihrem Einfluß, doch in der geistigen Atmosphäre, die von ihr ausströmte, entstanden und gereift. Durch „Die Ritter vom Geiste“ klingt das Echo dieser Liebe.

Wie tief in ihnen beiden, auch nach der Trennung, die gemeinsam verlebten Tage nachwirkten, wie mächtig sie von einander erfüllt waren, mögen folgende Thatsachen bezeugen. Therese von Bacheracht ist im Zorn von Gutzkow geschieden; von ihrem Gatten, dem russischen Generalkonsul in Hamburg, lebte sie geschieden, nach dem Tode von Gutzkow's erster Frau wünschte sie eine Heirat mit ihm. Gutzkow wich aus; nach einer heftigen Szene verließ sie Dresden und vermählte sich mit dem niederländischen Obersten von Lützow, einem ihrer Verwandten. Sie begleitete ihn nach Java und ist dort gestorben, in der Hand der Sterbenden fand man — „Uriel Acosta", das letzte Buch, in dem sie gelesen. Ich erfuhr die Einzelheiten dieser Geschichte von Gutzkow, auf einer Fahrt nach Tharandt, an einem Julinachmittag des Jahres 1856. Wir saßen allein im Koupee, und ich weiß nicht, woher die Veranlassung kam — ich rezitierte, ahnungslos, an welche Wunde ich rührte, eins der gedankenreichen Gedichte aus den „Rittern vom Geiste". Als ich die Verse sprach:

„Ist es denn dein innerstes Bedürfen
Andern alles, nichts dir selbst zu sein?
Nichts der Frauen höchstem Liebesruhme,
Nichts, Helene, dem Entsagungsschmerz?"

unterbrach er mich plötzlich: „Therese! Therese!" und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen. Es dauerte eine geraume Weile, ehe er sich beruhigte. Mir ist der Vorfall unvergeßlich geblieben, weil es das einzige Mal gewesen ist, wo ich Gutzkow weinen gesehen habe.

Wie man in den wenigen Zeilen, die in den „Rückblicken auf mein Leben" von Theresen handeln, auch nicht die Spur dieser Bewegung finden wird — von einer Darstellung des so tief in sein Leben eingreifenden Verhältnisses ist gar nicht die Rede —, so läßt das Kapitel, das Gutzkow seiner drama-

turgischen Thätigkeit am Hoftheater zu Dresden in den Jahren 1847 bis zu den Maitagen 1849 widmet, nach einer anderen Richtung hin die empfindlichsten Lücken. Statt eine anschauliche Schilderung der Dresdener Theaterverhältnisse und seiner eigenen Wirksamkeit zu geben, der Erfolge, die er hatte, der Hindernisse, an denen er scheiterte, gefällt er sich in der unerquicklichsten Polemik gegen Eduard Devrient und in dem Aufrühren alten Theatergeschwätzes. Gutzkow hatte eben in seinen späteren Lebensjahren, in seiner Verbitterung und seinem unglücklichen Wahn, überall Feinde zu wittern, sich von einem unsichtbaren Netz umstellt zu glauben, die Fähigkeit, seine eigene Vergangenheit mit einer gewissen Objektivität anzuschauen, eingebüßt. Er kannte sich selbst nicht mehr und schob dem kräftigen, zugreifenden, ein Viertel faustischen, drei Viertel mephistophelischen Gutzkow seiner Jünglings- und Mannesjahre unbewußt den mürrischen, kränkelnden, vielfach gereizten Gutzkow von sechzig Jahren und darüber unter. Wie verschieden sie aber auch an künstlerischem Wert und innerer Wahrheit sein mögen, diese beiden Bücher, zu denen sich noch zwei kürzere Aufsätze — der eine über seine Schulzeit auf dem Werder'schen Gymnasium in Berlin, der andere über seine Studentenjahre auf der Berliner Universität — gesellen, bilden zunächst noch die Hauptquellen seiner Biographie: so, darf der spätere Biograph annehmen, wollte Gutzkow am Ende seiner Laufbahn sich angeschaut wissen. Seine Schilderungen reichen bis in die Mitte des Jahres 1849, wo er sich in Frankfurt am Main, zum zweitenmale, mit einer nahen Verwandten seiner ersten, in der Nacht zum Karfreitag 1848 in Berlin gestorbenen Frau verheiratete.

Damals, in der Mitte des Lebens stehend, ahnte er nicht, welche Schicksale ihm noch beschieden waren. Er hoffte zur Ruhe gekommen zu sein. Aber die Ruhelosigkeit seiner

Natur — „mich irgendwie praktisch zu bewähren, lag in den Bedingungen meiner physischen Existenz“, drückt er es aus —, das Problematische seines Wesens ließen ihn niemals lange in denselben Lebensbedingungen ausdauern. Immer ist er in Bewegung, auf Reisen oder im Kampf. Seine Beziehungen, Verbindungen, Bekanntschaften umspannen nach außen einen ebenso großen Kreis, wie seine Studien und Kenntnisse nach innen. Wie er jedes Buch, das ihm in die Hand fällt, „anblättert“, sucht er jeden, mit dem er zusammengerät, auszuforschen. Erstaunlich ist es, in den „Rückblicken“ zu lesen, was er alles erzählt und von welchen Menschen. Der Fürst Metternich und der berufene „Psychologe“ Doktor Bossard begegnen sich da. Der verwirrenden Gestaltenfülle des „Zauberers von Rom“ entspricht die Menge von Personen, die im Leben des Dichters auftauchen und verschwinden. Gutzkow ist auch darin problematisch, daß er mit wenigen Ausnahmen keine Verbindung lange gepflegt, in keiner Freundschaft ausgehalten hat. Welche Phasen und Wandlungen er aber auch durchmacht, rastlos strebt er vorwärts. Er hat sich ein Ideal schriftstellerischen Daseins, schriftstellerischen Ruhmes im Geiste geschaffen, dem er unablässig nachgeht, ohne es je in Wirklichkeit zu erreichen, ohne auf einer der verschiedenen Stufen seines Lebens und seiner Entwickelung wahre Befriedigung zu fühlen.

Zu Berlin, in dem riesigen Häuserviereck, das den Namen der königlichen Akademie führt, nach der Dorotheen- und Universitätsstraße zu aber einen Teil des Marstalls, Wagenremisen und die Wohnungen der Bediensteten enthält, ist Karl Gutzkow am 17. März 1811 geboren worden: ein Kind des Volkes, sein Vater war Bereiter des Prinzen Wilhelm und in späteren Jahren als Beamter im Ministerium des Generals von Boyen angestellt. In beschränkten, klein-

bürgerlichen Verhältnissen, die aber doch mannigfache Anregungen und schon durch den Dienst des Vaters einen Ausblick in eine andere Welt boten, wuchs der Knabe auf. Seine Bildung erhielt er auf dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium der Stadt. Eine andere Universität zu beziehen, erlaubten die schmalen Mittel der Eltern nicht. Auf der Berliner Universität — damals, unter Hegel's Sternen, der Burg der Philosophie und der gefeiertsten hohen Schule Deutschlands — studirte er Philosophie, Philologie und Theologie. Später 1832 in Heidelberg hat er juristische Kollegien gehört. Als ich ihn kennen lernte. 1854, las er eifrig medizinische Bücher: oft des Nachts, wenn er nicht einschlafen konnte, um sich dann in seiner hypochondrischen Laune wie Molière's Argan mit allen möglichen Krankheiten behaftet zu glauben. Der faustische Drang nach Erkenntnis steckte als Wurzel seines Wesens in ihm. Einem armen Studenten, dem Sohn eines kleinen Beamten, standen im Jahre 1830, in Preußen, nicht viele Lebenswege offen. Gutzkow gedachte, nach Beendigung seiner Studien das Oberlehrer-Examen abzulegen und sich dem Lehrfache zu widmen. Bei der großen, natürlichen Redebegabung, die er besaß, und dem schauspielerischen Zuge in ihm nimmt es Wunder, daß er sich Schleiermacher nicht näher angeschlossen und nicht daran gedacht, die geistliche Laufbahn zu betreten. Einmal hat er indes doch auf der Kanzel gestanden. Schreckten ihn, den noch über sich selbst Unbewußten, die Kämpfe zwischen Wissen und Glauben, Philosophie und Theologie, die nicht ausbleiben konnten, schon im voraus aus der Kirche zurück? Eigentümlich ist es immer, daß ihn diese Gegensätze länger und tiefer als die politischen beschäftigt haben. „Maha Guru", „Wally", „Uriel Acosta", „Der Zauberer von Rom" sind die lebendigen Zeugnisse für die unausgesetzte Teilnahme Gutzkow's an der religiösen Be-

wegung, sein Weben und Sinnen in diesen Fragen. Den ersten starken Eindruck seines Lebens empfing er von der Kunde der Julirevolution. Sie warf ihn aus seinen Bahnen und bestimmte die Richtung seines Lebens. Durch einen Zufall war der junge Student vertrauter als alle seine Kameraden mit den Dingen, die sich in Frankreich vorbereiteten. Er unterrichtete den bekannten französischen Schriftsteller St. Marc Girardin, der sich zur Zeit in Berlin aufhielt, in der deutschen Sprache. Auf Girardin's Wunsch lasen sie ein Lustspiel von Kotzebue zusammen, aber es war sehr natürlich, daß der leidenschaftliche Franzose lieber von Karl X., dem Fürsten Polignac und der liberalen Partei erzählte, als von dem deutschen Theater hören mochte. Am 3. August, dem Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm's III., wußte Berlin die Vertreibung Karl's X., den Sieg der Revolution. Dieser Tag wurde und wird noch heute durch einen feierlichen Akt in der Aula der Universität begangen. Nur mit halbem Ohre hörte Gutzkow der Lobrede auf den Gründer der Universität zu, vernahm nur mit halbem Ohre, daß er eine goldene Medaille für die Lösung einer Preisaufgabe über die Schicksalsgottheiten der Alten „de diis fatalibus“ gewonnen habe und stürzte nach dem Kaffeehause von Stehely am Gendarmenmarkte. An diesem Tage las er zum erstenmale eine politische Zeitung. Der Würfel war für ihn geworfen.

Bald nachher begann ein unstätes, abenteuerndes litterarisches Wanderleben. Der hin- und herziehende Ulrich von Hutten fällt mir ein. Im Anfang der dreißiger Jahre war das Reisen mit ganz anderen Schwierigkeiten verbunden als in der Gegenwart; dennoch sehen wir Gutzkow beständig den Aufenthalt wechseln. Von Berlin wandte er sich zunächst zu Wolfgang Menzel, mit dem er schon längere Zeit im Briefwechsel stand, nach Stuttgart. Wir finden ihn darauf in

Heidelberg, in München, im Spätsommer und im Herbste 1833 macht er mit Heinrich Laube eine Reise durch Tirol nach dem Gardasee und nach Venedig. Den Winter 1834 verweilt er in Leipzig, den Sommer in Hamburg. In dem darauffolgenden Jahre wieder in Süddeutschland. Einmal scheint es, als würde er sich dauernd in Frankfurt am Main niederlassen; er verheiratet sich mit einer Tochter aus der alten Buchhändlerfamilie Meidinger, 1837 wird ihm dort ein Sohn geboren, das erste seiner Kinder, am 18. Juli 1839 spielt das dortige Theater sein erstes Stück: „Richard Savage"; er selbst aber lebt schon in Hamburg und kommt von dort zu der ersten Aufführung herüber. Wiederholt besucht er Paris, die Schweiz, Nord-Italien. „Zopf und Schwert" hat er im Sommer 1844 in einem Gartenzimmer des Hotel Reichmann in Mailand, „Uriel Acosta" in Paris, im Winter von 1845 auf 1846, niedergeschrieben. Dazwischen durcheilt er Deutschland in allen Richtungen, ist bald in Berlin, in Wien, bald wieder in Frankfurt und am Rheinstrom. Immer schreibend, redigierend, heute eine politische, morgen eine ästhetische Frage aufgreifend, an diesem Tage eine Geschichte erzählend, am nächsten ein Drama entwerfend. Beinahe so schnell wie den Ort wechselt er seine litterarischen Freundschaften. Mit Wolfgang Menzel war er schon im Jahre 1834 auseinander geraten. Der fanatische Haß, der sich in Menzel's Angriff gegen Gutzkow's Buch „Wally, die Zweiflerin" — eine nicht eben künstlerische Verbindung einer phantastischen Liebesnovelle im Stil der George Sand mit philosophischen Erörterungen — ausspricht, ein Haß, der sich soweit vergaß, gegen den Verfasser die Staatsgewalt aufzurufen, entsprang doch nicht allein aus der deutsch-konservativen Gesinnung und der hämischen Ader des Mannes: Gutzkow hatte ihn, wie so viele seitdem ohne Not gereizt und gekränkt. Während er noch in freund-

schaftlichsten Beziehungen zu ihm stand, hatte er in einer Vorrede zu einer Novellen-Sammlung drucken lassen: „Wolfgang Menzel schreibt keine Zeile, ohne zu denken, was wohl Paulus in Heidelberg dazu sagen würde.“ Er wollte es harmlos gemeint haben, der andere hörte nur die Bosheit heraus. Dies sei ein Beispiel für all' die Feindschaften und Streitigkeiten, die in Gutzkow's Leben eine so große Rolle gespielt haben. Er konnte seiner satirischen Laune und einer schwer zu überwindenden Neigung, zu necken und zu sticheln, niemals einen Zügel anlegen; mit der Zunge oder der Feder liebte er es, zu verwunden, und erstaunte dann, wenn der Getroffene aufschrie. Jene Anklage Menzel's führte das Verbot aller Schriften Gutzkow's von Seiten des Bundestages und für ihn selbst eine dreimonatliche Gefängnishaft in Mannheim im Ausgang des Jahres 1835 herbei. Nach der Fehde mit Menzel giebt es Kämpfe mit Heine, mit Theodor Mundt, mit Laube; kirchlich-politische mit Görres in dem Kölner Kirchenstreite, philosophisch-politische mit dem Professor Leo in Halle. Schon in Hamburg spitzt sich der unversöhnliche Gegensatz zwischen ihm und Hebbel zu, der fünfzehn Jahre nach Hebbel's Tode dem leidenden Manne die Feder zu seinem letzten homerischen Kampfe in die Hand drückte. Zwischendurch taucht einmal die Möglichkeit einer gesicherten amtlichen Stellung auf; der Kurator der Bonner Universität, J. Ph. von Rehfues, ein jetzt mit Unrecht halb vergessener Romanschriftsteller — „Scipio Cicala“ und „Die neue Medea“ wetteifern an künstlerischer Durchführung im einzelnen mit den Romanen von Wilibald Alexis —, riet ihm, sich als Privatdozent an einer der kleineren deutschen Universitäten zu habilitieren, um von dort aus seinen Übergang zu einer Professur in Preußen zu machen, für den der einflußreiche Mann seine Verwendung versprach. Im Hinblick auf seine Familie, seine mittellose Lage mußte

Gutzkow ablehnen; seiner ganzen Natur nach würde er überhaupt für die ausschließlich gelehrte Laufbahn in einer Fachwissenschaft nicht gepaßt haben. Seine Berufung als Dramaturg nach Dresden fesselte ihn, auch nach der Aufgabe dieser Stellung, zum erstenmale auf eine längere Frist an eine feste Scholle. Vom Anfang des Jahres 1847 bis in den Sommer des Jahres 1861 hinein hat er in Elbflorenz gelebt: die längste Zeit, die er an einem Orte ausgehalten, die glücklichste, so weit überhaupt bei ihm von Glück die Rede sein konnte.

In jenen Tagen habe ich ihn kennen gelernt. Gesehen hatte ich ihn schon in den Berliner Märztagen des Jahres 1848. Eine nähere Verbindung knüpften seine „Unterhaltungen am häuslichen Herd", das erste Blatt in Deutschland, welches in der Form einer Wochenschrift für weiter gegriffene Kreise der gebildeten Gesellschaft Unterhaltung, Belehrung und Anregung auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft miteinander verband. Auf der einen Seite überragte es die Pfennigblätter und Magazine der Litteratur, die Theater- und Modezeitungen, auf der andern war es volkstümlicher, freisinniger, umfassender gestaltet als das vornehm ausschließliche Cotta'sche Morgenblatt. Im großen und ganzen glich es dem Feuilleton einer heutigen politischen Zeitung. Für die fünfziger Jahre, jene trübe, scheinbar aussichtslose Reaktionszeit, waren die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" von Wert und Bedeutung. Gutzkow konnte, um den Ausdruck zu gebrauchen, nicht „ohne Blatt" leben. Er war der litterarischen Händel gewohnt; über gewisse Tagesfragen sich auszusprechen, gehörte zu seinen geistigen Bedürfnissen Mit Darangabe seiner Ersparnisse hatte er in Frankfurt am Main ein kleines Blatt herausgegeben, in Hamburg den „Telegraphen" redigiert, der bis zum Erscheinen der „Halleschen Jahr-

bücher“ das große Wort in der litterarischen Kritik führte. Jetzt, von theatralischen Geschäften frei, in dem dunklen Gefühl, daß die dramatische Ader in ihm langsam versiege, hatte er die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ gegründet. Vom Oktober 1852 bis zum Ausgang des Jahres 1862 hat er sie geleitet. Einige Aufsätze, die ich ihm im Jahre 1853 dafür geschrieben, führten einen Briefwechsel, eine Begegnung herbei. Gegenseitiges Gefallen aneinander adelte und vertiefte sich allmählig zur Freundschaft. Gebrochen ist sie von keiner Seite worden, aber im Verlauf der Jahre, im Ansturm der Dinge verlor sie Farbe und Glanz. Seit dem Sommer des Jahres 1868 schlief unser Briefwechsel ein, wir sind uns dann nur noch flüchtig, obgleich wir jahrelang in derselben Stadt Berlin lebten, auf der Straße, an dritten Orten begegnet.

Welche Stunden aber haben wir in Dresden miteinander verbracht! Welch’ sonnige Spaziergänge! Welcher Gedankenaustausch! Gutzkow strömte über von Geist und Wissen, von Scherz und Satire. Er war noch in der Vollkraft seines Schaffens und schaute zugleich auf eine lange Reihe von Triumphen zurück. Ein Mann von mittlerer Statur, hochstirnig, helläugig, doch kurzsichtig, so daß er beständig das Augenglas gebrauchen mußte, mit starkem blondem Haar und kurzem Kinnbart, den er gern bei jeder spöttischen Bemerkung zu streicheln und zu drehen pflegte; schwer zugänglich und zurückhaltend für sich, aber mit einem seltenen inquisitorischen Talent begabt, den anderen auszufragen und auszuforschen, oft nach den unbedeutendsten Dingen, immer wieder den Bohrer ansetzend, um die Rinde des Widerstandes zu durchbrechen. Gewiß, viel von Mephistopheles steckte in ihm: der überlegene Verstand, der Widerspruch, der Neid, die Spottsucht, allein er hatte auch seine Ariel-Stunden. In dem beständigen Kampfe zwischen

Guten und Bösen — wie oft siegte da der Engel in ihm! Dann konnte er von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit sein, sich im Abendrot, unter den Bäumen des großen Gartens, sentimentalen Stimmungen hingeben, wie nur erste Liebe, erste Freundschaft, das erste Aufquellen des dichterischen Gefühls es vermögen. Die „gemischten Charaktere“, die ihm eine kurzsichtige Kritik vorgeworfen, schöpfte er ganz und voll aus seinem eigenen Innern. Er war selbst jener Werner und jener Ottfried seiner Schauspiele; wenn er tief genug in sein Herz griff, holte er das Diabolische Hackert's, das Dämonische Lucindens hervor. Die Konflikte zwischen Herz und Welt, zwischen den Forderungen und Wünschen einer schönheitsseligen Phantasie und der harten Arbeit, der grauen Prosa des alltäglichen Lebens hatte er in der Jugend wie oft! bestanden, bestand er noch jetzt. Eine zahlreiche Familie galt es zu erhalten, aus der ersten Ehe hatte er drei heranwachsende Söhne, aus der zweiten drei Mädchen im ersten munteren Kindesalter. Bei seinem anhaltenden Fleiß, dem unruhigen Thätigkeitsdrange, der ihm jeden Morgen gleichsam von selbst die Feder in die Hand drückte, lebte er behaglich im bürgerlichen Stil. Ein mannigfach belebter Kreis von Freunden und Freundinnen umgab ihn; noch war Dresden ein Eldorado und ein Buen-Retiro der deutschen Schriftsteller. An dem Theaterhimmel glänzten die Sterne Bogumil Dawison's, Emil Devrient's, der Frau Bayer-Bürk. An Streitigkeiten und Feindschaften konnte es bei der verhältnismäßigen Enge des Ortes, in dem Hinüber und Herüber so vieler geistreicher, anspruchsvoller Menschen nicht fehlen. Nicht entfernt nahm im Leben und Gespräch der Gesellschaft die Politik den Raum ein, den sie sich seit dem Beginn der Konfliktszeit in Preußen erobert. Die ästhetischen Fragen standen im Vordergrund; Gutzkow, Kühne, Auerbach, der witzige, phantasievolle, frivole Sternberg,

die in Dresden den Ton angaben, hatten ihre Wurzeln in dem Litteraturleben der dreißiger und vierziger Jahre und entnahmen daher ihre Vorstellung von der Bedeutung und dem Wert der litterarischen Persönlichkeit. In diesen übertriebenen Vorstellungen — der Neuling, der zum ersten Male, von der Hochschule und aus dem Oberlehrer-Examen her, zu diesen hervorragenden Männern in Beziehung trat, mußte immer an Horaz denken, der mit dem Scheitel die Sterne zu berühren hofft — ist ein Grund zu Gutzkow's Verstimmung und Verdrossenheit zu suchen, die einen stark ausgeprägten Zug seines Wesens von jeher ausgemacht haben. Er war außerordentlich empfänglich für jedes Lob, gereizt bei jedem Wort des Tadels. Wenn er ein Werk vollendet hatte, wollte er, daß die Welt darüber im Posaunenton rede. War der Wiederhall nach seiner Meinung nicht stark genug, blieb derselbe wohl ganz aus, so versank er in die trübste Melancholie, in selbstquälerische Verzweiflung. Seine Hypochondrie, seine Schlaflosigkeit fügten zu der seelischen Pein ein körperliches Leiden. Verfolgte ihn nur sein Unstern, oder war es die Wirkung seines Spürsinns — griff er in einem Kaffeehause, in einem Lesemuseum aus Dutzenden von Zeitungen eine heraus, so enthielt sie sicherlich eine ihn kränkende Notiz, ein herbes kritisches Urteil. Es war dann vergebens, ihn auf das Lob der anderen hinzuweisen. Der Tropfen Wermut hatte ihm den ganzen Trank verbittert.

Aber die Schatten verdüsterten damals nicht beständig seine Stirn, nicht immer saß die schwarze Sorge hinter ihm. Er hatte durch den Ertrag seiner Dramen, durch die Redaktion seiner Zeitschrift und seinen Roman „Der Zauberer von Rom“ ein für die damaligen Verhältnisse nicht unansehnliches Einkommen. Frei und mit einem gewissen Selbstgefühl blickte er auf die Vergangenheit zurück. Aus kleinen Verhältnissen

hatte er sich zur Höhe des Lebens emporgearbeitet, ein Mann, der alles seiner Thatkraft, seinem Genius verdankte, der in eigenen Schuhen stand. Dies Selbstgemachte, dieser Unabhängigkeitssinn, die Abneigung gegen die Aristokratie, dies unbeugsame Gerechtigkeitsgefühl in ihm, „Männerstolz vor Königsthronen“ — sie mußten ihm im Leben und werden ihm für alle Folgezeit die Sympathien derer erwerben, die jene edle Freiheit — „die Forderung der Jahrhunderte, die unvertilgbar ewige Losung und das gottgegebene Erbe der Menschheit“ — lieben und dafür kämpfen. Mit dem mächtigsten Umschwung unserer Litteratur in diesem Jahrhundert aus dem Klassischen und Romantischen zum Modernen, aus der Flucht vor dem Leben der Gegenwart gerade in dies Leben hinein war sein Name seit lange unlöslich verknüpft. Zwei Epochen seiner schriftstellerischen Arbeit lagen abgeschlossen hinter ihm. Ich möchte die erste von 1831—1839 seine journalistische, die zweite von 1839—1849 seine dramatische Epoche nennen. Die Romane und Erzählungen seiner Jugend: Maha Guru, Wally, Seraphine, Blasedow und seine Söhne — können sich an lebendiger Wirkung auf das damalige Publikum nicht mit seinen journalistischen Abhandlungen, seinen kritischen und polemischen Artikeln, seinen vortrefflich geschriebenen „Säkularbildern“ und „Oeffentlichen Charakteren“ vergleichen. In seinen Erzählungen störte das Übermaß philosophischer Betrachtung, die Jean Paul'sche Anempfindung, die unausgeglichene Dissonanz zwischen der bald phantastischen, bald baroken Erfindung und dem angestrebten Realismus. Nicht nur an künstlerischer Geschlossenheit, auch an Wahrheit der Charakteristik wurden sie von der Tieck'schen Novelle übertroffen. Gutzkow war noch viel zu sehr im Monolog befangen, ein unausgetragener Lyriker, um objektiv eine Begebenheit erzählen zu können. Schärfer und blendender kam seine Eigenart auf

dem journalistischen Gebiete zum Ausdruck. Eine schnelle Auffassungsgabe, ein rasches Zugreifen, entschiedene Parteinahme, rastlose Thätigkeit, die Lust am Streit und ein wunderbares Vorgefühl für die öffentliche Meinung des nächsten Tages befähigten ihn wie keinen unter seinen Zeitgenossen für diese litterarische Arbeit. Hätten die Verhältnisse in Deutschland günstiger für die Entwickelung der periodischen Litteratur und der Zeitungspresse gelegen, würde Gutzkow's Talent einseitig nach dieser Richtung hin sich entfaltet haben. So aber hemmten die staatlichen Gewalten mit ihrer Zensur und ihren Verboten, die Sparsamkeit oder Mittellosigkeit der Verleger, die kein Unternehmen in Schwung zu bringen vermochten, die geringe Teilnahme der Nation, der die Zeitung noch nicht die tägliche geistige Nahrung bot, den Flug des Talents. Andere Bahnen mußten gesucht, eine andere Sphäre erobert werden. In Gutzkow war, wie er selbst es ausdrückt, „der Schauspieler latent". Von Jugend auf zog ihn das Theater an, gern las er vor, oft für sich allein, mit lauter, wechselnder Stimme, ganze Tragödien Shakespeare's. Karl Seydelmann und Charlotte Birch-Pfeiffer gehören zu seinen frühesten Freundschaften; während seiner Haft in Mannheim wurde er im Gefängnis mit Theodor Döring bekannt. August Lewald, Eduard Jerrmann, mit denen er im Sommer 1833 in München zusammentraf, lebten und webten ganz in der theatralischen Welt. Die ersten Versuche Gutzkow's „Nero" und „Saul" waren nicht für die wirkliche Bühne berechnet, phantastische Spiele, die nur die Äußerlichkeiten der dramatischen Form geborgt hatten. „Richard Savage", das Leben eines jungen unglücklichen englischen Schriftstellers aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts darstellend, ist das erste Stück Gutzkow's, das aufgeführt wurde. In rascher Folge drängten sich nun Schauspiele, Komödien, historische

Trauerspiele. „Werner oder Herz und Welt“ eroberte sich wie im Fluge alle deutschen Bühnen. Mißerfolge und Niederlagen blieben nicht aus, aber Dichtungen wie „Zopf und Schwert“, „Das Urbild des Tartüffe“, „Uriel Acosta“ stellten Gutzkow an die Spitze der dramatischen Bewegung. Das Jahrzehnt von 1839 bis 1849 ist die einzige Zeit seit Schiller's Tode gewesen, in der das deutsche Theater nicht von den Brosamen der französischen Komödie sich nährte. Als im Jahre 1859 über den eben gegründeten preußischen „Schillerpreis“ für das „beste“ Drama ein lebhafter litterarischer Streit entbrannte und viele Stimmen sich dafür aussprachen, nicht in jedem dritten Jahre ein neues Drama, das sich noch nicht durch die Feuertaufe verschiedener Aufführungen bewährt habe, sondern erprobte, gehaltvolle Dichtungen zu krönen, erklärte Hebbel, der gewiß nicht zu den unverständigen oder übereifrigen Verehrern der dramatischen Muse Gutzkow's zählte, daß einen ersten dieser Preise „Das Urbild des Tartüffe“ erhalten müsse. Längst ist der Streit über den Wert oder Unwert dieser Werke verstummt, sie leben noch heute auf der Bühne. Was wir beklagen, ist, daß sich in der Gegenwart kein so mächtiger Erneuerer des deutschen Theaters erheben will, wie es damals Gutzkow war. Seine Gestalten redeten die Sprache der gebildeten Gesellschaft und waren erfüllt von den Problemen des modernen Lebens. In dem Kampfe der Geister fochten sie mit. Höhere Wallungen, tiefere Gedanken, edlere Anregungen gingen von diesen Stücken aus, als sie das Publikum seit Jahren vom Theater her empfangen hatte. Die Vergleichung mit der Arbeit Lessing's im vergangenen Jahrhundert ist um so weniger abzuweisen, je inniger „Zopf und Schwert“ an „Minna von Barnhelm“, „Uriel Acosta“ an „Nathan“ sich in der Tendenz und im Geiste anschließen.

Gutzkow's dramatische Epoche endet mit dem Jahre 1849.

„Der Königslieutenant“ ist das letzte seiner Lustspiele, das bleibende Erfolge errungen. Mancherlei hat er noch versucht — eine satirische Komödie „Lenz und Söhne“, ein Schauspiel „Ella Rose“, das vorübergehend im Jahre 1856 Anklang fand, ein historisches Lustspiel „Lorbeer und Myrthe“, den Gegensatz zwischen Richelieu und Corneille schildernd; 1871 führte die Berliner Hofbühne ein wunderlich verzwicktes Werk von ihm, „Der Gefangene von Metz“, auf. Aber diesen Dichtungen fehlte der Schwung und der Nerv. Aus der epischen Form, in die sich Gutzkow mit dem Roman „Die Ritter vom Geiste“ versenkt, wollte und konnte sich seit 1850 seine Phantasie nicht mehr befreien. Eine Fülle großer, umfassender Romanschöpfungen bezeichnet die dritte Epoche seiner Schriftstellerei: „Die Ritter vom Geiste“, im Winter von 1849 auf 1850 angefangen; „Der Zauberer von Rom“, in den Jahren 1858 bis 1861 geschrieben; „Hohenschwangau“, schon in Weimar 1863 begonnen, aber erst 1868 vollendet; „Die Söhne Pestalozzi's“ (1870); „Fritz Ellrodt“ (1871); „Die Serapionsbrüder“ (1877). Daneben kürzere Erzählungen, novellistische Skizzen, von denen ich als die gelungensten nur zwei erwähnen will: „Die Kurstauben“ und „König Franz in Fontainebleau“; in der Verschiedenheit ihres Inhalts und ihres Kolorits bringen sie die Vielseitigkeit des Gutzkow'schen Talents und das Gegensätzliche in ihm zu einem merkwürdig bestimmten Ausdruck. Wie die Handzeichnungen eines Künstlers sein Wesen oft besser offenbaren als das vollendete Bild. Eine Bemerkung sei an dem Schlusse dieser flüchtigen litterarischen Übersicht noch gestattet: wer den wahren, unverfälschten Gutzkow kennen lernen will, der greife zu den ersten Ausgaben seiner drei Hauptwerke, der „Ritter“, des „Zauberers“ und „Hohenschwangau“. Mit all ihren Fehlern und Auswüchsen, ihrer zuweilen bedenklichen Geschmacklosigkeit

sind sie die umfassendsten und bewunderungswürdigsten Schöpfungen seines Geistes: ein Etwas ist in ihnen, was dies Jahrhundert überleben wird. Die Kürzungen, Änderungen und Abschwächungen, die er nachher unternommen, gossen nur Wasser in den schweren Wein; halb entsprangen sie aus der Absicht, die Romane dem großen Publikum zugänglicher, flüssiger zu machen, halb aus der unseligen Besserungssucht, an der Gutzkow litt: er konnte wohl in vier Korrekturbogen eine Lesart viermal ändern, um sie auf dem fünften Bogen wieder herzustellen, wie er sie auf dem ersten gelesen. Ihm war nichts fest und alles problematisch.

Gegenüber dem Wechsel und dem Irrsal seiner früheren und seiner späteren Lebensjahre hatte die Zeit, die Gutzkow in Dresden weilte, einen idyllischen Zug. Der reale Grund seines Hauswesens war ein fester; seine Gattin eine schöne, liebenswürdige Frau; seine kleinen Töchter sein Vergnügen und seine Augenweide. Im Sommer hatte Dresden eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Weltbadeort. Auf der Brühl'schen Terrasse gingen und kamen die Fremden. Ihnen allen war Gutzkow eine interessante, eine verehrte Erscheinung. Sein merkwürdiger Gang, die Art, wie er den Kopf zurückwarf, eine leise Wunderlichkeit in der Kleidung machten ihn weithin kenntlich. Er war weder ein leidenschaftlicher Raucher, noch liebte er das lange Sitzen und Zechen in Gasthäusern. Wurde dann aber doch einmal „über die Schnur gehauen", gab es keinen lebendigeren Gesellschafter als ihn. In seiner reichen Lebenserfahrung besaß er einen unerschöpflichen Schatz zu den anregendsten und ergötzlichsten Mitteilungen. Die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" erhielten ihn in beständiger Fühlung auch mit dem jüngeren Geschlecht. Froh und sorglos das Leben zu genießen, war sein Geist nicht begnadet; er bereute zu tief Vergangenes, er malte sich zu düster Zu-

künftiges aus. Fortwährend, ohne daß er sich selbst klar darüber geworden, nagte der Neid über die Erfolge anderer an seinem Herzen; nach einem Triumphe Dawison's konnte er tagelang bedauern, daß er nicht Schauspieler geworden. Aber so weit er mit irgend einer Stellung und Lage zufrieden zu sein vermochte, ist er es in Dresden gewesen. Reisen wurden beinahe in jedem Jahre gemacht; die Aufführung der „Ella Rose“ führte ihn nach Wien, im Frühjahr 1858 besuchte er Rom und Neapel — ein Aufenthalt, der dem „Zauberer von Rom“ auf der einen Seite sein innerstes Leben verliehen hat, auf der anderen, in bezug auf die künstlerische Geschlossenheit der Fabel, ihm verhängnisvoll geworden ist.

Gutzkow's Leben nahm eine Wendung zum Niedergang, als er im Herbst des Jahres 1861 Dresden verließ und als Generalsekretär der Schiller-Stiftung nach Weimar ging. Aus der Mitte der Dresdener Schriftstellerwelt, auf die Anregung Gutzkow's und Julius Hammer's hin, hat sich die Stiftung, deren löblicher Zweck auf die Unterstützung verdienter, in Not geratener Schriftsteller und ihrer Hinterbliebenen sich richtet, entwickelt. Reiche Mittel brachte ihr die National-Lotterie, die der unermüdlich thätige Major Serre zum Schiller-Feste am 10. November 1859 in's Werk gesetzt hatte, ein. Damals konstituierte sich die Stiftung, zum Vorort für die ersten fünf Jahre ward Weimar gewählt. Franz von Dingelstedt, der Intendant des dortigen Theaters, und der Buchhändler Voigt traten dadurch an die Spitze der Stiftung. Bald aber zeigte es sich bei der Überfülle der an die Stiftung gestellten Bitten und Forderungen, daß zu ihrer sachgemäßen Erledigung ein mit der ganzen zeitgenössischen Litteratur vertrauter Beirat notwendig sei. Der Vorort beschloß, bei den Zweig-Stiftungen die Wahl eines lebenslänglichen Generalsekretärs zu beantragen. Schon

waren Dingelstedt und Gutzkow über Amt und Person unter einander einig geworden. Ich erschrak, als mir Gutzkow bei meiner Anwesenheit in Dresden, im Juli 1861, seinen Entschluß mitteilte. Es gehörte keine Prophetengabe dazu, um einen Zusammenstoß zwischen Gutzkow und dem Verwaltungsrate vorauszusehen. Gutzkow betrachtete die Stiftung halbwegs als sein Werk und Miteigentum und mochte glauben, daß der ständige Generalsekretär sehr bald dem statutenmäßig alle fünf Jahre wechselnden Verwaltungsrat und Vorort gegenüber die unbedingte Herrschaft gewinnen würde. Zunächst sah er in der „festen Anstellung" mit jährlich fünfhundert Thalern einen Halt der Zukunft. Keine Einwände, keine Warnungen halfen; nicht einmal die Verhandlungen in den Zweig-Stiftungen über den Weimarischen Vorschlag, von denen ihm doch genug des Unliebsamen zu Ohren kam, machten ihn irre.

Widerwillig sah ihn Dresden scheiden, widerwillig schied er selbst. Gleich der erste Brief aus Weimar meldete mir seine Verstimmung. Man hatte, seine Ankunft zu ehren, ein Festmahl veranstaltet. Der Redner, Professor Karl Biedermann, der damals die „Weimarische Zeitung" redigierte, gedachte der klassischen Zeit Weimar's und feierte ihn als „einen Strebenden". „Ich ein Strebender!" schreibt Gutzkow entrüstet. „Der Dichter des Uriel Acosta's, ein Mann, der zwei neunbändige Romane geschrieben hat — ein Strebender! Und immer Schiller und Goethe als Medusenhaupt mir vorgehalten!" Die kleine Stadt, das nahe Zusammenwohnen, die fast unvermeidliche Berührung in dem Theatersaal, auf Spaziergängen im Park drückten und beängstigten ihn. Dresdens größere und freiere Geselligkeit, der Kreis liebenswürdiger, mannigfach begabter, ihn schwärmerisch verehrender Frauen, der ihn dort gehegt und verwöhnt, wurden schmerzlich vermißt. Die klassischen Erinnerungen, die in Weimar

mit Vorliebe gepflegt werden, waren ihm verhaßt, sie versperrten, nach seiner Behauptung, wie eine ungeheure Ruine der modernen Litteratur den Weg zum Herzen des Volkes. Dingelstedt's Shakespeare-Kultus beleidigte ihn gleichsam persönlich. Dabei war die Last der Geschäfte, die ihm sein Amt aufbürdete, so drückend, daß er Ende 1862 die Redaktion der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" niederlegte. Die kärgliche Besoldung, die ihm die Stiftung zahlte, stand in keinem richtigen Verhältnis zu dem Aufwande an Zeit und Kraft; Geldsorgen klopften immer bedenklicher an seine Thür. Nirgends faßte er in der Weimarer Gesellschaft festen Fuß. Auch nicht bei den Künstlern, welche die Lieblingsschöpfung des Großherzogs, die Kunstschule, vereinigte. „Der Verkehr mit diesen eitlen, anspruchsvollen Menschen, die hier vollends in allerlei Parteien zerrissen sind, wurde mir zu peinlich," schrieb er mir bei Gelegenheit des Künstlerfestes im Jahre 1863. „Ich habe vielen Nachteil, Herabsetzung, Verleumdung davon gehabt." Seine körperlichen Leiden, Schlaflosigkeit und Nervenerregung, steigerten sich. Folgende Zeilen vom 2. Juni 1863 lassen einen wehmütig ergreifenden Blick in sein vergrämtes Innere thun. Die Zeitungen waren damals mit Nachrichten über das bevorstehende Turnfest in Leipzig angefüllt, mein Brief mag auch davon gesprochen haben, und er antwortet nun: „Mir selbst fehlt für all' dies modische Jubeln, Trinken, Singen ganz der Sinn. Es mag wohl im wesentlichen auch an der schweren Last der Sorgen und des steten Unmutes liegen, die ich zu tragen habe. Von wahrer Freude ist bei mir keine Rede mehr, mein Blick in die Zukunft der düsterste. Zum Produzieren hab' ich keine Lust mehr. Mir fehlt Entgegenkommen, rechte Würdigung, bereitwillige Anerkennung. Und da ich doch nur durch Arbeiten leben kann, so schlepp' ich mich in stetem Mißmut fort. Viel trägt

auch dies Weimar zu meiner Verstimmung bei und die Schiller-Stiftung; Dingelstedt's ganzes Sein und Treiben provoziert alle meine Widerstandkraft." Damit hatte also auch diese Freundschaft geendet! Das Natürliche war eingetreten; der Verwaltungsrat hatte keineswegs daran gedacht, sich in seinem Generalsekretär ein thatsächliches, wenn auch nicht rechtliches Oberhaupt zu setzen, und Gutzkow wiederum war nicht der Mann, sich ohne Kampf in eine zweite untergeordnete Stellung drücken zu lassen. Die Meinung aller Unbefangenen mußte, vielleicht nicht in jedem einzelnen Falle, aber im Prinzip dem Verwaltungsrat Recht geben; nicht Gutzkow, diesen Männern war von der Generalversammlung die Verwaltung anvertraut worden. Gewiß war es peinlich, einen Mann wie Gutzkow, von solcher litterarischen Bedeutung, von so großen Verdiensten um die Stiftung, in der Rolle „eines expedierenden Schreibers", nach seinem Ausdruck, zu sehen, aber er selbst hatte sich in diese Lage gebracht. Nun begann zwischen ihm und dem Verwaltungsrat erst ein heimlicher, dann ein offener Krieg. Jede Partei legte die Paragraphen der Geschäftsordnung in ihrem Sinne aus. Das tiefe Geheimnis, worin sich damals die Schiller-Stiftung hüllte — Gutzkow ist der heftigste Gegner der Oeffentlichkeit gewesen: um keinen Preis sollten die Namen derer, die von der Stiftung durch eine Gabe geehrt wurden, bekannt gemacht werden —, trug nur zur Verbitterung der Streitenden bei; alles erhielt, rechts wie links, den unheimlichen Charakter eines Minenkrieges.

Diese Fehde griff Gutzkow's Gesundheit an und zerrüttete die Kräfte seines Geistes. Ausflüge nach Gotha zu dem Herzoge Ernst, der Verkehr mit dem Großherzoge in Weimar, die ihm früher Erleichterung und Erheiterung gebracht, wurden seltener. Er fühlte sich von allen verlassen und war es auch. Die Weimaraner zürnten, weil er beständig mit dem Vorort stritt,

seine Abneigung gegen die Stadt und die leitenden Persönlichkeiten nicht verbarg und offen erklärte, daß mit dem Jahre 1865 der Vorort der Stiftung nach einem anderen Orte verlegt werden müsse. Die öffentliche Meinung bestand darauf, daß nur die volle, unbedingte Öffentlichkeit die Stiftung retten, daß nur sie die traurigen Zwistigkeiten, die allmählig durch den Schleier des Geheimnisses hindurchzuschimmern begannen, beseitigen und für künftige Tage verhindern könne. Als die Generalversammlung der zweiundzwanzig Zweig-Stiftungen in den Tagen vom 17. bis 20. Oktober 1864 sich für die Veröffentlichung der Namen der Unterstützten erklärte, das Statut änderte und Weimar auch für die nächsten fünf Jahre als Vorort bestätigte, war er der besiegte Mann. Er legte sein Amt nieder. Unerwartet erhob sich ihm ein Freund: die sächsische Regierung, welche der Statutenänderung nicht zustimmte und die Zentralisation der Stiftung verwarf; aber für Gutzkow war es schon zu spät. Als die Stiftung im Jahre 1865 ihren Sitz nach Wien verlegte, saß er in der Irrenanstalt zu St. Gilgenberg.

Ich habe diese traurigen Dinge so ausführlich erzählt, weil sie während der Jahre 1863 und 1864 Gutzkow ausschließlich beschäftigten und zuletzt die Katastrophe von Friedberg herbeiführten. Sein Leben in den Monaten November und Dezember des Jahres 1864 war das qualvollste. Durch fortwährende Schlaflosigkeit stieg seine Nervenüberreizung auf den höchsten Grad. Eine wilde Unruhe trieb ihn umher, Schreckgespenster verfolgten ihn. Plötzlich, in einer späten Nachmittagsstunde am 19. Dezember 1864 trat er bei mir ein. Ich hatte keine Ahnung, daß er sich in Berlin befände. Etwas Unheimliches lag in seinem Gesicht, Gang und Haltung waren verwandelt. Als Grund seines Kommens gab er eine Verhandlung mit einem Theateragenten an, die er hätte per-

sönlich führen müssen. Und dieser Eindruck des Wüsten und Irren, der mir in's Herz schnitt, steigerte sich im Verlauf unseres Gesprächs, als ich ihn nach seinem Hotel de l'Europe in der Taubenstraße und weiter nach dem Bahnhof begleitete: er wollte noch mit dem Abendzuge nach Weimar zurück. Eine fixe Idee hatte sich seiner bemächtigt: der Großherzog von Weimar würde ihm den Falkenorden abfordern lassen, man bedrohe seine Ehre, sein Leben. Kein Zureden half. Hartnäckig kam er von jeder Wendung der Unterhaltung immer wieder auf diesen Punkt 'zurück. In seinem kleinen Reisekoffer lag, unter der Wäsche versteckt, ein Dolch. „Weißt Du", sagte er, „Charlotte Stieglitz! Römischer Tod — nicht anders!" Ich verstand ihn nur zu gut. Der Selbstmord der Charlotte Stieglitz hatte auf den Jüngling den erschütterndsten Eindruck gemacht, ein Eindruck, der mit tragischem Schmerz in der „Wally" widerklang. Dennoch hoffte ich der Paroxysmus würde vorübergehen, und war von jeder Ahnung der schrecklichen Zukunft noch weit entfernt.

Gutzkow liebte es, mit dem Gedanken des Selbstmordes zu spielen, zwischen Ernst und Komödiantentum, es war eine jener „Ironieen des Satans", in deren Ausmalung sich seine wie — Klingsohr's dämonische Natur enthüllte. In seinen „Rückblicken" hat er diese Stimmung geschildert, „die mich später überwältigte": es war im Jahre 1842 während einer Fahrt auf dem Dampfschiff von Castell nach Mannheim. Aber was hier, schwarz auf weiß, uns nur melancholisch, hamletisch anschaut, kam, von ihm gesprochen, mit einer gewissen Verzerrung seiner Züge, bei der Starrheit seiner Augen geradezu schreckhaft heraus. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Weimar endete er einen kurzen Brief vom 21. Dezember mit diesen Worten: „Ich werde diese Verwirrung nicht überwinden. Quem deus perdere vult dementat. Die Stunde mit Euch

— Abendsonnenstrahlen und erste Nachtträume.“ Jetzt geriet ich doch in Sorge; ich bat ihn, nach Berlin zu kommen und dort eine Zeit zu verweilen, die große Stadt werde ihn zerstreuen und all' die Weimarer Irrungen als das erscheinen lassen, was sie wären, Nichtigkeiten und vorüberfliehende Schatten. Auszuhalten in Weimar war ihm wirklich unmöglich, in den ersten Tagen des Januars 1865 brach er auf, aber er hatte kein festes Ziel. Zuerst lenkte er seine Schritte nach Leipzig, dann nach Augsburg. Mit einem Male ging jede Spur von ihm verloren, er war seiner Familie, seinen Freunden wie verschollen. Da kam am 15. Januar die erschütternde Kunde aus Friedberg, einer hessischen Stadt, an der Bahn von Kassel nach Frankfurt am Main, daß Gutzkow in der vorhergehenden Nacht, in einem Wirtshause, einen Selbstmordversuch gemacht habe. Mit jenem Dolche, den er bei sich führte.

Wenn auch die Wunden, die er sich in dem hitzigen Fieber an Arm und Hals beigebracht, bald heilten, sein Geist schien für immer umnachtet. Das Leiden war nicht mit niederschmetternder Gewalt über ihn gekommen, langsam hatte es ihn unterhöhlt. Ohne Zweifel hatte in der Steigerung der Krankheit die Geldfrage, die Unsicherheit seiner Existenz entscheidend mitgewirkt. Im Jahre 1864 riß ihn die Gabe der Dresdener Zweig-Stiftung der Schiller-Stiftung — 1000 Thaler — wie er schreibt, „vom Abgrund zurück“. Während der Bedauernswerte in St. Gilgenberg, einer Heilanstalt, die gegenüber dem Lustschloß Fantaisie bei Bayreuth in schöner landschaftlicher Umgebung liegt, Genesung suchte, begannen in Deutschland Sammlungen, Festvorstellungen für ihn. Es zeigte sich überall die regste, die wärmste Teilnahme. Ein nicht unbedeutendes Kapital strömte zusammen. Indes schwankte Gutzkow's Zustand lange hoffnungslos hin und her, sein Geist hatte lichte Augenblicke, gleichsam um die nachherige

Verfinsterung desto furchtbarer hervortreten zu lassen. Eine gemeinschaftliche Freundin von ihm und mir, Frau Rosa Wuschanska, die ihn in St. Gilgenberg besuchte, entwarf eine herzzerreißende Schilderung von seinem Aussehen und seinem geistigen Verfalle. Allmählig aber kamen bessere Nachrichten; die sorgsame Pflege des Dr. Falko, die Lebenskraft Gutzkow's bändigten und überwanden das Übel. Mit dem Ende des Jahres konnte er geheilt die Anstalt verlassen. Er traf seine Familie in Hanau und begann wieder an seinem Roman „Hohenschwangau" zu arbeiten. Den Winter von 1867 zu 1868 verlebte er am Genfer See. Fast schien es, als wäre jene Friedberger That und die Verstörung, die ihr Monate lang vorausgegangen, ein wüster Traum gewesen. Als nähme er nur die Feder, die ihm ein böser Zufall aus der Hand gerissen, wieder auf, schrieb Gutzkow weiter. Je unstäter und unentschlossener er sich in seinen Handlungen gezeigt, gleich unfähig, schwierige Verhältnisse zu ertragen oder sich aus ihnen zu befreien, desto fester trat er als Schriftsteller auf. Das Unverwüstliche seines Talents errang sich von Neuem Anerkennung und Bewunderung.

Im Frühjahr 1868 besuchte er Berlin, gleichsam tastend, ob sich hier ein Boden für ihn fände. Mit großer Schnelligkeit wußte er sich in der Stadt und ihrer Gesellschaft, die, seitdem er sie zuletzt, vor zwölf Jahren, gesehen, so außerordentliche Wandlungen erfahren hatten, zu orientieren. Wohl war er körperlich gealtert, nur das volle, jetzt leicht ergraute Haar war ihm geblieben, aber dem Geiste entsprangen die alten Funken der Satire und Ironie. Ein gewisses Dämmerlicht lag über allem, was er sagte; die Rücksicht, mit der ihm jeder entgegenkam, bestärkte ihn unbewußt in der Rolle des leidenden, unglücklichen, kaum genesenen Dichters, die er weniger spielte, als in der That lebte. Zu spät merkten freilich viele, daß der kranke Löwe noch

nach wie vor seine Krallen zu gebrauchen wisse. Ich war nicht mehr in seinem Vertrauen und vermag nicht zu sagen, was ihn schließlich im Herbste jenes Jahres zur Übersiedlung nach Berlin bestimmte. Kaum der nächsten Zukunftssorgen durch jene Sammlungen entlastet, lud er sich durch diesen Umzug vermutlich neue auf. Bis in das Jahr 1872 hat er in Berlin gelebt, rastlos thätig wie immer; verletzende Schläge nach allen Seiten austeilend, sodaß mir einmal Fanny Lewald sagte: „Wer wie Gutzkow in einem Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen!“ und tief verwundert, wenn die Angegriffenen sich nun ihrerseits zur Wehr setzten. Ich nannte schon oben die Romane, die dieser letzten Zeit seines Schaffens angehören. Mit Ausnahme der „Serapionsbrüder“, wo das niederbrennende Licht noch einmal aufflammt und der fünfundsechzigjährige Mann ein Feingefühl für das moderne Leben und eine seltene Kenntnis seines Nervengeflechts entwickelt, wie sie in bezug auf die Revolutionsjahre „Die Ritter vom Geiste“ zeigen, wunderliche, krause Schöpfungen. „Der Zauberer“ hat den Überschwang, den Gestaltenreichtum, das Kühne und Gewaltsame, das Phantastische und Malerische jener Periode der Architektur und Skulptur, die von Bernini den Namen trägt; „Hohenschwangau“ steht auf der Grenze des Barocken; „Die Söhne Pestalozzi's“, „Fritz Ellrodt“ arten zu oft in die Geschmacklosigkeit des Grotesken aus. Neben diesen größeren Arbeiten war Gutzkow unausgesetzt als Journalist in Aufsätzen, Reiseskizzen, Anregungen thätig. Für alle größeren Zeitungen und Zeitschriften hat er in den Jahren von 1869 bis 1878 geschrieben. Noch immer drängte es ihn, sein Wort in den Lärm des Tages mit hineinzusprechen. Keine Erfahrung hatte ihn vorsichtig genug gemacht, dies Wort vorher weise abzuwägen. Der Rückschlag der Erwiderungen auf seinen Gesundheitszustand

blieb nicht aus. 1871 glaubte er sich wieder von einer „Bande Verschworener“ verfolgt, ja von einem, den er in einem Briefe an Friedrich Zabel, den Redakteur der „National-Zeitung“, namentlich bezeichnete, mit dem Tode bedroht. Er rief die Hilfe der Presse gegen die „Mörder“ an. Das Mißtrauen und der Neid, diese Dämonen, die an seinem Herzen nagten, verleideten ihm den Aufenthalt in Berlin, wo ihm doch, so weit ich Kunde davon habe, große Kreise der Gesellschaft mit Liebe und Verehrung umfingen, wo es einem glücklicheren Charakter so leicht gewesen wäre, sich als ein erster Schriftsteller der Nation dauernd zu behaupten. Aber die unselige Sucht Lucindens, die Menschen um sie her zu verwirren, erst anzulocken und dann zu kränken; der verhängnisvolle Trieb, den Benno seinen Gerechtigkeitssinn nennt, auch ohne Not das ihm schlecht und unwahr Erscheinende zu bekämpfen, sind so recht Gutzkow's ureigenste Eigenschaften; nimmt man dazu die aus seiner Jünglingszeit stammende, ihm immer mehr mit allen Lebensäußerungen verwachsende Gewohnheit, alles Irdische nur vom Standpunkt des Litteratentums, nur im Spiegel der Litteraturgeschichte zu betrachten: so ergiebt sich eine tief unglückliche, außerordentliche, einzige Persönlichkeit. Man konnte sie heute bewundern und morgen bemitleiden, aber man konnte weder auf die Dauer heiter und harmlos mit ihr verkehren, noch das Zauberwort ersinnen, das sie auch nur eine Weile zufrieden gestellt hätte.

Seine letzten Lebensjahre hat Gutzkow wieder in Süddeutschland hingebracht. Es war die Heimat seiner hochgemuten Jugend, seiner liebsten Erinnerungen. Reisen, zum teil seiner Kränklichkeit wegen unternommen, führten ihn noch einmal nach Norditalien, nach Frankreich und Holland. Eine Weile lebte er in der Nähe von Heidelberg, im Herbst 1877 zog er nach Sachsenhausen, der Schwesterstadt Frankfurts.

Sein ältester Sohn wohnte hier, sein jüngster gründete in Stuttgart eine Buchhandlung. Die Gattin und die beiden jüngeren Töchter pflegten und trösteten den Leidenden. Er war schwerhörig geworden und fürchtete das Augenlicht zu verlieren. Mit immer größerer Heftigkeit und Unbarmherzigkeit stellte sich seine alte Feindin, die Schlaflosigkeit, ein. Die Chloralpulver, zu denen er, zuletzt hinter dem Rücken des Arztes, griff, zerrütteten sein Nervensystem noch mehr. Von jedem lebendigeren Verkehr mit den Schriftstellern in seiner Nähe beinahe ganz geschieden, nur durch Briefe mit der Außenwelt verkehrend, hatte er sich dennoch die regste Teilnahme an der Litteratur, eine fieberhafte jugendliche Hitze bewahrt. Wie früher dem scharfblickenden Auge, entging jetzt auch dem brechenden Nichts, was zu seinem Unmute und Verdrusse beitragen konnte. Emil Kuh's Biographie Friedrich Hebbel's war in zwei Bänden erschienen: ein lang erwartetes, wie es nun vorlag, formloses, schwer verständliches Werk, das niemals über den innersten Kreis der Schriftstellerwelt auch nur bis zu der Grenze, wo diese und das gebildete Publikum sich berühren, vordringen kann. Hebbel war seit 1863, Kuh seit dem 30. Dezember 1876 todt, keine unabweisbare Veranlassung lag für Gutzkow vor, gegen die Ansichten zweier Verstorbenen über das Maß und Wesen seines Talents zu protestieren. Weder sie noch ihre Anhänger vermochte er zu überzeugen, daß er „zum Mindesten“ ein ebenso großer Dichter wie Hebbel sei. Die herbe, absprechende Weise, in der Emil Kuh, mir selbst zum Erstaunen und zur Mißbilligung, sich über Gutzkow geäußert hatte, that einzig seinem eigenen Buche Eintrag und forderte den unbefangenen Leser, sehr zum Nachteil seines Helden, zur Vergleichung beider Männer und ihres Lebensganges auf. Zieht man aber den Ausdruck von dem Inhalt ab, so wird man in Kuh's Schilderung der litterarischen

Thätigkeit Gutzkow's viele feine und richtige Bemerkungen treffen, die kein späterer Litterarhistoriker als Spreu verwerfen wird. Hatte indessen Gutzkow, als er seine letzten Kräfte zu seinem „Dionysius Longinus“ zusammenraffte, zunächst auch nur Kuh, Hebbel, Adolf Stern zu seinen Opfern auserlesen — im Fortschritt der Arbeit ergriff es ihn mit der alten Berserkerwut. Der gesamten zeitgenössischen Litteratur schleudert er seinen Ärger, seinen Zorn in's Antlitz. Nichts findet vor ihm Gnade; unsere archäologischen Romane werden ebenso wie unsere politischen und sozialen verurteilt, der harmloseste Lyriker ist ihm derselbe Dorn im Auge wie der Goetheforscher, alles ist nicht nur eitel, alles ist in der deutschen Schriftstellerei flach, elend und unwürdig. In dieser Fechterstellung ist er gestorben; auf das äußerste überrascht und verletzt, daß die anderen diese Herausforderung nicht gelassen hinnahmen, sondern Schlag mit Schlag vergalten. Am Abend des 15. Dezembers 1878 hatte er sich wie gewöhnlich in sein einsames Schlafzimmer zurückgezogen, das er in alter Gewohnheit zu verschließen und zu verriegeln pflegte. In der Frühe des nächsten Morgens erschreckte ein dichter Qualm und ein brenzlicher Geruch, der daraus hervordrang, die Hausbewohner. Mühsam verschaffte sich die Gattin einen Zugang. Gutzkow lag tot auf dem Boden. Die Füße des Schlafsopha's, die Bettdecke, der Teppich des Fußbodens schwelten. Rauch erfüllte das Gemach. In der Nacht hatte Gutzkow, von Schlaflosigkeit gepeinigt, Licht angezündet und Chloralpulver genommen: die Hüllen fanden sich auf dem Boden. Das Schwefelholz hatte er, ohne es zu löschen, unvorsichtig auf die Decke geworfen, die dadurch in Brand geriet. So, vom Chloral und von dem aufsteigenden Dampf überwältigt, war er verschieden, dunkel und allein, im Dunkeln. Was sterblich an ihm war, wurde am 19. Dezember auf dem Frank-

furter Friedhof bestattet; Arthur Schopenhauer und Karl Gutzkow heiligen und adeln diesen Raum für immer. Im Leben haben sie sich nur flüchtig berührt; 1852 nannte Gutzkow in seiner Besprechung der „Parerga und Paralipomena“ Schopenhauer einen Selbstdenker, bald aber stand er wieder auf der anderen Seite und entwarf so von dem Manne wie von der Lehre ein wenig schmeichelhaftes Bild. Theoretisch mochte Schopenhauer's Pessimismus auf das Beste begründet sein, in der Wirklichkeit des Lebens war Gutzkow der gründlichere Pessimist. Schopenhauer's ausgebildeter Verehrungssinn für den Buddhismus, seine Begeisterung für Lord Byron und Leopardi fehlten Gutzkow völlig. Er kannte weder Götter noch Heroen. „Wollte man das Leben, wie es ist, in Maskengestalt darstellen, so müßte diese eine jener grotesken und keineswegs gutmütigen Hanswurste sein, die uns im Fieber umtanzen, oder die uns, wenn wir Morphium haben nehmen müssen, statt Schlaf zu geben, das Gehirn verwirren.“ Dies war Gutzkow's innerste Ansicht von unserem Leben und von dieser Welt. Da der Pessimismus eine Stimmung und keine logische Wahrheit ist, wich er zu Zeiten auch bei ihm freundlicheren Anschauungen, wie Regenwolken vor Sonnenblicken fliehen. Aber als Ironie und Satire, als Spottsucht und Kritik blieb er der Untergrund in Gutzkow's Weltanschauung und Empfindung.

In harten Kämpfen war er emporgekommen, scharfe Ecken und Kanten, die eine aristokratische Erziehung mühelos dem Jüngling abschleift, vermochte selbst der gereifte Mann nicht zu beseitigen. Das Weltmännische und die höfische Weise lagen, so sehr er sich auch in Weimar bemühte, sie zu gewinnen, außerhalb seines Wesens; er war nur nicht immer stolz genug, sie mit Bewußtsein zu entbehren. Eine vor der Zeit geschlossene erste Ehe, bevor er eine ausreichende Existenz sich gesichert,

stürzte ihn in einen Abgrund von Sorgen. Unter den armseligen Verhältnissen, worin damals die deutsche Schriftstellerei schmachtete, hatte der Sechsundzwanzigjährige für Frau und Kind den Lebensunterhalt zu erwerben. Von jener Zeit her hing ihm ein grauer Schleier über der Zukunft, rechnete er beständig für den kommenden Tag. Allein diese haushälterischen Neigungen konnten den Kampf mit seinem Wandertrieb und seiner Reiselust nicht siegreich bestehen, der häufige Wechsel des Wohnorts, die Erhaltung zweier Wirtschaften, indem seine Familie in Frankfurt, er in Hamburg und später in Dresden lebte, verzehrten mehr, als er ersparte. Der Hintergrund seiner Anfänge wie seines Ausgangs ist ein düsterer, ihm selbst erschien sein Leben und Ringen oft genug wie ein aussichtsloser Kampf mit der Sorge „um das Gemeine". Um bis zu seinem Herzen vorzudringen, hatte man darum genug Schranken zu durchbrechen und manche Klippen zu umschiffen. Er kam niemand mit offenen Armen entgegen, er war auch in geistiger Beziehung nicht freigebig. Wenn er aber gab oder zahlte, geschah es immer in Gold. In seiner Börse waren nur vollwichtige Goldstücke, nicht die kleinen Kupfer- und Silbermünzen der sogenannten witzigen Köpfe. Wie notwendig ihm auch die freundliche Teilnahme der Frauen, das Hegende und Pflegende, die Verehrung und Hingabe eines Frauengemüts war, er liebte vor Allen den Umgang und das Gespräch mit Männern. Die Waffen seines Geistes blitzten um so heller, je mächtiger sie geschwungen wurden.

Eine Doppelnatur war in ihm: eine Zerflossenheit und Weichseligkeit, die ihn zu Jean Paul zog, ihn im „Titan" und „Hesperus" entzückte und unwillkürlich in vielen seiner Schilderungen hervorbricht, und ein unbarmherziger, mephistophelischer Verstand, der den Mund zum Lachen zwang, wenn das Auge weinte. Diese beiden Seiten seines Wesens be-

kämpften sich beständig, in seinem Handeln wie in seinem Schaffen. Wäre es möglich gewesen, er hätte jeden Schritt, den er gethan, wieder zurück gemacht. Hier ist die Wurzel seines Unglücks, hier die Ursache für das Doppelgesicht, das die meisten seiner Schöpfungen tragen. Er war zuerst mit litterarischen Kritiken aufgetreten; nicht Gedichte, Dramen, Erzählungen, seine Polemik machte ihn bedeutsam und zeichnete ihn vor allen Mitstrebenden aus. Wie weit der Adler nun später die Flügel spannte, wie hoch sich sein Flug erhob, in den Krallen führte er überall ein Stück Erde mit sich. Die vielfachen Beziehungen auf die Zeit und ihre Richtungen, auf Menschen und Dinge, die oft nur wenige Tage im Vordergrund der Ereignisse und der öffentlichen Erörterung gestanden, geben Gutzkow's Romanen und Erzählungen ein eigentümliches Relief, eine in allen Farben schillernde Beleuchtung. Wir erstaunen über diese Fülle des Wissens, die Schärfe der Beobachtung, die Feinheit der Verknüpfung; hier ist ein Dichter, sagen wir, der in der Darstellung der Vielseitigkeit und Verschlingung des modernen Lebens Alle, selbst Balzac, übertrifft, der in den „Rittern", dem „Zauberer", den „Serapionsbrüdern" die menschliche Komödie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Tiefe, Höhe und Breite wiedergespiegelt hat, wie nur Dante die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies des Mittelalters. Aber ach! diesem Dichter fehlt eins zur vollen Wirkung: das Maß des Schönen. Unter den Arabesken verschwindet der Kern des Gemäldes; Kleider, Spitzen, Schleifen verhüllen oft bis zur Unkenntlichkeit den menschlichen Körper. Die geschilderten Begebenheiten umfassen hier ein ganzes Menschenalter, dort wachsen die Figuren weit über die Fabel des Romans in die politische Tagesgeschichte hinein. Wiederholt macht der Dichter dem Journalisten Platz. Das

Höchste war für Gutzkow nur zu erreichen, wo eine strengere Kunstform als die epische, die dramatische, und die Notwendigkeiten der modernen Bühne ihm wohlthätige Fesseln anlegten. „Zopf und Schwert“, „Das Urbild des Tartüffe“, „Uriel Acosta“ in erster, „Werner“, „Ein weißes Blatt“, „Ella Rose“ in zweiter Linie zählen nach den Dichtungen unserer Klassiker zu den bleibendsten Werken unserer Bühnenlitteratur. Ist uns in Gutzkow kein vollendeter Dichter erschienen, weil er nicht durch die Phantasie, sondern durch den Verstand zu den Dingen kam und sie nicht sowohl anschaute, als über sie urteilte, so haben wir dafür in ihm einen der geistvollsten, umfassendsten, anregendsten Schriftsteller besessen. Wäre unser Zeitalter ein litterarisches, wie das achtzehnte Jahrhundert es war, würde er Deutschlands Voltaire gewesen sein. Was den Dichter Eintrag brachte, die unruhige Beweglichkeit in den Tagesbegebenheiten, das Hinhorchen auf jeden Lärm, der Wissensschatz, der stets vermehrt und nie geordnet wurde, die Freude an Persönlichkeiten, an herumgetragenen Geschichten und Anekdoten, der rasche Wechsel des Standpunkts, der spitze, angreifende Ton der Darstellung — das Alles gereichte dem Schriftsteller zum Vorteil. Es verlieh ihm Schlagfertigkeit und Sicherheit, es machte ihn interessant und inhaltreich. Die Gegenstände, über die er geschrieben, können veralten oder uns gleichgiltig werden, nicht seine Darstellung. In ihr weht ein so frischer Hauch, ein Prickelndes, Erregendes, wie die Luft eines sonnigen Oktobermorgens, derselbe Hauch, der aus Lessing's Werken strömt. Bei ihm wie bei Gutzkow steht über allem Kampf und Dampf eine strahlende, reinigende, ewige Sonne: die Freiheit. Zu ihr schaut er empor, ihr Priester war er. Siebzehn Jahre lang hatte er mit Verboten, Maßregelungen, mit der Zensur zu ringen. Als endlich die Freiheit der Rede und der Schrift errungen war, hatte er seine Jugend

und ihr genialisches Feuer verloren. Unsere Gegenwart lebt wie im Sturm und Wirbel und hat ein kurzes Gedächtnis. Den ersten Teil von Gutzkow's Laufbahn, der zeitlich mit dem Jahre 1850 und geistig in den „Rittern vom Geiste" seinen Abschluß gefunden, hat sie beinahe vergessen, und doch ist er der wichtigste und folgenreichste. Aus welchen Zuständen hat er unsere Litteratur herausgerissen! Aus flacher Unterhaltung, sentimentaler Lyrik, theatralischem Kleinkram. Börne und Heine lebten in Paris, sie konnten nur einen vielfach gebrochenen Einfluß ausüben, überdies trennten sie ihre „radikalen" Ansichten von der großen Masse des Lesepublikums. Gutzkow brachte einen belebenden, befreienden Hauch in die allgemeine Erstarrung. Auch wo er sich der dichterischen Formen bediente, war es ihm zuerst um den modernen Gedanken, um einen neuen Inhalt zu thun. Bald überflügelte er die Mitstrebenden Heinrich Laube, Gustav Kühne, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt, Gustav Schlesier. Sein Wort war das schärfste, sein Geist der umfassendste. Ihm gelang es, auf die beiden Hälften der deutschen Lesewelt — die vornehmere, die sich ganz und ausschließlich in Goethe und Tieck versenkte, und die gemeinere, die sich in der Lektüre mit Clauren, auf der Bühne mit Raupach's „Schleichhändlern" und französischen Nichtigkeiten begnügte — gleichmäßig Eindruck zu machen und die Geschiedenen bis zu einem gewissen Punkte wieder zu vereinigen. Überall stellte er höhere Ziele auf, in der Kritik, der Erzählung, auf dem Theater, ein Bahnbrecher und Pfadfinder zu jener „Poesie des Geistes", die ihm als die Verklärung des modernen Lebens vorschwebte. Ging er in seiner Vorliebe für das unmittelbar Gegenwärtige, für die Tages- und Jahresstimmung, ob er sie nun verteidigte oder bekämpfte, zu weit, war er in seiner Verurteilung der „tendenzlosen" Poesie, der Kunst an sich zu hart, so darf

nicht übersehen werden, daß wir, die Kinder des Jahres 1848, eine von der Zensur beherrschte Presse und Litteratur nicht kennen und umgekehrt unter der Last der politischen und sozialen „Tendenzen“ in Leitartikeln und Abhandlungen, in Gedichten und Geschichten, unter dem Berge von „Aktualitäten“ und „menschlichen Dokumenten“ seufzen, die jede Poesie, auch die des Geistes, zu erdrücken drohen. Gutzkow schritt in der grauen Morgendämmerung dem Aufgang der Sonne zu, wir suchen jetzt, wo diese Sonne auf der Mittagshöhe steht, umsonst vor ihren sengenden Strahlen kühlende Schatten.

Dem Ideal, dem er sich einmal zugewandt, ist Gutzkow treu geblieben. Welche Schattenseiten sein Charakter auch zeigte, welche Wandlungen sein Leben erfuhr, hier gab es für ihn kein Schwanken. Er hat nie der Macht geschmeichelt, nie sein Urteil vor Autoritäten, die er nicht anerkennen konnte, gebeugt, nicht die kleinste Ader eines „Fürstendieners“ war in ihm. Unverrückt wies die Magnetnadel seines Geistes wie seines Herzens nach Befreiung aus den Banden des Wahns, der Konvenienz, des politischen und kirchlichen Despotismus. Heute die Freiheit zu preisen und morgen Napoleon zu vergöttern, wie Heinrich Heine; aus dem Christentum des „Lebens Jesu“ in den götterlosen Materialismus wie David Friedrich Strauß zu stürzen, wäre ihm gleich unmöglich gewesen. Weder in der Religion noch in der Politik liebte er die äußersten Standpunkte. Hier stand er in dem Bann der süddeutschen Anschauungen von einem monarchisch-verfassungsmäßigen Regiment, dort knüpfte er an die Aufklärung des vergangenen Jahrhunderts, an Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“ an. In diesem Sinne nahm er als Jüngling die Feder auf und führte sie als Mann; nicht er ließ sie fallen, der Tod entriß sie ihm. Dieser heldenhafte Zug, die Überzeugungstreue und die Unerschrockenheit werden

dereinst dem Bilde Gutzkow's in unserer Litteratur das besondere Gepräge, den auszeichnenden Charakter geben. Mit all' seinen Schwächen war er in seinem Kampf mit einem harten Schicksal, in seinem Leben wie in seiner Schriftstellerei ein Mann. So steht er geläutert und verklärt vor mir: markig, gedrungen, in Ausdruck und Haltung Wagmut und Plebejertrotz, das Auge unter dichten Brauen kühn ausschauend, die Hand leicht geballt, wie Einer, der „scheiternd oder landend seinen Göttern vertraut."

Bernhard Wolff.

Mai 1880.

Am 11. Mai 1879 in der zwölften Stunde des Mittags, verschied nach längeren schmerzlichen Leiden still und ohne Kampf in seinem neunundsechzigsten Jahre der Begründer des Wolff'schen Telegraphenbureaus, einer der Mitbegründer und seit dem Jahre 1850 der Besitzer der National-Zeitung: Bernhard Wolff. In diesen beiden Schöpfungen, welche die Summe seiner angespannten, unermüdlichen Thätigkeit umfassen, hat er seinem Namen in der Geschichte der deutschen Zeitungspresse ein dauerndes Denkmal gesetzt: ein bescheideneres, aber schöneres und seinem Herzen, so weit ich ihn kannte, willkommeneres bleibt ihm in der Erinnerung der Freunde. Bis zuletzt seinem Grundsatz getreu, so wenig wie möglich auf dem Markt des Lebens zu erscheinen und von sich reden zu machen, hat er in seinem Testamente die Vernichtung jener ausführlichen Tagebücher verordnet, in denen er sich selbst, am Schlusse eines jeden Tages, von den Ereignissen, die ihn betroffen, von den Verhandlungen und Gesprächen, die er geführt, Rechenschaft zu geben pflegte. Vergebens suchten diejenigen, denen er zuweilen in guter Laune aus dem reichen Schatze diese Geschichte, jenen eigentümlichen Charakterzug einer hervorragenden Persönlichkeit mitteilte, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, indem sie ihm die Wichtigkeit vorstellten, welche seine Aufzeichnungen für die intimere

Geschichte namentlich der fünfziger Jahre haben würden: er blieb dabei, wie er still für sich und einen kleinen Kreis von Freunden gelebt, auch in keinen Memoiren und Tagebüchern „nach dem Tode“ als Held zu glänzen.

So ist es gekommen, daß von einem Manne, dem das Zeitungswesen die bedeutsame Neuerung telegraphischer Berichte verdankt, der durch seine Stellung und die Originalität seiner Natur in dem litterarischen Leben Berlins einen ersten Platz mit Recht hätte beanspruchen und ausfüllen können, nur, um den bezeichnendsten Ausdruck zu wählen, Brustbilder entworfen worden sind; daß die Hoffnung auf eine ausführliche, tiefer in den Kern des Mannes eindringende, sein Werden und Wachsen, seine Kämpfe und Erfolge schildernde Biographie, bei dem Mangel authentischer Mitteilungen, so gut wie aufgegeben werden muß. Hier und dort wird ohne Zweifel noch der eine und der andere Vorfall an das Licht gebracht, diese und jene Anekdote erzählt werden, aber alle diese Mosaikstiftchen werden zur Darstellung eines vollkommenen Bildes nicht ausreichen — Bernhard Wolff wird nur, wie er es wünschte, in den mehr oder minder gelungenen Schilderungen seiner Freunde fortleben. Eine solche, nichts weiter, soll hier versucht werden.

Erst im zweiten Jahre meiner Mitarbeiterschaft an der National-Zeitung, im Frühling 1862, lernte ich Bernhard Wolff persönlich kennen: eine feine, behagliche Persönlichkeit, die gleich bei der ersten Begegnung durch die Formen des Umgangs, eine kluge und vornehme Zurückhaltung für sich einnahm. Am 3. März 1811 geboren, stand er damals am Anfang der fünfziger Jahre; ein breites, wohlwollendes Gesicht, grauhaarig, mit scharfen, lebensvollen Augen, einem jovialischen Lächeln. Das Berliner Kind — das gute, alte aus der Stadt, von der wir in der Schule gelernt, daß sie

zwischen 250,000 bis 300,000 Einwohner habe, nicht das moderne aus der Weltstadt — war in einzelnen Äußerungen und Tonfärbungen, in der gutmütig ironischen Betrachtung der Dinge unverkennbar. Bernhard Wolff hatte auf der Universität zu Halle medizinischen Studien obgelegen und in dieser Fakultät den Doktorgrad erlangt. Der Sohn eines Bankiers, schien er einer gesicherten Zukunft entgegenzugehen. Aber der Verlust des väterlichen Vermögens zwang ihn, sich anderen Zielen zuzuwenden. Er fing an, sich in der Litteratur, teils als Schriftsteller, teils als Buchhändler zu versuchen. Vielfach ist er unter anderm an dem damals, im Ausgang der dreißiger und im Anfang der vierziger Jahre wohl bekannten Cosmar'schen Modenspiegel beteiligt gewesen. Er unternahm den ersten Verlag eines Kursbuches und gab die später zu so großer Berühmtheit gelangten Mühler'schen Gedichte heraus. So knüpften sich die ersten Fäden zwischen ihm und dem litterarischen Berlin. Er war ein beliebtes Mitglied des Tunnel-Vereins, in dem die jüngeren Poeten und Journalisten, noch mit Ausschluß jeder politischen Meinung und Debatte, in dem Kaffeehause am Wassergraben, der zwischen dem Garten des Prinzessinnen-Palais und dem Opernhause trüb und dumpfig sich hinzog, sich in zwangloser Geselligkeit zum Vortrage und zur Kritik ihrer Schöpfungen zusammenfanden. Mit der Gründung der „Zeitungshalle" durch den von Leipzig herübergekommenen Gustav Julius, mit der Einberufung des Vereinigten Landtages und seinen die Bevölkerung in mächtigster Weise aufregenden Debatten kam ein frischerer Windhauch in die Berliner Luft. Anschlägigen Geistes, durch die vielen Hindernisse, die damals eine engherzige Polizei dem Entstehen neuer und der freien Bewegung der alten Zeitungen in den Weg legte, nicht eingeschüchtert, versuchte Wolff im Verein mit Karl Nauwerck,

Adolf Rutenberg, Theodor Mügge, Friedrich Zabel und Dr. Volckmar die Gründung politischer und volkswirtschaftlicher Monatsschriften: Versuche, die im Keime erstickt wurden, aber ihn doch in regsten und innigsten Beziehungen mit jenen Männern, mit der gesamten politischen und litterarischen Bewegung der Stadt hielten. In diesem Kreise, der sich durch angesehene Persönlichkeiten aus der Bürgerschaft und dem Beamtenstande in den Märztagen erweiterte, reifte der Gedanke, den neuen Wein der Freiheit und der Einheit auch in neue Schläuche zu fassen: das erste Blatt der National-Zeitung erschien am 1. April 1848: Bernhard Wolff war von allen Beteiligten zu dem geschäftlichen Leiter des jungen Unternehmens ersehen worden.

Als ich ihn kennen lernte, lagen seine Kampfestage, die harten Zeiten, in denen die Zeitung unter der Paschaherrschaft Hinckeldey's in beständiger Gefahr der Vernichtung geschwebt und nur durch sein kluges und geschicktes Lavieren zwischen den drohenden Klippen hindurch gekommen war, längst hinter ihm. Aus dem Vorsteher der Expedition war er der Besitzer des Blattes geworden. Das Telegraphen-Büreau, das seinen Namen trug, hatte eine weitreichende Bedeutung erlangt. Ein Mann, in eigenen Schuhen stehend, in einem Wohlstande, welcher der verdiente Preis seiner rastlosen Arbeit, seiner Redlichkeit, seines erfinderischen Kopfes war, erschien er nach außen wie nach innen gleich fertig und abgeschlossen. Unsere persönlichen Beziehungen, die ursprünglich nur auf unserem geschäftlichen Verhältnis zu einander beruhten und über eine gewisse kühle Annäherung nicht hinausgingen, verwandelten sich allmählig, je tiefere Blicke wir in unser Wesen thun konnten, je deutlicher die Gemeinsamkeit einiger unserer Charakterzüge hervortrat, in eine herzliche und aufrichtige Freundschaft. Es war besonders während eines längeren Aufent-

halts in Thale am Fuß der Roßtrappe, in der Freiheit und dem holden Müßiggang glücklicher Ferientage, daß sich diese Wandlung vollzog. Im Sommer des Jahres 1866 hatte der deutsche Krieg Wolff's gewöhnliche Reise nach Karlsbad unmöglich gemacht. Um sich ein wenig von den Anstrengungen und Aufregungen des Julimonats zu erholen, in frischerer Luft aufzuatmen, war er im August nach Thale gekommen, wo schon liebe Freunde — Adolf Stahr und Fanny Lewald unter ihnen — seiner warteten. Welch' bewegte und welch' sonnige Zeit war es für uns alle, die wir in erregtester Stimmung, auf gemeinschaftlichen Spaziergängen und Spazierfahrten, des Abends in gemeinschaftlicher Tafelrunde in dem Saal des Hotels Zehnpfund — Adolf Stahr hatte es einmal, als wir es weißglänzend im Abendsonnenschein von der Höhe des Hexentanzplatzes zu unseren Füßen liegen sahen, hübsch und sinnig die Abtei Theleme, an Rabelais denkend, genannt — etwas wie ein Stück Jugend noch einmal erlebten. Ein Wiederglanz davon ist in unserer aller Seelen geblieben; die Augen des leidenden Mannes leuchteten viele Jahre nachher auf, so oft von diesen Tagen gesprochen wurde.

Die allgemeine Aufregung jenes Sommers — seit dem Frühlingssturm von 1848 die stärkste, die das deutsche Volk in seinem Innersten aufgewühlt — trug selbstverständlich das Ihrige zur Belebung des Verkehrs, zum Schwunge der Herzen bei; es waren keine Alltagsgespräche, die da geführt wurden. Scharf trafen, bei dem chaotischen Ringen zwischen Finsternis und Licht, die Gegensätze auf einander, aber zugleich wurden die Seelen weit, im Anschauen der lieblichen Landschaft, in Erwartung der neuen Morgenröte, die über Deutschland aufging. In Bernhard Wolff schlug, bei all seiner liberalen Gesinnung, eine preußisch-patriotische Ader; das preußisch-deutsche Kaisertum mit einem deutschen Parlamente

war der Traum seiner Jugend, das Ideal seiner Mannesjahre gewesen. Mit Begeisterung hatte er die Erklärung Bismarck's vor dem Ausbruch des Krieges, von der Zusammenberufung eines Parlaments, von der stärkeren Einigung der deutschen Staaten, begrüßt; die Möglichkeit, die sich dadurch den politischen Leitern der National-Zeitung bot, in dem Kriege gegen Österreich für die nationale Politik Bismarck's einzutreten, war lebhaft von ihm ergriffen worden. Im Hinblick darauf, bei Erwähnung des bekannten Aufrufs, den damals Arnold Ruge in der Zeitung veröffentlicht hatte, daß alle deutschgesinnten Liberalen das Werk Bismarck's unterstützen, in dem einen Ruf nach einem deutschen Parlamente sich vereinen möchten, pflegte er auf unsere Neckereien zu sagen: „Was wollt ihr? Wenn von Kaiser und Parlament die Rede ist, bin ich wie ein altes Dragonerpferd, es wiehert, wenn es die bekannten Trompetenklänge hört.“ War, wie es nicht anders sein konnte, auch die Politik der Grundakkord unserer Gespräche, so klangen doch von allen Seiten her, aus der Natur und der Kunst, aus dem Seelenleben und der kleinen Welt der Gesellschaft, hundert helle Töne hinein. Bernhard Wolff war ein Freund von gut erzählten Geschichten und wußte selber spannend und anschaulich zu erzählen: das alte Berlin spielte eine Hauptrolle in solchen Mitteilungen.

Seit jener Zeit bin ich in innigem, kaum durch einen Mißton getrübtem Verkehr bis zu seinem Tode mit ihm geblieben. In einem großen Geschäft, wie es die Verwaltung einer Zeitung ist, giebt es bald hier, bald dort einen Anstoß, einen Haken. Aber mit welcher Vorsicht, welchem Taktgefühl wußte Wolff sie immer zu beseitigen oder den Zusammenstoß der entgegengesetzten Meinungen zu mildern. Maßvoll, ausgleichend, niemals ungeduldig oder heftig, der Zeit ihr Recht lassend, war er das Muster eines Geschäftsmannes. Das

Vertrauen und die gute Meinung, die ihm von den Redakteuren wie von den Expeditionsbeamten der Zeitung und des Telegraphen-Bureaus dargebracht wurden, waren durch seine Behandlung der Geschäfte, durch manche Thaten der Fürsorge und der Güte wohl verdient. Von dem Telegraphen-Büreau, das im Frühjahr 1865 in den Besitz der zu diesem Behufe gegründeten Kontinental-Telegraphen-Kompagnie übergegangen, hatte er sich, nachdem er noch eine Reihe von Jahren als Generaldirektor der Gesellschaft die Leitung desselben beaufsichtigt hatte, endgiltig im Januar 1871 zurückgezogen; seitdem widmete er sich ausschließlich der Verwaltung der National-Zeitung, die mit ihrem Aufschwung und ihrer Erweiterung im Jahre 1870 auch von ihm eine angespannte Thätigkeit erforderte. Jahrelang haben wir ihn Tag für Tag in unserm Büreau erscheinen und seinen Sessel vor seinem Schreibtisch einnehmen sehen. Erst seine sich steigernde Kränklichkeit machte ihn gegen seinen Willen dieser lieben Gewohnheit seines Daseins untreu.

Ganz er selbst war Bernhard Wolff nur im Kreise seiner Freunde. Ich möchte sagen: seine Seele war für die Empfindung der Freundschaft geschaffen. Besser, als ich es vermöchte, hat Karl Beck, mit dem er aus den vierziger Jahren her befreundet war, diese Seite seines Wesens in seinem tagebuchartigen Gedicht „Täubchen im Nest" geschildert. In der herzlichsten Weise hatte sich Wolff des durch den jähen Tod seiner ersten Gattin tief erschütterten und halbgebrochenen Dichters angenommen und ihn erst nach seinem Landsitz, dann zu einer gemeinschaftlichen Reise, ihn zu zerstreuen, eingeladen. Dies zur Erläuterung der Verse, die sich sonst selbst erklären.

„Silbernen Haars, leutseligen Blicks, auf blühendem Antlitz
Hochfesttägliche Ruh, munterer Laune vermählt.

Rasch und besonnen zugleich, gradmännlichen Sinnes und kindlich,
Weise zu trösten bereit, reich zu verteilen gewöhnt,
Still und bewegt, wie der Genius gern vor Sterblichen aufrauscht,
War er gekommen" . . .

In seinem Gartenhause zu Pankow, im Gespräch mit denen, die ihm näher standen, mußte man ihn sehen, um die feinste Blüte seines Wesens zu genießen. Wie es nicht anders sein konnte, bildeten die Redaktionsmitglieder der Zeitung den Grundstock dieser Gesellschaft. Nicht nur durch die Gemeinsamkeit der Interessen, auch durch gemeinsam überstandene Gefahren und Kämpfe waren sie miteinander verbunden. Andere, die Verwandten Wolff's, persönliche Freunde und Bekannte erweiterten den Kreis; geistreiche Frauen, anmutige Mädchen gaben ihm Farbe und Duft. Es war immer, für Alle wie für jeden Einzelnen, ein Fest, wenn wir uns unter den alten Bäumen des großen Gartens oder in dem roten Zimmer seiner Stadtwohnung zusammenfanden. Eine wohlanständige, ein wenig altmodische Einrichtung: nichts von der Überpracht des modernen Luxus, aber dafür auch kein leisestes Zeichen des Gründertums. Ohne selbst von hervorragendem Geiste oder schlagfertiger Rede zu sein, besaß Wolff in seltener Vereinigung die beiden Gaben, den Witz der Andern zu wecken, die Unterhaltung stets auf Ziele zu lenken, welche die ganze Tafelrunde anzogen und fesselten, und dem Redner mit jener sinnigen Aufmerksamkeit zu lauschen, die zum Weitersprechen ermuntert. Wie man mit froher Erwartung kam, ging man bereichert heim. Der patriarchalische Zug in Wolff's Charakter und Benehmen prägte sich lebhaft, besonders uns Jüngeren ein. Unwillkürlich stellte sich die Vergleichung mit dem reichen, weisen Nathan ein. Es fehlte unserem Freunde nicht der Humor, die leise Ironie, mit der Nathan in der Dichtung den Derwisch und den Tempelherrn, die beiden Strudelköpfe,

behandelt: wie oft hat Wolff leidenschaftliche Erörterungen mit seinem ironischen Wort und Lächeln beruhigt; wie oft mißlichen Dingen und Vorfällen die humoristische Seite abgewonnen.

Aber es war nicht allein seine besonnene Klugheit, die Kunst, die Menschen richtig zu behandeln und an den rechten Platz zu stellen, wodurch er sich die Herzen eroberte: seine Güte war es, die Überzeugung, die sich jedem in näherem Verkehr mit ihm aufdrängte, daß er einem Manne voll reinen Wohlwollens gegenüberstände. Von den Vielen, denen er sich hilfreich erwiesen, seien nur zwei der Bedeutendsten genannt: Emil Brachvogel und Karl Beck, dem einen hat er 1855 die Ausarbeitung des „Narziß" ermöglicht, für den andern hat er bis zu seinem Tode gesorgt. Wie seine Linke von den Gutthaten, die seine Rechte austeilte, nichts wußte, so soll ihrer auch hier nicht weiter gedacht werden. Unsers Freundes Sinn ging immer dahin, im Stillen zu leben, im Stillen zu wirken, nichts war seiner Bescheidenheit unangenehmer als die hundertstimmige Fama. Schwere Leiden suchten ihn in seinen letzten Jahren heim. Mit traurigen Ahnungen sah ich ihn im Oktober des Jahres 1876 sich zu einer längeren Reise nach dem Genfer See und dem südlichen Frankreich anschicken. Ich traf ihn in München, unmittelbar nach dem Tode Adolf Stahr's, tief erschüttert von dem Hingang des werten Freundes: er hatte etwas Gebrochenes in Blick und Haltung, wie ich es bisher noch nie an ihm bemerkt. Unsere Besorgnisse gingen leider in Erfüllung, von einem Schlaganfall, der ihn in Marseille traf, erholte er sich nur langsam. Sein altes Heilmittel, Karlsbad, bewährte sich indessen auch diesmal noch, munterer, als wir es erwartet, kehrte er im Frühjahr 1877 nach Berlin zurück. Aber ein Zug des Leidens blieb in seinem Gesichte, seine Stimmung nahm eine

melancholische Färbung an; der Abend dämmerte eben herein. Seit dem November des Jahres 1878 hegten die Ärzte nur noch geringe Hoffnung; ein gichtisches Leiden hatte sich mit einem Nierenleiden kompliziert. Wie groß aber auch seine Schmerzen waren, was ihn keinen Augenblick verließ, war die rücksichtsvolle Teilnahme für die Andern. Gelassenen Sinnes blickte er dem Ausgange entgegen, erfreut über jeden Besuch, dankbar für jede Freundlichkeit, die man ihm darbrachte. Seinen geliebten Garten sollte er nicht wiedersehen; am 11. Mai 1879 verschied er, am 14. in der Mittagsstunde trugen wir ihn auf dem alten jüdischen Kirchhof zu Grabe. Wie Wenige hatte er in einem langen, thätigen, das Allgemeine auf dem Gebiete, wohin ihn das Geschick gestellt, fördernden Leben das Wort Goethe's zur Wahrheit gemacht: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ So wird sein Bild unverlöschlich in der Erinnerung seiner Freunde fortleben.

Berthold Auerbach.

I.

Februar 1882.

So viele Kränze, so viele Zeichen und Grüße der Verehrung und der Freundschaft waren für diesen 28. Februar 1882, seinen siebenzigsten Geburtstag, dem Dichter zugedacht, der uns, trotz seines Alters, doch zu früh, zu jählings nun vom Tode, auf fremder Erde, entrissen worden ist. Schon wölbt sich auf dem Friedhof von Nordstetten, unter den Föhren, die Erde über seinem Sarge und aus der Freude ist die Trauer geworden. Dennoch ist es so natürlich, daß gerade an diesem Tage das Schattenbild des Verewigten vor uns hintritt, daß wir versuchen, es noch einmal festzuhalten.

Eigentlich Neues, Originales kann über Berthold Auerbach's Wirksamkeit und die Natur seines Talentes von Niemanden unter uns gesagt werden. Bis in den Herbst des vergangenen Jahres ist Auerbach ein Schaffender gewesen. Immer auf's neue hat er uns mit seinen Schöpfungen erfreut, erheitert und erhoben, immer auf's neue unser Urteil angerufen. Jeder von uns hat darum über Auerbach's Dichtungen nachgedacht, sich geäußert, seine Stellung zu ihnen genommen, die der Tod des Dichters nicht ändern kann. Niemals hat Auerbach über Verkennung, ja nur über eine zu geringe Schätzung seines Talentes zu klagen gehabt. Selbstverständlich fanden seine Arbeiten nicht alle die gleiche Aufnahme, die einen gefielen mehr, als die andern, aber der Ton der

Freude und der Bewunderung, den Freiligrath bei dem Erscheinen der „Dorfgeschichten“ im Jahre 1843 angeschlagen hatte, hat im Grunde, bald im stärkeren, bald im schwächeren Ausklange, die ganze schriftstellerische Thätigkeit Auerbach's wie ein freundliches, wohlthuendes und zugleich zu stets neuem Sinnen und Dichten sanft verlockendes Geläute begleitet. Von einer Wandlung, einer Berichtigung des Urteils, wie sie sich zum Beispiel Karl Gutzkow gegenüber vollzieht, kann bei Auerbach nicht die Rede sein. Was Lazarus am Sarge, was Friedrich Vischer am Grabe des Toten gesprochen, was in einer Abhandlung im Februarheft der Westermann'schen Monatshefte Wilhelm Goldbaum über den Dichter gesagt hat, es ist eben nur das feststehende allgemeine Urteil. Wir mögen noch dieses und jenes Pünktchen über dem I hinzufügen, die Schrift bleibt dieselbe. Erst in zwei Jahrzehnten, wenn ein neues Geschlecht zu Worte gekommen ist, wird Auerbach von einer andern Seite und in einem andern Lichte aufgefaßt werden. Für uns, die wir mit ihm gelebt, ist der Baum immer derselbe geblieben, er ist stärker geworden, er hat diesen und jenen Zweig verloren, aber er hat nie seinen Stand zur Sonne geändert, niemals haben wir seinen Wipfel kahl und entlaubt gesehen. Die Eigenart Auerbach's ist leicht erkennbar, ist eine durchsichtige. In ihm haben sich ein naiver idyllischer Dichter und ein grüblerischer, nachdenklicher Talmudist vereinigt. Die herzliche Freude, die volle gemütliche Hingabe des Einen an die Natur, an die Erscheinung suchte der Andere philosophisch zu vertiefen, im Lichte des Ewigen zu verklären. Daher kommt es, daß seine Schwarzwälder auf der einen Seite in innigster Weise mit ihrem Boden, ihrem Wald, ihren Bergen verknüpft sind und als Dörfler, als Abbilder der Wirklichkeit, wie Vautier'sche und Defregger'sche Gestalten erscheinen, und auf der anderen etwas von einem Philosophen, einem

Gedankenweber an sich haben, das sie für immer von echten Bauern unterscheidet. Der Inhalt ihrer Rede quillt aus dem Vollen, bald aus der Besonderheit ihres Charakters, bald aus der Tiefe der Volksseele, von der die ihrige ein Stück ist, aber die Form ihrer Rede ist eine abgeklärte, durchgeistigte. Die Figuren unseres Dichters tragen alle ein Prisma in der Brust, in dem sich der Sonnenstrahl in allen Farben bricht: dies Prisma ist das Herz des Poeten; im eigensten Sinn des Wortes sind sie alle seine Geschöpfe. Die Frau Professorin und das Barfüßle, Irma und Brigitte sind äußerlich an Gestalt ebenso verschieden wie innerlich in ihren Leidenschaften und Gefühlen, aber die Einen wie die Anderen denken und reden in Sprüchen, in Aphorismen, in Bildern und Gleichnissen. Nicht nur der Collaborator, auch der amerikanische Realist und Sklavenhalter Sonnenkamp hat tausend und einen Gedanken. Wer mit Auerbach und wär' es auch nur eine Stunde verplaudert hat, weiß, daß diese Form des Denkens und der Rede keine angekünstelte, sondern eine ihm angeborene war. Ihm strömten beständig eine Fülle von Bildern, Vergleichen und geistreichen Einfällen zu, er hatte eine eigene Art, die alltäglichsten Dinge gleichsam metaphysisch zu fassen und aus ihrer irdischen Beschränktheit zu lösen. Es lag darin für mich oft etwas Gesuchtes und Salbungsvolles, was mich zuweilen abstieß, und zugleich ein Tiefblick in die Dinge, der unwiderstehlich anzog und anregte. Eine ununterbrochene Silberader solcher Gedanken durchzieht seine Schöpfungen, und mir ist es manchmal, als wäre das ganze Bergwerk von Handlungen und Begebenheiten, von Naturschilderungen und Herzenskämpfen nur dieser Silberader wegen da, die überall, hier aus dem nackten, dort aus dem moosübersponnenen Gestein hervorleuchtet.

Eine weniger liebenswürdige, weniger in sich reiche und

ausgiebige Natur, als die Auerbach's, würde es nicht vermocht haben, uns auf die Dauer mit ihrer Selbstoffenbarung zu beschäftigen. Denn wie mannigfaltig auch die Kostüme sind, in deren Hülle, die Dekorationen, in deren Umrahmung sie vor uns auftritt — schließlich waren es doch immer Auerbach's Seele, Gemüt und Geist, die zu uns sprachen. Wir lesen Don Quijote, wir sehen Hamlet auf der Bühne, ohne sonderlich an ihre Urheber zu denken, Cervantes, Shakespeare sind ganz hinter oder in ihren Figuren verschwunden, Auerbach schaut aus all' seinen Gestalten heraus. Daß er uns nun doch immer neu und anziehend erschien, beruht in den mächtigen und unverlöschlichen Eindrücken, die er in seiner Jugend, auf seiner Heimatserde empfangen hat. Sein naives idyllisches Dichtergemüt, seine mehr auf die Vorgänge des Privatlebens als auf die Erschütterungen der Staaten und der Völker gerichtete, ganz in der Gegenwart befangene Phantasie erhielten hier an Begebenheiten, Gestalten, Szenerien einen Stoff, der in einem beinahe vierzigjährigen Schaffen nicht völlig erschöpft wurde. Nicht nur die Unsterblichkeit des Dichters, auch seines Wesens bester und kostbarster Teil liegt in diesen Dorfgeschichten, in denen seine Eigenart sich harmonisch mit der Wirklichkeit verschmolz und das, was er gedacht, in dem, was er geschaut, die zugleich idealste und lebendigste Verkörperung fand. Einmal, in dem Roman „Auf der Höhe", ist es ihm gelungen, auf dieser Grundlage seines Wesens und Schaffens ein stattlicheres, großartigeres Gebäude aufzuführen, das Raum für die Darstellung eines größeren Ausschnittes aus unserer Zeit und unserem Leben bot; aber das Werk, das ich für die bedeutendste Schöpfung Auerbach's halte, läßt sich doch an innerlicher Geschlossenheit nicht mit den ersten Dorfgeschichten vergleichen. In diesem Roman und in den beiden ihm folgenden: „Das Landhaus am Rhein"

und „Waldfried“ hat uns Auerbach gezeigt, daß er über den engen Rahmen eines Dorfes im Schwarzwald recht wohl hinausgehen, gewaltige Massen mit architektonischem Sinn bewältigen und ordnen, andere Lebensformen, als die, deren er durch eine lange Gewöhnung Herr geworden, in ihrem Kern und ihrer Bedeutung erfassen und für die Dichtung beseelen konnte: allein die rechte Melodie fehlte ihnen doch Wie hoch hat sich der Schiller des „Wallenstein“ an Gedankentiefe, in der Reinheit und dem Schwunge der Sprache, in der Verklärung des Wirklichen zum Idealen über den Schiller der „Räuber“ erhoben — und dennoch, wo suchen, wo finden wir noch heute den echten, den ungebrochenen Schiller? In den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“, im „Don Carlos“, in „Wilhelm Tell“. So ist der Schwarzwald die Welt, die Auerbach beherrscht; hier war er ein unumschränkter König, der Orpheus, dessen Melodien diese Felsen und Wälder, diese Bäche, diese Menschen folgten. Immer wieder ist er denn auch zu ihnen zurückgekehrt. Seine letzten Erzählungen: „Landolin“, „Der Forstmeister“, „Brigitte“ enden dort, wo seine ersten anfangen. Lange hat er sich mit dem Plan zu einem Roman getragen, dessen stofflichen Mittelpunkt die Vergewaltigung Straßburgs durch Ludwig XIV. bilden sollte. Durch unsern Krieg mit Frankreich erhielt der Gedanke einen neuen Antrieb, einen um so stärkeren, als sich Auerbach eine Weile in dem deutschen Lager während der Belagerung der Stadt befand. Vielmals hat er mit mir darüber gesprochen, aber die Schwierigkeit des Stoffes, die für ihn in der Verbindung des historisch-politischen Moments mit seinem fast ausschließlich auf kleinbürgerlichen, idyllischen Verhältnissen beruhenden Plane lag, schreckten ihn von der Ausführung ab. Aus demselben Instinkte der Selbsterhaltung entsprangen seine Abneigung gegen die Fremde, daß er in seinem langen Leben

weder Italien noch Paris und London gesehen, und seine Geringschätzung der Geschichte als einer Quelle poetischer Anregung und tragischer Stoffe. Wie er zu sagen pflegte, gingen ihn diese Dinge nichts an. In einer Zeit, wo alle Litteraturen von einander zu lernen, sich an einander zu bereichern, auf einander zu stützen streben, bewahrte er eine fast trotzige Einseitigkeit. Seine Kenntnis der französischen und der englischen Litteratur war eine oberflächliche, die italienische und die spanische waren ihm so gut wie fremd. Deutsch zu fühlen und zu sein, deutsch zu denken: darauf beschränkte sich bewußt und unbewußt seine Natur. „Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah: deutsch zu schreiben." Dies ist das Geheimnis seiner Wirksamkeit. Aus dem Allleben des deutschen Volksgemütes zog sein Einzelwesen Kraft und Innigkeit, seine Beschränktheit war seine Größe. Es hat vor ihm und mit ihm Dorfgeschichten-Erzähler gegeben, Dichter, welche die Bildung wieder in das Volksleben zurückgeführt und der Kunst ein Gebiet, das lange brach und wie von einem Bergsturz verschüttet dagelegen, wieder zugänglich und urbar gemacht haben — Keinen, der ihm gleichgekommen, dessen Schöpfungen in so unauflösbarer Mischung wie die Auerbach's den Erdgeruch der deutschen Heimat und den Atem eines originalen Geistes ausströmen. War es ihm nicht gegeben, die tiefsten und ergreifendsten Gedanken und Richtungen des Jahrhunderts zum Ausdruck zu bringen — einzig und unvergleichlich war er und wird er bleiben, wo das deutsche Gemüt durch seinen Mund redete.

Nicht nur jetzt, an seinem Grabe und zu seinen Ehren, auch vordem ist Ähnliches, vielfach und oft gesagt worden. Das Urteil über Auerbach kann eben nicht fehlgreifen. Früher als sonst einem Dichter gegenüber ist es bei ihm zu einem allgemein gültigen geworden, wie sehr auch die Meinungen

über seine einzelnen Dichtungen von einander abweichen mochten. Und wie der Poet, wird auch der Mensch in der Erinnerung Aller, die ihn gekannt, ein annähernd gleiches Bild zurückgelassen haben. In der Mitte der fünfziger Jahre habe ich Berthold Auerbach kennen gelernt. In Dresden, durch die Vermittelung Karl Gutzkow's. Beide Männer — sie waren beinahe gleichaltrig, Gutzkow ist am 17. März 1811, Auerbach am 28. Februar 1812 geboren — lebten damals noch einträchtig, ja befreundet neben und mit einander; beide hatten wenige Jahre vorher zum zweiten Male geheiratet, junge, anmutige Frauen zierten ihr Haus. Der Litterarhistoriker Hermann Hettner, der Maler Hübner waren häufig Teilnehmer auf Spaziergängen und Fahrten in das Land hinein. Auf ihrem Landsitz übten der Major Serre und seine bewegliche, vielthätige Frau die liebenswürdigste Gastfreundschaft. In Pillnitz wohnte Julius Hammer, der Dichter von „Schau um Dich und schau in Dich", weiterhin hoch oben auf einem Berge am Elbufer in idyllischer Einsamkeit Eduard Duboc. Eine angeregte und anregende Gesellschaft. Wären nur nicht die beständigen Reibungen, Eifersüchteleien und das Fraubasengeschwätz gewesen, eine gereizte Stimmung wurde heute durch eine Versöhnung beschwichtigt, um morgen von Neuem wieder auszubrechen. Auerbach hat sich schließlich in Feindschaft von Gutzkow und Hettner getrennt. In einer Erinnerung an Auerbach erzählt Max Ring, wie vergeblich er sich bemüht, Auerbach eine günstigere Meinung von Gutzkow beizubringen. Je älter beide Männer wurden, je weniger war es einem Dritten möglich, zwischen ihnen zu vermitteln. Sie waren zu starr in ihren Ansichten und zu hochmütig in ihrem Selbstgefühl geworden. Der Grundfehler in Gutzkow's Wesen, der mehr ihm als den Andern geschadet und meinem Gefühl nach sein Leben

verbittert und unselig gemacht hat, war der Neid, Auerbach's Schwäche war eine selbstgefällige, fast naive Eitelkeit. Gutzkow beneidete Jedem den kleinsten Erfolg; eine Macht, die stärker war als sein Wille, die zuweilen, ihm halb unbewußt, aus ihm redete und wirkte, ließ ihn selbst die Anerkennung, die seine Freunde und Schützlinge fanden, mit Argwohn und Mißtrauen betrachten. In seinem Lobe sogar gab es immer irgendwo einen verborgenen Stachel, der verletzte. Auerbach's Eitelkeit dagegen hatte nichts Kränkendes für den Andern. Wenn er sich für den Mittelpunkt der zeitgenössischen deutschen Litteratur und durch seine Schöpfungen, seine noch ungeschwächte dichterische Kraft zu ihrem Haupte und Führer berufen hielt, so strömte doch auch von diesem Mittelpunkte, wie von einer planetarischen Sonne, Licht und Wärme auf alle aus, die in ihren Bereich kamen. Immer hatte er ein gutes Wort, einen guten Rat bereit. Nach seiner eigenen Aussage brauchte er Menschen; nicht nur, um ihre Huldigungen in Empfang zu nehmen und sich ihnen mitzuteilen, sondern auch um ihre Bedürfnisse, Ansichten und Wünsche zu erfahren, ihnen zu helfen, sie in Freundschaft zu umfassen. Diese Hingabe an ein fremdes Interesse, die herzliche Freude über das, was dem Andern gelungen, die geistige Mitarbeiterschaft an den Plänen der Freunde ließen leicht über seine Schwächen hinwegsehen. Möglich, daß diejenigen, die ihm näher standen, mehr darunter gelitten haben, als ich etwa, der ich niemals zu den „Intimen“ Auerbach's gehört habe, es giebt eben auch eine Aufdringlichkeit der Freundschaft.

Fast zu derselben Zeit, im Anfang der sechziger Jahre, haben Gutzkow und Auerbach Dresden verlassen, Gutzkow, um in Weimar die Tragödie seines Mannesalters durchzukämpfen, Auerbach, um in Berlin zu dem Gipfel des Ruhmes

und der Ehre zu steigen. Denn ihn freute die öffentliche Auszeichnung, die Aufmerksamkeit, die ihm von Seiten des Hofes erwiesen wurde, sein Erfolg in der Gesellschaft, die Anerkennung, Teilnahme und Verehrung, die er in dem Kreise seiner schriftstellerischen Genossen fand. Was in seinem Auftreten unter ihm so fremden Verhältnissen, Menschen und Dingen einen leichten, mehr noch humoristischen als komischen Anstrich hatte, fühlte er mit feinem Sinne bald heraus und brach der Ironie die Spitze ab, indem er sich selbst belächelte. Und wie hätte ein kluger und gefühlvoller Mann wie er nicht auch hier allmählig in das Gleichgewicht kommen und mit dem richtigen Platz auch den richtigen Ausdruck für seine Persönlichkeit finden sollen. In würdigster Weise vertrat er in den letzten Jahren die Litteratur, nicht durch sein Alter, mehr noch durch sein Verdienst war er ihr Patriarch geworden. Nach der ersten war in ihr schon eine zweite Generation unter seinen Augen herangewachsen, und diese Jüngsten überboten sich ihm gegenüber in Beifall und Verehrung. Man hat gesagt, Auerbach habe sich nie ganz heimisch in Berlin gefühlt und auf der anderen Seite habe die große Stadt nicht günstig auf ihn gewirkt. Wie alle Eingewanderten hatte Auerbach viel an unserer Stadt auszusetzen, heute war sie ihm zu kleinstädtisch, morgen zu geräuschvoll, einmal ermüdeten ihn die Gesellschaften, ein andermal lief er unruhig aus der einen in die andere. Der Süddeutsche vermißte die Behaglichkeit seiner Heimat, der Sohn des Dorfes die Bekanntschaft und das Vertrautsein der Gemeindemitglieder mit einander. Oftmals hat er Berlin verlassen, um eine Weile am Rhein, in Baden zu leben, zuletzt hat es ihn doch immer wieder hierher zurückgezogen. Denn dem Zauber und dem Einflusse der großen deutschen Stadt vermochte auch er sich nicht auf die Dauer zu entziehen. Wie

weit das großstädtische Wesen und Treiben dem Menschen zu gute kam, bleibe dahingestellt: der Dichter hat seine wohlthätige, förderndе, bedeutsame Wirkung voll empfunden. In den fünfziger Jahren hatte Auerbach nichts geschaffen, was eine neue Seite seines Talents, was eine Entwickelung gezeigt. Im Fabuliren wie in der Darstellung charakteristischer Gestalten schien seine Kunst still zu stehen, es war, als ob er uns nichts mehr zu sagen habe. Seine Versuche, das moderne Leben in die Form eines Romans zu fassen, waren nicht gelungen; weder hatte er die bewegenden Kräfte und Gedanken der Zeit in symbolischen Gestalten auszuprägen, noch die bunte Fülle der äußeren vielfarbigen Erscheinung der Gegenwart wiederzuspiegeln gewußt. Um so überraschender war der Eindruck seiner Dichtung „Auf der Höhe“. Hier war das Moderne in seinem innersten Kern erfaßt. Nicht weniger kühn, als Griff, war der Vorwurf in dem Roman, der ihr nach wenigen Jahren folgte: „Das Landhaus am Rhein“. Die ersten Anregungen zu dem einen wie zu dem andern Werke verdankte der Dichter nicht Berlin, aber ich glaube nicht, daß er im Stande gewesen wäre, sie ohne Kenntnis der Stadt, des Hofes, eines hochgehenden politischen und gesellschaftlichen Lebens, von dem ihm das idyllische Dasein in Dresden keine Vorstellung hatte geben können, zu schreiben. Daß er nicht ganz und voll und rund darin aufging, wie Victor Hugo in seinem Paris, liegt darin, daß er seiner Natur nach ein Dichter des Landes und des Waldes, nicht der Stadt war.

Von weit her kam er gezogen, wie sein Waldfried, der das Siegesfest und die Wiederaufrichtung des alten Reiches in der neuen Hauptstadt feiert. Wohl war er immer ein echter Sohn des Vaterlandes gewesen, er brauchte nicht auf märkischer Erde zu stehen, damit sein Herz von patriotischem Feuer erglühe — aber es war doch auch für ihn ein Großes,

von dem Sturm kriegerischer Begeisterung und dem Sieges-jubel, die unsere Stadt damals durchbrausten, umrauscht und emporgetragen zu werden. Wie jene Tage ihn erhoben, haben ihn die jüngsten Tage verstimmt. Tiefer, als sie es verdienten, nahm er sich jene Ausschreitungen gegen die Juden zu Herzen, die man jetzt von allen Seiten halb beklagt und halb zu ent-schuldigen, abzuschwächen und zu bemänteln sucht. Einer Natur wie der seinigen, die nicht zu hassen, die nicht einmal recht anzugreifen verstand, konnte in dem harten Meinungs-kampfe kein anderes Los zufallen als das zu leiden. Das wollte ihn nicht trösten, als ich ihn auf der gemeinsamen Heimkehr aus einer Sitzung des Komitee's zur Errichtung eines Lessing-Denkmals, lachend auf seine Klagen fragte: was er denn von dem Hauptpastor Goeze wisse? was dem Manne seine Orthodoxie, seine Verketzerung Lessing's, sein Fluchen und Schmähen eingebracht habe, als die Verachtung und das Gelächter der Nachwelt? Er empfand sich nun einmal als Märtyrer; den Gegner mit einem wuchtigen Keulenschlage niederzuschlagen wie Lessing, war er nicht streitbar, ihn aus-zulachen, nicht humoristisch genug. Es ging ihm gegen die Natur, die Welt als eine große Komödie zu nehmen. Täusche ich mich? Oder trug das immer schmerzhafter und stärker auftretende physische Leiden zu der Melancholie und Ver-düsterung seines letzten Lebensjahres ein schweres Teil bei? Der Zukunft wenigstens durfte er sicher sein. Das zwanzigste Jahrhundert wird seinen Namen kennen und sich an mehr als einer seiner Schöpfungen erfreuen und erheben, während es von allen denen, welche die „Judenfrage" bei uns aufgeworfen haben, auch nicht die leiseste Erinnerung bewahrt haben wird.

Nun ist er von uns gegangen, ohne das Werk vollendet zu haben, was uns vielleicht das reinste und vollkommenste Abbild seines Werdens und Denkens geboten hätte: seine Me-

moiren. So viel und so häufig er auch davon sprach, fürchte ich doch, daß er zu spät damit angefangen hat. Zu spät — nicht nur in dem Sinn, daß ihn jetzt der Tod ereilt hat, mitten in der Arbeit, sondern daß ihn schon bei dem Beginne desselben der lange Atem und der noch ungebrochene Mut entschwunden waren, die sie erforderte. Seine Briefe, die Schilderungen seiner nächsten Freunde werden dafür eintreten müssen. Nicht für uns, die wir ihn gekannt, aber für die Nachkommen. Von einem wahrhaft bedeutenden Manne soll nicht allein das Werk, soll auch die Geschichte seines Lebens seinem Volke bewahrt bleiben. Es giebt kein besseres, kein eindringlicheres Lehrmittel zur Tugend, zur Erhebung des Gemüts aus dem Gemeinen, keinen stärkeren Antrieb zum Guten und Schönen als die Lebensgeschichten der Dichter und Künstler, der Denker und Entdecker. Ein solches Denkmal wird Berthold Auerbach nicht fehlen. Vereint mit seinen Schöpfungen wird es die Erinnerung an ihn noch auf lange hinaus lebendig halten. Freilich uns, den Mitlebenden, wird es den Verlust nicht ersetzen können, den wir erlitten. Uns ist der Freund gestorben, die beredte Stimme verklungen, die immer zum Guten anregte und, vom Herzen kommend, zum Herzen drang. Was er uns war, können seine Schriften nicht ganz decken und erfüllen; Auerbach's Persönlichkeit übte, nicht auf Alle, aber doch auf die Mehrzahl derer, die in seine Nähe gekommen, eine bestrickende Wirkung aus. Dieser Zauber ist nun für immer dahin. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß er nicht uns, daß er Allen lebte. Aus der Volksseele entsprungen, flutet der durchsichtige und glänzende Strom seiner Dichtung allmählig wieder in das Allleben unseres Volkes zurück. Wie er uns erfrischte, wird er noch Tausende nach uns erfrischen, wie uns, wird er ihnen die liebliche Idylle des Schwarzwaldes wiederspiegeln, wie uns, wird er

sie mit dem sanften Gemurmel seiner Wellen in das Gefühl der Allgöttlichkeit der Natur und der Gemeinsamkeit alles Seienden einwiegen, wie wir, werden sie des Dichters gedenken —

„Und dann auch soll, wenn Enkel um ihn trauern,
Zu ihrer Lust noch seine Liebe dauern.“

II.

Mai 1884.

Mit dem Nachlaß der Dichter ist es eine eigene Sache: die einen wachsen, die andern sinken damit in der öffentlichen Meinung. Zu viel schmutzige Wäsche wird gewaschen, zu viele Papierschnitzel, die am besten für immer verborgen geblieben wären, verraten bald die Menschlichkeiten, bald den Schweiß, den der Dichter bei seiner Arbeit vergoß. Andererseits wieder — welch' ein Denkmal für Voltaire sind seine Briefe! Vielleicht neben Candide, Zadig und dem Dictionnaire philosophique das unvergänglichste, das er sich aufgerichtet. Wer möchte Schiller's, Goethe's Briefe nicht besitzen, wer bedauerte nicht, daß uns nur Bruchstücke aus Lessing's Briefwechsel erhalten sind? Zu diesen Schätzen rechne ich die beiden Bände, die im Frühjahr 1884 unter dem Titel „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein litterarisches Denkmal“ (Frankfurt am Main, Litterarische Anstalt) erschienen sind. Zwar vermögen sie die Denkwürdigkeiten seines Lebens nicht zu ersetzen, die Auerbach so oft sich selbst und den Freunden versprochen, zu deren Abfassung er wiederholt einen Anlauf genommen hat, um dann immer wieder wie vor einem unerreichbaren Ziel zurückzuweichen, denn bei all' ihrer Ausführlichkeit sind sie doch eben nur Augenblicksbilder, die gewisse Vorfälle, vorübergehende Stimmungen beschreiben und festhalten, aber nicht von einem

höheren Punkte aus Ursprung und Entwickelung des ganzen Lebens überschauen. Aber ein Denkmal Berthold Auerbach's sind sie vor allem darum, weil seine Persönlichkeit uns anschaulich in jedem Zuge und immer, mit all' ihren Schwächen und Warzen, liebenswürdig und verehrenswert daraus entgegentritt.

Jeder, der Auerbach persönlich näher gestanden, wird diesen Briefen gegenüber zunächst die Empfindung haben, sich mit der Gestalt des Freundes auch die gemeinsam verlebten Stunden und die gebende oder empfangende Rolle zurückzurufen, die er darin gespielt. Ein so treuer Abdruck der Wirklichkeit — die Wirklichkeit als Moment, als Tagesereignis gefaßt — sind diese Blätter, daß ich nicht nur den Gedankengang, sondern den Stimmton des Freundes heraushöre, als verlange er meine Antwort. Mir nun, der ich Auerbach seit 1855, aus seiner Dresdener Zeit her kenne, ist er nie sympathischer erschienen, als bei der Lektüre dieser Briefe. Unser Verhältnis ist niemals durch eine große Entzweiung getrübt worden, aber vielleicht wurde es gerade deshalb kein wahrhaft inniges und anhängliches. Der Unterschied der Jahre, meine Freundschaft für Karl Gutzkow, die Verschiedenheit unserer künstlerischen Anschauungen und die Gegensätze des Temperaments mochten einen näheren Anschluß verhindern, er bei mir nach seiner herzlichen Ansprache nicht immer die Erwiderung finden, die er verdiente, die er erwarten durfte; im großen und ganzen jedoch sind wir stets gut mit einander gefahren. Was mich im Gespräch mit ihm ungeduldig und unduldsam machte: die salbungsvolle Spruchweisheit, die Neigung, die Dinge stets unter das Vergrößerungsglas der Begeisterung zu nehmen, sie nicht in ihrem historischen Zusammenhange, sondern in ihrer, wie ich meinte, idealen Bedeutung und Allgemeinheit zu erfassen, verschwindet in den

Briefen: ich höre einem Monologe zu, der sich wie der Faden des Seidenwurmes hinspinnt, natürlich, ohne Anstrengung, wie von selbst, von jeder Aufdringlichkeit frei. Und noch eins, was nicht verschwiegen werden soll: Auerbach beklagt sich mehr als einmal in diesen Briefen, daß ihn die andern für eitel halten und sich in Tadel und Spott über seine Selbstgefälligkeit ergehen. Ich weiß nicht, wie man die Erwähnung jeder großen und kleinen Anerkennung und Ehrenbezeugung, die ihm wurde, die Freude an jedem Lobe, von welcher Seite es auch kam, die Schilderung von allen Festessen und Trinksprüchen zu seinem Ruhme anders als eben mit dem Worte Eitelkeit bezeichnen kann, aber ich will gleich hinzusetzen, daß diese Eitelkeit in den Briefen ungleich fröhlicher und naiver sich offenbart, als sie mir je in der Unterhaltung erschienen ist. Sie hat hier das Herausfordernde verloren, sie ist, möcht' ich sagen, eine einsame Selbstbespiegelung geworden, die sich an niemand besonders richtet, ja zuweilen einen rührenden Zug gewinnt. Narziß freute sich nur über seine Schönheit, Auerbach dagegen berauscht sich an seinen Erfolgen und spiegelt sich in seiner Stellung im Leben und in der Litteratur einzig im Gedanken an den Punkt, von dem er ausgegangen. Der arme Talmudschüler aus Nordstetten im Saal des Königsschlosses, in derselben Stadt der geehrte Gast des Großherzogs von Baden, aus der er einst wegen Subsistenzlosigkeit ausgewiesen werden sollte — darin liegt der Grund seiner Eitelkeit. Einer, scheint eine unsichtbare Stimme in ihm zu sagen, der es so weit gebracht hat, durch Glück, aber doch auch durch treue unablässige Arbeit, muß etwas auf sich halten, schau um dich, Berthold, wie sie dir nachsehen! Es ist etwas einfältig Schlichtes und Herziges darin: denn diese Briefe sind Selbstbekenntnisse, Tagebuchblätter, an sein zweites Selbst, seinen um einige Jahre älteren

Vetter Jakob Auerbach gerichtet, der in der Ruhe und Gefaßtheit seines Wesens die Schwäche des genialischen Freundes erkannte und lächelnd übersah. Wie den Schreiber, der sich ohne Rückhalt hingiebt, lernt man den Empfänger der Briefe lieben. Nur in wenigen Sätzen, fast nur zwischen den Zeilen der Auerbach'schen Briefe, in kurzen Anmerkungen tritt er aus seiner bescheidenen Zurückhaltung heraus, man sieht ihn niemals Auge in Auge, kaum seinen Schatten, und doch glaubt man den Atemzug eines wohlwollenden, gütigen Herzens, den Hauch eines stillen und vornehmen Geistes zu spüren. Unwillkürlich empfindet man bei dieser Treue und Anhänglichkeit seines Vetters Auerbach nach, wenn er ausruft: „Bleibe Du mir erhalten, ich kann mir mein Dasein nicht ohne Dich denken, was wäre ich ohne Dich!" Herrliches Bild einer seltenen, durch alle Lebensalter sich hinziehenden unverbrüchlichen Freundschaft, in der alles Licht auf den einen, den berühmteren Mann, fällt, während der andere stumm im Dunkeln bleibt; die Freundschaft hat fortan einen Pylades mehr zu verzeichnen.

Diese beiden Persönlichkeiten allein und ihr Verhältnis zu einander würden dem Buche Wert und Bedeutung verleihen, auch wenn der Inhalt nicht die Laufbahn und Entwickelung eines großen Schriftstellers beträfe. Mit der einzigen Ausnahme der Briefe aus den Monaten August und September 1878, in denen Auerbach Scheveningen und Amsterdam, seinen Aufenthalt daselbst und seine Spinoza-Forschungen schildert, überwiegt das rein Persönliche, das seelische Erlebnis weit das äußerlich Geschehene, den interessanten Vorfall, die merkwürdige Anekdote. Auch in seinen Briefen ist Auerbach viel mehr der Betrachter, als der Beschreiber der Dinge, er teilt das Stoffliche nur mit, um den Reflex zu erklären, den es in seiner Seele hervorbringt. In diesem

Sinne ist er von der ersten bis zur letzten Zeile derselbe geblieben.

Die Sammlung von 730 Briefen beginnt mit einem Briefe aus Stuttgart vom 7. April 1830 und endet wenige Tage vor Auerbach's Tode mit einem Dutzend am 20. Januar 1882 in Cannes niedergeschriebenen Zeilen: Auerbach hatte die Gewohnheit, jeden zweiten oder dritten Tag einige Sätze an den Freund zu richten und das Ganze erst nach einiger Zeit abzuschicken, so bestehen die einzelnen Briefe aus verschiedenen Teilen und sind, in bezug auf ihren Umfang, durchaus ungleichmäßig. Der Herausgeber hat das Ganze in Perioden eingeteilt und auch hier tritt das Ungleichmäßige eigentümlich hervor. Die Jahre 1830—1834 bringen zehn Briefe, die Jahre 1835—1842 ihrer zwanzig, die Jahre 1843—1848 sechsundzwanzig, die Jahre 1849—1854 fünfunddreißig, die Jahre 1855—1859 siebenundzwanzig; von da ab ändert sich das Verhältnis, jedes Jahr erscheint nun besonders und die Zahl der Briefe wächst; während aus den ersten neunundzwanzig Jahren im ganzen hundertundzwanzig Briefe mitgeteilt werden, sind aus den letzten zweiundzwanzig nicht weniger als sechshundertundzehn hier gegeben. Nicht sowohl den werdenden, als den gewordenen Auerbach haben wir vor uns. So kommt es, daß die Schwarzwälder Dorfgeschichten, deren Veröffentlichung den Umschwung in Auerbach's Leben hervorbrachte, welche die Grundlage seines Ruhmes und seiner Lebensstellung waren, nur in einer Note beiläufig erwähnt werden, die Arbeiten seines Alters aber, bis zu den schwächlichsten herab, gleichsam Szene nach Szene in seinen Briefen vor uns aufwachsen.

Briefe unmittelbar nach dem Tode des Schreibers der Öffentlichkeit preiszugeben, legt dem Herausgeber eine peinliche Pflicht der Selbstentäußerung auf und erfordert eine

zarte Hand. Sorgfältig hütete Jakob Auerbach seinen Schatz, er bewahrte eine Sammlung von mehr als zweitausend Bogen: nicht für sich, sondern für den Freund, der diese Aufzeichnungen dereinst zu seiner Autobiographie benutzen wollte. Obgleich nun diese Selbstbiographie nicht zu Stande gekommen ist, „so hätte ich mich doch nicht entschließen können", sagt Jakob Auerbach in einem kurzen Vorwort, „auch nur einen Teil solcher aus dem beiderseitigen intimsten Leben hervorgegangenen Mitteilungen zu veröffentlichen, wenn ich nicht damit einen von dem Freunde an seinem Todestage geäußerten Wunsch, von dem er wußte, daß ich ihn als Verpflichtung betrachten würde, zu erfüllen hätte." Daß viele Rücksichten, auf die Familie, auf noch Lebende, zu nehmen waren, versteht sich von selbst, „ich war aus verschiedenen Gründen veranlaßt, eine große Zahl von Briefen und einzelnen Briefstellen auszuscheiden", bekennt der Verfasser freimütig. Über eine dieser Auslassungen spricht er sich näher aus: „Der Druck des Buches war schon weit vorgeschritten, als Eduard Lasker starb. Es war zu spät, die von der Herausgabe der „Erlebnisse einer Mannesseele" handelnden Stellen, die ich bei Lebzeiten Lasker's ausgeschieden hatte, wieder aufzunehmen und nur die wenigen Worte eines Briefes konnte ich in dieser Beziehung noch einschalten." Aber der Kenner von Auerbach's Leben und Gefühlen wird noch manche solcher Lücken in diesem Briefwechsel bemerken. Der einzige Mensch, den Berthold Auerbach haßte, war, soweit meine Kenntnis reicht, Hermann Hettner, mit dem er doch in Heidelberg und in den ersten Jahren seines Dresdener Aufenthalts in inniger Freundschaft verkehrt hatte. Mir ist Auerbach's Äußerung darum lebhafter in der Erinnerung geblieben, weil ich ihn nie wieder von irgend einem andern mit diesem Ton der Feindseligkeit habe sprechen hören. Sein Zorn gegen die Schürer der anti-

semitischen Bewegung entsprang aus ganz anderen, durchaus begreiflichen, allgemeinen Gründen, gegen Hettner war ein persönlicher Ingrimm in ihm mächtig, der durch die Äußerung in einem Briefe vom 2. April 1859 „außer Hettner ist mir alles wohlgesinnt und will mich hier (in Dresden) halten" und die Anmerkung, die Entzweiung der Freunde sei bei einer die Schillerstiftung betreffenden Verhandlung entstanden, nicht entfernt aufgeklärt wird. Aus den letzten Lebensjahren Auerbach's entsinnen sich die Freunde, welch' tiefe Verstimmung ihm der Tag der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Berlin, infolge eines Zwiespalts zwischen dem Komitee und Paul Lindau, bereitete: auch nicht eine Spur davon ist in den Briefen zu finden. Vielleicht ist der Herausgeber in seiner Zartfühligkeit zu weit gegangen und hat manche scharfe und bittere Äußerung Auerbach's gegen litterarische und politische Zustände und Persönlichkeiten unterdrückt, die gerade für seinen Helden charakteristisch war, allein wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen? Ich wäre der letzte, der ich mich den Gutzkow'schen Briefen in meinem Besitz gegenüber in derselben Lage befinde.

Dem künftigen Biographen Auerbach's werden die Briefe, auch in der vorliegenden Form, eine unentbehrliche und eine unerschöpfliche Fundgrube sein. Nur muß er immer im Auge behalten, daß uns in ihnen nicht sowohl das Alltags- als das Sonntagsleben Auerbach's entgegentritt. Die mehr oder minder berühmten Leute erscheinen darin, die er gelegentlich sah, die Feste, denen er beiwohnte, die Vereinssitzungen, in denen er sprach: sein täglicher Verkehr und Umgang mit den Familien und Freunden, die er liebte und die ihn hier in Berlin mit Vertrauen, Verehrung und Zärtlichkeit umgaben und einhegten, ist beinahe ganz übergangen, sei es, daß er nichts davon berichtet, oder daß es der Herausgeber als un-

wichtig beiseite gelassen hat. Im allgemeinen kommen dabei die Männer und Frauen, mit denen Auerbach auf seinen Reisen, im Bade oder in der Sommerfrische zusammenkam, besser weg, als seine Berliner Freunde. Von ihnen begegnet uns nur Valentin Marx häufiger, der Auerbach auf vielen Reisen begleitet hat und in den kleinen Leiden und Freuden des Lebens sein eigentlicher spiritus familiaris war. Dagegen hat es mich Wunder genommen, den Schatten Heinrich Bernhard Oppenheim's auf diesem erinnerungsreichen Felde der Vergangenheit nur ein und ein anderes Mal anzutreffen. Auerbach's Leben in der Berliner Gesellschaft ist ohne Oppenheim gar nicht recht zu denken. Oppenheim war der geborene Vermittler, er stand in der Mitte zwischen Politik und Litteratur, war beständig auf dem Wege von dem einen zum anderen, eine lebendige Chronik, von treuem, festhaltendem Herzen und nicht ohne diplomatische Geschicklichkeit, zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen, Knoten zu lösen nnd rauhe glatt zu streichen.

Ohne diese hingebende, sich immer gleichbleibende Freundschaft einzelner wäre mir wenigstens der Aufenthalt Auerbach's in Berlin ein Rätsel geblieben. Seiner ganzen Eigentümlichkeit nach, die zugleich die Nähe der Landschaft, den einsamen Spaziergang in Feld und Wald und die „freundliche Ansprache“ der Menschen forderte, hätte er eine feste Niederlassung in Stuttgart, Karlsruhe oder Dresden dem Aufenthalt in Berlin vorziehen müssen. In Dresden traf ich ihn frohgelaunt, im Kreise von anbetenden Frauen, von Männern, die wie Hübner, Bendemann, Julius Hammer, Wolfsohn, ihm nicht widersprachen, in seine Eigenheiten sich geschickt hatten, seine Kunstanschauungen teilten: in Berlin war alles anders, er fand eine starke Gegenströmung, er konnte sich bis zuletzt mit dem straffen Preußentum und der kritischen

Stimmung der großen Stadt nicht in's Gleichgewicht setzen. Bei aller Anerkennung, die ihm zu teil wurde, fühlte er instinktmäßig einen geheimen Gegensatz heraus, ein Etwas, das, auch wenn es unausgesprochen blieb, das Lob einschränkte. „Ich habe das Gefühl", schreibt er am 17. Oktober 1876, „daß ich mit dem kritisch ablehnenden Wesen Berlins nicht gut stehe." Wie seinen Werken, erging es seinem Auftreten, seiner immer schnell aufflammenden Begeisterung, seiner Hitze im ersten, seiner Unentschlossenheit in dem nächsten Augenblick. Sie stießen mit der Kühle, der gelassenen Erwägung, der Härte des Entschlusses, die uns angeboren sind, oft empfindlich zusammen. Einen Freund, einen Geistesgenossen wie Otto Ludwig suchte er unter uns, nach seiner wiederholten Klage, vergebens: Friedrich Spielhagen war, wieder nach seinem Ausspruch, der einzige, der ihm in dieser Hinsicht nahe stand. Aber wir wissen, wie viele Jahre es dennoch gedauert hat, ehe sich diese Freundschaft fester schloß. Warum ließ er sich also hier nieder, warum lebte er, in zweiundzwanzig Jahren sieben Mal die Wohnung wechselnd, in der geräuschvollen, immer unruhiger werdenden Stadt? Anfänglich waren es wohl die Hoffnungen, die ihm vornehme Gönner auf eine Hof- oder Staatsstellung, als Bibliothekar des damaligen (1860) Prinzregenten, als Direktor des Museums, gemacht hatten, welche ihn anzogen und festhielten. Jeder, der nur eine ungefähre Kenntnis von der preußischen Hof- und Beamtenhierarchie, von ihrem Kastenwesen und ihren Traditionen besitzt, mußte sich sagen, daß diese Erwartungen völlig aussichtslose waren. Auerbach würde sich an einem solchen Platze noch unglücklicher gefühlt haben, als später an der Spitze einer Redaktion bei der Herausgabe der „Deutschen Blätter". Schon seine Einsprachigkeit, seine geringen positiven Kenntnisse in der

Kunst- und Litteraturgeschichte wären auf die Dauer unüberwindliche Hindernisse für ihn gewesen, so am Hofe wie im Staatsdienst. Was ihn dann aber nicht von Berlin losließ, war der Reiz dieser in ihrer Art einzigen Stadt. Ihr Werkeltagsleben, ihre unablässige Arbeit verstimmte und berauschte ihn zugleich. Er schwamm mit im mächtigen Strom des Lebens, zuweilen trugen ihn die Wellen wohlig und sanft dahin. Konnte ich, der ich für die Einheit Deutschlands mein Lebenlang geschwärmt und gewirkt, der deutschen Hauptstadt den Rücken kehren? fragt er sich und beruhigt seinen Unmut. Beständig will er fort, dort gedenkt er sich anzukaufen, hier hofft er eine bleibende Stätte zu finden; er verlängert seine Sommerreisen, vom Juni 1866 bis in den Februar 1868 hält er sich an verschiedenen Punkten der Rheinprovinz auf: aber am 29. Februar 1868 schreibt er dem Freunde doch wieder aus der Sigismundstraße in Berlin. Wie sehr er sich auch ärgert, daß sich die Hausnachbarn nicht um ihn sorgen und kümmern, die Kinder auf der Straße ihm keine Hand zum Gruße reichen, wie fremd und gleichgültig ihm auch die Stadt in ihren alten historischen Teilen ist, wie die kleinen Leute und Arbeiter nur im Saal des Handwerker-Vereins mit ihm in Berührung kommen und im Übrigen außerhalb seines Gesichtskreises bleiben: der Menschenwirbel, die Kunstgenüsse, die geistigen Anregungen aller Art fesseln ihn. Und warum es nicht sagen? Auch seine Eitelkeit erfährt nur hier ihre volle Befriedigung. Hier sind Hoffeste, zu denen er geladen, wo er durch ein huldvolles Wort der Majestäten ausgezeichnet wird, hier die Vereine, die Festversammlungen, in denen er sprechen kann, die Gesellschaften, deren Mittelpunkt er eine Weile ist. Zwei Seelen wohnen eben in seiner Brust; die eine sehnt sich nach der Natur und träumt ein idyllisches Glück und Genügen, die andre kann ohne Geselligkeit, Fest-

rausch, Ansprache und Anruf der Andern nicht leben. Das einsame Gelehrtendasein David Friedrich Strauß's in Darmstadt und Ludwigsburg dünkt ihn unerträglich; „ich aß allein auf meinem Zimmer“, schreibt er nach einem Besuch bei ihm am 1. Mai 1873, „und es überkam mich ein Schauer, wenn ich zurückdachte, daß ein Heros wie Strauß so Monate und, wie er meint, sein ganzes noch übriges Leben so allein, so wortlos, ohne Ansprache verbringe: ich meinerseits wäre dessen nicht fähig.“ Und ebenso geht es ihm mit Gustav Freytag, der still und behaglich auf seinem Gute Siebleben sitzt: „er lebt ein Leben, das mir ganz unfaßlich ist, ganz allein auf dem Lande.“ Er braucht nicht nur den einzelnen Menschen, er braucht das Gewühl der Menge; krank und angegriffen ist er am 7. Oktober 1881 in Cannstadt eingetroffen, um sich zu erholen und zu gesunden, und schon am 13. schreibt er dem Freunde: „Ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich mich absolut nicht in die Einsamkeit finden kann. Ich brauche Ansprache von Menschen und Aufnahme von Kunstwerken, so fuhr ich gestern also nach Stuttgart und ging abends in's Theater zur Aufführung der Jungfrau von Orleans.“

Welche Ausbeute von Menschen ihm nun auch seine Reisen lieferten, die größte, die verschiedenste bot ihm dennoch die Hauptstadt. Gelegentlich ergriff ihn sogar die Poesie Berlins — „Berlin hat entschieden so viel immanente Poesie wie London“ — aber, fährt er fort, „dazu muß man im intimen Leben stehen und ich bleibe dabei, das intimste Leben kann nur der schildern, der an einem Orte Kind war.“ Ich würde sagen, der mit dem Orte, mit den Menschen, ihren Sitten und Verhältnissen verwachsen ist. Und verwachsen war Berthold Auerbach nur mit dem Schwarzwald, mit dem Dorfe, der Landstadt, dem Judentum. Überzeugend drängt sich diese Thatsache dem Leser der Briefe auf. Es geht wie

ein Jauchzen durch seine Brust, über seine Lippen, sobald er den heimatlichen Wald betritt. In seinen Worten spürt man den erfrischenden Hauch und Duft. Im Grunde fühlt er sich nur hier wohl, nur mit diesen Menschen ist er nicht durch Kunst und Angewöhnung, sondern von Innen heraus wahl- und gemütsverwandt. Es wird wenig Schriftsteller gegeben haben — unter den Zeitgenossen wüßte ich keinen zu nennen — die mit so vielen Menschen verkehrt haben, von dem Träger der Kaiserkrone bis herab zu dem armen Flösser und Waldknecht, wie Berthold Auerbach. Nur Voltaire und Goethe gestatten eine Vergleichung. Tausend Namen und Gesichter tauchen in diesen beiden Bänden vor uns auf, eine Fülle von Lebensläufen in auf- und absteigender Linie war ihm bekannt, in allen Ständen hatte er Freunde, in jede Beschäftigung hineingeguckt. Und was ist für seine schriftstellerische Thätigkeit, für seine Kunst, an der sein Leben hing, der Erfolg dieser Bemühungen, dieses Umganges, dieses Sprechens ohne Ende gewesen? Vom Anfang bis zum Ausgang ist Auerbach der Dichter des Schwarzwaldes gewesen und geblieben. Welche Versuche er auch auf anderen Gebieten angestellt, sie haben weder Quellwasser noch Silberminen ergeben. Zweifellos wären Dichtungen wie „Auf der Höhe“, „Das Landhaus am Rhein“, „Waldfried“ ohne seinen Aufenthalt in Berlin ihm nicht geglückt, aber auch in ihnen liegt der Reiz ausschließlich in der Darstellung des Natur- und des dörflichen Lebens, in der Gegenüberstellung von Land und Stadt. Eine eigentliche ausschließliche Stadtgeschichte, wie Thackeray's „Vanity fair“ oder Gutzkow's „Die Ritter vom Geist“ etwa, hätte Auerbach trotz seiner Studien in allen Gesellschaftskreisen niemals entwerfen, viel weniger ausführen können. Ihm war eben die Natur günstiger als die Gesellschaft. Eine Ahnung davon, vermutlich durch die Krankheit geschärft,

hat ihn in seinen letzten Tagen in Cannes beschlichen: „Der Arzt hat mir geboten, möglichst wenig zu sprechen, und seitdem ich das halte und das Meiste, was mir auf die Lippen kommt, hinunterschlucke, seitdem merke ich erst, was für ein Narr oder Geck der Mitteilsamkeit ich war, und wenn man meint, den Menschen ein Gutes damit zu thun, halten sie einen für eitel." Den „Salontiroler" hatte ihn der boshafte Berliner Witz genannt, als er noch halbfremd unter uns weilte, und die Doppelnatur des Dichters damit nicht liebenswürdig, aber treffend bezeichnet. Im Salon hatte Auerbach's Muse immer etwas Gezwungenes und Problematisches, frei aufatmete sie wie er selber auf den tiefgrünen Matten, unter Tannen und Buchen, am rauschenden Bach. Seine Geschichten sind voll der herrlichsten Naturschilderungen, des tiefsten Naturgefühls: vielleicht ist dies das Unverlierbarste und Unzerstörbarste in ihnen. Neues können uns in dieser Hinsicht die Briefe nicht bieten, aber sie enthalten Blätter, die dem Besten, was Auerbach hierin geleistet hat, ebenbürtig zur Seite stehen, ja — wie die Schilderungen aus der Schweiz, vom Rigi und vom Gießbach, die er im Sommer 1861 zum ersten Male besuchte — wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, es noch im Wohllaut der Sprache, in der Unmittelbarkeit des Eindrucks übertreffen.

Die doppelte Natur in der Seele des Dichters prägt sich in der Unruhe und Rastlosigkeit seines Umherziehens aus. Wie ihm in Berlin keine Wohnung auch nur auf eine längere Reihe von Jahren genügt, hält er auch in keiner Sommerfrische, in keinem Landaufenthalt lange aus. Immer stellen sich nach einigen Wochen, oft schon nach wenigen Tagen allerlei Mißlichkeiten heraus, die ihn forttreiben. Die Stille, die ihn heute entzückt, drückt ihn morgen wie ein Alp. Die Badekuren, die ihm der Arzt verordnet, erträgt er mit stei-

gender Ungeduld, er atmet auf, wenn die drei oder vier Wochen der Kur vorüber sind. Da er in Berlin niemals zu einer größeren poetischen Arbeit Zeit und Muße zu finden vermag, so nimmt er einen Plan, einen Entwurf auf seinen Reisen mit und schreibt an demselben bald hier, bald dort. Ein Beispiel für viele mag genügen. Am 6. Januar 1867 spricht er, von Bonn aus, dem Freunde zum ersten Male von dem festeren Plane zu dem Roman, der in der Folge den Titel „Das Landhaus am Rhein" erhielt. Am 1. Mai verläßt er Bonn und sucht eine stille Wohnung, die Arbeit zu beginnen. Über Bacharach und Bingen kommt er nach dem Rochusberge, wo er sich nach einigem Zögern zum Bleiben entschließt. Bis zum 5. September hält er hier aus, macht dann einen Ausflug nach Darmstadt und Frankfurt, kehrt nach dem Rochusberge zurück und reist im Ausgang des Monats nach Wiesbaden ab. Bis um den 20. Oktober weilt er in dieser Stadt und begiebt sich dann nach Bonn. Am 29. Februar 1868 richtet er wieder seinen ersten Brief aus Berlin an den Vetter. Im Monat Juli bis zum 10. August brauchte er die Kur in Karlsbad, im September ist er in Bad Hub bei Bühl, im Oktober in Baden-Baden, noch ist das Manuskript nicht abgeschlossen, obgleich die ersten Kapitel schon im Feuilleton der Wiener „Presse" erscheinen, es geht über Heidelberg, Darmstadt, Bingen, Ingelheim wieder mit ihm nach Berlin zurück!

Und dieses Hin und Her wiederholt sich in jedem Jahre. Dabei ist er, wie er selbst betont, keine eigentliche Reisenatur. Weder im Reisen selbst noch in der Schilderung der Fahrten und dessen, was er gesehen. Nur die Briefe aus Scheveningen, dem Haag und Amsterdam, August und September 1877, enthalten, wie ich schon sagte, stofflich interessante und anschauliche Beschreibungen, die bedauern lassen, daß ge-

nauere briefliche Nachrichten über Auerbach's zweite Reise nach Holland (September 1880) dem Herausgeber nicht zugekommen sind. Er hatte keinen Drang in die Ferne, in's Blaue, sondern nur einen Zug in's Grüne, das Heimweh des Dörflers nach Wald und Feld. Nicht nach Rom, noch nach Paris lockte ihn die Sehnsucht. Spielhagen und Oppenheim luden ihn ein, sie auf ihrer Reise nach Italien zu begleiten: er lehnte es ab. Wohl begeistert ihn die landschaftliche Schönheit des Comersee's wie nachher in seinen letzten Tagen der Anblick des sonnigen Meeres bei Cannes, aber sie halten ihn nicht fest und wecken in seiner Seele keinen vollen Nachklang. Es ist Flackerfeuer, die Schwärmerei eines Sonnentages. In ihm ist Alles auf Deutsch gestimmt, so bald er nicht mehr den Laut der deutschen Sprache um sich hört, empfindet er ein geheimes Unbehagen. Er spricht es nicht mit unzweideutigen Worten aus, aber die fremden Litteraturen sind in Wahrheit nicht für ihn vorhanden. Von einer tieferen Kenntnis der französischen und englischen Litteratur war ganz bei ihm abzusehen, aber auch Schriftsteller wie Molière und Voltaire, Sterne und Byron kannte er kaum obenhin. Jeder, der sein Gymnasium durchgemacht, bringt davon einen reichen Schatz für sein künftiges Leben mit, die Liebe zum Altertum, einen klassischen Lieblingsschriftsteller, zu dem er gerne von Zeit zu Zeit greift, dessen Sprüche und Verse sich seinem Gedächtnis unverlierbar eingeprägt haben. Wie gering sind die klassischen Spuren und Anregungen in den Auerbach'schen Briefen! Nichts von Plato oder Sophokles, von Horaz oder Vergil! Der einzige Schriftsteller des Altertums, der uns öfters bei ihm begegnet, ist Homer. Die antiken Trümmer in Italien, die Statuen in den römischen Museen, die Venus von Milo im Louvre hat er nie gesehen. Dafür aber ist er, wie kein moderner Schriftsteller, von dem

Geist und Hauch des alten Testaments erfüllt. „In die rabbinische Casuistik, die seinem ganzen Wesen widerstrebte, ist er nie eingedrungen“, schreibt Jakob Auerbach von ihm, „um so tiefer hafteten aber einzelne Urworte des biblischen Grundtextes und der ganze Geist der Bibel, sowie die Weisheits- und Sittensprüche, Parabeln und poetische Sagen, die er aus seinen theologischen Studien und unmittelbar aus dem jüdischen Leben in sich aufgenommen hatte.“ Auerbach ist ein Deutscher und ein Jude: darin ist der Mensch und der Dichter beschlossen. Obgleich dem jüdischen Gesetz und dem Zeremonialdienst entwachsen, hält er doch die Zusammengehörigkeit mit seinen Stammesgenossen aufrecht. In fremden Städten besucht er die Synagoge und den jüdischen Friedhof. Er empfindet es in seiner Stellung als Verpflichtung, überall für die gekränkten Juden einzutreten. Einmal will er sich der Deputation der jüdischen Notablen nach Rumänien anschließen, einen Brief des Fürsten Hohenzollern an ihn in der Judenfrage veröffentlicht er umgehend. Er überlegt, ob er nicht öffentlich gegen Richard Wagner's Schrift: „Das Judentum in der Musik“ auftreten solle. Mit einem Spürsinn, der einen selbstquälerischen Zug hat, untersucht er eifrig das Herz und Gemüt seiner Freunde und Bekannten, wie sie sich zu dem Judentum stellen. „Mit Gutzkow“, schreibt er aus Dresden am 27. Dezember 1851, „kann ich es zu keiner rechten Sympathie bringen, und wenn auch alle Widersprüche unserer beiderseitigen Naturen sich friedlich aufnehmen ließen, ich weiß gewiß, er würde über Alles hinaus nie den Juden in mir vergessen.“ Und noch bei Gutzkow's Tode betont er: „Ganz ähnlich wie Richard Wagner glaubte er von den Juden nicht gefördert, ja sogar gehindert zu sein, und schon 1834 zeigte sich dieser Widerwille, und er blieb immer, wie er auch einmal offen in seiner Schrift bekannte,

daß er erschrocken sei, als er gehört habe, daß Ludwig Börne ein Jude sei.“ Der Dichter des „Uriel Acosta“, der Schöpfer Veilchen Igelsheimer's im „Zauberer von Rom“ ein Feind der Juden! Es gehörte die ganze Empfindlichkeit Auerbach's dazu, eine solche Behauptung zu glauben und auszusprechen. Aber während er sich im launigen Gespräch oft genug Späße und Scherze über jüdisches Wesen erlaubte, sollte ein Christ nicht daran rühren. Er nahm es Jedermann übel, der sich gegen gewisse Äußerungen jüdischer Schriftsteller, die er selbst verurteilte, erklärte. So hat er mit Dingelstedt gebrochen, weil derselbe in einer Skizze über Mosenthal einen und den andern Witz über den Juden in Mosenthal gemacht: Witze, die eben auch nicht nach meinem Geschmack sind, aber das durchaus wohlwollende und freundliche Urteil Dingelstedt's doch für Niemand verdunkeln können. Mit diesem Urteile halte man die herben Worte Auerbach's über Mosenthal's Drama „Der Sonnwendhof“ (20. November 1879) zusammen: „In diesem Stück ist alles verlogen ... Dabei versteht aber Mosenthal das Theatralische in wunderbarer Weise und eben das ist das Traurige, daß mit solcher Virtuosität, Alles in's Anschauliche zu treiben, die absolute Verlogenheit und die Unnatur aller Empfindung sich eint“ — um zu erkennen, mit welch' verschiedenem Maß bei der Beurteilung eines Stammgenossen, Auerbach sich und den Christen maß. Mit Schmerz und Rührung haben wir alle gesehen, wie ihm die antisemitische Bewegung an das Herz griff; Männer, mit denen er sich für das Leben verbunden geglaubt, traten plötzlich mit aufgeschlagenem Visir gegen die Juden auf. Mit andern Waffen, mit vergifteteren Pfeilen, als es je die Scherze, das ironische Lächeln und das Achselzucken Gutzkow's und Dingelstedt's gewesen waren. Etwas wie Schauer und Verzweiflung ergriff ihn, als die noch unausgefüllte Kluft zwischen einem Teil des deut-

schen Volkes und seinem Stamme sich unerwartet vor ihm öffnete, als er gewahrte, wie die Risse dieses Zwiespalts bis in jene Welt der Bildung hineinreichten, in der er sich so wohlgefühlt. Die dunkle Empfindung, daß er hier immer nur ein Geduldeter gewesen, verband sich mit der Erkenntnis, daß in der That gewisse Saiten des deutschen Volksgemüts nicht in ihm klangen: „Mir erscheint die ganze deutsche Kaisergeschichte, als wäre sie einem anderen Volke geschehen“ (Brief vom 7. April 1877). All' unsere Trostworte konnten dies seelische Leiden nicht heilen, vielleicht nicht einmal lindern, zu viel war in ihm gebrochen. Niemand wird die Briefe, die er seit dem politischen Umschwung im Sommer 1878 dem Freunde geschrieben — für ihn ist es ein vollkommener Zusammenbruch des Idealen und Humanen — ohne wehmütige Ergriffenheit lesen. Innerlich ist Berthold Auerbach an diesem moralischen Bankerott des deutschen Volkes gestorben. Auch er mochte glauben, sich die Palme des Martyriums erworben zu haben.

Es ist natürlich, daß die Briefe eines Schriftstellers voll sind von litterarischen Plänen und Urteilen, von künstlerischen Grundsätzen und Theorien. Diesen Inhalt des Buches hat Friedrich Spielhagen in einer kurzen Einleitung mit der Wärme des Freundes, mit der Feinheit des Kenners gewürdigt. „Ja,“ ruft er aus, „ihm war sein Beruf heilig; man versteht den Mann nicht, wenn man sich dessen nicht bewußt wird, sich nicht mit der Überzeugung durchdringt, daß er in heiligem Ernst und treuem Glauben in seinem Berufe ein Priestertum sah der Wahrheit und der Schönheit, die er sich ohne die Freiheit nicht denken konnte, wie sie dem mündigen Volke ziemt, das sein Land mit hingebendster Liebe liebt.“ Emerson und Carlyle haben in Goethe den Heros als Schriftsteller gefeiert: etwas von diesem Heroentum ist in Berthold

Auerbach. Nie setzt er die Arbeit an seiner Selbstbildung, an der Entwickelung seiner Kunst aus, unermüdlich sinnt und schafft er, ein Plan gebiert den andern, ohne Arbeit ist ihm das Leben undenkbar: „verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen!“ Nicht immer glückt ihm, was er begonnen, Vieles läßt er liegen, Anderes will sich nicht runden, aber im Siege wie in der Niederlage bleibt er seinen Idealen treu. Im Bosseln und Feilen kann er sich nicht genug thun, drei-, viermal schreibt er einzelne Szenen um. Der weite Umfang des Romans „Das Landhaus am Rhein“ schreckt ihn nicht ab, ihn kapitelweise nach dem Erscheinen in einem Zeitungsfeuilleton von Neuem durchzuarbeiten: „jeden Tag“, schreibt er dem Freunde, der in diesen Dingen sein kritischer Gewissensrat war, aus Cannstadt, „müssen drei Feuilletons absolviert werden.“ Niemals gestattete er sich seiner Arbeit gegenüber eine Nachlässigkeit, nie läßt er die Feder unbekümmert laufen. Mit Weihe und Sammlung tritt er an sie heran. Sein Stil tropft zuweilen allzusehr vom Salböl der Weisheit und der Erhabenheit, aber diese Salbung war in ihm. In dem Schriftsteller verehrte er selber am gläubigsten den Volksbildner, den Priester der neuen Weltreligion, und bemühte sich seine Thätigkeit mit einer Art von Heiligenschein zu umgeben. Wiederholt spricht er es aus, wie verhaßt ihm die humoristische und ironische Weltanschauung und Darstellungsweise Heine's und Dingelstedt's ist, er mag nicht mit seinen Figuren spielen und sie nach willkürlicher Laune auf den Kopf stellen. Er hat Respekt vor ihnen, obgleich, oder besser, weil sie seine Geschöpfe sind. Was den Frommen das Gebet, ist ihm seine Schriftstellerei. In dem Scheine des Ewigen, worin ihm die Dinge sich zeigten, erhöhte sich ihm unwillkürlich auch seine Arbeit zu einer Offenbarung des Unendlichen.

Gewisse Stoffe begleiten ihn durch sein ganzes Leben. Eine Geschichte aus dem jüdischen Dichten und Trachten; „Ben Zion", ein Roman aus der Gegenwart: „Wir Juden", die Erzählung seiner Jugend tauchen immer von Neuem unter seinen Plänen auf, einzelne Züge werden festgestellt, etwas wie ein Grundriß entworfen, vielleicht auch das eine und das andere Kapitel niedergeschrieben. Dann aber erfaßt ihn ein Anderes mit stärkerer Gewalt, die Vielgeschäftigkeit seiner Phantasie erzeugt immer neue Einfälle und Figuren, ein äußerer Antrieb entscheidet, was er festhält, was er beiseite schiebt. Jahrelang trägt er sich mit dem Plan, die Besetzung Straßburgs durch Ludwig XIV. in einem historischen Roman zu schildern: man sieht aus den Briefen, wie er den Stoff auszuführen gedachte, durchaus volkstümlich, im Ton der Dorfgeschichten, ohne tiefere Gestaltung des politischen Vorwurfs, ohne feinere Schattierung des Zeitkolorits, welchen Quellen er nachspürte: schließlich verschwindet die Absicht, eine Welle, die spurlos verrinnt.

Lebhaft, ja mit leidenschaftlicher Sehnsucht und Begier, offenbart sich sein Drang nach der Bühne. Sie zu erobern erscheint ihm wie der schönste und kühnste Traum seines ganzen Strebens. „O, wenn ich das Theater hätte packen können!" ruft er in schmerzlicher Bewegung aus. „Was nutzt aber Wissen von den Bedingungen des echten Volksstücks. Machen muß man's können." Und er konnte es eben, bei seinem durchaus episch und didaktisch angelegten Wesen und Talent, nicht. Nur daß er, obwohl er kein eifriger und ständiger Theaterbesucher weder in Dresden noch in Berlin war, wiederholt zu seinem Schaden der verführerischen Versuchung unterlag. Sein „Andree Hofer" wie sein „Wahrspruch" sind auf der Bühne lebensunfähig: „allein," schreibt er von dem ersten, „es soll, wenn es auch jetzt nicht aufge-

führt werden kann, für die Zukunft jetzt schon als bühnengerecht und effektvoll erkannt werden müssen." Von dem zweiten ist er völlig hingerissen: Dawison hat ihm nach einer Vorlesung des Stückes gesagt: es könne sich neben den „Erbförster" stellen. „Ich habe mich lange dagegen gesträubt, meine Produktion in's Drama hinüberzuleiten, ich habe es erst gethan, als ich innerlichst mußte und als die Sache notwendig dazu drängte." Nachher, wenn sich der Mißerfolg herausstellte, ist er freilich auch mit der treffenden Kritik bei der Hand und bekennt freimütig, woran es ihm fehlt. Der innige Verkehr mit Otto Ludwig wird seine Neigung zum dramatischen Schaffen und Kritisieren noch gesteigert haben: man sagt, in seinem Nachlaß befinde sich eine Art dramaturgischen Tagebuchs. Ich kenne es nicht, vermute aber, nach einigen in den Briefen enthaltenen Rezensionen, daß es dem Shakespeare-Buch Otto Ludwig's verwandt sein wird. Ein geistreicher Kopf stellt allerlei feine und tiefsinnige Betrachtungen über das Wesen der dramatischen Kunst an, erörtert im Einzelnen, wie vortrefflich der eine Klassiker (Shakespeare) das, wie herzlich schlecht der andere Klassiker (Schiller) jenes gemacht habe. Mit der Bühne, wie sie ist, haben alle diese Spitzfindigkeiten und Geistesblitze gar nichts zu thun, auf die Entwickelung unseres Theaters üben sie nicht den geringsten Einfluß. Auerbach, der sich in einem steten Zusammenhang mit der Welt und der allgemeinen Kultur zu halten sucht, hat einen ungleich freieren Blick als Otto Ludwig, wider Willen wird er von der „Mache" der französischen Komödien gepackt: er fühlt, daß trotz all' unseres moralischen Sträubens hier ein Nerv unseres modernen Lebens schlägt, daß nur aus der Unmittelbarkeit der Gegenwart die Bühne erobert und festgehalten werden kann. Aber so wenig wie mit dem Volks- und Bauernstück wollte es ihm

mit der Salonkomödie gelingen. „Das erlösende Wort", „Eine seltene Frau" haben ihm nur Enttäuschungen eingebracht, man wird nicht im fünfundsechzigsten Jahre ein dramatischer Dichter. Auf der andern Seite waren ihm diese Versuche wie Lieblingskinder trotz ihrer Höcker an's Herz gewachsen; sie haben eine breite Spur in den Briefen hinterlassen.

Von allen Mitstrebenden standen ihm ehemals Otto Ludwig und Friedrich Spielhagen in seinen letzten Lebensjahren am nächsten. Ihrer gedenken die Briefe denn auch am häufigsten. Otto Ludwig — persönlich ist er mir nie bekannt geworden — wurde in den fünfziger Jahren in gewissen Kreisen hoch geschätzt. Wir sollten einmal wieder an ihm einen dramatischen Messias haben. Für das große Publikum gehört er jetzt schon zu den fast völlig Vergessenen. Wohl war sein Loos bedauernswert, in der Blüte der Jahre durch lähmende Krankheit an das Lager gefesselt zu sein; man begreift die Bewunderung und das Mitleid Auerbach's bei dem Anblick des langsam absterbenden Freundes, der sich beständig mit großen phantastischen Dichterplänen trägt, aber man kann darüber doch nicht die geringe Schaffenskraft Otto Ludwig's und die seelische Unbehaglichkeit, die seine beiden bekannteren und genießbaren Werke: das Trauerspiel „Der Erbförster" und die Novelle „Zwischen Himmel und Erde" jedem einfach und wahr empfindenden Gemüt erregen, verkennen. Die Bauerngeschichte „Die Heitheretei" und die Tragödie „Die Makkabäer" drangen über die engsten litterarischen Kreise der Dresdener und Leipziger Freunde des Dichters nicht hinaus; auf keiner Bühne vermochten sich die „Makkabäer" auch nur als Treibhauspflanze dauernd zu erhalten. Es würde sich nicht verlohnen, dies zu betonen, wenn Auerbach nicht mit Heftigkeit Otto Ludwig gegen Friedrich Hebbel auf den

Schild höbe. Hebbel ist für mich ebenso unerquicklich wie Ludwig, zwei Dichter, die auf Stelzen gehen, die nichts schlicht empfinden und schlicht sagen können und ein eigentümliches Vergnügen darin finden, sich, ihre Figuren und das Publikum mit halb wahren, halb erlogenen Gefühlen zu martern, deren Kraft und Folgerichtigkeit in diesen Folterungen ich keineswegs geringschätze, deren Kunst ich jedoch nach Möglichkeit vermeide, ebenso wie Vivisektionen; wäge ich indessen die Weite und die Mannigfaltigkeit ihres beiderseitigen Könnens, so ist doch die Überlegenheit Hebbel's unvergleichlich größer. Drei Dichtungen, wie „Judith", „Maria Magdalena", „Die Nibelungen" hat Otto Ludwig nie geschaffen, Gedichte wie „Schön Hedwig", „Ein dithmarsischer Bauer" und das herrliche „Gebet", das Goethe nicht schöner empfunden und ausgedrückt haben könnte, waren für seine Seele und seine Lippen, denen der Wohlklang des Rhythmus versagt geblieben, Unmöglichkeiten. Diesen Mangel empfand Auerbach vielleicht weniger lebhaft, da er ihn mit dem Freunde teilte. Otto Ludwig war durch die Natur seines Talentes und sein grausames Geschick zum Plateniden bestimmt: zu einem Pläneſpinner, einem Grübler, der in den Kunstwerken Anderer alles Verborgenste und Tiefsinnigste aufspürte, selber aber nur das Wenigste von all' seinen Entwürfen und auch dies nur im Umriß zu gestalten wußte. Wie gegen Hebbel ist Auerbach in seinem Urteil über Heine einseitig. Er freut sich, daß Heine ihn nicht leiden könne — aus einem Briefe Heine's an Laube über die Schwarzwälder Dorfgeschichten hat er es entnommen — denn auch er habe sich stets von ihm abgestoßen gefühlt. Muß er gleich den Dichter gelten lassen, so eifert er um so schärfer gegen den politischen und kritischen Schriftsteller und will den großen Stilisten in Heine in keiner Weise anerkennen. Wie viel im Ganzen von Auerbach's Urteilen und Mitteilungen über zeit-

genössische Schriftsteller — und er ist beinahe allen deutschen persönlich begegnet — in seinen Briefen enthalten war, ist aus der vorliegenden Sammlung nicht zu bestimmen, gar Manches mag die Zartfühligkeit des Herausgebers ausgeschieden haben, dennoch bleibt noch immer genug, um die Neugierde des großen Leserkreises zu reizen und zu stillen. Die Namen allein, die erwähnt werden, würden, wollt' ich sie anführen, ein ganzes Blatt füllen. Ein besonderes Interesse dürften die Schilderungen Auerbach's über seinen Verkehr mit Strauß und Gervinus erregen, neben feinen und gut beobachteten Zügen aus dem intimen Leben enthalten sie treffende Einblicke in das Denken und Schaffen der beiden Gelehrten. Leider entbehren die beiden Bände noch jeglichen Registers, so daß ihre Benutzung in dieser Hinsicht — in der Zusammenstellung alles dessen, was Auerbach über einen Ort, einen Menschen, ein Buch, oft sich seltsam widersprechend, weil er stets nur aus dem Moment herausschreibt, geäußert hat — kaum möglich ist.

Verlohnte es sich auch dessen? Vielleicht für die Nachwelt? Mir ist es oft, wenn ich die Schöpfungen der vergangenen deutschen Kulturepoche von 1760 bis 1830, von „Minna von Barnhelm“ bis zur Vollendung des „Faust“ und Heine's „Buch der Lieder“ überdenke und mir im phantastischen Traum die Kultur des künftigen Jahrhunderts ausmale, als wäre unsere gesamte jetzige Litteratur nur ein schmaler Bindestrich zwischen der großen Vergangenheit und der großen Zukunft, eine Thalsenkung, die zwei Höhenpunkte mit einander verbindet. In dieser Verbindung erfüllt sie ihren Zweck, das allein ist ihr Wert und ihre Bedeutung. Ob man auf diesem Pfade jemals noch eine kleine Quelle, einen Busch, eine Blume besonders betrachten und bei ihr verweilen wird? Ich weiß es nicht und wage es nicht zu hoffen. Der Weg

ist die Hauptsache, wir sind allzumal nichts als Pfadsucher. Tausende passieren und bewundern die Gotthardbahn und die kühn über den Hafen von Newyork geschwungene Brücke, Wenige fragen nach den Erbauern dieser Wunderwerke, kaum Einer behält ihre Namen. So wird, wenn unserer Epoche überhaupt ein litterarischer Nachruhm bleibt, er auch nur der Gesamtarbeit, nicht den Einzelleistungen zu teil werden. Die rastlose Arbeit ist nicht sowohl das Zeichen der Zeit, als der Besten unter uns. In diesem Sinne wird Berthold Auerbach ein bewunderungswürdiges Vorbild für Alle sein. Von seinem Krankenlager in Cannes schreibt er am 20. Januar 1882 dem Freunde: „Dennoch habe ich wieder alle Hoffnung und halte die Zuversicht fest, daß ich wieder so viel Gesundheit gewinne, um arbeiten zu können. Also denke mich immer als frisch aufstrebend, wenn auch oft momentan gebrochen.“ Es sind die letzten Worte, die er selbst mit zitternder Hand an ihn niedergeschrieben. Nicht das Goethe'sche Wort von dem ewig Weiblichen, das uns hinanzieht — der Spruch einer neuen Zeit begegnet uns hier: immer frisch aufstrebend, immer an sich selber bildend und arbeitend, im Banne edelster Gedanken, keines Lohnes gewärtig, nicht um Gottes, sondern um der Menschen willen. Am Ende dieser Briefe, die ein so reich bewegtes, ein innerlich so voll erfülltes Menschenleben vor uns entrollen, angelangt, wen beschliche nicht die Wehmut, wem träte nicht die Thräne um den geschiedenen Freund in's Auge? Aber diese Rührung wird von dem großen, dem tröstlichen Eindruck dieses seltenen Mannes, dieses hervorragenden Schriftstellers gesänftigt, „immer frisch aufstrebend“ sollen wir ihn denken, den Weg suchend, durch das Dunkel und das Labyrinthische der Gegenwart zu dem Ideal der reinen und schönen Menschlichkeit.

Ernst Dohm.

Februar 1883.

Wie freundschaftlich auch unser Verhältnis zu einem Menschen gewesen, wie enge unsere Beziehungen, wie langjährig unser Verkehr, schließlich bleibt von all' der Fülle gemeinsamer Erlebnisse, von dem Inhalt so vieler und so mannigfacher Gespräche, von dem scheinbar unerschöpflichen Gedankenaustausch, wenn er sich eben nicht in Briefen krystallisierte, doch nur ein bescheidener Rest in unserer Erinnerung lebendig. Die verschiedenen Momente und Lebensäußerungen, in denen wir den Freund gesehen, verdichten sich mehr und mehr; gleichsam von selbst, durch eine unsichtbare Macht, scheidet sich das Gleichgültige und Nebensächliche aus, tritt das Bedeutsame stärker hervor. Wie auf einen Punkt drängt sich das Dasein und das Wesen des Geschiedenen zusammen. Dies Bild ist vielleicht, uns unbewußt, von der idealisierenden Kraft in uns verschönt oder in ein besonderes Licht gerückt, dennoch erscheint es uns, wenn wir es später, sobald es einmal in unserem Gedächtnis fest geworden, mit anderen Vorstellungen und Eindrücken vergleichen, die wir von dem Freunde empfangen haben, als das ihm ähnlichste, ihn am besten darstellende, ja als das einzig Wahre. Viele Jahre bin ich mit Ernst Dohm bekannt und befreundet gewesen, an guten und an trüben Tagen, bei Regen und im

Sonnenschein sind wir ein Stück Weges zusammen gegangen: aber nicht auf diesem Berliner Hintergrund stellt sich mir jetzt sein Bild dar. Im Park zu Weimar, auf der einsamen Bank unter dem Fliederbusch bei dem Tempelherrenhause, in den holprigen Gassen der kleinen Stadt, in dem winkligen Speisezimmer des Gasthofes zum „Erbprinzen" mit guten Freunden, einsam in jeder Mittwochsnacht, im Sommer und im Winter, munteren Schritts, sein Spazierstöckchen schwingend, den weiten Weg vom Markte zu der Anhöhe, auf der sich der Bahnhof erhebt, zurücklegend, um dem von Frankfurt daherbrausenden Kourierzuge sein Manuskript für den „Kladderadatsch" anzuvertrauen, jedermann in der Stadt bekannt, von den Höchsten wie von den Niedrigsten begrüßt, immer heiter, mit einem Scherz auf der Lippe und einer Blume im Knopfloch, immer voll Melodie, wär's auch nur die gewesen, „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt!" so seh' ich ihn vor mir, da war er, so weit er sich mir offenbarte und ich ihn zu erfassen vermochte, ganz und voll und rund er selbst, der „geliebte Aristophanide."

Und nicht mir allein, auch ihm galt diese Zeit seines Weimarer Aufenthalts, vom Herbst 1868 bis zu den ersten Julitagen 1870, später als die glücklichste, als ein Höhepunkt seines Lebens. Mißliche Vermögensverhältnisse hatten ihn damals aus Berlin gedrängt und es konnte fraglich scheinen, ob ein Mann, der so durchaus an den Aufenthalt in der Hauptstadt gebunden, mit all ihren Regungen und Äußerungen verwachsen war, sich in die Verhältnisse der kleinen thüringischen Residenz hineinfinden würde. Über seine eigene Erwartung glückte der Versuch. Seiner künstlerischen Natur, welcher die Politik eben nur ein Mittel war, sich zu zeigen und zu entfalten, ein Instrument, um darauf zu spielen, sagte die freundliche, beinahe ländliche Stille, das bescheidene

Zimmer nach dem Garten hinaus, das er im „Erbprinzen“ bewohnte, die geistreiche Geselligkeit, der nichts von dem Geräusch, dem Tumult und der Unruhe der sogenannten Berliner Gesellschaften anhaftete, das Theater, die Kunstschule, die unmittelbare Nähe und der ungehinderte Gebrauch der stattlichen Bibliothek besonders zu. Hier fand er alles, auf beschränktem Raum zusammen, was er liebte und zum Leben seines Geistes brauchte, hier war das Schauen, Hören und Genießen noch keine Arbeit wie in Berlin, hier brauchte er nicht mit der Minute zu geizen. Die Menschen und die Dinge hatten einen gelassenen Schritt, das Komödienspiel, das musikalische Treiben, das Malen war weniger eine Lebensbeschäftigung, als eine Liebhaberei. Dies sanfte und unbekümmerte Sichgehenlassen war eine der tiefsten Wurzeln in Dohm's Wesen. Wie die Schwäche seines Charakters und das Problematische seiner Lebensführung, entsprang seine heitere und gefaßte Seelenruhe daraus. Dabei fehlte es in Weimar neben einer Fülle geistvoller Menschen nicht an abenteuerlichen Gestalten, die sich um Liszt drängten, an romantischen Vorfällen: in den „Memoiren einer Kosakin“ sind sie später satirisch, aber im großen und ganzen nicht unwahr, von einer verlassenen Klavier-Dido, geschildert worden. Dohm hatte sein gemessenes Teil daran und bis in seine letzten Tage hinein war es ihm ein wehmütiges und sarkastisches Vergnügen, von diesen Erinnerungen zu reden. Damals, im Juni 1870, wurde die Wagner-Religion gestiftet: die Sekte trat in das volle Licht der Öffentlichkeit. Durch Hans von Bülow und seine Gattin Cosima war Dohm schon in den fünfziger Jahren in den musikalischen Kreis gekommen, in allerlei freundschaftliche Beziehungen zu Liszt und zu der Zukunftsmusik. Bei Gelegenheit der Aufführung Wagner'scher Opern: Der fliegende Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Die Meistersinger von

Nürnberg — die der Intendant des Weimarer Theaters, Herr von Loën, in jenem Monat veranstaltete, hatte sich ein großer Kreis von Jüngern und Jüngerinnen, aus aller Herren Ländern, die aristokratischen verzückten Damen voran, in Weimar zusammengefunden. In einer tollen Nacht wurde Richard Wagner ein „silberner Lorberkranz“ — damals war es noch etwas — gewidmet und eine Pilgerreise nach München zu den ersten Aufführungen der „Walküre“ beschlossen. Ich vermag nicht zu sagen, ob der unmittelbar darauf ausbrechende Kriegssturm wie die Aufführungen der „Walküre“ auch den silbernen Lorberkranz verschlungen hat; in Dohm aber wirkte die Begeisterung jener Tage unverlöschlich fort. Für die vielen grotesken und widerwärtigen Auswüchse der neuen musikalischen Heilsreligion hatte oder wollte er kein Auge haben, er duldete kein satirisches Wort gegen den Meister: meiner Meinung nach hat sich dadurch der „Kladderadatsch“ in diesem letzten Jahrzehnt eine der ergiebigsten Quellen des Humors thöricht genug verschüttet. Mir jedoch grollte Dohm wegen meiner Ketzerei nicht, denn zwischen uns beiden gab es, wie zwischen den Auguren, ein Geheimnis. Ich darf es jetzt, ohne fürchten zu müssen, dadurch seinem Andenken bei den Wagnerianern Eintrag zu thun, enthüllen. Um mich für den neuen Glauben zu gewinnen und in seine Dogmen einzuführen, hatte mich Dohm aufgefordert, in der Vorstellung der „Meistersinger“ meinen Platz neben dem seinen zu nehmen, er wolle mir die Schönheiten des Werkes auseinandersetzen. Wir saßen auf der ersten Bank des Parquets, Dohm sein geliebtes schwarzes Spazierstöckchen zwischen den Knieen. Während des ersten Aktes war er zerstreut: kein Wunder, in der Prosceniumsloge des ersten Ranges war der Zar Alexander II., der zum Besuch in Weimar verweilte, eingetreten und hatte hinter der Großherzogin Platz genommen, und statt über die Schön-

heiten der „Meistersinger" zu schwärmen, plauderten wir über den Zaren und seinen musikalischen Liebling Jacques Offenbach. Als ich aber in dem zweiten Akte ein und ein anderes Mal fragend und nach Aufklärung dürstend auf meinen Nachbar blickte, war er in tiefen Schlaf verfallen, leise atmend, mit geschlossenen Augen, die Hände um sein Stöckchen gefaltet, erst der schreckliche Lärm des Finale's weckte ihn. Dohm hat es nie wieder versucht, bei mir den Apostel Wagner's zu spielen. Der Schmerz um den Tod des verehrten Meisters ist ihm erspart geblieben, nun weilen sie vereint, wie ich hoffe, auf demselben Sterne.

Noch eins fesselte ihn an Weimar, außer der Behaglichkeit des Lebens: die liebliche Natur der Landschaft. Er gehörte nicht zu den reiselustigen Menschen. Weder die Alpen noch die Nordsee, weder Paris noch Rom hat er gesehen. Weimar war gleichsam sein erster weiterer und längerer Reiseausflug. Mit einer naiven Freude, die unserm Touristengeschlechte vollständig verloren gegangen ist, vertiefte er sich in die „neue Welt." Tiefurt, Belvedere, Ettersburg wurden für ihn zu Märchenschlössern, jeden verborgensten Steg kannte er im Park. In mondloser Nacht fand er sich darin zurecht. Wie viele glückliche Stunden, unter den alten Bäumen, auf der Wiese und an der Ilm haben wir da verbracht. Auf diesem Hintergrunde traten seine Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit, seine idyllischen Neigungen am reinsten und schärfsten hervor. Wie befreit atmete er auf, weit hinter ihm lagen die peinlichen und verwirrenden Verhältnisse der Großstadt und die Verwickelungen des Lebens. Er war fünfzig Jahre alt, auf der Höhe seines Ruhmes, dem die folgenden Jahre wohl eine größere Ausdehnung, aber keine Vertiefung nach Innen geben konnten. Eine behagliche joviale Erscheinung, mit glattem Gesicht, in dem der schön

geschnittene, immer von einem ironischen Hauch umspielte Mund besonders auffiel, mit klugen, beinahe sanft blickenden Augen, kurzhalsig, mit einem Ansatz zur Korpulenz, schnellen Ganges und lebhafter Geberde.

Was die Litteratur und die Freiheit an Ernst Dohm besaßen, wurde damals, vor dem großen Kriege und der Gründung des Reiches, ungleich mehr und höher geschätzt, als jetzt. Die Bedeutung des „Kladderadatsch“, wie die Rechtfertigung seines zersetzenden und zerstörenden Witzes liegt in der Reaktionsperiode von 1849—1859 und in den sich nach kurzer liberaler Dämmerung daran schließenden Verfassungsstreitigkeiten in Preußen. In diesen Nöten und Ängsten vollführte der „Kladderadatsch“ wahrhaft befreiende Thaten. Auch Diejenigen, die seiner Richtung nicht blos, sondern seinem Wesen im Innersten abhold waren, griffen nach ihm, in der Dumpfheit, dem Dunst und der Trübe jener Tage gab es nur einen Blitz sie zu zerteilen, den des Witzes, nur einen Aufschwung in reinere Lüfte, den auf den Flügeln des Humors. Welche Gefahren auch in diesem satirischen Spott, der an Allem fraß und nichts verschonte, in dieser Witzboldigkeit, die sich als unumschränkte Herrscherin im Leben und im Staat, in der Kunst und in der Wissenschaft aufspielte, für den ganzen Ton der Berliner Gesellschaft schlummerten — Niemand grollte darüber, nur der Witz konnte der Freiheit eine Gasse brechen.

Noch entsinne ich mich des unbeschreiblichen Erstaunens, das mich ergriff, als ich im Herbst des Jahres 1850 in einem Kollegium über griechische Litteraturgeschichte Böckh eine Parallele zwischen Aristophanes und dem „Kladderadatsch“ ziehen und mit unverkennbarer Vorliebe und attischer Beredtsamkeit bei den Verdiensten seiner Gelehrten verweilen hörte. Erst später bin ich zu der Erkenntnis gekommen, wie recht der große Gelehrte und wie fein und tiefsinnig er mit

einem Vergleiche recht gehabt. Ja wohl hatten die Zeitgedichte Dohm's, an der Spitze jeder Nummer, etwas von der vernichtenden Ironie, von dem phantastischen Humor und noch viel mehr von dem Wohllaut der Chorlieder und Parabasen des Aristophanes. Was Platen in seinen Komödien von der „Verhängnisvollen Gabel“ und dem „Romantischen Ödipus“ angestrebt — hier war es, auf einem ungleich größeren Gebiete, erfüllt worden. Nicht die Litteratur, der Staat wurde zum Gegenstand der humoristischen Betrachtung; nicht gegen litterarische Moden und Verirrungen des Geschmacks, gegen politische Gegner und Einrichtungen, gesellschaftliche Schäden und Parteirichtungen sandte die Satire und die Ironie ihre schärfsten Pfeile. Weder eine einzelne noch die Gesamtheit der politischen Zeitungen, die seit 1848 nur allzu zahlreich in Deutschland erschienen sind, hat so bestimmt und eigentümlich wie der „Kladderadatsch“ die Verwandlung der Deutschen aus der „Nation der Denker und Dichter“ in ein politisches Volk bezeichnet. Einem Mann, der mit dem besten Teile seines Herzens und seiner Phantasie im Reich des Schönen, bei den Kamönen lebte und webte wie Ernst Dohm, war es beschieden, mit durch seine Zeitschrift, seinen Witz und seine Dichtung die litterarischen und künstlerischen Interessen in den Hintergrund zu drängen. Die Politik, die ihm, von den großen Fragen der Freiheit und des Vaterlandes abgesehen, in ihrem täglichen Verlauf nichts als der gemeine und verächtliche Stoff war, aus dem seine Kunst erst ein schimmerndes Etwas machte, wurde durch den „Kladderadatsch“ zur Beherrscherin des Lebens, zu der Macht erhoben, die fortan im Schlosse wie in dem Bürgerhause, unter den Großen wie unter den Kleinen den Ton angab. Was die mächtige Glocke des „Kladderadatsch“ an jedem Sonnabend läutete, das klang stärker und schwächer, in volleren

oder gebrocheneren Tönen im ganzen Deutschland und bald genug weit über seine Grenzen hinaus nach.

Unmöglich, daß ein Einzelner, und wäre sein Genie noch so bedeutend gewesen, dieses hätte vollführen, viele Jahre hindurch in Sturm und Drang der Zeit den Spiegel vorhalten, die öffentliche Meinung stets zu dem kürzesten, schlagendsten und zuweilen genialischen Ausdruck hätte verdichten können. Aber mit Dohm vereint arbeiteten drei Männer: David Kalisch, Rudolf Löwenstein, Wilhelm Scholz, alle eines Geistes und doch jeder eine volle künstlerische Persönlichkeit, eine originale Kraft. David Kalisch hatte eine seltene Fähigkeit der Aneignung und Anempfindung, Fremdes in Heimisches zu verwandeln, ein scharfes Auge für das Kleinbürgerliche, seine Herbigkeit wußte der gemütliche Humor und die drollige Phantastik Löwenstein's zu mildern, das außerordentliche Zeichen- und Treff-Talent Scholz's gab jedem komischen und satirischen Gedanken die Leiblichkeit, jeder Figur den charakteristischen, unverkennbaren Zug. Und zu diesen vier Männern gesellte sich in jenem Jahrzehnt eine namenlos gebliebene Schar von Mitarbeitern. In gewissen bedeutsamen Momenten der Zeitgeschichte hat nicht nur die Volksseele, sondern ein nicht geringer Teil begabter Menschen durch seine Zuschriften sich unmittelbar an dem „Kladderadatsch" beteiligt. Zwei Eigenschaften waren jedoch für den Leiter eines solchen Blattes unerläßlich, um demselben die allgemeine Gunst dauernd zu erhalten: ein nie trügender Takt, das Maß zu bewahren, das leicht empfindliche Gefühl für das Schickliche nicht zu verletzen und die Schranken eines Preßgesetzes nicht zu überschreiten, von dessen Strafen und Paragraphen weder Aristophanes noch Sokrates eine Ahnung gehabt, und die genaueste Kenntnis der Berliner Verhältnisse, die Fühlung mit dem Urteil und dem Geschmack der Hauptstadt. Denn

richtete sich auch der „Kladderadatsch“ an Alldeutschland, seine Wurzeln steckten im Berliner Boden.

In hervorragendem Maße besaß Ernst Dohm diese beiden Eigenschaften. In Breslau geboren (24. Mai 1819), war er doch schon als Knabe nach Berlin gekommen und hatte seine erste Erziehung und Bildung auf dem Werder'schen Gymnasium vollendet. In Berlin und Halle hatte er studiert. Seit dem Anfang der vierziger Jahre lebte er als Privatlehrer — ursprünglich hatte er, namentlich bei Tholuck in Halle, Theologie studiert und sogar ein und ein anderes Mal die Kanzel bestiegen — in Berlin. Er liebte die Stadt, kannte ihre Eigentümlichkeiten, ihre Männer und Frauen, er war ein eifriger Spaziergänger in ihren Straßen. Seine Augen sahen gut, seine Ohren hörten noch schärfer. In allen Kreisen hatte er Bekannte, Vertraute, Freunde. Lange bevor die Montagsabende in seinen letzten Lebensjahren seine Wohnung zu einem Sammelpunkte von „ganz Berlin“ machten, war er ein Magnet, dem viele und leider nicht immer die lautersten Elemente zuflogen. Die mannigfachsten Beziehungen hatten sich in einem bewegten Verkehr, in den Verwickelungen des Zufalls zwischen ihm und Personen aus allen Ständen und Klassen der Hauptstadt gebildet. So hatte er sich durch das Leben selber eine unvergleichliche Kenntnis Berlins nach oben und unten erworben und zugleich in diesem bunten und vielseitigen Umgang das ihm angeborene Taktgefühl üben gelernt. In den schwierigsten Verhältnissen bewegte er sich mit ruhiger Sicherheit und mit einer stets heiteren Gelassenheit. Die genialische Sorglosigkeit, die sich erst allmählig bei ihm in die Gleichgültigkeit des Weisen über die Nichtigkeit des Irdischen verwandelte, die Unbekümmertheit um den nächsten Tag, die vollkommene Geringschätzung des Geldes, das Unbedachte im Verschenken und Versprechen gehören mit zu den Zügen seines Charakters.

In jeder Gesellschaft, der guten wie der schlechten, behauptete er sich, ohne je das Gleichgewicht zu verlieren, wie ihn kein Schicksalsschlag beugte, erschütterte kein Angriff, und die hämischsten sind auf ihn gemacht worden, die Gefaßtheit seiner Seele. Obgleich oft genug, wie ich zu bemerken glaubte, eine starke Leidenschaft und ein unterdrückter Zorn in ihm waren, habe ich ihn nie heftig und erregt gesehen. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann mit diesen Vorzügen, in der bestechenden Anmut seines Benehmens, mit seinem Geist und Witz ein ebenso liebenswürdiger wie gesuchter Gesellschafter war, daß eine solche Natur und eine so unzerstörbare Grazie der Seele dem „Kladderadatsch" allmählig ihr bestimmtes und ausschließliches Gepräge gaben. Hier war ein Witzblatt, das sich vor der Macht der Dunkelmänner und der Gewaltthätigen nicht fürchtete, das weder die Stahl und Gerlach, noch den Pascha von Berlin, den Polizeipräsidenten Hinckeldey, verschonte, das unerschrocken Vorurteile und Schwächen der Parteien wie das Faule und Verrottete in Staat und Kirche geißelte und doch immer den litterarischen Anstand und die geistige Vornehmheit bewahrte, das zu Allen herabzusteigen schien und sich doch über Alle im poetischen Fluge erhob, das die Gegner nie mit Steinen oder Kot bewarf, sondern stets mit ritterlichen Waffen niederstreckte. So kam es, daß Friedrich Wilhelm IV. und sogar Zar Nikolaus zu den Lesern — ja, wie man damals vielleicht übertreibend erzählte — zu den Bewunderern des „Kladderadatsch" und seines Redakteurs gehörten.

Diesem Takt des Herzens entsprach in der Kunst das vollendete Formgefühl, das Ernst Dohm beseelte. Er hat, wie es bei seiner angespannten und unausgesetzten Thätigkeit nicht anders sein konnte, wohl Nichtiges und Ärmliches im Inhalte geschrieben, aber nichts, dem Wohllaut und Rhythmus gefehlt. Mit außerordentlicher Leichtigkeit und mit un-

fehlbarer Sicherheit warf er seine Verse auf das Papier. In demselben Augenblick stellte sich bei ihm Gedanke und Ausdruck ein. Ich habe nur wenige Manuskripte von ihm gesehen, aber keins, das irgend ein Zeichen der Feile und der Überarbeitung getragen. Diese Leichtigkeit und Frische des Schaffens, an dem niemals der Dunst der Studierstube haftete, diese spiegelglatten und wie vom Wiederschein der Sonne glänzenden Verse wurden indessen nicht nur dem natürlichen Talente verdankt: sie waren in gewisser Hinsicht die Frucht seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit. Dohm war das Gegenteil eines findigen Witzboldes, der all' sein Wissen in einem Auszug aus Demokrit und Saphir, aus Börne und Heine mit sich trägt, er haßte mit derselben Bitterkeit wie Gutzkow die Handlungsgehilfen und die Weinreisenden in der Litteratur. Seine Sprachkenntnis war eine ungewöhnliche, einer, der sich darauf versteht, Paul Lindau, konnte nicht Worte des Lobes genug für seine Übersetzung der Fabeln von Lafontaine finden. Doch habe ich ihn niemals in einer fremden Sprache einen Satz äußern gehört und nur einmal einen Toast von ihm vernommen. Er sprach ebenso ungern öffentlich, wie er ungern Briefe schrieb. Wiederholt hat mich seine Belesenheit in Staunen gesetzt, auch darum, weil ich bei seinem scheinbar müßiggängerischen Wesen nicht recht einsah, wann er Muße zum Lesen hatte. „Das ist mein größter Kummer, daß ich sterben werde, ehe ich alle guten Bücher gelesen haben werde,“ hat er mir und anderen Freunden oft gesagt. Zu den klassischen Studien kehrte er immer wieder zurück, Aristophanes, Horaz, Vergil verließen ihn gleichsam nie. Sie waren für ihn etwas wie der Jungbrunnen der Sage. In dem einen und dem andern Aufsatz, die man zu seinen Ehren unmittelbar nach seinem Tode geschrieben, hat man ihn zu einem begeisterten Schüler Hegel's gemacht und ihn schließlich

in die Gefolgschaft Buddha's und Schopenhauer's gestellt. Wie alle nachdenklichen Menschen, war auch Dohm von den philosophischen Strömungen seiner Zeit berührt worden, aber zuerst und zuletzt war er ein Dichter, ein Künstler, eine epikuräische Natur. In dem landläufigen Wert der Worte war er weder ein Weiser noch ein Politiker. Er war ein Sänger, wie Beranger — „chanter ou je m'abuse, est ma tâche ici-bas, tous ceux, qu'ainsi j'amuse, ne m'aimeront-ils pas?“ Es giebt keine schönere Grabschrift für ihn.

Und das Glück, dem er stets vertraut hatte, wollte ihm wohl, es verlieh ihm durch den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich eine zweite Jugend. Seines Bleibens in dem idyllischen Weimar war nun nicht mehr, er mußte nach Berlin, an die Spitze seines Blattes zurück. Es war ihm beschieden, nach dem Aristophanes der Tyrtäus seines Volkes zu werden. Jene Gunst des Geschicks, die Platen in verzehrender Ruhmbegierde ersehnt, ohne je mehr als ihren Schatten zu erhaschen, fiel Dohm in den Schoß: ein Jahrzehnt hindurch war er, mit dem Bogen und den Pfeilen des Apollo bewaffnet, „ein gefürchtet Haupt im Staat“ gewesen, jetzt ließ er seine Leier von Schlacht- und Triumphgesängen wiederklingen. Nicht mehr die Schmach seines Volkes hatte er zu geißeln, sondern seine Großheit und seinen Ruhm zu verkünden. Beneidenswertes Loos eines politischen Dichters! Auf dem Lorbeerkranz, der schon sein Haupt schmückte, fiel vergoldend der Abglanz ungeheurer Thaten. Seine Laufbahn und seine Arbeit hatten hier einen harmonischen Abschluß gefunden. Dohm's Talent und Eigenart waren die des lyrischen Dichters. Doch nur widerwillig fügte er sich der Schranke, die ihm gesetzt war, nachdem die Versuche, sie zu übersteigen, gescheitert waren. Bei seinem Geschick für alles, was die formelle Seite der Dichtkunst betraf, wurde es ihm leicht, die

Operetten Offenbach's zu übersetzen und auf die deutsche Bühne zu übertragen. Aber ein eigener dramatischer Wurf ist ihm nie gelungen. Es wäre sein Ehrgeiz gewesen, ein modernes Lustspiel zu dichten: über Ansätze und einzelne Szenen kam er nicht hinaus. Sein „Trojanischer Krieg" (1864) ist unmittelbar aus der Anregung, die ihm und uns allen damals „Orpheus in der Unterwelt" und „Die schöne Helena" gegeben, entsprungen; daß dies wunderliche Lustspiel auch nur eine geringe Bühnenwirkung ausüben könnte, mußte schon nach seiner Vorlesung bezweifelt werden. So wenig wie zum Dramatiker war Dohm zum Chronisten geschaffen. Jeder kennt die „Ungereimte Chronik", die er mehrere Jahre hindurch für das „Montagsblatt" geschrieben. Es sind vortreffliche Seiten darunter und die Schwierigkeit, das Fazit einer jeden Woche in hundert bis hundertfünfzig Versen zu ziehen, fällt bei der Beurteilung billig in's Gewicht. Aber das Spielerische und der Wortwitz überwiegen, die überwundene Schwierigkeit ist oft der einzige Reiz des Gedichts. Augenblicks-Bilder kann wohl ein Photograph, aber kein Lyriker hinstellen, dessen Kraft und Eigentümlichkeit sich in dem Ausbruch der Empfindung offenbaren. Die Werke, die Dohm seine Unsterblichkeit sichern, sind seine Gedichte für den „Kladderadatsch" und seine Übersetzung der Fabeln Lafontaine's. Es ist ein allgemeiner Wunsch, ja ein gerechter Anspruch der Nation, diese Schöpfungen eines ihrer eigentümlichsten Geister bald in handlichen Ausgaben ihrem dauernden Besitztum zufügen zu können.

Seit 1874 war das Dohm'sche Haus durch seine Montagsabende in den Monaten Januar und Februar zu einer Vereinigung der Berliner Gesellschaft und zu einer Art Berliner Merkwürdigkeit geworden, die der Fremde gesehen haben mußte. Eine geistreiche Frau und vier aufblühende,

anmutige Töchter verschönten diese Häuslichkeit und verliehen selbst ihrer Wunderlichkeit und ihrer für prosaische Augen genialischen Ungezwungenheit einen poetischen Zauber. Das Unstäte, das Dohm früher in den fünfziger und sechziger Jahren in einer gewissen Ruhelosigkeit hin und her getrieben, war einer behaglichen Würde und einer Mischung von gastfreundlicher Güte und ironischer Überlegenheit gewichen. In dem malerisch bunten Gewühl von Gehenden und Kommenden, von neuen und altbekannten Erscheinungen, unter scherzhaften und ernsthaften Gesprächen haben wir die heitersten, anregendsten, so nie wiederkehrenden Stunden verlebt. Die Verheiratung seiner beiden ältesten Töchter, diese Feste waren der letzte Sonnenglanz über Dohm's Leben. Seit dem Jahre 1880 kränkelte er, vorzeitig stellten sich die Gebrechlichkeiten des Alters bei ihm ein. „Ich bin ein Sterbender, der schon die Schritte zählen kann, die ihn noch von seinem Grabe trennen", sagte er mir im Mai des vergangenen Jahres. Ein längerer Aufenthalt in Marienbad brachte ihm nur vorübergehend Erleichterung. Auf den Rat der Ärzte mußte die Wohnung in der Potsdamer Straße mit einer im Erdgeschoß gelegenen, dicht an der Matthäi-Kirche vertauscht werden. Von einem Anfall, der ihn im September traf, hat er sich nicht wieder erholt. Erinnerungen an Weimar haben ihm den letzten Scherz und das letzte Lächeln entlockt. Vormittags, in der elften Stunde, am 5. Februar 1883, ist er sanft entschlafen. Kalt und scharf vom trübverhangenen Winterhimmel wehte der Wind, als wir seinem Sarge Donnerstag, den 8. Februar, am Vormittage in unabsehbarer Reihe den Hügel des Matthäikirchhofes hinan folgten. Dort auf der Ostseite des Friedhofes liegt sein Grab. „Keine Messe wird man singen, keinen Kadosch wird man sagen, nichts gesagt und nichts gesungen wird an meinen Sterbetagen" — beinahe wörtlich ist das melancholische Wort Heine's auch bei

ihm in Erfüllung gegangen. Aber welch' beredtester Mund hätte auch für die Empfindungen, welche diese Trauerversammlung bewegten, als der Sarg sich hinabsenkte und unter Palmen, Lorbeer und Blumen verschwand, während am Himmel die Sonne im fahlgelben Schein die graue Wolkendecke zu durchbrechen suchte, das erlösende, das feierliche und tröstende Wort gefunden? Uns allen saß unbezwinglich die Wehmut um's Herz. Der Tote hatte ein viel durchstürmtes, aber in seinem ganzen Verlauf und nach seiner Gemütsart glückliches Leben geführt, nun hatte er ausgelitten. Diese Gedanken linderten den Schmerz. Wir aber hatten einen unersetzlichen Verlust erfahren. In dem geliebten Freunde war uns auch der unvergleichliche Dichter entrissen worden. Viele Jahre werden vorübergehen, ehe eine ähnliche Vereinigung so vieler und so seltener Gaben sich wiederfindet, ein so leichtes und frohmütiges Herz, soviel Wohlwollen und soviel Wohllaut. In der Dumpfheit und Stille der Reaktion, wie oft haben wir ungeduldig das Erscheinen des „Kladderadatsch" erwartend gerufen: „es erscheine der Chor, es erscheine der Chor des geliebten Aristophaniden!" Nun werden wir ihn niemals mehr weder sehen noch hören, von allen Unzulänglichkeiten des Irdischen befreit, ist er zu einem Schatten und einem Unsterblichen geworden.

Alfred Meißner.

Juni 1885.

Jeder bedeutendere Mensch sollte in irgend einer Form, je knapper und anschaulicher, um so besser, einen kurzen Abriß seines Lebens und Trachtens den Nachkommen hinterlassen, schärfer und bestimmter als jeder Nekrolog, der viel mehr die Empfindungen und Gedanken des Schreibers als die des Verstorbenen zum Ausdruck bringt; als jede Photographie, der die Seele fehlt, würden solche Aufzeichnungen gerade die Eigenart und die Persönlichkeit eines großen Toten in der Erinnerung der Nachwelt festhalten. Wie er trotz aller Schläge des Schicksals, trotz der nicht gereiften Blütenträume, bei den Verlusten, die Keinem von uns erspart bleiben, ein Kind des Glückes war, hat Alfred Meißner auch dies Glück gehabt. Seine Memoiren: „Geschichte meines Lebens“ (Teschen, Prochaska) sind gewiß nicht sein bedeutendstes Werk, nicht das Meisterstück, das ihn für immer von den Lehrlingen und Gesellen in der Litteratur unterscheidet, aber sie bringen die genaueste und frischeste Kunde über sein Werden, seine Lehr- und Wanderjahre, sie sind der treueste Spiegel seines Wesens. Niemand kann es einfallen, Meißner mit Rousseau oder Goethe auch nur in einem annähernden Vergleich stellen zu wollen, dennoch ist die „Geschichte meines Lebens“ so wertvoll, so bezeichnend für ihn, wie es die „Bekenntnisse“ für

Rousseau, „Wahrheit und Dichtung" für Goethe sind. Von keinem Andern wird je über Alfred Meißner so naiv und schlicht, so aus der Fülle des Herzens, mit einer solchen Freundlichkeit der Sitten und der Bescheidenheit des Verdienstes geschrieben werden, wie er es selbst gethan. Kann man drolliger und zierlicher und zugleich mit einem so sanft nachzitterndem Ton des Gemüts wie er seine Abenteuer mit Heine's Mouche erzählen? Die Freunde wußten längst, was sie an Meißner hatten, trotz seines zuweilen wunderlichen Wesens und seiner geringen Mitteilsamkeit, aus seinem Buche ersehen es nun Alle, die es jemals in die Hand nehmen werden: es ist kein Geist ersten Ranges, der zu ihnen redet, aber ein Herz, das man liebt, so wie man es in seiner Tiefe und seinem idealen Aufschwung kennen gelernt hat, ein Herz der Herzen, wie Byron von Shelley sagte.

Gern stelle ich mir den Freund noch immer vor, wie ich ihn zuerst sah, und suche mir dies Bild lebhaft und unverwischbar zu erhalten. In den letzten Jahren hatten das steigende Alter und die Schwächen, die es mit sich bringt, der Schmerz um die ihm so früh entrissene, jugendliche, zärtlich geliebte Gattin, die Einsamkeit, in die er sich in seinem auf der Burghöhe von Bregenz gelegenen Hause vergrub, ihm etwas von seiner Spannkraft, von seiner früheren lebhaften Teilnahme an den Dingen der Welt geraubt und nicht nur seinem Gesicht, sondern auch seinem Wesen die eine und die andere Runzel eingegraben, die sich erst wieder glätteten, als er zur Feder griff, seine Jugend zu schildern. Damals aber, im Sommer 1865, zu Prag — er wohnte seit Jahren dort, am Markt, bei der Theynkirche, im Hause zum roten Herzen — war er ein Bild voll Kraft und Gesundheit, ein Charakterkopf, in dem sich der sinnige Zug des Dichters mit einem gewissen kriegerisch ritterlichen Ausdruck verschmolz. Ich sehe ihn noch in dem großen

Bibliotheksaal des alten Clementinums, neben den Freunden, Joseph Bayer und Zeidler, von Bücherregal zu Bücherregal schreitend, fest auftretend, im munteren Gespräch, wenn sich ihm die schwere Zunge beflügelte und er unter dem raschen Zuströmen der Gedanken den leichten Ansatz zum Stottern, der ihm anhaftete, überwand, eine kräftige Gestalt, mittelgroß, von eindrucksvoller Geberde, hellen Anzugs, in modischer, sogar ein wenig stutzerhafter Kleidung, mit zierlichem Spazierstock hin und her durch die Luft fuchtelnd.

Mittelalterliche Reste
Einer böhmischen, halb schon grauen,
Blitz- und sturmgeprüften Feste
Sind auf diesem Blatt zu schauen —

hat er damals im Frohmut unter seine Photographie geschrieben.

Auf diesem Prager Hintergrund, in der Jesuitenschule, dem Baumgarten Kaiser Rudolph's II., zwischen den aufrechtstehenden Steinen des israelitischen Friedhofs in einer Mondnacht, im leichten Kahn die Moldau entlang fahrend, von Podol nach Prag, im Abendsonnenschein, in den einsamen, von unseren Schritten widerhallenden Höfen des Hradschin, erschien der Dichter des „Ziska“ und des Romans „Neuer Adel“ in seiner ganzen Originalität. Mit dieser so prächtigen und so verfallenen, so blinkenden und so russigen, an Vergangenheit so reichen und an Gegenwart so armen Stadt war er in seinen feinsten Gefühls- und Denkfäden verwachsen. Dies Tschechentum, dessen unmittelbare Berührung ihm so peinlich war, hatte als geschichtlicher Faktor, in seinen großen Offenbarungen, der hussitischen Bewegung und der böhmisch-protestantischen Entwickelung in den beiden ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts, die den dreißigjährigen Krieg heraufbeschwor, für ihn eine außerordentliche Anziehungskraft.

Der böhmische Kavalier wie der böhmische Jude waren die Typen, denen er am liebsten nachging, die er am eifrigsten studierte. In der eigenen, aus dumpfem Aberglauben und revolutionärer Leidenschaft, aus wundersamer Phantastik und dem Schmutz und Dunst der Verkommenheit gemischten Atmosphäre, die über Prag lag, lebte die Dichtung Meißner's. Nicht nur „Ziska" und „Neuer Adel", auch „Die Sansara" und „Die Kinder Roms" sind böhmische Dichtungen. Der Boden, auf dem sie spielen, die Menschen, die sie vorführen, die historischen Thatsachen, die gesellschaftlichen Bildungen, an die sie anknüpfen, der ganze Luft- und Beleuchtungston, in dem sie sich bewegen — Alles gehört in strenger Ausschließlichkeit dieser Landschaft an. So bitter und ingrimmig wie jetzt war weder in der Jugend noch in den Mannesjahren Meißner's der Gegensatz der beiden Völker, der Deutschen und der Tschechen, die Böhmen bewohnen; in dem Hasse gegen die Metternich'sche Vergewaltigung der freiheitlichen wie der nationalen Gedanken und später gegen die Schwarzenberg'sche und Bach'sche Reaktion stimmten sie sogar überein. Darum kennt Meißner's Dichtung noch kein deutsches und kein tschechisches Böhmen; ihm ist das Vaterland noch kein geteiltes, Huß kein ausschließlich nationaler Held, sondern ein Märtyrer der allgemeinen Freiheit.

Zwei Elemente bestimmen den Dichter: der Boden, in dem er wurzelt, der Zeithauch, den er atmet. Unter dem Wehen des Sturmes, den die Julirevolution von Paris nach Osten trieb, ist Meißner aufgewachsen. Auf die Phantasie und das Gemüt des zum Jüngling heranwachsenden Knaben übte das politische Pathos, die Freiheitslyrik der dreißiger und vierziger Jahre den stärksten Eindruck. Auf der Universität lernte der Jüngling die Unterdrückung, den dumpfen Bann, der auf allem, am schmerzhaftesten aber auf der Bildung

lastete, aus eigener Erfahrung kennen. Obgleich er sich niemals einer politischen Partei blindlings ergab, war er seitdem ein Mitverschworener der großen Zukunft. Damals hatte das Wort Freiheit einen zauberischen Klang und das Lied eine magische Gewalt. Die lyrischen Dichter, Heine, Lenau, Freiligrath, Anastasius Grün, Georg Herwegh, Karl Beck, standen im Vordertreffen der Zeit. Sich ihnen anzuschließen, regte der Genius in Meißner zuerst seine Schwingen. In glücklichster Weise verband sich in seinem Gedicht-Cyklus „Ziska“ das Heimatsgefühl mit dem allgemeinen Drange, die geschichtliche Tatsache mit der Sehnsucht der Gegenwart, der böhmische Erdgeruch mit dem Hauch der Weltrevolution. Eine Dichtung liegt hier vor, die Lenau's „Albigenser“ und „Savonarola“ an bestimmtem Lokalkolorit und leidenschaftlichem Schwunge, in der Originalität der Ausführung, meiner Ansicht nach, übertrifft und mit ihrem poetischen Wetterleuchten die glänzende Rhetorik Grün's zu einem blassen Kerzenschein herabsetzt. In Meißner's „Gesängen“ — so nannte er seine halb epischen, halb lyrischen Ziska-Gedichte — wird das Pathos des Einzelnen zum Pathos der Masse, zum Aufschrei eines Volkes, der demagogische Zug des tollen Jahres, der sich in dem Prager und Wiener-Aufstand austobt, in der sozialdemokratischen Bewegung fortpflanzt und in dem allgemeinen Stimmrecht seinen legalen Ausdruck gefunden hat, erhält hier zum erstenmale poetische Gestaltung, Farbe und Form. In unseren Tagen ist der Mensch hauptsächlich ein politisches Tier und so darf die Bemerkung bei einer Charakteristik des Dichters nicht fehlen, daß Meißner auch im Alter den Göttern seiner Jugend treu geblieben ist. Nur die flammende Schwärmerei hatte sich zur gefesteten, haltenden Überzeugung abgeklärt. Anders, als er es geträumt und gewünscht, hatte sich die Einheit Deutschlands vollendet; schmerzlich ertrug er es auf seinem

Burgberge über Bregenz, von dem Ruhme und dem Leben des neuen Reiches halbwegs ausgeschlossen zu sein. „Aber", sagte er mir schon im Sommer 1867, „Deutschland über Alles! Ein Riß war da, einer, der nicht geschlossen, über den keine Brücke geschlagen werden konnte, wir Deutsch-Österreicher mußten geopfert werden wie Curtius; besser, der Zweig stirbt ab, als daß der ganze Baum verdirbt". Andererseits hing er zu sehr an seiner österreichischen Erde, um sich endgültig von ihr scheiden zu können. Er war ein Österreicher, ich möchte sagen mit Leib und Seele, so viel er gesehen hatte, so weit er herumgekommen war: er hatte weder seinen österreichischen Geschmack noch seine österreichische Brille verloren. So entzückt er von Venedig unter Österreich's Herrschaft, mit österreichischer Militärmusik auf dem Markusplatz und österreichischen Offizieren im Café Floriani, war, so wenig behagte ihm das Venedig Italiens.

Was seine Stärke und nicht zum geringsten Teil das Besondere seiner Dichtung ausmacht, dies Beruhen in heimatlichen Verhältnissen, dies Wurzeln im böhmischen Boden, diese Vorliebe für österreichische Persönlichkeiten und Geschichten, ist verhängnisvoll auch seine Grenze und seine Schranke geworden. In seinem großen Zeitroman „Schwarzgelb", dem sich „Babel" als Fortsetzung und Schluß anreiht (Berlin, Gebrüder Paetel), ist es ihm nicht gelungen, den österreichischen Horizont zu einem deutschen zu erweitern, wie es Gutzkow glückte, in den „Rittern vom Geist" und im „Zauberer von Rom" preußische Dinge als deutsche Kämpfe und Geschicke zu erfassen und zu gestalten. Zweifellos hat die politische Wendung, die Österreich aus Deutschland ausschloß, schon, ehe sie eintrat, die Wirkung jener Romane beeinträchtigt: was Meißner zu erzählen hatte, berührte uns schon fremdartig, wie aus „Halb Asien", aber es lag doch auch an der

Schwäche des Dichters, daß der Wurf das beabsichtigte Ziel nicht erreichte. In den „Kindern Roms“ — die Kämpfe Joseph's II. mit der Kirche geben den Hintergrund der Fabel ab — kommt die Idee ebenfalls nicht, trotz vieler vortrefflichen Einzelheiten, zur vollendeten plastischen Gestaltung. Wie Levin Schücking zuweilen in seinem westfälischen, blieb Meißner in seinem böhmischen Detail stecken. Und noch Eines trat hinzu, das ihn verhinderte, in dem umfassenden politischen Zeitbilde und im historischen Roman es Gutzkow oder Freytag gleichzuthun: seine starke, jede andere seiner litterarischen Eigenschaften verdunkelnde und beherrschende lyrische Begabung. Wo die Lyrik keinen Platz finden konnte, blieb ihm das Höchste versagt, wo sie sich aber in der Erzählung, im Drama ungezwungen, aus der Natur des Stoffes, aus dem Charakter der Figuren heraus geltend machte, hob sie ihn auch zur Vollendung. Zum teil aus eigenen Erlebnissen und Stimmungen hervorgegangen, ganz in Gedankentiefe getaucht und doch blitzend und schimmernd von Bildern der Wirklichkeit, der farbige Abglanz eines buntbewegten und zugleich inhaltreichen Daseins, ist die „Sansara“ das epische Hauptwerk Meißner's: ein Buch, das neben den Gedichten und dem „Ziska“ ihm eine hervorragende Stellung in unserer Litteratur sichert und seinem Namen die bestimmte, nicht zu verlöschende Physiognomie verleiht. Hier, wo es sich darum handelte, in einer fesselnden Erzählung Menschen, die er kannte, Landschaften, die er durchwandert, Schicksale, die er erlitten, vorzuführen, aus der Seele des Helden, der im letzten Grunde er selber war, die wirbelnde, rauschende, schillernde Sansara des Welttreibens zu betrachten, hatte er den Stoff gefunden, der seinem Genius wahlverwandt war, hier konnten lyrische und philosophische Arabesken der mannigfaltigsten Art immer anziehend und ergötzend, den Stoff umflechten,

ohne ihn zu zerbrechen oder seiner Eigenart Abbruch zu thun: aus dem Orkan der Sansara sollte sich ja der Held durch Erkenntnis und Betrachtung zu einer höheren und edleren Auffassung des Lebens und der höchsten Güter emporläutern, aus der Umnachtung der Schuld in das Morgenrot der Freiheit. Die Monologe Hostiwin's waren ebenso wahr empfunden, wie seine Erlebnisse, nach der modernsten Formel, Dokumente der Wirklichkeit und der Unmittelbarkeit waren.

„Die ihr auf den großen Goethe
Alles gern zurücke führt,
Meinet wohl, daß ich Mariette
Der Philine nachskizziert.

„Ach, in Wahrheit schön vorhanden
Lebte das Original
Und ich fühlt' in ihren Banden
Süßes Glück und süße Qual“ —

aus der „Geschichte meines Lebens“ kennen wir nun Alle das Original.

Die Reisen, die er gemacht, die Fülle von Menschen, mit denen er zusammengetroffen, eine nie unterbrochene Neigung zur Lektüre, die mit Vorliebe das Seltene und Absonderliche aufsuchte, führten Meißner stets neue und anregende Stoffe zu. Aber als echter Künstler hatte er an dem bloßen Material, dem Abschreiben der Natur, der psychologischen Studie weder Freude noch Genüge. Was er ergriff, gewann unter seiner feinen und geschickten Hand Glätte und Rundung, jene künstlerische Form, die man heute so gering schätzt, indem man nur die Wahrheit und die Naturtreue des Geschilderten oder Erzählten gelten lassen will. Wie wenige deutsche Erzähler besaß er die erfinderische Kraft in der Schürzung eines Knotens, in der Verschlingung einer Fabel, in der Erweckung und Festhaltung der Spannung. Sehr möglich, daß es ein alt-

modisches Verlangen ist, von einem Roman zunächst eine Befriedigung der erregten Neugierde, der Frage: Was wird sich aus diesen Abenteuern entspinnen, wie werden sich die Fäden verschlingen und lösen? zu erwarten; aber die Realisten werden nicht leugnen können, daß es noch immer eine große Anzahl naiver oder in der litterarischen Erkenntnis zurückgebliebener Leser giebt, die eine „spannende" Geschichte den schönsten und gelehrtesten Beschreibungen eines Wurstladens und des Säuferwahnsinns vorziehen. Diese Kraft und Neigung Meißner's, eine Fabel geschickt aufzubauen, wie sie ihn in seinen Romanen zu einem Baumeister ersten Ranges macht, offenbart sich in einzelnen seiner Novellen von phantastischer Färbung: „Der Spieltisch Peter's des Großen" — „Die Tage des Teufels" — „Die Bildhauer von Worms" — „Oriola" in seltener Vollkommenheit und stellt sie neben die Erzählungen Prosper Mérimée's: eine rasch vorschreitende Handlung, voll unerwarteter Wendungen, die nicht der Laune des Zufalls nur, sondern dem Spiel der Leidenschaften und den Eigentümlichkeiten der Charaktere verdankt werden, in knapper, strenger Form vorgetragen, der ich hier und dort, gerade wie dem Stil Mérimée's, eine größere Fülle wünschte, die aber, jede Alltäglichkeit vermeidend, der Ausdruck einer künstlerischen Individualität ist.

Ein so vielseitig begabter, des großen Wortes und des schwunghaften Pathos in hervorragendem Maße fähiger Dichter mußte sich zur Bühne hingezogen fühlen, um so mehr, da in seiner Werdezeit das Theater in dem deutschen Kulturleben eine bedeutsamere Rolle spielte als in der Gegenwart. Auch verraten die beiden ersten Dramen Meißner's: „Das Weib des Urias" und „Reginald Armstrong oder die Welt des Geldes," in welch' verschiedener Umgebung sie auch spielen, keine geringe Begabung für das

Dramatische: eine interessante Fabel steigert sich lebendig, entschiedene Gegensätze stoßen aufeinander. Daß zu dem ersten Drama Hebbel's „Judith", zu dem zweiten die Schauspiele Gutzkow's: „Richard Savage", „Werner", „Die Schule der Reichen" dem Dichter halb unbewußt die erste Anregung gegeben, beeinträchtigt ihren Wert in keiner Weise. Aber Meißner kam nicht über diese Anfänge hinaus; er schob es den Bühnenleitern und Schauspielern, der geringen Förderung, die ihm das Theater hatte zu teil werden lassen, als Schuld zu, daß er die einmal betretene Bahn nicht weiter verfolgt, und übersah dabei nur in begreiflicher Selbsttäuschung, daß ihm das eigentliche Wesen des Dramatikers: die scharfe, allen verständliche, von allen nachempfundene Zuspitzung des Konflikts und die unerbittliche Konsequenz der Figuren fehlte. Was den epischen Dichter in Meißner auszeichnete, die Mannigfaltigkeit der Motive, ihre gegenseitige Kreuzung und Durchdringung, hinderte die Klarheit und Übersichtlichkeit in seinen dramatischen Entwürfen.

Zu einer starken und dauernden Einwirkung auf die zeitgenössische Litteratur war Alfred Meißner nicht geschaffen. Etwas mochte seine vornehme, stolz bescheidene Natur, die es nicht liebte, sich in den Vordergrund, in die erste Reihe der Kämpfer zu drängen, etwas sein Stillleben in Prag, wo er, seine Reisen abgerechnet, von 1854 bis 1868, und in Bregenz, wo er von dem Herbst 1869 bis zu seinem Tode in Beschaulichkeit fern vom Weltgetriebe und vom Welttheater saß, dazu beitragen: die Hauptsache ist doch in dem Maß und Zuschnitt seines Geistes und seines Talents zu suchen. Ihm war die kritische, forschende, zersetzende Kraft versagt, die in den litterarischen Übergangsepochen als Leitungsdraht aus der Vergangenheit zu der Zukunft dient, die sich nicht entfernt mit dem schöpferischen Genius vergleichen darf, die aber für

die Entwickelung der Litteratur ebenso unentbehrlich ist, wie er. Molière und La Fontaine, Corneille und Racine lassen als Dichter Voltaire tief unter sich, als Ausdruck seines Jahrhunderts überragt er sie eben so hoch. Wohl hatte auch Meißner seine Zweifel über die letzten Dinge wie über die Zukunftsmusik, gar manche künstlerische und politische Erscheinungen dünkten ihn fragwürdig, auch er glaubte zu hassen, aber er kam über die Wallung nicht hinaus. Wie er den Streit nicht suchte, durchforschte er nicht die Tiefen der Dinge. In seinen Jugendgedichten hatte sich die Kampflust seines Herzens ausgetobt; wenn er später noch einmal zur Lanze und zum Schwerte griff, geschah es zur Verteidigung Heinrich Heine's. Weder in seiner Lyrik noch in seinem Prosastil ist Meißner als ein Jünger und Nachfolger Heine's zu bezeichnen, in beiden steht er ihm verhältnismäßig fern, allein er liebte, er verehrte den kranken Dichter. Er zuerst hat es gewagt, den viel Verketzerten in einem reineren und edleren Lichte zu zeigen und den Genius von seinen irdischen Schlacken zu befreien. Wenn Heine jetzt allmählig in dem Bewußtsein der Bildung die Stellung gewinnt, die ihm zweifellos das nächste Jahrhundert in der Weltlitteratur als die eines bahnbrechenden Geistes neben Byron zuerkennen wird, so ist es nicht zuletzt Meißner's Verdienst. Um das Andenken des verehrten Mannes vor Schmähungen und Lästerungen zu bewahren, ermüdete er nie; da eine erschöpfende Würdigung des Poeten nicht in den Kreis seiner Fähigkeiten fiel, rettete er wenigstens den Menschen. Mit seinem „Hasse“ gegen Dingelstedt pflegte er im vertraulichen Gespräch zu mir gern wie mit einer starken Leidenschaft zu liebäugeln — und was ist herausgekommen? Der leichtfüßige, einfältige Intendant in dem Roman „Feindliche Pole!“ Nein, du treue, liebebedürftige, Güte ausstrahlende Seele, wahrhaft hassen oder richten konntest du nicht! Du

hieltest weder „des Orkus strenge Richterwage“, noch spanntest du den Bogen des Odysseus.

Ich weiß nicht, ob sich Alfred Meißner in den Tagen seines Sturmes und Dranges mit reicheren Hoffnungen getragen, als sie ihm dann schließlich das Leben erfüllte. Als ich ihn kennen lernte, war er ein in sich gefesteter Mann, zufrieden in dem Ruhm und den Erfolgen, die er erworben, mehr bemüht, die erlangte Stellung festzuhalten, als neue Eroberungen zu unternehmen, neidlos und — beinahe möcht' ich sagen wunschlos. Der äußere Gang seines Daseins, der ihn von den großen Haupt- und Kampfstätten der deutschen Entwickelung, Wien und Berlin, entfernte, stimmte gut mit der liebenswürdigen Lässigkeit seines Wesens und der Schwäche seiner Waffen zusammen. Hätte er ein hartes, immer bedrängtes, immer auf Vorstoß und Abwehr gerichtetes Leben wie Gutzkow führen müssen — vielleicht hätte die Not manche seiner Fähigkeiten schärfer und feiner entwickelt. Der Besitz eines mäßigen Vermögens entrückte ihn allen Verlegenheiten einer Litteraten-Existenz und gab ihm in seinen Arbeiten die Freiheit der Wahl; er brauchte der Muse nicht zu rufen, er konnte sie erwarten. Seit einiger Zeit ist bei uns eine wunderliche Kritik Mode geworden, die um so grotesker erscheint, je pygmäenhafter der litterarische Nachwuchs seit fünfzehn Jahren ist. Jedes heitere Lustspiel, jeder Roman, jeder Band Novellen, jede Gedichtsammlung wird nach ihrem Unsterblichkeitsnachweis gefragt. Es genügt nicht, daß die Erzählung, die Komödie in einem gefälligen Stil unterhält und erfreut, daß sie den Zweck, den sie sich vorgesetzt hat, mit künstlerischen Mitteln erreicht: sie soll ein „epochemachendes“ Werk sein. Und da sie das nicht ist und nicht sein will, erklärt sie der Kritiker mit überlegener Verachtung für eine Eintagsfliege. Die ganze Romanlitteratur gilt ihm dann

als Tageslitteratur und spöttisch spricht er von den Lustspielen und Schauspielen, die „gerade ein Jahr“ auf der Bühne leben. Vor dieser Art der Beurteilung, in der sich Dummstolz und Einfalt das Gleichgewicht halten, können freilich die Werke Meißner's nicht bestehen. Kein einziges hat „Epoche gemacht“, keines hat nach der Nachwelt im zwanzigsten Jahrhundert geschielt. Aus dem Drang des Herzens gedichtet, aus der Anregung der Zeit, aus eigenen Erfahrungen und Erlebnissen heraus erwachsen, wollten sie die Freunde, die Mitlebenden begeistern, erheben oder auch nur in edlerer und gehaltvollerer Weise eine Weile zerstreuen. Unentwegt hatte der Dichter das Schöne und Wahre im Auge und strebte, nie dem Gemeinen nachgebend, einem idealen Ziele entgegen, aber um die Bewunderung künftiger Geschlechter buhlte er nicht mit unzureichender Kraft. Wenn er an seinem Platze voll und ganz, so weit seine Begabung reichte, in rastloser Arbeit an sich selbst, seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, glaubte er den Menschen genützt und den Göttern gedient zu haben. Im titanischen Trotz ihren Himmel stürmen zu wollen, war weder sein Wunsch noch sein Wesen. So verschmolz sich ihm Dichtung und Leben zu einer harmonischen Einheit: Hostiwin, der sich aus der Sansara in ein friedliches, still beglücktes Heim rettet: er war es selbst. In dieser Gestalt wird er in unserer Litteratur fortleben.

Am 15. Oktober 1822 geboren, hatte Meißner bei seinem Tode am 29. Mai 1885, der ihn infolge einer Gehirnhautentzündung jählings hinwegraffte, noch nicht das dreiundsechzigste Jahr vollendet. Als ich ihn zum letztenmale sah, hatte er einen seiner besten Tage. Es war an einem sonnigen Vormittag, am Sonnabend den 1. September 1883, am Hafen zu Lindau, in dem Gastzimmer des Bayrischen Hofes. Vor uns der blinkende spiegelglatte See, drüben im Schatten die

Hügellehne von Bregenz, darüber aufsteigend der Gebhardtsberg und weiter im Mittagsdunst die schneeige Kuppe des Säntis. Wir saßen zu viert, das Wiedersehen mit einem Glase Champagner feiernd. In jener Stunde waren Meißner außer seinem grauen Haare und den Falten um den Mund seine Jahre nicht anzumerken. Er fühlte sich wohl, auch das Augenleiden, über das er oft geklagt, quälte und hinderte ihn nicht. Von seinen Memoiren sprechend, an denen er damals arbeitete, wiederholte er mehrmals mit seinem jovialischen Lächeln: „Es wird gut, Bester, es wird gut!" Dabei leuchtete sein Blick und seine Stimme, die immer unsicher einsetzte, war fest und klangvoll. Die Flaschen waren leer, uns rief die Glocke des Dampfschiffs zur Abfahrt. „Ertrag' es als ein Mann," sagte ich, dem Freunde zum Abschied die Hand schüttelnd, die Verse, die er selbst mir vor langen Jahren geschrieben, „daß jede Flasche einmal nur getrunken werden kann!" So trennten wir uns, um auf diesem Sterne nie wieder zusammen zu kommen.

Fanny Lewald.

Oktober 1889.

Unser Jahrhundert hat drei große Schriftstellerinnen hervorgebracht: George Sand, George Eliot und Fanny Lewald. Wie verschieden auch das Maß und das Wesen ihres Talentes war, jede von ihnen hat in der Litteratur ihres Volkes und darüber hinaus in der Entwickelung des Geschmacks, der Sitten und Anschauungen einen hervorragenden, weit greifenden Einfluß ausgeübt. Daran ist bei keiner zu denken, daß sich die Gesamtheit ihrer Werke, auch nur bis zu dem Ende dieses Jahrhunderts in einer gewissen Lebendigkeit und Wirkung erhielte, aber ebenso gewiß ist es, daß die eine und die andre ihre Schöpfungen als bezeichnend für den Geist ihrer Zeit und ihre Eigenart ein Denkmal für immer bleiben wird: Consuelo, Adam Bede, die drei Bände, in denen Fanny Lewald ihre Jugend, ihre Schicksale, die Stufen ihrer Bildung, ihre Herzenskämpfe bis zu ihrer ersten Reise nach Italien und ihrer Begegnung mit Adolf Stahr geschildert hat, mögen veralten, aber ausgelöscht können sie nicht werden. Wie die klassischen Dichtungen und Schriften enthalten auch sie einen Kern des Ewigen und menschlich Schönen und Reinen.

An Wärme des Herzens, an plastischer Kraft der Darstellung kann sich Fanny Lewald nicht mit George Eliot, an Beweglichkeit der Phantasie, in der Glut der Leidenschaft und

der Fülle wohllautender Sprache nicht mit George Sand vergleichen. Sie hatte von dem Genie nur eine Eigenschaft, den unermüdlichen Fleiß, den Trieb zur Arbeit und zur Fortentwickelung erhalten. Die Kunst rein als Kunst aufzufassen, war ihr versagt, sie sah das Schöne einzig im Gewande des Nützlichen und die letzte Tendenz all' ihrer Schöpfungen ging darauf hinaus, das Nützliche und Verständige anmutig zu lehren. Das Belehrsame durchdrang ihre Gespräche wie ihre Schriften, die Wirklichkeit der Dinge fiel allein in das Bereich ihrer Anschauungen und Vorstellungen. „Ich bin zu wahr dazu, um so etwas zu erfinden und zu schreiben", hat sie mir einmal gesagt, als wir von „Teverino", einer der reizendsten italienischen Novellen der Sand, sprachen. Sie hatte eben kein Organ für das heitere und zwecklose Spiel der Phantasie, für die unbestimmten, ziellosen, in's Blaue sich verlierenden Gemütsstimmungen und Herzenswallungen. In ihrer Lebensgeschichte, soweit sie gedruckt vorliegt, findet sich ein einziger leidenschaftlicher Zug: die Schilderung ihrer Jugendliebe zu Heinrich Simon. Welche Kämpfe sie später auch zu bestehen hatte, ehe ihre Verbindung mit Adolf Stahr, nach Überwindung mannigfacher Hindernisse, in die allgemeine Ordnung einlenkte — in ihren Schriften, so oft sie auch Lebenslagen und Verhältnisse dargestellt hat, die den ihrigen ähnlich waren, klingt die Leidenschaft, Glück wie Leid, in einem milden, gleichsam abgeklärten Echo aus. Der stärkste, dauerndste Eindruck, den Jeder von ihr im Leben empfing, wie ihn jeder Leser ihrer Dichtungen empfangen wird, war der eines außerordentlich klaren, ruhigen, nüchternen Verstandes, einer abwägenden Überlegung, einer durch Erfahrung und Temperament vor jedem Überschwang bewahrten wohlwollenden Gesinnung. Es war nicht, wie sie meinte, die Wahrheit, die es ihr unmöglich machte, Lelia's Irrungen und Hetty's Fall zu

schildern, sondern die Eigenart ihrer Natur, die Schriftstellerin konnte die Töne nicht dafür finden, weil der Frau die Empfindungssaite dafür fehlte. Schon ihr Äußeres und ihr Auftreten, in dem sich halb eine unbewußte, halb gewollte Stattlichkeit und Würde ausdrückten, das schöne Gesicht mit stark ausgeprägten Herrscherzügen — wir nannten sie scherzweise immer den großen Kurfürsten, an dessen statuarische Lockenfülle auch ihre Haarfrisur erinnerte — die kräftige Bewegung der tadellos geformten Hand drückten mehr Thatkraft und Richtung auf die Wirklichkeit, als sinnende Melancholie und dichterisches Verlorensein in Träumen und Gedanken aus. Eine Frau stand vor uns, die voll Klugheit und Entschlossenheit in die Dinge eingreifen und sie nach ihrer Meinung ordnen wollte, die viele Menschen in ihren Dienst zu zwingen wußte, mit einer sanften, aber doch unwiderstehlichen Gewalt, der die litterarische Arbeit wesentlich ein Bedürfnis sich zu bethätigen, praktisch zu wirken und Einfluß zu gewinnen war. Zweifellos fühlte sie sich als schaffende Künstlerin, aber ich müßte mich sehr in der Erkenntnis ihres Charakters geirrt haben, wenn ihr der Erfolg, den manche ihrer philanthropischen Vorschläge in unserem öffentlichen Leben errangen: die Öffnung der Museen an den Sonn- und Feiertagen, die Tasse Thee oder Kaffee, die während des Winters in den kleinen Sodawasser-Buden an den Straßenecken geschenkt wird, die Entwickelung der Vereine für die Erweiterung der Erwerbsthätigkeit der Frauen, nicht ebenso schmeichelte, wie das Lob ihrer Werke. Nicht nur denen, welche Fanny Lewald persönlich gekannt haben, sondern allen Lesern ihrer Erzählungen wird dieser Zug nach dem Wirklichen, dies Übergewicht verständiger Klarheit über Phantasie- und Traumleben als das eigentlich entscheidende Element ihrer Persönlichkeit sich offenbart haben. In glücklichster Weise ergänzte

ihr Wesen darum die still gelehrte nachdenkliche Eigenart ihres Gatten, Adolf Stahr's. Es klang wunderlich, wenn er erzählte, wie er dieser und jener Berühmtheit „im Salon von Fanny Lewald“ begegnet sei, allein es bezeichnete genau ihre Stellung im Hause und der Gesellschaft gegenüber. So sehr stimmten die Gatten zu einander, so allseitig ergänzten sich ihre Charaktere und ihre Talente, daß es unter litterarisch thätigen Menschen selten eine harmonischere Ehe gegeben haben mag. Jedem fällt hier zur Vergleichung die Verbindung zwischen Lewes und Mary Ann Evans ein. Aber der Vorzug bleibt, wenigstens für mein Gefühl, ganz auf Seiten Fanny Lewald's und Adolf Stahr's. Bis in ihre letzten Tage bewahrte sie dem Gatten, den der Tod schon 1876 von ihr gerissen, ein dankbares, ungetrübtes, gerührtes Andenken — und Rührung war bei ihr eine seltene Erscheinung. Stahr war keine schöpferische Natur, kein Kopf voll neuer und originaler Gedanken, allein er besaß im seltenen Grade jene Wissenschaftlichkeit, Aufnahmefähigkeit, Verarbeitung und Ausbildung des Gelesenen, die Fanny Lewald nicht beschieden waren. In einer warmen trefflichen Schilderung, die Helene Lobedan unmittelbar nach dem Hinscheiden der Freundin von ihrem Wesen und Charakter gegeben hat, erwähnt auch sie diesen Mangel. Mit einer gewissen Harmlosigkeit gestand ihn Fanny Lewald selber ein, sie hatte wenig gelesen, Daudet und Zola, Tolstoi und Dostojewskij, Ibsen und Björnson, Cossa und Farina waren ihr kaum oberflächlich bekannt, und trotz ihrer Reisen im künstlerischen Sinne des Wortes wenig gesehen. Hier stand ihr Stahr mit seiner ungewöhnlichen Belesenheit, seinem geübten Auge und seinem meist sicheren Urteil hilfreich zur Seite. Die Mißgünstigen thaten ihnen Unrecht, wenn sie nur die Schattenseiten dieser litterarischen Verbindung hervorhoben, sie war beiden

zugleich die lebendigste Förderung und der Zusammenklang der Seelen.

Ich bin schon früh Fanny Lewald begegnet. Bald nach ihrer Verheiratung mit Adolf Stahr führte mich eine litterarische Angelegenheit zu ihr. Aber wir traten uns damals, 1855, nicht näher. Ich wußte, daß sie in dem Verhältnis Gutzkow's zu ihrer Freundin Therese von Bacheracht eine entscheidende Rolle gespielt hatte, und war von Vorurteilen gegen sie befangen. Nicht durch Gutzkow's Erzählungen, der stets voll Achtung, wenn auch mit Zurückhaltung von ihr sprach und ihrem Roman „Wandlungen" gerade damals eine freundliche Besprechung in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gewidmet hatte, sondern aus einer dunklen Empfindung heraus, daß vielleicht eine gefühlvollere Frau die Schroffheit des Bruches zwischen Gutzkow und Theresen hätte mildern können. Erst die Lektüre ihrer „Lebensgeschichte", die ich 1862 las und in der „National-Zeitung" besprach, brachte mich seelisch Fanny Lewald näher. Die „Lebensgeschichte" hatte ursprünglich in der „National-Zeitung" veröffentlicht werden sollen, aber allerlei Hindernisse hatten sich dieser Veröffentlichung entgegengestellt und sie mußte unterbleiben. Die Verstimmung, welche die Schilderung ihrer Jugend und der Königsberger Verhältnisse in den Jahren 1811 bis 1840 hier und dort ihrer Aufrichtigkeit wegen erregte, ist jetzt längst überwunden, an ganz andere Enthüllungen und Natürlichkeiten sind wir seitdem gewöhnt worden. Auf mich machte das Buch einen starken Eindruck, die Entschlossenheit des Willens, die Klarheit der Anschauungen, die maßvolle Ruhe in der Beurteilung der Andern, die Strenge gegen sich selbst, der rastlose Drang zur Arbeit, die sich darin aussprechen, werden, selbst ohne Rücksicht auf die Vortrefflichkeit der Schilderung und die glückliche Mischung von Ahnung und Wirklichkeit, von hochfliegenden Träumen und der Idylle

des Kleinlebens, jeden Leser mit Achtung und Bewunderung für die Erzählerin erfüllen. Lange ehe ich sie darum kannte, gehörte ich zu den Verehrern Fanny Lewald's. Ein gemeinsamer Freund, Bernhard Wolff, dessen ich schon in diesen Blättern gedacht habe, vermittelte in einem Sommeraufenthalt zu Thale im Augustmonat 1866 unsere Bekanntschaft. Allen, die damals zu unserem kleinen Kreise gehörten, sind die dort gemeinsam verlebten Tage, unter dem mächtigen Eindruck der Wiedergeburt Deutschlands, zum unvergeßlichen Schatz ihres Daseins geworden. Unmöglich, das Band, das sich so geknüpft, je zu zerreißen. Und ein freundliches Geschick fügte es, daß wie mein erstes auch mein letztes innigeres Zusammensein mit Fanny Lewald in die Stille und den Frieden eines Sommeraufenthalts fiel. Im vergangenen Jahre haben wir einen guten Teil der Monate August und September in Ragaz verbracht. Zuweilen war es mir, als wären die zweiundzwanzig Jahre, die unser erstes Zusammensein von dem neuen trennten, nur wie eine Pause zwischen heut und gestern, so anregend war Fanny Lewald's Unterhaltung, so frisch ihr Geist, so gespannt ihr Wesen. Der Schnitt des Gesichts, die Weise des Auftretens, all' ihre kleinen Schwächen waren dieselben geblieben. Gern führte sie das Gespräch, mit Vorliebe erzählte sie aus der Vergangenheit. Sie hatte das Bewußtsein ihres Wertes und nahm die Huldigung und die freundliche Dienstleistung, die ihr gewidmet wurden, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit hin. Ich hätte sie mir gar nicht anders denken können und mögen als in dieser Gewißheit, daß ihre Wünsche nach Möglichkeit erfüllt werden würden, das Gefühl der Frau hatte eben das beste Teil daran.

Mit dem jüngeren Geschlecht, in der Litteratur wie in den Künsten, hatte sie längst keine Fühlung mehr. Ihre Uhr war gleichsam in den Jahren zwischen 1848 und 1850 stehen ge-

blieben. Das Neue kannte sie wenig und liebte es nicht. Selbst ihre Teilnahme für die arbeitenden Klassen, für die Entwickelung der Unabhängigkeit und Erwerbsfähigkeit der Frauen hatte nichts von dem sozialdemokratischen Zug der Gegenwart, sondern wurzelte in den sozialistischen Träumen und Hoffnungen der dreißiger Jahre. Nur daß Alles, was bei der Sand und bei Bettinen in das Phantastische abirrte, sich bei ihr, der Schärfe und Kühle ihres Verstandes gemäß, auf das Mögliche und Erreichbare beschränkte. 1811 am 24. März geboren, in demselben Jahr und Monat, wie Karl Gutzkow, gehörte sie dem älteren Geschlecht unserer Schriftsteller an. Kein Wunder, daß sie bis zuletzt die Welt von der litterarischen Warte aus betrachtete und es nicht begreifen konnte, daß man den politischen oder den naturwissenschaftlichen Standpunkt daneben wahrte und ihm wohl gar den Vorzug gab. In der Zeit, wo die Seele des jungen Mädchens die stärksten Eindrücke von der Außenwelt empfing und der schöpferische Trieb sich in ihr regte, sah sie alles auf die Litteratur gestimmt. Das Buch, das Theater standen im Vordergrund aller Gespräche, des gesamten öffentlichen Interesses. Jede politische Frage kleidete sich in litterarische Formen, im Liede oder im Drama fand sie ihren glücklichsten Ausdruck. Börne's „Briefe aus Paris“, die jetzt jede Zeitung als Feuilletons drucken würde, galten für eine politische That. Wie tief dies litterarische Gefühl in den Menschen lebte und webte, hört man noch ebenso stark aus den Reden der Paulskirche wie aus den Reden Berryer's und Lamartine's in der französischen Deputirtenkammer unter Ludwig Philipp heraus. Undenkbar, daß jetzt in einem Parlamente solche Schönrednerei aufkommen könnte. Die schriftstellerische Thätigkeit genoß eine höhere Achtung und flößte ein größeres Interesse ein, als heute, weil sie noch eine freie Kunst, noch nicht eine Art

Gewerbe, wie die Malerei und die Schauspielkunst war. Dem Schriftsteller war es gleichsam von Gottes Gnaden vergönnt, alle Verhältnisse und alle Fragen vor seinen Richterstuhl zu ziehen: die Forderung gründlicher Kenntnisse der Dinge wurde kaum erhoben. Geistvoll über die Dinge zu sprechen, lebhaft zu schildern, der allgemeinen Sehnsucht nach einer neuen Ordnung der Welt einen zündenden Ausdruck zu verleihen: das allein war das Geheimnis der Schriftstellerei. Diese Anschauungen von der Bedeutung und Würde der schriftstellerischen Arbeit haben Fanny Lewald durch das Leben begleitet. Ihre Bildung war eine ausschließlich litterarische. Zu unsern Klassikern und Romantikern gesellten sich später einige englische, französische und italienische Schriftsteller als Muster und Förderer. Im Großen und Ganzen ist ihre Entwickelung bis zu ihrer Ehe mit Adolf Stahr eine unabhängige und originale. Die „Stadt der reinen Vernunft", die jüdische Herkunft, das Kaufmannshaus und der Kreis, in dem Johann Jacoby den Mittelpunkt bildete, sind der Boden, aus dem ihr Talent emporwuchs — dieser Erdgeruch giebt ihren Schöpfungen die Blume. Eine ganze Reihe ihrer Romane spielen in den beiden preußischen Provinzen: Das Mädchen von Hela; Von Geschlecht zu Geschlecht; Die Erlöserin; Helmar; Die Familie Darner. Und nicht blos in den Hintergründen und den Zuständen haftete sie an der Heimat, auch ihr Wesen hatte und bewahrte den ostpreußischen Zug. Als sie in andere Städte und Kreise, in die Wogen eines bewegteren Lebens kam, war sie über die erste Jugend hinaus, zu fest und sicher schon in ihrem Auftreten und ihrem Urteil, um noch von Grund aus andere Neigungen zu gewinnen oder sich mit Eifer in eine andere Sphäre des Wissens zu vertiefen. Eine Leidenschaft für das Theater, wie sie George Sand erfaßte, hat sie nicht empfunden, geschichtliche und

philosophische Studien, wie sie George Eliot trieb, verlockten sie nicht. Die Schönheit der Natur bereitete ihr bis in ihre letzten Tage einen immer neuen Genuß und rührte bald sanft, bald mächtig ihre Seele. Als Dichterin vermochte sie in stimmungsvollen Bildern ihre ostpreußische wie die italienische Landschaft, die Alpen und das Meer, den holden Frieden eines schönen Herbsttages und den Sturm eines Frühlingsgewitters zu malen, aber die Naturwissenschaft fesselte sie nicht, sie war weder eine Leserin noch eine Jüngerin Darwin's.

Der Gegenwart wird es schwer, eine solche von der Kenntnis der realen Dinge sich fernhaltende, auf Lektüre, ein wenig Musik, den Besuch einiger Museen sich gründende Bildung und Schriftstellerei zu begreifen, allein sie darf nicht vergessen, daß Fanny Lewald wohl das naturwissenschaftliche Zeitalter noch erlebte, doch ihm nicht angehörte. Ihre Bildung, die uns so begrenzt erscheint, war der ihrer Zeitgenossinnen, der Gräfin Ida Hahn und der Henriette Paalzow, um nur die hervorragendsten zu nennen, mindestens gleichwertig, und was ihr fehlte, ersetzte das Leben. Schon während ihrer Jugend wurde sie mit den verschiedensten Verhältnissen vertraut, sie lernte den Adel und den Kaufmannsstand ihrer heimatlichen Provinz auf das Genaueste kennen. Später führten sie Reisen durch Deutschland und Italien, Frankreich und England. Die Sehnsucht nach der Ferne und der Wunsch nach einem mannigfaltigen Verkehr mit Menschen von allerlei Art und Stand erloschen niemals in ihr. Noch in ihren letzten Tagen spann sie Reisepläne. Rom war ihr zur zweiten Heimat geworden, noch einen Winter dort zu verleben, gaukelte ihr die Phantasie in ihren guten, leidfreien Stunden als Fata Morgana vor. Außer Auerbach wüßte ich keinen deutschen Schriftsteller, der mit so vielen Menschen zusammengekommen und zu thun gehabt, wie sie. Je weniger sie mit den Büchern, desto besser

war sie mit dem Leben ihrer Zeitgenossen bekannt. Ihre Bemühungen für die Frauen, in Erziehung, Bildung und Arbeit, hatten ihr eine eigentümliche Gefolgschaft erworben. Von allen Seiten, von jeder Stufe der sozialen Leiter wandten sich Frauen und Mädchen an sie;- nicht nur mit der Bitte, ihre schriftstellerischen Versuche zu unterstützen, oder mit Gesuchen um eine Stellung; auch die geheimsten und innigsten Beziehungen, die wichtigsten Entscheidungen, Berufs- und Gattenwahl, wurden ihr anvertraut und ihrem Rate unterworfen. Wie selten sie auch in fremde Geschicke eingreifen konnte und wollte, unter der Hochflut der Alltäglichkeit drang doch manches merkwürdige Menschenschicksal, manche wundersame Verwickelung der Zufälle zu ihr. Sie gewann Einblicke in Dinge und Charaktere, die sonst dem Schriftsteller unzugänglich bleiben. So wurde ihr das Leben zu einer unausgesetzten Schule der Bildung, zu einem Buche, aus dem sie unablässig neue Kenntnisse und Erfahrungen schöpfte. Eine solche Weise des Lernens entsprach durchaus der Richtung ihres Geistes auf das Nützliche und Wirkliche. Während Andere aus einer beweglichen Phantasie, einer reichen, starken und tiefen Empfindung die ersten Keime ihrer Dichtungen ziehen, waren für Fanny Lewald die Fragen und Bedürfnisse des Tages, ihre eigenen Erlebnisse, die Geschichten, die ihr mitgeteilt wurden, die Menschen, mit denen sie eine Weile zusammenging, der ergiebige Boden, aus dem ihre litterarische Saat sproßte.

Aber eine realistische Schriftstellerin in dem Sinne, wie jetzt das Wort ausgedeutet wird, war sie darum doch nicht. Wie hätte sie es auch sein können, die ganz aus der Bildung des Geistes hervorgegangen war. Nicht das mehr oder minder gelungene Abbild der gemeinen Wirklichkeit, ihr Ideal war die Poesie des Geistes. Hier ist das Band, das sie mit Gutzkow und Auerbach, mit allen wahrhaft modernen Schriftstellern

ihrer Zeit verbindet. Nichts ist thörichter, als diesen Männern einen „leeren, blutlosen Idealismus“ vorzuwerfen, über ihre „Unkenntnis der Natur und der Physiologie“ zu spotten, ihren „geringen Wirklichkeitssinn“ zu bemitleiden. Der Welt, die sie schilderten, hatten sie so tief in das Herz geblickt, wie nur je die jetzige realistische Schule der Gegenwart, und keineswegs kam bei ihnen die Äußerlichkeit, die Erscheinung der Dinge gegenüber dem Gedankengehalt und dem Gefühlsleben zu kurz. Daß sie die Menschen nicht auf die Darwin'schen Theorien und das Taine'sche Axiom, daß Tugend und Laster Produkte sind wie Zucker und Vitriol, hin betrachteten, ist freilich wahr, aber wer bürgt uns denn dafür, daß man nach vierzig Jahren noch durch diese Brillen sehen wird? Ohne eine künstlerische Erhebung des Stoffes aus der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“ vermochte sich Keiner damals eine Dichtung zu denken. Fanny Lewald umsoweniger, je eifriger sie in jedem ihrer Werke über die bloße Unterhaltung der Phantasie hinaus einen lehrhaften oder praktischen Zweck verfolgte. Ihr selber unbewußt sollte die Wärme, mit der sie ein Vorurteil bekämpfte, eine nützliche Einrichtung verteidigte, für das Gute und Wahre gegen die gesellschaftlichen Abneigungen und Ausschließlichkeiten, für die Heiligkeit der Pflicht gegen die Ungebundenheit der Freiheit eintrat, den Mangel an individueller Leidenschaft in ihren Helden und Heldinnen verdecken. Unübersehbar fast sind die Frauengestalten ihrer Erzählungen: das Mädchen aus dem Volke, das im harten Dienste steht und sich emporringt oder untergeht, die Künstlerin, das hochgeborene Fräulein, die abenteuernde Amazone, das römische Modell, die Beamtentochter, das Weib als Gattin und Mutter durch alle Wandlungen und Lebensstufen hindurch, von jedem Temperament — ich möchte sagen, in jeder Schwingung des Gefühls — ihnen allen begegnen wir, oft in der feinsten

Ausführung, in einer Wahrheit des Ausdrucks, die zugleich das Urbild und die weibliche Hand verrät, die es gezeichnet, aber eine Gestalt, die sich so unvergeßlich dem Leser einprägte, daß er sie gleichsam malen könnte, wie Consuelo oder Hetty, Gutzkow's Lucinde oder Balzac's Valerie Marneffe, vermöchte ich doch nicht zu nennen. Ich müßte denn die Schöpferin an die Stelle ihrer Geschöpfe setzen. Fanny Lewald hatte keine brennenden Farben auf ihrer Palette, sie war glücklicher in den Übergängen, als in der Wiedergabe des hellsten Lichts oder der dunkelsten Schatten. Wie im Leben erschien ihr auch in der Dichtung der Mittelweg der beste. Sie zog einen Ausgleich zwischen den Wünschen des Herzens und den Forderungen der Welt dem tragischen Untergange vor. Die größere Milde und Ruhe, die mit ihrer Ehe in ihr selbst eingekehrt waren, machte sich seitdem auch in ihrer Dichtung geltend. Der streitbare Zug aus ihren ersten Romanen „Jenny" und „Eine Lebensfrage", der satirische, der sich in „Diogena" offenbart, verschwanden beinahe ganz aus ihren späteren Erzählungen. Das Maßvolle ihres Urteils wirkte unwillkürlich auch auf ihre Darstellung ein. Das Übertriebene und Überschäumende hatte sie immer gemieden, jetzt nahm alles den sanften Glanz der Pastellmalerei an.

Die Stoffe, die sie behandelte, luden von selbst zu dieser Darstellungsweise ein. Fanny Lewald's Romane spielen durchaus in der mittleren Sphäre des modernen Lebens, ein einziges Mal, in dem Roman „Prinz Louis Ferdinand", hat sie sich auf das Gebiet der Geschichte gewagt, und wenn auch bald die Künstlerwelt, bald die Arbeiterkreise gestreift werden, die Aristokratie, einmal die ostpreußische, ein anderes Mal die römische, nicht fehlt, so bleibt doch das gebildete deutsche Bürgertum der eigentliche Mittelpunkt ihrer Welt. Seine Anschauungen, Tugenden und Schwächen, seine Denkweise

seine Sitten und Lebensformen herrschen überall vor, mit ihrem Herzen wie mit ihrem Kopfe gehört die Dichterin ihm an. Nicht phantastische Erfindungen, psychologische Probleme, die Sezierung der Seele reizten sie, ihr Streben richtete sich auf die Behandlung allgemein verständlicher Fragen, der Gegensätze und Konflikte, die zu ihrer Zeit die Gebildeten beschäftigten, der Wandlungen, welche in Geschmack und Meinung der Einzelnen und der Massen sich vollzogen, auf die Ausmalung des Weltausschnittes, in dem sie sich bewegte, den sie übersah. Im hohen Grade besaß sie, was dem jüngeren Geschlecht völlig verloren zu gehen scheint, den architektonischen Sinn, die Fähigkeit, eine Geschichte nicht aus zufälligen Mosaiksteinen notdürftig aneinander zu leimen, sondern kunstvoll aufzubauen. Die Entstehung, Vollführung und Entdeckung eines Verbrechens durch alle Stadien des Gedankens zu schildern, mit unsympathischen Figuren und widerlichen Szenen, die nur die Beobachtung, Fertigkeit und Unverfrorenheit des Realisten zeigen sollen, Blatt um Blatt zu füllen, wäre ihr eine Unmöglichkeit, weil eine Versündigung gewesen. „Warum soll ich mich in die Geschichte von Menschen vertiefen", sagte sie mir einmal, als wir von dieser Seite der neuesten Litteratur sprachen, „die in der Wirklichkeit nie meine Stube betreten dürften?" Diese Einseitigkeit war zugleich ihre Stärke. Indem sie nur Gestalten und Vorgänge darstellte, zu denen sie sich hingezogen fühlte, für die sie ein Verständnis hatte, nur Fragen aufwarf und löste, die sich innerhalb des Ethischen bewegen, blieb sie immer wahr, aufrichtig gegen sich selbst, wie gegen die Gesellschaft, die sie malte. Wenn nichts Erstaunliches, ist auch nichts Verzerrtes in ihren Geschichten. Sie unterhalten den Leser mit einer Fülle wechselnder Bilder und regen ihn zu nachdenklichem Sinnen an, sie bewegen sein Gemüt in Schmerz und Freude

und stärken die Empfindung des Guten und das Mitleid für die Schwachen und Unglücklichen in ihm, sie überliefern den Nachkommen ein treues Gemälde des deutschen Bürgertums von dem Anfang bis in die Mitte dieses Jahrhunderts und hinterlassen ihnen, mit einem Schatz edler und tiefer Gedanken, die Erinnerung an eine unermüdlich strebende, nie träge in sich befriedigte, immer auf das Ideal gerichtete Frau, das beste Denkmal eines gesegneten Lebens.

II.

Strömungen:

a) Litterarische.

Das „Moderne" in der Kunst.

1867.

1.

So arm unsere Gegenwart dem ästhetischen Betrachter an großen Kunstwerken erscheint, so gering er im Hinblick auf frühere Schöpfungen in der Musik, Malerei und Dichtkunst unsere Versuche schätzen mag, eins wird er diesen Versuchen nicht bestreiten können: daß sie der Kunst einen neuen Stoff zuzuführen streben. Die Weimarische Glanzzeit unserer Litteratur kannte keinen historischen Roman; nach der Seite des Stofflichen bietet und leistet die moderne Malerei in ihren Geschichts- und Genrebildern mehr als die Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts, Gluck's „Alceste", Mozart's „Zauberflöte" können sich in Bezug auf den Reichtum der Instrumentirung, die Mannigfaltigkeit und Größe des Inhalts nicht mit Wagner's „Tannhäuser" und „Lohengrin" vergleichen. Mit der Erweiterung unseres Lebens, unserer Kenntnis und unserer Anschauungen mußte auch der Stoff wachsen und sich ausdehnen, den unsere Kunst schön gestalten soll. Größer als die Welt Lessing's und Schiller's ist die unsrige; wer von uns heute das kleinste Zeitungsblatt in die Hand nimmt, liest von Dingen, die sie nicht einmal ahnten. Ich rede nicht von den Eisenbahnen und dem Telegraphendraht, auch der politische Umschwung bleibe unerörtert, aber was war für Schiller

Amerika und Ostasien, was sind sie für uns! Wie viel erfahren wir jetzt auf der Schule von der Kunst des Mittelalters, was jenen großen Geistern fremd und fern war und blieb! Aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ erinnert sich Jeder, mit welcher Freude über seine Entdeckung, mit welcher Umständlichkeit, da er etwas ganz neues bringt, Lessing ein spanisches Schauspiel „Dar la vida por su dama“ erörtert, jetzt sind Calderon's, Moreto's, Lope de Vega's Komödien den Gebildeten allbekannt. Die größeren Kenntnisse machen nicht den größeren Künstler, wohl aber verändern sie seine Stellung zur Welt. Ein naives Auffassen der Erscheinungen wird ihm dadurch zur Unmöglichkeit; wenn heute ein Raphael geboren würde, könnte er wieder, in seiner wunderbaren, fast harmlosen Weise, Antikes und Christliches verschmelzen? Und gesetzt, er thäte es, würde er Betrachter finden, die naiv genug wären, ihm zu glauben? Schon die Einrichtung der modernen Bühne legte einem neuen Shakspeare einen Zwang auf, von dem der alte nichts wußte. Rauch's Friedrichsstandbild, Rietschel's Dichtergruppe in Weimar betrachtete Phidias wohl mit einem Blick voll Verwunderung und Mitleid als seltsam wunderliche Werke nordischer Barbaren. An idealen Bestrebungen, an reinem Schönheitssinn und Vertiefung in die höchsten Kunstgesetze ist unser Leben ärmer, an Stoff ist es reicher geworden.

Dieser Thatsache gegenüber, was erscheint natürlicher, als daß wir diesen neugewonnenen Stoff nach allen Seiten hin zu verarbeiten und uns zu eigen zu machen suchen? Bei einem Fabrikanten fordert der Käufer die neuesten Muster, gern nimmt Niemand Früchte vom vergangenen Jahr. In der Wissenschaft baut der Spätere auf den Grundlagen der Früheren weiter, heute muß man in anderer Weise und in anderem Stil eine deutsche Geschichte schreiben, als sie

Graf Bünau vor hundert Jahren schrieb. Kann die philosophische Forschung wieder auf den Standpunkt Christian Wolff's zurückkehren? Wenn aber alle Wissenschaften, alle Bedingungen des Lebens der modernen Strömung sich fügen, ist es unlogisch, von den Künsten dasselbe zu verlangen? Sind die Formen des Künstlerischen so eng und beschränkt, daß sie den neuen Stoff nicht ertragen? Dem, was im modernen Geiste auf den Gebieten der Künste versucht und gewagt wird, tritt die gelehrte Ästhetik meist mit der Behauptung entgegen, es sei unpoetisch, unkünstlerisch und entbehre des edlen Stils. Kaulbach's Gemälde gelten ihr für schemenhaft, ein politischer Roman für die Spitze des Ungeschmacks. Tendenz und Kunstwerk schließen sich nach dieser Ansicht unbedingt aus. Nur das Altgewohnte darf auf den Ruhm des Klassischen Anspruch machen, Formen, die sich längst überlebt haben, sind heilig. Warum sollte sich in dieser Weise nicht auch jetzt noch schaffen lassen? Ist das Geschaffene nicht künstlerisch, so ist es doch künstlich. Fort und fort dichtet man bei uns alcäische und sapphische Strophen, Tragödien mit dem griechischen Chor; fort und fort malt man Madonnen und himmlische Glorien. Erregen nun aber diese Schöpfungen nicht den Beifall, welchen sich die Künstler und ihr Freundeskreis davon versprachen; geht das Publikum an einer Maria, die zum Himmel schwebt, teilnahmlos vorüber und bleibt bewundernd vor einer Bauerntaufe stehen; entschwindet ein Trauerspiel von Sophonisbe oder Lucretia nach der dritten Anstandsvorstellung in den Schatten der Theaterbibliothek, während ein Lustspiel immer wieder die Zuschauer herbeilockt, in die behaglichste Stimmung versetzt und ihren freudigen Zuruf erweckt: so erschallt die Klage von der Gesunkenheit des Geschmacks, von der Erbärmlichkeit der Kritik, von dem Materialismus der Zeit. In der eigenen künstlerischen Beschränktheit, in der

Thorheit, wider den Strom schwimmen und dem Allgemeinen ein ihm Fremdes, Unnatürliches aufzwingen zu wollen, sucht Keiner den Grund seiner Niederlage. Der Spruch Schiller's: „es soll der Sänger mit dem König gehen“ hat längst seine Wahrheit verloren, wohl aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von ihrem Geisteswehen erfüllt sein, nur wenn er ihres Wesens Tiefe, ihre Art zur Erscheinung bringt, ist er ein Künstler. Und da ist es eben nicht gleichgültig, welchen Stoff er ergreift, nicht gleichgültig, ob er Engel oder Szenen der französischen Revolution malt. Denn an seine Engel glauben wir nicht einmal mehr im künstlerischen Sinne, sie würden immer nur Stiefgeschwister der raphaelischen Engel sein; in der französischen Revolution aber steckt die Wurzel unserer Gegenwart, aus ihr sind alle Fragen, die uns bewegen, entsprungen, unsere Teilnahme an diesen Begebenheiten ist eine lebendigere, als an dem Kampf der Centauren und Lapithen. Eine Kunst, die sich nicht mit dem Inhalt ihrer Zeit erfüllt, fällt in's Bodenlose. Als die italienische Malerei während des 17. Jahrhunderts in Unbeweglichkeit bei ihren religiösen und mythologischen Gegenständen, ihren Allegorien und Bacchuszügen beharrte, statt in das wirkliche Leben der Zeit einzukehren, sank sie tiefer und tiefer, ihre Kompositionen wurden leerer, ihre Gestalten zu Schemen. Umgekehrt, weil sie sich zur Natur wandte und in das Volksleben einkehrte, gelangte die holländische Malerei in Rembrandt und Ruysdael zur edelsten Blüte. Daß mit erfindungsreichem Kopf und geschickter Hand Watteau in das Leben des Versailler Hofes griff, hat der französischen Malerei eine ganz neue Richtung gegeben. Stets ist an die Kunst die Forderung gestellt worden, den zeitgemäßen Stoff zu bearbeiten, die Stimmung darzustellen, die in ihrer Epoche herrschte: nicht von einer zünftigen Kritik, aber von den Urteilsfähigen,

und die großen Künstler sind diesen Forderungen nachgekommen.

Wie stilvoll, wie gebunden durch uralt heilige Gebräuche und unzugänglich jeder Neuerung, jener „rohen Begierde der Menge nach stofflich Neuem“ sich in majestätischer Ruhe entgegenstellend, erscheint die Bühne Athen's! Welche Wandlungen hat dennoch diese Bühne in noch nicht hundert Jahren von Aeschylos zu Euripides durchgemacht! Weder die Perserkriege und der Peloponnesische Bürgerkrieg, noch die Philosophie der Sophisten und die Weisheit des Sokrates sind spurlos an ihr vorübergegangen. Wenn Euripides uns Elektra und Orestes vorführt, erkennen wir nur an den Namen, der Haupthandlung und den Äußerlichkeiten die Gestalten des Aeschylos darin wieder. Die Mythe konnte der spätere Dichter freilich in ihrem Kern nicht ändern, aber die gigantischen Figuren des ersten Tragikers, in denen eine ungebändigte Naturkraft, ein Göttliches waltet, verwandelt er in Griechen seiner Zeit, das Empfindsame und Dialektische herrscht vor. Wenn uns von den Schätzen der griechischen Bühne mehr erhalten wäre, wir einen Einblick in das Theaterleben der Demosthenischen Zeit besäßen, würden die Umgestaltungen, die bestimmenden Einflüsse und Neigungen der jeweiligen Gegenwart uns noch schärfer und klarer entgegentreten. Daß der Begriff des „Modernen“ sich Eingang in die dramatische Dichtung der Griechen zu verschaffen wußte, beweist unwiderleglich das Lustspiel des Menander im Gegensatz zur Posse des Aristophanes. In der einen ist die Welt auf den Kopf gestellt; auf einem Mistkäfer reitet ein Bauer zum Himmel, in den Wolken wird eine Stadt gebaut; Wespen, Wolken, Frösche bilden den Chor; die dramatische Handlung der „Ritter“ besteht fast nur in Rede und Widerrede; unablässig drängt sich der Dichter in seinen Parabasen vor, bekämpft seine poetischen

Nebenbuhler wie seine politischen Gegner, rühmt sich selbst und geißelt oder liebkost, je nach Gefallen, die Menge; überall eine blühende Phantastik, eine Erhebung des Alltäglichen in das Groteske und zur ungeheuerlichen Caricatur, überall ein Rausch, aus dem Taumel des Dionysos und der Begeisterung Apollo's gemischt: in dem andern spiegelt sich die Welt, wie sie ist, die Sklaven und Dirnen laufen durch die Gassen, die jungen Athener haben keine Kriegs-, nur noch Liebesabenteuer, mit ihren Schwertern und großen Worten rasseln die Söldnerhauptleute, die ihr Geld in der lustigen Stadt durchbringen, der Parasit beutet die Gimpel aus. Hinter seinen Figuren ist der Dichter entschwunden. Warum kamen Philemon, Menander, Diphilus nicht auf die ältere Form und die Stoffe der Komödie zurück, die Aristophanes und seine ersten Nachfolger angewandt? Ganz war das politische Leben Athen's noch nicht untergegangen, und sei es doch mit der politischen Posse zu Ende gewesen, die „Frösche", die „Wolken" haben einen litterarischen und philosophischen Hintergrund; hier hätte auch der spätere Dichter eine geebnete Bahn gefunden. Gerade weil sie Anhänger des „Modernen" waren, schlugen die ersten Schöpfer des „Lustspiels" diesen Weg nicht ein. Form und Inhalt der alten Komödie hatten sich überlebt, wie zu unsern Tagen sich die römischen Tragödien und die deutschen Kaiserdramen überlebt haben.

Als fast in derselben Zeit die spanische und die englische Volksbühne in die Höhe wuchsen, auch wie aus dem Boden gestampft, folgten sie etwa nicht der Strömung ihrer Gegenwart? Klassisch waren damals die Mysterien, die Moralitäten; hundertundfünfzig Jahre lang hatten sie mit der Passion des Herrn, mit der Geschichte der Apostel und den Legenden unzähliger Heiligen, mit den Kämpfen der Seele, welche die sieben Todsünden belagern, Herz und Auge des

Volkes erfreut; modern waren die italienischen Novellen, die in Übersetzungen in England und Spanien bekannt wurden, modern die Bänkelsängerlieder von König Lear und dem Prinzen Hamlet, die Romanzen vom Falle Granada's, vom Cid Campeador, von dem tapfern Ritter del Carpio, modern Plutarch, dessen Werke bisher im Staube der Vergessenheit und in einer fremden, den Wenigsten verständlichen Sprache dagelegen. Die Theaterdichter jener Zeit nun haben ihren Zuschauern keinen Agamemnon, sondern die Helden und Könige ihres Volkes, deren Gedächtnis noch unerloschen im Volksgemüt fortlebte, vorgeführt. Wenn Shakspeare einen „Sturm“ dichtet, so haben ihn fast unmittelbar die Stürme, die kurz vorher die englischen Küsten und Meere durchtobt, die kläglichsten Schiffbrüche verursacht, die Fabeln, welche Walter Raleigh und seine Genossen von ihren Fahrten nach Virginien erzählten, zu diesem Stoffe geleitet. Man mißverstehe mich nicht: was Shakspeare aus dieser Anregung herausgedichtet hat, fällt nicht in meine Betrachtung, nur die Anregung, welche ihm die Gegenwart gab, will ich hervorheben. Welch' andere Wirkung mußte ein Schauspiel, das so ganz aus der Wirklichkeit gegriffen schien, das Stürme und fremde, indianische Länder schilderte, auf ein Volk üben, dem dies alles vor Kurzem geschehen war, das Schiffbrüche erlebt und in den Rothäuten am Potomac etwas wie Caliban gesehen hatte, als das Schicksal der Sieben vor Theben! Ist aber ein Volk von politischen Parteien und Kämpfen zerrissen, treten aus der Menge einzelne begabte Führer, tapfere Kriegshauptleute oder weise Fürsten, weithin leuchtend hervor, wo kann es größere, tragischere Vorbilder solcher Geschicke finden, als in der römischen Geschichte? Corneille's Trauerspiele: „Cinna“, „La mort de Pompée“, „Sertorius“, sind während des Bürgerkriegs der Fronde entstanden, sie atmen den Geist der

Epoche. Wodurch errang der „Cid" des Dichters den ungemessensten Beifall bei den Gebildeten wie bei der Menge in Frankreich? Er verklärte den ritterlichen Zweikampf der Edelleute, den Richelieu mit dem Tode bestrafte. Hier liegt der Grund, um dessen willen der Kardinal dies Schauspiel haßte und von seiner Akademie kritisieren ließ; hier der Grund, warum der Adel, Männer und Frauen, es vergötterten. Der politische Zug so vieler Heldinnen Corneille's, den man geneigt ist, für eine Laune des Dichters zu halten, ist getreu der Gegenwart nachgebildet, sowie Cornelia und Rodogune, wie Camilla und Aemilia, dachten und handelten die Herzogin von Chevreuse, Genoveva von Longueville, die Herzogin von Montpensier: der Dichter hat sie nur in antike Gewänder gekleidet und auf den tragischen Kothurn gestellt. Und wenn in England Whigs und Tories sich unter der Regierung der Königin Anna schroff gegenüberstehen, was beklatscht Volk und Adel auf dem Theater? Shakspeare's „Hamlet" vielleicht? Nicht doch, Addison's „Cato" ist die Losung des Tages.

Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts beginnen die Ideen religiöser Duldung den Fanatismus der einzelnen Glaubensparteien zu bekämpfen, ihr Ausdruck in der Kunst werden Voltaire's „Mahomet" und „Alzire". Der dritte Stand erwacht zum Bewußtsein seiner Macht, mit dem Verlangen, die Stellung einzunehmen, die ihm gebührt. „Was kümmert mich Orestes und das Schicksal der Könige?" fragt Diderot und dichtet das bürgerliche Drama. Was ihm noch nicht gelungen, den neuen Stoff künstlerisch zu runden, gelingt Sedaine und in Deutschland Lessing. Liebte und bewunderte einer die Alten, so war es Lessing, aber er schuf uns keine Virginia, sondern eine schlicht bürgerliche „Emilia Galotti". Das Trauerspiel und das Lustspiel der Franzosen galten damals als das Höchste, was der menschliche Geist in der dramatischen Dichtung

erreichen könne, ihnen nachzueifern, forderte Gottsched die Deutschen auf. Auch bewegen sich Lessing's erste Versuche ganz in diesem Kreise, seine Komödien gehen den französischen Menuettschritt, die Geschichte der Roxolane beschäftigt ihn als tragischer Vorwurf. Schon hier aber merkt man den Flügelschlag des jungen Adlers; die „Juden", der „Freigeist" sind von modernen Gedanken und Empfindungen erfüllt, ein zeitgemäßes Thema wird in ihnen verhandelt. Was der junge Lessing versprach, hat der Mann uns gehalten. Für alle Zeiten, denen im Zusammensturz der alten Tempel, alter Formen und Gebräuche die feste Norm des Schönen fehlt, wo der Künstler nur tastend und tappend durch die Finsternis einem fernher blinkenden Lichte entgegen einen unsichern Weg geht, ist er in Wort und That Muster und Leiter geworden. Nicht in den Wundergarten antiker Dichtung, nicht in den Eichenhain deutscher Barden, in das unmittelbare Leben und die Gegenwart führte er unsere Poesie; wenn er ein Bild ferner Vergangenheit uns vorzauberte, so war diese Vergangenheit mit allen Fasern unseres Herzens verwebt. Aus dem größten Ereignis seiner Zeit, dem siebenjährigen Kriege, nimmt er den Stoff zu „Minna von Barnhelm"; die höchste, die Geister seiner Zeitgenossen bewegende Frage, die Forderung der Gleichberechtigung der Religionen, bringt er, wenigstens in dem „Reich der Ideale", in seinem „Nathan" zum Abschluß. Gerade aus dem tiefsten Wesen seines Volkes und dem Begriff des Modernen schöpfte Lessing seine Kraft.

Die Abwendung von der Gegenwart und dem nationalen Leben vollzog sich auch bei Goethe und Schiller erst in ihren späteren Jahren. „Werther" und „Götz von Berlichingen", die „Räuber" und „Kabale und Liebe" wurzeln durchaus in dem Boden ihrer Zeit, es sind die schimmernden Perlen, welche Sturm und Drang aus der Tiefe des aufgewühlten deutschen

Volksgemüts emporwarfen. Das griechische Ideal und die sogenannte rein menschliche, von allem volkstümlich und zeitlich Bestimmten abgezogene Form wurden für sie erst maßgebend, als ein kleiner Kreis hochgebildeter Menschen sie in Jena und Weimar um- und auch einschloß, als ihnen die rechte Verbindung mit der gewaltig schaffenden Gegenwart zerriß, und die Besseren und Edleren, von der Wendung der Dinge in der französischen Revolution abgestoßen, von den jämmerlich engen Verhältnissen in den deutschen Kleinstaaten gedrückt, aus der öden Wirklichkeit in das Reich des schönen Scheins flüchteten. Da entstand jene tiefe Kluft zwischen Leben und Dichtung, an der wir noch kranken. Für die künstlerische Anschauung und Betrachtung, für die Erhebung in die reine Sphäre der Schönheit schufen sie herrlichste Werke, zu denen noch die Nachkommen in weihevoller Stimmung emporblicken werden. Über den Kunstwert der „Braut von Messina", „Iphigenie's", „Tasso's", der „Natürlichen Tochter" und so vieler, dem Umfang nach kleineren Dichtungen, die der Verbindung des hellenischen und deutschen Geistes entsprangen, kann ja kein Streit entbrennen, ihrerseits aber mögen die Verehrer dieser Werke zugestehen, daß die Wirkung derselben auf die Menge weniger tief und nachhaltig gewesen ist, als die „Faust's" und „Wilhelm Tell's". Die Rede Posa's zu Philipp bewegt noch heute alle Herzen, denn sie fordert: Freiheit; aus dem „Werther" liest noch heute jeder leidenschaftlich verliebte und von seiner Zeit nicht befriedigte Jüngling seine Empfindungen heraus. Wie aber vermag eine Gestalt, die immer nur ein Schattendasein führte, wie Eugenie, die „natürliche Tochter", wahres Leben, wahre Begeisterung zu erwecken? Es ist ein arger Irrtum, wenn der griechischen Kunst ein bewußtes Streben nach reiner Form, reiner Schönheit zugeschrieben wird, wie es die Nachbeter der Antike verstehen. Zwischen den Trauerspielen, Gedichten und

marmornen Götterbildern der Hellenen und der griechischen Wirklichkeit gab es ein starkes, unzerreißbares Band; was bei uns unter einem rauheren Himmel nachgeahmt, gesucht und künstlich erscheint, war damals einfach, schlicht, natürlich. Die Helden der Iliade waren schon dem Knaben bekannter, als es unserer Jugend der hörnerne Siegfried ist. Von der Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus bis zu jenem Tage, als Alexander der Macedonier sie in das kostbare Kästchen verschloß, das er dem Darius aus der persischen Siegesbeute genommen, waren etwa zweihundertunddreißig Jahre verflossen; mehr als sechshundert Jahre trennen uns von dem Tage, als ein österreichischer Ritter es unternahm, das Lied von den Nibelungen aufzuzeichnen. Wie die griechische, ist auch die deutsche Sage für uns eine Welt der Schatten, sie berühren uns wohl, aber nur noch geisterhaft, nicht menschlich wie der Mensch den Menschen.

Führt die Kunst ein gesondertes Dasein, für sich auf einem heiligen Berge, wohin niemals der Reif des Winters, der Nebel des Herbstes kommt? Atmet sie eine andere Luft, als wir, hängt sie von anderen Bedingungen, als denen, die alle menschlichen Fähigkeiten und Thätigkeiten regeln, ab? Dies wäre nicht einmal der Fall, wenn der Künstler sich mit seinem Werke auf immer einschließen und auf jede Wirkung nach Außen verzichten würde. Denn er selbst bliebe in Zeit und Raum gebunden, sein Ideal der Schönheit enthielte doch, wie rein und abstrakt er es bilden wollte, einige Züge, die eben nur seiner Gegenwart und seiner Volksart zukommen; Vergil ist ein Römer am Hofe des Augustus, Milton ein puritanischer Engländer und der Geheimschreiber Cromwell's. Schnallt euch den tragischen Kothurn an, werfet die Toga des ersten Brutus um, setzt euch die Narrenkappe Kunzens von Rosen auf: ihr bleibt doch Deutsche aus der Mitte des

neunzehnten Jahrhunderts! Welche Entweihung liegt nun darin, wenn man den Künstlern zuruft: seid Kinder eurer Zeit! schafft die Gedanken, die sie und euch bewegen, zu herrlichen Gestalten und Symbolen um! Vates, Seher, nannten die Alten die Dichter, so blickt in die Zukunft, die sich der Menschheit in Dämmerungen enthüllt, sitzt nicht immer bei dem letzten Buch der cumäischen Sibylle und befragt es um die Geschicke der römischen Republick. Laßt endlich die Stilübungen! Malt keine badende Venus und keine büßende Magdalena, Männer, die es viel besser verstanden, als ihr, haben es vor euch gethan. Die Bildhauer meißeln ja auch keinen olympischen Zeus mehr und die verlassenen Ariadnen fangen an, seltener zu werden. Unsere Zeit sieht keine Tage ruhigen, gesicherten, künstlerischen Schaffens; wahlverwandt ist sie durchaus mit dem vergangenen Jahrhundert. Die kurze Kunstblüte der deutschen Dichtung bei seinem Ausgang kann uns über den Charakter jener ganzen Epoche nicht täuschen, sie ist kritisch, kämpfend, vordringend, neuerungssüchtig, an Dichtern und Künstlern ersten Ranges, die Musik ausgenommen, arm. Voltaire, Rousseau, Diderot in Frankreich lassen sich an dichterischer Begabung nicht entfernt mit Corneille, Racine, Molière vergleichen; Addison, Pope, Goldsmith, Sterne, Sheridan können, wie man so sagt, nicht in einem Atem mit Shakspeare und Milton genannt werden. Einen Maler von der Kraft, Vielseitigkeit und Kühnheit, wie das siebzehnte Jahrhundert in Rubens, Murillo, Velasquez und Rembrandt vier besitzt, hat das achtzehnte nicht aufzuweisen. Welche Nachahmungen der Schloßbau von Versailles auch erfahren, er ist in der Rococozeit nicht erreicht worden. Weit steht das Jahrhundert der Aufklärung in künstlerischer Hinsicht hinter seinen beiden Vorgängern zurück. Bahnbrechend hatte es nur der Zukunft den Weg zu ebnen. Uns ist eine ähnliche Aufgabe

zugefallen; wie der politische und soziale Zustand Europa's strebt auch die Kunst einer neuen Entwickelung entgegen.

Ich führe das Wort eines amerikanischen Geschichtsschreibers an, das auch hinsichtlich der Kunst das Wesen unserer Zeit scharf und eindringlich bezeichnet. „Die Zeit zum Bau und zur kunstvollen Ausschmückung großer Dome ist dahin," sagt er. „Unser Zeitalter, wenn es kein so poetisches ist, ist dafür ein praktisches und wohlwollendes; es hat sich um das Gegenwärtige zu bekümmern, damit es seinerseits auf die Zukunft wirke. Sein Beruf ist, nicht durch Errichtung stolzer Tempel, in denen Elende und Rechtlose knieen, sondern durch wohlthätige Befruchtung der dunkelsten Tiefen der Menschheit Gott zu dienen, den Nackten zu kleiden, den Sündigen zu erheben, weniger durch Almosen und Gebetbücher als durch vorbeugende Einrichtungen und eine wohlthätige Gesetzgebung; vor Allem aber durch eine ausgedehnte Volkserziehung ein ganzes Geschlecht auf eine Höhe der Bildung zu erheben, wie sie in früheren Zeiten kaum eine einzelne Klasse erreichte: das ist eine ebenso würdige Aufgabe, als Wunderwerke kirchlichen Glanzes aufzutürmen."

Das kleine Publikum der ausschließlich Gebildeten, der vornehmen Gesellschaft, der studentischen Jugend, an das sich im Wesentlichen die Dichtung des Weimarer Kreises richtet, ist nicht mehr vorhanden, und die Nation, an die sich die Kunst wendet, für die sie schaffen sollte, erst im Entstehen begriffen. Im engeren Zusammenhang mit seinem Volk und seiner Zeit steht der englische und der französische Dichter, in seltenen Fällen nur vergreift er sich in seinen Stoffen; vielleicht huldigt er zu sehr den vorübergehenden Launen des Tages, aber er sichert sich dadurch einen Einfluß auf den Geschmack der Menge, es wird ihm möglich, sie in entscheidender Weise zu bestimmen und zu leiten. Wir Deutsche denken anders, unter uns sagen

diejenigen, welche sich vor den Andern zur Kunstthätigkeit berufen fühlen: was kümmert es den wahren Bildhauer, ob sein Zeus gesehen, den wahren Dichter, ob sein Gedicht gelesen wird? Unbekümmert um das Gewühl des Markts, den Beifall oder den Hohn des Volkes schafft er weiter, dem Ideal getreu, das er von dem Unsterblichen im Busen trägt. Mit solchen Anschauungen ist nicht zu rechten, sie wollen und erfahren auch keine Kritik; unbenommen ist ihnen der etwaige Nachruhm und die weite Zukunft; aber kein Recht haben diese hochmütigen „Plateniden", eine Zeit zu schmähen, deren Heiligtümern sie vornehm den Rücken kehren, aus deren Kampfreihen sie feige flüchten, wenn es zur Schlacht kommt. Ohne sich an der rastlosen, rauhen und harten Tagesarbeit ihrer Zeitgenossen zu beteiligen, möchten sie doch alle Vorteile genießen, welche der erweiterte Kreis der nach Bildung und geistiger Erhebung Strebenden dem Künstler darbietet. Mit welchen Reizmitteln suchte dagegen Shakspeare sein Publikum zu locken und zu fesseln! Wie viel feine, offene und verdecktere Beziehungen zur unmittelbarsten Gegenwart enthält „Hamlet"! Was der dänische Prinz mit den Schauspielern besprach, war damals eine Tagesfrage in London, nicht Laertes nach Dänemark, englische Edelleute hatten aus Italien und Paris die neue Fechtkunst nach England herübergebracht. Und wir sollen die Kunst in das Gemeine hinunterziehen, wenn wir statt öder Hexameter und Anapäste voll leeren Wortpomps, statt der Oden und Sonette an die ewige Liebe, die ewige Schönheit und die ewigen Ideale, von unsern Dichtern zuerst einen Inhalt ihrer Dichtungen fordern, einen stofflichen Inhalt, der uns anregen, fördern, begeistern könnte! Weil die Form so leicht jedem halbwegs gebildeten Talente sich fügt, darum das Verlangen nach dem anziehenden Stoffe! In dem ausgefahrenen Geleise einer Jambentragödie läßt sich

eben leichter gehen, als Molière's „Misanthrope“ und Lessing's „Minna von Barnhelm“ nachstreben! Schwieriger ist es, den politischen Inhalt der Gegenwart zu einem Dichtwerk zu formen, als in Versen, die Goethe, Heine und Eichendorff viel schöner gesungen, zum hundertsten Male zu wiederholen, was sich der Wald und was sich die Bäche erzählen.

Wer verkennt den Reiz, die Schönheit einer edlen Form? Niemand, wir Alle wissen, daß in ihr für den Künstler die Unsterblichkeit liegt. Le style, sagt Buffon, c'est de l'homme même. Aber doch nur in dem Falle, wenn Inhalt und Form sich decken, wenn in ihnen ein wahrhaft Neues, Ergreifendes, uns geboten wird. Weder unedel noch ohne einen gewissen Schwung sind die Formen der italienischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, die Traditionen Raphael's, Tizian's, die Lehren der Caracci's wirken noch fort, dennoch schauen uns diese Bilder fast alle seelenlos, gespenstisch an, wir empfinden nichts bei ihrem Anblick, es sind schön bemalte Mumien; die beiden einzigen eigenartigen Geister, Caravaggio und Salvator Rosa, die sich von dem leeren und hohlen Schema lossagten, haben den Ruhm der italienischen Malerei in jener Verkommenheit bewahrt. Auf einem ähnlichen Punkte der Entwickelung befinden wir uns. Unsere Kunstformen haben keinen Inhalt mehr; die griechischen Ideale, die Heroen des Reinmenschlichen in ihren schwächlichen Wiederholungen lassen uns kalt. Das Schwelgen in schönseligen Empfindungen, Wilhelm Meister's vielgeschäftiger, göttlicher Müßiggang erfreuen und erheben ein Geschlecht nur wenig, das in harter Arbeit andere Aufgaben zu lösen hat, als ein Liebhabertheater einzurichten. Wie die Zeit einmal ist, hat sie nicht Sinn noch Auge für die große Kunst. Um 1750 schon waren ein Michel Angelo und ein Shakspeare so unmöglich wie heute. Die Erneuerung der Kunst wird mit der Umgestaltung der Gesellschaft, mit dem Emporsteigen des Arbeiterstandes eintreten:

unsere Generation aber wird beide Wandlungen nicht erleben. Bis dahin sind wir Bahnbrecher, Pfadfinder, wie es Voltaire und Lessing waren. Auf einem höheren Anspruch in der allgemeinen Geschichte der Kunst werden wir verzichten müssen. Vier große dichterische Genien hat unser Jahrhundert erzeugt: Byron, Beranger, Heine und die George Sand. Nicht im Geiste des Sophokles oder Shakspeare's, im modernen Geiste haben sie gedichtet. Was thun die großen französischen und belgischen Maler? Sie malen die Geschichte ihres Volkes. Daß Rietschel Lessing und die Schiller-Goethe-Gruppe geformt, wird ihn unsterblich machen, nicht daß er unter vielen trefflichen Kunstwerken auch eine vorzügliche Pietà gemeißelt hat. Auch in unserer Zeit lebt ein heiliger, ewiger Inhalt: ihn darzustellen, ist die Aufgabe der Kunst. „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten," das heißt doch wahrlich nicht, von der „rohen, materialistisch gesinnten Mitwelt" an eine Vergangenheit, die nicht mehr, oder an eine Zukunft, die noch nicht ist, appellieren. Fördere durch deine Arbeit das Allgemeine, diene deiner Zeit in allem Guten, Schönen und Edeln, sei, wenn du kannst, ihr Bannerträger, bereite sie vor für die Zukunft: dies ist der Ruf, der an die Künstler ergeht. Mit dem Wolkenkukuksheim der Ideale, mit der Flucht aus der Gegenwart, mit dem Weltbürgertum, in dem für Alle, nur nicht für die Deutschen Raum war, ist es hoffentlich auf immer vorbei; laßt die Toten ihre Toten begraben. Wir sind jetzt eine Nation, so wagt es, auch moderne Menschen zu sein.

2.

Der „Verfall der modernen dramatischen Kunst" ist ein Gemeinplatz aller Gespräche geworden. Einige suchen die historischen Ursachen, die Notwendigkeit dieses Verfalls zu erklären

die Meisten behaupten ihn nur. Wenn hier und dort ein Enthusiast sich in Aufsätzen und Reden, mit Vorschlägen aller Art quält, den Thespiskarren aus dem Schmutz zu ziehen, steht die Menge gleichgültig umher, sieht dem Schauspiel zu und ruft: „Vortrefflich!" aber es fällt ihr nicht ein, selbst mit die Hand an das Werk zu legen, und da der Enthusiast selten ein Herkules ist, so bleibt der Karren eben stecken, wo er steckt. Mit dem bloßen Gegensatz wider die Neigungen des Publikums und die Strömung der Zeit ist nichts gethan, die Woge rollt ungestüm weiter und läßt den Idealisten mit seinen Trauerspielen, seinen erhabenen Gestalten, seinen wohlklingenden Versen auf einer einsamen Klippe allein. Will der Dichter die Geißel ergreifen und das Volk züchtigen, das einer „Schönen Helena" zujauchzt? Das Volk ist wie das Meer, das der Perserkönig mit Ruten peitschen ließ, es empfindet diese Schläge nicht. Da die Gewaltmaßregeln gegen den schlechten Geschmack und die Sittenlosigkeit der Posse, statt sie zu erdrücken, sie nur genährt haben; den „schönen Weibern von Georgien" „die badende Helena" gefolgt ist; wenn die Posse, durch ihre Siege kühn geworden, von dem Beifall einer müßigen, denkfaulen, aber schaulustigen Menge berauscht, sogar den Fuß erhebt, die Bühne zu betreten, die Schinkel gebaut .. sollten wir in dieser kritischen Lage der dramatischen Kunst es nicht einmal mit einem Kompromiß versuchen: mit einem Kompromiß zwischen der Anschauung Schiller's, der die Schaubühne gern zu einer „moralischen Anstalt" erheben wollte, und der des Publikums, das sie nur als eine „Anstalt zu seinem Vergnügen" betrachtet?

Die Idealisten mögen einen Stein auf mich werfen, nachdem sie mich gehört haben. Leugnen werden sie nicht, daß der Geschmack für das Possenhafte, Leichtfertige, Burleske und Groteske vorhanden ist. War der Sinn dafür nicht immer im Menschen? In der Theatergeschichte eines jeden Volkes spielen die

Posse und die Komödie, auf der wirklichen Bühne, fast eine ebenso große Rolle als das Trauerspiel. Für die Nachwelt freilich erbleicht das Possenspiel, während sich der Glanz der Tragödie verdoppelt. Denn Alles, was der Posse Leben und Wärme giebt, die Stadtgeschichten und Tagesereignisse, die sie berührt, die kurzlebigen Berühmtheiten, die sie feiert oder bloßstellt, die Augenblicksbilder, die sie entwirft, verschwinden rasch; andere Menschen und Dinge drängen sich vor; der Hund des Alcibiades, der heute das Gespräch von Athen ist, erhält morgen nicht einmal mehr einen Blick verächtlichen Mitleids. Dies Gebanntsein an den Tag hat der Posse, mit wenigen Ausnahmen, die Achtung und Berücksichtigung der Litterarhistoriker geraubt, die reale Bühne aber hat ihrer nie entbehren können. Mit den Trauerspielen des Euripides ergötzten die Komödien des Aristophanes um die Wette die Athener. Die volle Freiheit der griechischen Sitte zugegeben, sind doch die „Lysistrata" und die „Ekklesiazusen" des ungezogenen Lieblings der Grazien zum Mindesten ebenso leichtfertig und frech, als unsere Possen: ja, es ist gewiß, daß manche drastische Beziehungen in den „Rittern" und den „Wolken" jetzt von keinem Publikum ertragen würden. Und behaupte man doch nicht, nur das griechische Altertum hätte solche Ungezogenheiten, weil es das Natürliche eben natürlich genommen, geduldet! Noch heute sind die Possenspiele die liebsten Ergötzungen der Chinesen und Japaner. An den feingebildeten Höfen indischer Fürsten, ehe die mongolische Sturmflut das Gangesland überschwemmte und mit neuen, roheren Elementen erfüllte, war die Posse gern gesehen. Das „sanfte" Volk der Hindu's jauchzte ihr am heiligen Strome gerad so zu, wie im vergangenen Jahrhundert die Fremden, die aus allen Teilen Europa's sich auf dem Venediger Karneval zusammenfanden, den Possen Carlo Gozzi's Beifall klatschten. So oft während des Mittelalters ein Bühnengerüst in französischen oder

deutschen Städten sich aufbaute, folgte dem „Mysterium“ die „Farce“, der tragischen Geschichte der „heiligen Barbara“ etwa die „confession Margot“. Die Zuchtlosigkeit, die bei uns doch immer noch fleischfarbene Trikots und Florgewänder trägt, geht in diesen Stücken ohne Hüllen; der derbere Geschmack forderte derbere Kost. Man wende nicht ein, daß aus dieser Rohheit, wie groß sie auch sei, Gesundheit spräche, daß gleichsam nur ein Überschuß von Kraft und Fülle sich in diesen Schwänken und Possen ausgelebt habe. Das Volk findet an Prügeleien, Trinkgelagen, an verwegenen Liebesabenteuern, im romantischen wie im realistischen Sinne, sein Vergnügen; in diesen Szenen fühlt es sich, instinktmäßig, über das Elend seines Daseins, über Sorge und Arbeit erhoben, die Welt, die sonst für den Armen so fest steht, tanzt ihm vor den Augen und schillert in tausend Farben. Darin liegt mit ein Reiz der holländischen Genremalerei, die so gern Volksfeste, Wirtshausszenen und Raufereien dargestellt hat. Die Frivolität, die wir verurteilen, verdrängt in dem Augenblick die naturwüchsige Rohheit, wo sich die Posse von der offenen Straßenbühne in den Saal der Fürsten, in den Vatikan begiebt. Am deutlichsten offenbart sich dieser Umschwung, wenn man die mittelalterlichen Volkspossen mit den „regelmäßigen“ Komödien Ariosto's und Macchiavelli's, die nach dem antiken Zuschnitt des Terentius gearbeitet wurden, vergleicht. Derselbe Mann, der die „Verklärung“ Raphael's bewunderte, hielt sich die Seiten vor Lachen, als man die „Mandragora“ Macchiavelli's vor ihm aufführte: es war der Papst Leo X. Von demselben Geist der Tollheit und Lüsternheit, der burlesken Übertreibung ist die ganze spätere Maskenkomödie der Italiener erfüllt. Mit ihrer Frische, ihren bald witzigen, bald kindischen Erfindungen, ihrem beständigen Wechsel zwischen Lebenswahrheit und jenem Unbeschreiblichen, das wir „höheren Blödsinn“ nennen, unterhielt sie eine

muntere, begehrliche, an die lautesten Äußerungen der Sinnlichkeit gewohnte Menge in Florenz, Neapel und Venedig. Was vermochten die langweiligen Tragödien von Sophonisbe und der Longobardenkönigin Rosamunda gegen die Späße Pantalon's und die Abenteuer Colombinens? Dasselbe, was heute die Jane Gray's und Roxolane's gegen „Orpheus in der Unterwelt“ vermögen — nichts! Und in jener Zeit setzten die kleinen italienischen Fürsten und ihre Hofgesellschaften noch eine Ehre darin, die klassischen Tragödien und die arkadischen Schäferspiele Tasso's und Guarini's mit reichstem Pomp aufführen zu lassen! In gleicher Weise ist die Posse in Spanien eingebürgert. Nicht nur sind alle Schauspiele durch die Szenen zwischen der Zofe und den Bedienten, die den idealisch sentimentalen Dialog ihrer Gebieter und Gebieterinnen launig parodieren, wie von dem roten Faden der Posse durchzogen, es gab auch eine besondere Gattung von Vor- und Nachspielen, in denen die Posse ungebändigt herrschte. Die feierlichen, allegorischen autos sacramentales, die dramatischen Aufführungen am Frohnleichnamstage zur Verherrlichung des Abendmahlswunders, endeten entweder mit Kanonenschlägen und Feuerwerken oder mit solchem drastischen Nachspiel, das man, nicht ganz mit Unrecht, dem griechischen Satyrspiel verglichen hat. Mit diesen Schwänken gewann der größte Dichter Spaniens, Cervantes, mehr Beifall bei dem Theaterpublikum als mit seiner heroischen Tragödie „Numantia“. Das politische Element, die hinreißende Poesie der Chorlieder, die Beredsamkeit der Parabasen in den Komödien des Aristophanes — die Eigenschaften, wodurch die modernen Kunstdichter die athenische Posse zu rechtfertigen suchen — fehlen den „Farcen“ des Mittelalters, der Maskenkomödie der Italiener, den Schwänken der Spanier. Dennoch fanden sie Zuschauer, die sie erheiterten, hochgebildete Menschen, die sich

ihrer freuten. Der Raum, in dem sich der Scherz bewegen durfte, war enger, der Horizont der Bühne beschränkter, das Leben selbst kleinlicher, als in der Gegenwart. Um lustige Betrügereien, um Liebesgeschichten, die über die Grenze des Erlaubten hinaus gegen das sechste Gebot streifen, handelt es sich immer und überall. Die Erfindung überschreitet nicht ein gewisses beschränktes Maß, die Charakteristik ist in den Maskenkomödien feststehend und auch bei hervorragenden Dichtern nur wenig ausgebildet. Zuweilen unterbrechen in unsern Possen Festaufzüge, phantastische Vorgänge die Nüchternheit des Vorwurfs, sie gehören in den alten Komödien zu den Seltenheiten, denn diesen bleibt stets die Wiederspiegelung des wirklichen Lebens, die Verspottung gewisser Laster die Hauptsache.

Die Posse ist aber nicht nur das Schoßkind der Menge, auch große Dichter spielen zuweilen mit ihr: Shakspeare und Molière. In der Verbindung des Tragischen und Komischen, die Shakspeare's Dichtungen durchzieht, hat die moderne Ästhetik die tiefsinnigste Auffassung des Lebens gefunden, das sich aus Widersprüchen zusammensetzt und in Gegensätzen entwickelt. Man fordert nicht ganz mit Unrecht den Leser und Zuschauer dieser Werke auf, mehr in diesen Narren-, Diener-, Rüpel- und Totengräber-Szenen zu suchen und zu erkennen, als die bloße Lust am Spaß, an Klopffechtereien und burlesken Schwänken; der Genius Shakspeare's, der über dem Ganzen schwebt, mag auch diese Äußerungen des Lebens im Schein des Ewigen betrachtet und, indem er sie malte, jenes Dämonische ausgedrückt haben, das sich in dem Erhabenen wie im Lächerlichen geltend macht. Das Publikum des Globustheaters aber sah schwerlich in Shylock etwas Anderes als einen häßlichen, filzigen Juden, der durch einen Possenstreich geprellt wird; der Narr des Königs Lear

war ihm eben ein Narr und das Trinkgelage zwischen Caliban, Stephano und Trinculo wurde so dargestellt, wie es sich in jeder Matrosenkneipe am Strand zutrug. Den Neigungen seiner Zeitgenossen konnte sich Shakspeare nicht entziehen; besitzen „Die lustigen Weiber von Windsor", „Die bezähmte Widerspenstige", „Troilus und Cressida", wenn man von dem Tode Hektor's, der mit der Haupthandlung in keiner notwendigen Beziehung steht, einmal absieht, nicht den ausgesprochenen Possencharakter? Gehört das Fräulein Cressida nicht zu den „bekannten" Damen? Ist Frau Flut ein Muster von Zucht und Sitte? Kann man niedriger vom Weibe denken, als Petruchio, der sein „böses Käthchen" durch Hunger, Nachtwachen und Drohungen mit der Peitsche „zahm macht"? Es kann sein, daß mich meine Ansicht zu weit führt: eins wird der aufmerksame Zuschauer Shakspeare's mir zugeben, daß in diesen dramatischen Spielen eine breite Ader des Possenhaften, Grotesken, des Unsinns und der Tollheit läuft. Nicht minder bei Molière. Wir sind gewohnt, wenn Shakspeare genannt wird, nur an seine vorzüglichsten Schöpfungen zu denken, Molière stellt sich uns bei dem ersten Blick als der tiefsinnige, melancholische Philosoph dar, der aus langjähriger Betrachtung des Lebens im „Misanthrope" und im „Tartuffe" ein trauriges Resultat gezogen. Aber dieser Molière hat noch ein anderes Gesicht. Während er mit seiner Truppe durch die Provinzen zog, versuchte er seine dichterische Kraft zuerst in Possen; ein Possenspiel: „les précieuses ridicules", in dem er die gelehrten, vornehmen Damen der Zeit verspottete, gewann ihm festen Boden in Paris. Erwägt man den Unterschied zweier Jahrhunderte, die Verschiedenheit des deutschen und des französischen Nationalcharakters, so bewegt sich Molière mit seinem Witz in demselben Kreise wie unsere Possendichter und die „Gelehrten des

Kladderadatsch“, wenn sie sich gegen gewisse Zeitrichtungen wenden. Der ideale Zug, der in den Bestrebungen jener Frauen und Dichter lag, wird nur von seiner krankhaften Seite, in seinen Übertreibungen erfaßt und dem Gelächter der Menge preisgegeben. Ähnlich verfährt Molière in seinem Kampfe gegen die Marquis’ und die Ärzte. Was bei uns der Geck, der Löwe des Tages, der vornehme, von Wechseln lebende „Baron“ ist, das ist für Molière der „Marquis“. Der Genius dieses großen Mannes strahlt in den Charakterkomödien nicht glänzender als in diesen Possen. Auch er, wie Aristophanes und Shakspeare, geht bis an die Grenze des Erlaubten; wenn es ihm paßt, bringt er Medizinflaschen, Stechkissen und Klystierspritzen auf die Bühne. Die Festlichkeiten und Bälle, Masken und Vermummungen, die in unseren größeren Possen zu einem notwendigen Element geworden sind, erscheinen schon bei ihm; im Gebiet des „höheren Blödsinns“, was ist drolliger, bacchantischer als die türkische Zeremonie im „bourgeois gentilhomme“, als die wilde Szene mit Gesang und Gläserklingen, welche den „malade imaginaire“ beschließt? Etwas von den Pestprozessionen und den Totentänzen des Mittelalters lebt darin wieder auf.

Wie flüchtig dieser Blick auch über die Theatergeschichte hinirrt, er zeigt doch, daß zu allen Zeiten, an allen Orten die Posse und die Komödie ein berechtigtes Glied der dramatischen Kunst, zuweilen sogar ein bevorzugtes gewesen sind. Mit unserem Eifern dagegen werden wir die Neigung der Menschen zu der Caricatur, ihr Verlangen, sich auf Augenblicke durch ein unbändiges Gelächter von allen Sorgen zu befreien, nicht ausrotten. Man mag das Theater vom höchsten oder vom niedrigsten Standpunkt aus betrachten: das Publikum, das die Bühne mit seinem Gelde erhält, hat ein gewisses Anrecht darauf. Ohne Zweifel hat sich die Teilnahme

der Menge jetzt der Tragödie ab- und der Komödie zugewandt. Warum sollte nicht hier und dort noch ein Trauerspiel sich des wohlverdienten Beifalls erfreuen und vorübergehend Erfolg erringen? Aber diese Ausnahmen bedeuten nichts; eine Welle, die im Strom des Lebens zufällig höher spritzt, ändert noch nicht seinen Lauf und sein Wesen. Weil die Posse — den Begriff im weitesten Sinne genommen — für die theatralische Kunst der Gegenwart entscheidend geworden ist, sind deshalb ihre Ausschreitungen entschuldigt? Im Gegenteil, je bereitwilliger man die Berechtigung dieser Gattung der Dichtkunst zugesteht, um so heftiger wird man ihre Mißbräuche bekämpfen. Shakspeare's Posse enthält ein phantastisches Element, Molière's einen sittlichen Kern: beides fehlt unseren Possen. Bei uns bläht sich das Hohlste zu einem Wunderberg auf und die Frechheit hält sich für eine Grazie. In diesen Spielen von „sechs" oder „neun" Bildern, die oft auch nicht die leiseste Spur eines Zusammenhangs aufweisen, wechselt die Langeweile mit der Rohheit, die Nichtsnutzigkeit mit der Dummheit ab. Eine Lauge von „Berliner" oder „Wiener Witzen" durchwürzt, alles Edle verspottend und begeifernd, wie assa foetida das Ganze. Wie unschuldig nimmt sich der getanzte Cancan gegen diesen gesprochenen aus! Ist eine Besserung dieser Zustände möglich? Ich glaube, ja; sie liegt in den Händen des Publikums und der Dichter — der Dichter, die wahrhaft „modern" denken und dichten.

Vor fünfundzwanzig Jahren regte sich ein frischeres Leben in der dramatischen Produktion, große Talente stellten der Bühne und den Schauspielern neue, schwierige Aufgaben. Hebbel, Gutzkow, Laube erweiterten in wirksamster Weise den Kreis, den Schiller und Goethe gezogen hatten. Diese Tage sind vorüber, ihre Blüten zum teil in politischen Stürmen verweht. Mehr und mehr ist die Bühne äußerlich wie innerlich

in die Gewalt der Spekulanten und Fabrikanten gefallen. Es hieße das Wort „Dichter“ entwürdigen, wollte man es auf die Verfasser einer Berliner oder Wiener Posse anwenden. Denn die Handlung ist meist an der Seine erfunden, ein „Bearbeiter“ übersetzt sie in das berlinische Kauderwälsch oder in den Wiener „spaßigen“ Dialekt, ein zweiter giebt ihr den höheren „Schliff“ und ein dritter „dichtet“ die Couplets. Und hier zunächst könnte von denen, die einen Funken Apollo's in sich spüren, eine heilsame Änderung versucht werden. Statt in Tragödien ihr Talent zu verschwenden, sollten die dramatischen Dichter, die wir noch besitzen, es einmal mit der Posse, der lustigen Komödie wagen. Der Kritiker kann nicht bestimmen: wählt diesen oder jenen Stoff! wohl aber auf die Gunst hinweisen, in der das Parodisch-Phantastische bei der Menge steht. Würde mit all' seinen Zaubereien und Tollheiten, im modernen Sinne gedichtet, ein Stück wie „Der Sturm“ oder Gozzi's „Drei Orangen“ nicht gefallen? Der Einwand, daß man damit die dramatische Kunst wieder auf das Zaubermärchen herabsetzen würde, ist nicht stichhaltig; welche moderne Tragödie wäre tiefsinniger als der „Sturm“! Gebt der Posse einen tieferen Inhalt und eine künstlerische Form! Das ist die Aufgabe — dieselbe Aufgabe, die wahrscheinlich Aristophanes zu lösen hatte. Und wenn für einen Aristophanes nur in einem freien Volke Raum ist, so hindert uns doch niemand, Molière's Charakterlustspiel weiter auszubilden. Haben wir keine „précieuses ridicules“ mehr, so besitzen wir leider die „biches de bois“, die bewußten Damen mit dem bewußten Feigenblatt — jetzt als Hut auf den Köpfen. Verspottet das Laster, aber huldigt ihm nicht. Ein Theater für Engel läßt sich in unserer Welt nicht aufbauen, dafür aber brauchen auch auf unserem Theater die Cameliendamen nicht zu Engeln zu werden. Wenn die schaubegierige lachlustige

Menge wieder und wieder gesehen hat, daß Heiterkeit, Scherz und Laune sich sehr wohl mit den Formen der Kunst, der Sprache der Poesie und tieferem Gehalt vertragen, wird sie dann noch nach der Gemeinheit und Alltäglichkeit lüstern sein? Stellt ihr sie aber zwischen die anständige Langeweile einer historischen Jambentragödie von Karl dem Großen oder Friedrich dem Rotbart und die unterhaltende, die Sinne kitzelnde Frechheit einer Posse mitten inne, wie soll sie da mit ihrer Wahl schwanken! Wir verurteilen das Publikum von der Höhe des Helikon herab und thun ihm nicht einen Schritt entgegen. Wir schreiben Dramen für die Zukunft und überlassen die Gegenwart den Charlatanen. Es ist weniger der Mangel an Talenten, als der Rückzug aller edleren Kräfte, die falschen Ziele, die wir verfolgen, die unmöglichen Hoffnungen, denen wir nachjagen, die unser Theater in Verfall gebracht haben. Unmögliche Hoffnungen und Ideale! Die Dichtkunst ist idealistisch, aber die Bühne real. In meinem Studierzimmer kann ich dichten, wie und was ich mag, an die Bühne jedoch stellt der Tag sehr bestimmte Forderungen. Erfüllt sie dieselben nicht, hört sie auf zu sein; das Publikum verläßt sie, wenn sie es nicht mehr unterhält und ergötzt. Daß diese Ergötzung eine edle sei, dafür sorge der Dichter. Er vertreibe die Schächer und Mietlinge mit der Geißel des Spottes aus dem Tempel der Musen. Ja, wenn wir einen Molière hätten! hör' ich rufen. Auch den Franzosen fehlt er und wie weit überragt ihre Bühne dennoch die unsrige! Für das Wurmstichige der gesellschaftlichen Verhältnisse in Paris sind die Dichter nicht zur Rechenschaft zu ziehen; daß diese Sittenbilder uns oft Widerwillen erregen, nimmt der Kunst, mit der sie entworfen und ausgeführt, kein Titelchen. Alexandre Dumas und Augier, Sardou und Octave Feuillet werden niemals zu den großen Dichtern zählen, aber

sie haben das Verständnis ihrer Zeit und der Gesellschaft, in der sie leben. Wie kleinlich erscheinen gegen die Probleme, die in „Montjoye“ und in „Giboyer's Sohn“ angedeutet werden, die Verwechselungen und Irrungen unserer Lustspiele! Hier wäre ein neues Feld für den dramatischen Dichter. Er führe die Fragen, die uns alle bewegen, auf die Bühne, statt uns fort und fort mit polternden Vätern und naseweisen Backfischen, die ihr Herz entdeckt oder vergessen haben, zu beschäftigen. Ein Spiegel der Zeit sei die Bühne. Und nun halte man einmal gegen die gewaltige Bewegung der Gegenwart unsere Bühne! In der Welt der Wirklichkeit ein unvergleichlicher Umschwung; auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine türkische Kaiserin, der erste römische Konsul, eine Schwiegermutter als Störenfried und eine Heiratsannonce! Ist dieser Kontrast nicht schon eine Posse?

In den Verlauf, den Welt und Menschen genommen haben, beruht die Entwickelung der dramatischen Kunst auf dem bürgerlichen Schauspiel, der Komödie und der Posse. Ähnlich hat in der Malerei das Genrebild das stilvolle Gemälde der historischen Kunst verdrängt. Derselbe Gang läßt sich in den Geschichten aller Theater nachweisen. Seit Shakspeare hat die englische Bühne keinen zweiten Tragödiendichter von seiner Kraft und Tiefe gehabt; mit Corneille und Racine ist im Grunde die französische Tragödie verstummt. Bei all' seinem Talent war Voltaire nur ein Nachahmer; Victor Hugo hat es immer nur bis zur tragischen, zuweilen großartigen Fratze gebracht. Warum sollten wir glücklicher sein? Statt über den Mangel an Tragödien zu klagen, die den Tausendthaler-Preis des Preußischen Schillerpreises erhalten könnten, thäten wir besser daran, einige Dichtungen Kleist's und Hebbel's auf unserer Bühne einzubürgern. Die Menschen sind nicht im Materialismus untergegangen, auch in der Gegenwart wird das Schöne eine Stätte finden,

aber freilich muß es das Gewand dieser Zeit tragen. Unter unserm Himmel in griechischen Gewändern umhergehen, ist die That eines Thoren. Ist es klüger, dem Publikum, das einige Stunden im Theater sich heiter unterhalten will, die Geschichte eines Helden vorzuführen, den es kaum dem Namen nach kennt? Das Leben der Gegenwart muß der Hauptquell für die dramatische Kunst sein. Den Genius kann man nicht herbeirufen, wenn man ihn braucht, aber ein Talent läßt sich bilden. Was hat denn Scribe vor fünfundzwanzig Jahren zum Beherrscher des französischen Theaters gemacht, als dies stete und unablässige Beobachten der Zeit und ihrer Stimmungen? Indem er allem, was in den Tagen des Juli-Königtums die Franzosen bewegte, eine poetische, typische Form gab, entzückte er Paris. Komödien wie „une chaîne“ „la calomnie“, „la camaraderie“ sind Musterbilder französischen Lebens, Molière's nicht unwert, denen wir nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben, wir müßten denn auf — Iffland zurückgreifen. Unser idealer Begriff von der Bühne verhindert ihre reale Blüte. Warum müssen vom Lebensbaum immer die alten Blumen gebrochen werden? Warum könnte Rudolf Gottschall, der so viel Phantasie, theatralisches Geschick und einen Zug zum Grotesken besitzt, uns nicht eine Posse im Stil von „Troilus und Cressida“ dichten? Warum verschwendet Paul Heyse sein Talent so oft an einen lebensunfähigen Stoff, an Kaiser Hadrian und Antinous, an italienische Liebesnovellen, die uns nicht mehr in dramatische Spannung zu versetzen, uns tragisch zu stimmen vermögen? Brachvogel's kecke Weise mit dem so bestimmten, dramatischen Zuge, würde sich auf der Bühne noch einmal so gut ausnehmen, als in seinen langatmigen biographischen Romanen. Genug der Namen, die Sache spricht für sich. Die Dichtung hat sich von der Bühne abgewandt und in den schärfsten Gegensatz zum Publikum gesetzt. Gewiß

ist dies Publikum schuldig, es läßt sich von Knaben und Dirnen seelisch ohrfeigen, zum „Nein!“ hat es keine Energie mehr und ist an das Gift der Frivolität schon so gewöhnt, daß es wie König Mithridates nicht mehr daran sterben kann. Den wahren Dichter mag es Überwindung kosten, der Menge entgegen zu kommen; aber begeht er nicht ein größeres Unrecht, wenn er der Bühne, die einst der Stolz des deutschen Volkes war, verächtlich den Rücken kehrt? Auf ihren Brettern sollen sich Ideal und Realität ausgleichen, soll der „moderne“ Geist in der Kunst zur edelsten Erscheinung kommen und zur Erziehung und Bildung des ganzen Volkes beitragen.

Aufgaben der Geschichtschreibung.

1868.

I.

Jedem sind die kleinen Handbücher geläufig, aus denen er in der Jugend die ersten drei Könige der Juden: Saul, David und Salomo, und die sieben Könige Rom's kennen lernte. Fortschreitend in der Bildung, machte er dann die Bekanntschaft des macedonischen Alexander, der zwölf ersten Cäsaren und der zwölf Apostel; nachher kamen die englischen und französischen Könige, die deutschen Kaiser und die brandenburgischen Kurfürsten an die Reihe, im Hintergrund Schlachten, Städtezerstörungen, Eroberungen, eine Wolke von Blut und Rauch; zwischen all diesen gekrönten Häuptern sah der Lernbegierige einige Gestalten in dunklen, fast verschwimmenden Umrissen auftauchen, den heiligen Franz von Assisi, Jeanne d' Arc, Columbus oder Washington, über die er unwillkürlich den Kopf schüttelte, weil er nicht recht begriff, was sie mit der andern Gesellschaft gemeinsam haben. Dies Chaos von Freveln und Staatsaktionen, von Schlachten und Hinrichtungen, dies aufeinander folgende Gewühl gekrönter Räuberhauptleute und sogenannter Helden nannten wir bis vor Kurzem und nennen die Meisten noch heute Geschichte. So ward sie uns von den Vätern überliefert, so wird sie in den Schulen gelehrt. Erst spät erfährt der Schüler, wie er be-

trogen ward, mit welchem unnützen Gedächtniskram er sich mühte. Mehr als die Hälfte dessen, was er lernte, ist eine Sammlung thörichter Fabeln, unsicherer Anekdoten, schöngefärbter Lügen, der Rest ist leeres Stroh. Nach wie vor ist ihm die Entwickelung der Menschheit, der Zusammenhang der Völker und Epochen ein ungelöstes Rätsel geblieben. Über die Könige Rom's wie über die Plantagenet's ist die lebendige Wissenschaft längst hinweggeschritten. Spöttisch sprach David Hume im Hinblick auf die Kämpfe der angelsächsischen Fürsten auf der britischen Insel von den „Kriegen der Krähen und Dohlen", und Voltaire fand mit jenem Sinn für das einfach Verständige, der ihn nie verließ, in der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie, im Schutz der heiligen Fahne, die ihm der Papst geschenkt, nur die gelungene That eines normannischen Diebes und eines lombardischen Hehlers. Den erleuchteten Geistern des achtzehnten Jahrhunderts erschien das Schauspiel der Weltgeschichte grauenvoll; für wenige glänzende Tage Jahrhunderte der Finsternis, für den kurzen Traum des Perikles und Phidias der lange Winterschlaf christlicher Barbarei. Selbst die Verbesserungen der Gesetze, die Wandlungen der Anschauungen riefen neues Elend herauf: die Entdeckung Amerika's hatte die Ausrottung friedlicher Indianerstämme und den Sklavenhandel mit afrikanischen Negern zur schrecklichen Folge, aus der Reform der Kirche durch Luther, Zwingli und Calvin gingen Bürgerkriege und Greuelthaten ohne Zahl hervor. Wen sollte diese Wahrnehmung nicht entsetzen und betrüben? Von der Vergangenheit wandten darum jene Geschichtschreiber ihr Auge der Zukunft zu, sie glaubten an den Fortschritt der Menschheit, an ein Zeitalter der Vernunft. Diese Ansicht durchdringt ihre Auffassung und beseelt ihre Darstellung. Montesquieu in seinem Buche über die „Größe und den Verfall der Römer",

in seinem „Geist der Gesetze", Voltaire in dem „Versuch über den Geist und die Sitten der Völker", Hume in seiner „Geschichte Englands", Gibbon in seinem großartigen Weltgemälde von dem „Verfall und Untergang des römischen Reiches" suchen sich zuerst aus den Banden der früheren historischen Methode zu befreien und aus dem Wald der Thatsachen zu allgemeineren Anschauungen, zur Erkenntnis des Gesetzes von Ursache und Wirkung vorzudringen. Sie ahnen den Zusammenhang der klimatischen Verhältnisse und der geschichtlichen Entwickelung, sie fühlen so zu sagen den Hauch des Ewigen, jenes Wehen, das über den Wassern nach der Schöpfungssage der Juden schwebte, in dem Wechsel der Geschicke, in dem Fort- und Rückschritt der Reiche. Aber nur in seltenen Fällen dringen sie zur Objektivität vor, ihre Quellen sind beschränkt, ihre Vorliebe für diese, ihre Abneigung gegen jene Zustände und Phasen der Geschichte zu stark, als daß ihre Urteile und Schlüsse immer der Wirklichkeit und Wahrheit entsprächen. Montesquieu in seiner Feindschaft gegen das Feudalsystem, Voltaire mit seinem Hasse gegen das Christentum verkennen durchaus den Charakter und die kulturhistorische Bedeutung des Mittelalters. Zwischen dem Zeitalter des Hadrian und dem Wiedererwachen des Altertums in dem Geist und der Phantasie der Menschen liegt für sie eine unermeßliche Wüste, eine „gotische Barbarei". In dieser Auffassung stellen sich die Kreuzzüge als die Thaten hirnverbrannter Schwärmer, räuberischer Gesellen und weltkluger Priester dar, welche die Thorheit und Rohheit der Völker zur Erhöhung ihrer Macht mißbrauchten. Jede religiöse Bewegung hat für Voltaire zugleich etwas Schreckliches und Lächerliches; wenn Gibbon in seiner strengeren und zurückhaltenderen Weise sich nicht so offen mit der Sprache herauswagt, so ist doch auch er weit davon entfernt, eine Notwendigkeit in der Gründung

und Entfaltung der Religionen zu erblicken. Ehrgeizige Schwärmer erheben sich und finden Anhänger, Aberglauben und Täuschung vollenden das Werk. Ähnlich wie diese Historiker zur Religion, verhält sich Hume zu den politischen Parteien. Die Puritaner sind ihm wegen ihres Fanatismus eben so sehr wie wegen ihrer republikanischen Gesinnungen verhaßt. In Karl I. starb ein königlicher Märtyrer auf dem Schaffot, in Cromwell bemächtigte sich ein heuchlerischer Usurpator und Verräter des Scepters.

Diese Mängel beeinträchtigen das große Verdienst dieser Männer, eine neue Bahn für die Geschichtschreibung gebrochen zu haben, nicht. Dem philosophischen Jahrhundert entsprach es, auch in der historischen Darstellung die allgemeinen Grundsätze und Tendenzen hervorzuheben und die irrigen und unwürdigen Anschauungen, welche die Geschichte bald zu einem Spiegel für Regenten, Helden und Staatsmänner, bald zu einer Anekdotensammlung für Neugierige und Müßiggänger, oder, wie es in Deutschland geschah, zu einem Repertorium für Rechtsgelehrte und Professoren erniedrigten, für immer zu beseitigen. Der ideale Inhalt der Geschichte kam hier wieder zur Geltung, und zwar in größerer Vertiefung, als er selbst in den gefeiertsten Werken des Altertums, in den Geschichten des Thucydides, Sallust und Tacitus, hervorgetreten war. Nicht nur einen weiteren Kreis, als diese angeblichen Muster, übersah der moderne Historiker, er that auch schärfere Blicke in das Wesen der Dinge. Die allgemeinen Betrachtungen Montesquieu's und Gibbon's über die Entwickelung des römischen Staates und den Fortgang des Christentums würde auch der begabteste Schriftsteller des Altertums nie haben anstellen können. Wenn sie uns in der Schilderung des Einzelnen, in den kunstvoll ausgearbeiteten Reden der Helden, in einem Charakterbilde, hier in der epischen Ruhe, dort in dramatischer Lebendigkeit über-

treffen, so haben wir die philosophische Erkenntnis für den Zusammenhang der Dinge voraus. Eifriger als sie beschäftigen wir uns mit den Zuständen der Massen und den Änderungen, welche wohlthätige Gesetze und fortschreitende Bildung in ihrer Lage herbeiführen; die ursprünglich kleinen, im Verborgenen wirkenden und wachsenden Ursachen, die von ihnen kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt wurden, sind für uns wichtiger und entscheidender geworden, als die Schicksale jener hervorragenden Einzelnen, mit deren Erzählung Tacitus die Blätter seiner Annalen füllte. Der Versuch Catilina's, die Verfassung der römischen Republik umzustürzen, erscheint bei Sallust als die verbrecherische Eingebung eines ehrgeizigen, durch Verschuldung und Unthat zu dem Äußersten hingedrängten Mannes; nirgends wird die Beziehung, in der dieser angedrohte Staatsstreich zu der Diktatur Sulla's und der That Cäsar's stand, angedeutet; wie vortrefflich Sallust auch die Verschwörung, die Charaktere und Absichten ihrer Teilnehmer zu schildern versteht, dem modernen Leser fehlt bei ihm der Boden des aufgewühlten, vom Erdbeben einer ungeheueren Revolution erschütterten Rom's. Keinem Geschichtschreiber des Altertums ist die Notwendigkeit des Cäsarentums aufgegangen, als aus der römischen Stadt mit ihrem Gebiete ein Weltreich geworden war. Sie gewahren überall nur ein Spiel und ein Ringen einzelner Männer, selbst wo festgeschlossene Parteien auftreten, wenden sie nicht diesen, sondern ihren Führern Teilnahme zu; die Aristokratie und Demokratie Athen's verschwindet hinter Aristides und Themistokles, die Römer teilen sich in Anhänger des Sulla und des Marius, sie sind Cäsarianer oder Pompejaner. Gegenüber den Griechen und Römern gelten alle übrigen Völker für Barbaren ohne Recht und ohne Wert. Die Bedeutung der hellenistischen Epoche, die Verbreitung der griechischen Bildung, ihre Verschmelzung mit orientalischen Elemen-

ten, haben im klassischen Altertum Niemand zu einer tieferen Betrachtung dieser Dinge angeregt. Das uneingeschränkte Lob, das wir griechischen und römischen Historikern, doch auch in einem kindischen und blinden Autoritätsglauben, spenden, kann sich für den vorurteilsfreien Geist nur auf die glänzende Kunst der Darstellung, die Tiefe einzelner Gedanken und die Männlichkeit ihrer Gesinnung beziehen; gerade die wichtigsten Fragen, die wir aufzuwerfen pflegen, beantwortet der Inhalt ihrer Geschichten nicht. Die Wichtigkeit der geographischen Lage eines Landes und der wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Bewohner für die historische Entwickelung erkannt zu haben, ist das Resultat moderner Gedanken und Studien. In dem verschleierten Bild der Göttin von Sais verehrten die Griechen das Symbol der geheimnisvollen Natur, der dunklen, von ihnen nicht erkannten Kräfte, welche den Kosmos gestaltet haben und ihn bewegen. In ähnlicher Weise wie die physische, war ihnen auch die historische Weltordnung ein Rätsel. Der Neid der Götter stürzt die Eroberer und demütigt die Stolzen; in jedem Übermaß liegt eine Schuld, der die Strafe folgt. Diese naive Auffassung Herodot's ist im Verlauf der Entwickelung des Altertums doch nur wenig geändert worden. Seit die Götter und die Heroen aus dem Gesichtskreis der Menschen entschwunden waren, erscheint die Geschichte als ein Kampf der großen Männer mit dem Schicksal. Die Dinge und Zustände kommen nicht zur Geltung. Es ist nicht schwer, in der aristokratischen Gesinnung der Griechen und Römer, in der Sklaverei der Menge mit eine Ursache für diese Anschauung zu finden.

Das achtzehnte Jahrhundert hat die Geschichtschreibung auf eine breitere Grundlage gestellt und den Anfang gemacht, dem Gesetz vor der flüchtigen Erscheinung zu seinem Recht zu verhelfen. Ganz aus diesem, von Voltaire und Gibbon

gezeichneten Rahmen ist die Historik nicht wieder herausgetreten; einige Versuche, im Stil der mittelalterlichen Chronik nur die Thatsachen zu erzählen, ohne ihre Ursachen, ihre Bedeutung und Wirkung zu ergründen, haben keine Nachfolge gehabt und liegen, so malerisch und farbenreich sie sind, abseits von der Bahn der Entwickelung. Die Irrtümer und das Unzulängliche in den Geschichtswerken des achtzehnten Jahrhunderts drängte sich jedoch zu stark auf, um nicht zuerst Abhilfe zu fordern. Da ihr der Boden fehlte, schwebte die philosophische Betrachtung oft haltlos in den Wolken, selbst nur ein vom Eigensinn des Windes hin und hergetriebenes Nebelbild. Durch die fleißigsten, umfassendsten Forschungen ist dieser Übelstand gehoben worden. Unübersehbar für den Einzelnen liegt das Trümmerfeld der Geschichte vor uns, die Felsinschriften der persischen Könige und die Hieroglyphen in den Grabkammern Theben's reden von den ältesten Zeiten, mit Bienenfleiß sammeln wir die Urkunden des Mittelalters, als eine Fundgrube des Wissenswerten betrachtet man die Staatsarchive, die Briefe der Fürsten, die Berichte der Gesandten. Bauholz wird auf Bauholz, Stein auf Stein geschichtet; daran scheinen indes nur die Wenigsten zu denken, daß diese Anhäufung von Material noch lange kein Gebäude giebt. Wem sollen diese Scherben nützen? Nach jeder Richtung hin ist die deutsche Geschichte untersucht, jeder Kaiser hat seine besondere Monographie, Band nach Band schwillt die Sammlung unserer historischen Urkunden und Quellen zu einem ungeheuren Leviathan an: aber eine kurze, leicht faßliche, philosophische Geschichte des deutschen Volkes, die jeder in die Hand nehmen, aus der jeder Belehrung schöpfen könnte, wünschen wir noch immer vergebens. Wenn die Wissenschaft nur für die Gelehrten vorhanden und ihr ausschließliches Eigentum wäre, so könnte die Frage auf diesem Punkte blei-

ben. Möchte sich dann jeder von ihnen mit der Scherbe begnügen, die bei der Teilung der Arbeit ihm zugefallen ist. Aber es handelt sich hierbei um Alle. Während die Naturforscher die Resultate ihrer Untersuchungen in den verschiedensten Formen zur Kenntnis des Volkes bringen, hüllt sich der Geschichtschreiber in vornehmes Schweigen. Haben die Studien der Ranke'schen Schule, außerhalb des Kreises der Fachgenossen, auch nur die geringste Wirkung geäußert? Auf engem Raum enthält Humboldt's „Kosmos" eine Fülle von philosophischen Anschauungen und positiven Kenntnissen, welches deutsche Geschichtswerk ließe sich damit vergleichen? Bis vor Kurzem begnügte sich die Geschichtschreibung mit Ägypten und Persien, mit Hellas und Rom, dem Mittelalter und der neueren Zeit Europa's: jetzt haben sich uns zwei neue Welten aufgeschlossen, Ostasien und Amerika. Wollen wir noch länger statt mit den Namen und Lehren des Buddha und des Confucius, die in Indien, China und Japan jene großartigen Kulturzustände geschaffen haben — Zustände, unter denen hundert und aber hundert Millionen von Menschen seit zwei Jahrtausenden gelebt — das Gedächtnis der Jugend mit den Kriegen zwischen Kranichen und Pygmäen, mit Merowingern und Capetingern ermüden? Die Religion des Buddha, zu der sich noch heute mehr Menschen bekennen, als zum Christentum, ist den Meisten unter uns eine gänzlich unbekannte Erscheinung. Ehe in der Thebais der erste christliche Einsiedler seine Visionen hatte, waren in den Bananenwäldern Indiens ganze Geschlechter von Büßern und Heiligen aufgestanden und verschollen. Achtzehnhundert Jahre vor dem heiligen Franz von Assisi wanderte im gelben Rock, den Almosentopf in der Hand, der Buddha durch das Thal des Ganges. Diese Religion hat ihre Klöster, Zeremonien, Rosenkränze, ihre fürbittenden Heiligen und Märtyrer wie das Christentum. Nach Osten

und nach Norden sandte sie ihre Boten; überall in Hinterindien, in China bis zur großen Mauer hinauf stehen die Pagoden als Denkmäler ihrer friedlichen Eroberung. Milder wurden auch durch ihre Lehren die Sitten dieser rohen Barbaren. In China endlich verband sich diese Religion mit der eigentümlichen Geistesrichtung und Erbweisheit des zahlreichen Stammes, der in den Ebenen des Hoangho und Jantsekiang wohnte. Ein Staat, eine Kultur ist daraus hervorgegangen, die trotz ihrer Seltsamkeit das Erstaunen jedes Denkenden herausfordert. Als unsere Vorfahren in Tierfellen, ungebändigt und zügellos, durch den hercynischen Wald schwärmend Bären und Auerochsen jagten, gab es hier schon blühende, reiche Städte, geordnete Verhältnisse in der Verwaltung des ungeheuren Reiches, eine Erziehung des Volkes, welche die unserige noch jetzt fast in Schatten stellt. Gerade so lebhaft, wie in den Ländern um das Mittelmeer, entfalteten sich in China Ackerbau, Handel und Gewerbe; an Riesenhaftigkeit kann die Mauer mit ihren Zinnen, Türmen und Thoren, welche die Nordgrenze vor den räuberischen Tataren schützen sollte, sich wohl mit dem Wunderbau der Pyramiden vergleichen, an Nützlichkeit und Wert übertrifft sie diese Kolosse von Stein, wie das Leben den Tod übertrifft. Marco Polo, der venetianische Reisende, fand eine Ordnung und einen Wohlstand in diesen Ländern, eine Stattlichkeit und Größe der Städte, Frieden und Ruhe, die ihm wie ein Märchentraum erschienen. In seinem Wesen auf Bildung gegründet, indem alle Beamten nur durch wiederholte Prüfungen ihrer Kenntnisse wie ihres Wandels von den untersten Sprossen der Leiter zu den oberen hinansteigen, hat dies Reich Cyrus und Alexander, Cäsar und Karl den Großen, das deutsche Kaisertum und die Eintagsmacht Napoleon's I. überdauert. Die tatarischen Eroberer konnten wohl die Dynastie der Söhne

des Himmels besiegen, ausrotten und sich auf ihren goldenen Drachenthron setzen, aber das chinesische Volk mit seinen Einrichtungen, seiner Lebensweise, seinem Handel und seinem Mandarinentum wurde von den Weltstürmern nicht geändert, es verschlang sie, wie das Meer einen Meteorstein, der plötzlich aus der Höhe fällt, in seiner Unermeßlichkeit begräbt: eine Weile ist die Oberfläche des Wassers von der gewaltigen, niedergestürzten Masse wild bewegt, die Tiefe bleibt ruhig und allmählig nimmt auch der Spiegel wieder seine frühere Ebenheit und Glätte an.

Auf der andern Seite der Erde, in Amerika, wächst eine Föderativ-Republick mit wunderbarer Schnelligkeit zu riesiger Größe empor; Städte, die im Beginn dieses Jahrhunderts kaum Marktflecken waren, sind Stapelplätze eines ausgedehnten Handels geworden, von dem Ufer des atlantischen Ozeans fliegt zu dem des Stillen Weltmeers in wenigen Stunden durch die Einöden und über die Pässe des Felsgebirges das beflügelte Wort. Diese Republick stampfte auf die Erde und eine Million Krieger sprang empor; sie schlug auf die Flut und eine Legion eisengepanzerter Schiffe erschien darauf, stark genug, um den Kampf mit den gesamten Flotten Europa's aufzunehmen. Als ob sie Aladdin's Schätze besäße, schuf und verschwendete sie in vier Jahren fast dreitausend Millionen Dollars, und mit derselben Kühnheit, mit der sie diese Schuldenlast auf sich geladen, griff sie das Werk an, dieselbe zu bezahlen, täglich hat sie mehrere Monate hindurch eine halbe Million in ihrem Schuldbuch getilgt. Von ungezählten Schlachtfeldern eines greuelvollen Bürgerkrieges, aus den Lazarethen erhoben Verwundete und Kranke ihren Klageruf: in Newyork traten einige hochherzige Frauen zur Linderung dieser Not zusammen, in kurzer Zeit waren ähnliche Vereine über die Union verbreitet, Wohlthätigkeits-Bazare wurden

eröffnet, die ihre Einahmen nach Millionen Dollars zählten; ein Etwas, das die Menschheit noch nicht gesehen und das alle sogenannten Wunderwerke der alten Welt in Schatten stellte, die Sanitäts-Kommission erschien und erfüllte die kühnsten Hoffnungen des Sozialismus und den schönsten Traum der Barmherzigkeit. Bürgertugend und Manneswürde sind im cäsarischen Europa zu nichtigen Worten ohne Inhalt, zu Schall und Rauch herabgesunken, und allgemein, im Hinblick auf Cäsar, Cromwell und Napoleon, die vergötterten Helden unserer Geschichtsanschauung, prophezeiten wir der Union, daß aus der Aufhebung der Sklaverei im Süden und dem siegreichen Heere im Norden ein berühmter Feldherr als Usurpator hervorgehen werde. Aber die neue Welt beschämte die alte: diese Krieger gingen auseinander, friedlich und still, wie sich nach einem Gewitter die Wolken verteilen, aus kampferprobten Generalen wurden Advokaten, Handwerker und Ackerbauer. Das Haupt der Republick wird inmitten dieser Bewegung ermordet: kein Mann war im Augenblick im Stande, Abraham Lincoln zu ersetzen, aber so fest gegründet ist die Maschine dieses Staatswesens, so sicher jedes Rad gefugt, daß sie nicht zerbrach. Die europäische Gesellschaft beruht auf dem Glauben und der Autorität, die amerikanische auf der Bildung und der Freiheit. Wo in den düsteren Fichtenwaldungen, durch die der Columbiafluß in Königseinsamkeit bisher seine Gewässer zum Meer getragen, jetzt ein Dorf gegründet wird, stecken die Ansiedler, bevor sie ihre eigenen Wohnstätten errichten, den Raum für das Schulhaus ab. Überall Schulen, kleine Bücher, Zeitungen, überall der Sinn auf das Allgemeine und Wesentliche gerichtet, überall schon im Kinde der Trieb des Selbstdenkens und der Selbständigkeit geweckt. Hier ist die geistige Bewegung so unumschränkt wie die körperliche. Keine Inquisition verbrennt oder

verbietet ein Buch, kein Gesetz schränkt die Freiheit des Wanderns ein. Von den Küsten der Südsee bis nach den Städten des Ostens ist ein Teil der Bevölkerung in beständiger Wanderung. Nicht allen, aber doch den meisten Dingen und Erscheinungen tritt der Mensch hier mit freier Prüfung gegenüber, er hat weder unsere Verehrung vor der Vergangenheit noch unsere Furcht vor der Zukunft. Er verlangt immer voran. Was uns als eins der schwierigsten Probleme erscheint: die Gründung einer freien Kirche in einem freien Staat, haben die Amerikaner fast spielend gelöst. Bei ihnen kümmert sich der Staat nicht um den Glauben, aber ebensowenig um die Kirchen seiner Bürger. Sei Jude oder Buddhist, Katholik oder Puritaner, stifte eine neue Gemeinde oder schließe dich einer alten an, es ist gut, wenn du den bürgerlichen Gesetzen gehorchst. Baue dir eine Kapelle, eine Kirche, eine Synagoge oder eine Moschee, verlange nur nicht, daß ein Anderer dir einen Groschen dazu geben soll. Niemand wird deinen Gottesdienst hindern, so lange du nicht zänkisch den Anderer störst.

In eine innige, unlösliche Verbindung ist Europa mit diesen beiden Entwickelungsformen getreten. Eine gewaltige Völkerwoge, zahlreicher als die Wanderung griechischer, italischer und germanischer Stämme, wälzt sich seit achtzig Jahren über den atlantischen Ozean. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse hängen nicht zum kleinsten Teil von der Kauflust der Amerikaner und der Weizenernte in den Landschaften des Westens ab. Durch die Störung, welche der Bürgerkrieg in der Kultur und Ausfuhr der Baumwolle aus den Südstaaten herbeiführte, wurde England gezwungen, in Ägypten und Indien diese so nützliche und notwendige Pflanze anbauen zu lassen. Der Aufschwung der indischen Eisenbahnen mit allen Folgen, die sich daran knüpfen, ist ein Resultat des amerikanischen

Krieges. Mehr Schiffe fahren jetzt in jedem Jahre von unseren Küsten nach China, Japan und den Inseln der Südsee, als im Altertum über die im Verhältnis zur Größe des Ozeans so kleine Fläche des Mittelländischen Meeres. Diesen Entwickelungen gegenüber schrumpft ein großer Teil dessen, was wir unser „historisches Wissen" nennen, zu einem wertlosen Trödelkram zusammen: wir wandeln durch die langen Säle eines Museums, die mit Scherben, gebrochenen Architraven, mit Waffen und ausgedienten Maskenanzügen angefüllt sind, jeder Hauch des Lebens ist daraus geschwunden, Staub und Motten fliegen auf. Unter diesen Larven gefällt sich unsere Geschichtschreibung, sie grübelt über die Denksteine, die Ramses der ägyptische Eroberer zur Erinnerung an seine Thaten setzen ließ, oder über den Geburtsort Karl's des Großen, durchwühlt die Archive nach halbvermoderten Urkunden und liest die vergilbten Depeschen der Diplomaten, als enthielten sie das Weltgeheimnis. Niemand wird den Wert dieser Studien für die Biographie und die Detailgeschichte leugnen, aber Weltgeschichte, wie sie ein immer dringenderes Bedürfnis für das Volk wird, ist es nicht.

Noch erfolgreicher als Auguste Comte in seiner „Philosophie positive" hat Thomas Buckle in seiner „Geschichte der Zivilisation in England" die Nüchternheit und Leere unserer Geschichtschreibung dargelegt. Legionen von Schatten schweben vorüber, Thatsachen werden auf Thatsachen getürmt: es sind Larven ohne Gesichter, Hülsen ohne Korn, von dem Gesetz, das ihren Auf- und Niedergang geregelt, ist nirgends die Rede. In der bunten Mannigfaltigkeit wechselnder Erscheinungen, in dem Spiel der Einzelnen gehen unserer Betrachtung nur zu leicht der eigentliche Lebenskeim und die allgemeinen Triebkräfte verloren. Jeder Tag fördert neue Berichte aus der Vergangenheit hervor, immer neue Quellen strömen uns zu, die Grä-

der öffnen ihren Schoß, aus der Tiefe der Schweizerseen steigen die Pfahlbauten auf, kein Schutt und Staub bedeckt mehr die Ruinen Ninive's. Eine Sonderung und Zusammenfassung des aufgehäuften Materials nach seinem inneren Werte ist zur Notwendigkeit geworden, wenn die Geschichte ihren alten Platz unter den Wissenschaften behaupten will. Nur die Thatsachen der Kultur verdienen noch die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen. Ihren geheimnisvollen Ursprüngen nachzugehen, ihre Wirkungen in den Sitten und Gesetzen, in der Lebensweise und der Anschauung aufzusuchen, den Zusammenhang zu schildern, der die geschichtlichen Entwickelungen aneinander und an die Natur kettet; an die Stelle der Purpurmäntel und der Kronen den Spaten, das Handwerkszeug und das Schiff, die stille, unaufhörliche Kulturarbeit der Massen, die hervorragende That einzelner, weiser und guter Menschen zu setzen, für den Schein und die Lüge uns endlich die Wahrheit und das Wesen zu geben: darin gewahre ich die Aufgabe des Geschichtschreibers in der Gegenwart. Genug ist von Tyrannen und ihren Verbrechen erzählt worden. Die Nichtigkeit der Schlachten und Staatsaktionen muß Jedem einleuchten, wenn er zwei Thatsachen vergleicht. Von der chinesischen Mauer bis zum Ufer der Oder in Schlesien, von den Bergen des Altai bis zu den Ebenen des Ganges hat der Mongolensturm unter Dschingischan und seinen Nachfolgern zahllose Geschlechter der Menschen aufgejagt und vernichtet: was ist heute von ihm geblieben? Nicht einmal die Gobiwüste hat das Andenken des Weltüberwinders bewahrt; nicht eiliger hat der Wind die Spuren der Hufe seines Rosses verweht, als die Vergessenheit seine That verschlungen. Vierzehnhundert Jahre vor Dschingischan dagegen lehrte Euklid zu Alexandria die Mathematik, seine Lehrsätze bilden noch heute die Grundlage dieser Wissenschaft, jedes Kind lernt sie und

wird sie bis an das Ende der Welt lernen, alle Entdeckungen, die wir am Sternenhimmel, in dem Abgrund des Raumes, machen, beruhen im letzten Grunde darauf. Wer dies erwägt, wird für die Herrlichkeit der Könige und den Ruhm der meisten Siege nur ein mitleidiges Lächeln haben. Der große Mann, der sich auf nichts Besseres als den Degen stützt, sinkt bei ihm im Preise, nur eine kurze Spanne Zeit beherrscht der Held.

Von den Weisen, Dichtern, Künstlern und Erfindern geht die Kultur aus, sie sind die wahren Träger der Geschichte. Wiederum aber wäre es eine Verkennung der Gesetze, die uns mit eisernem Griffe umschließen, in ihrem Thun vollkommene Freiheit zu entdecken; ihr Wirken in seinem Ursprung und seinen Folgen für unabhängig von dem Einfluß der Natur und der vorhergegangenen Ereignisse zu halten. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Geschichtsschreibers, die allgemeinen Stimmungen, Ursachen und Anschauungen, welche die That eines großen Mannes unterstützen, von dessen persönlichen Wollen, Dichten und Trachten zu sondern. Wir schwimmen alle in einem Strom, dessen Quelle wir so wenig wie seine Mündung kennen, rückwärts gewendet überschauen wir mit voller Klarheit nur einen geringen Teil seines Laufes, vor uns hüllen Nebel seine Windungen und Ufer ein. Uns täuscht, wie die indische Philosophie es ausdrückt, der Schleier der Maja; die Welt der Sinnlichkeit betrügt sich selbst mit dem Schein der Freiheit und des Zufalls, hinter dem sich die Notwendigkeit verbirgt: so wiegt die Mutter ihr Kind mit Märchen ein, über deren Unmöglichkeit sie lächelt. „Unsere Handlungen,“ sagt William Draper in seiner „Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's“, „sind nicht das reine unvermischte Ergebnis unserer Wünsche, oft sind sie das Ergebnis vieler verschiedenen und vermischten Bedingungen. In dem,

was uns die freiwilligste Entscheidung dünkt, spielt so Vieles mit, was gänzlich unfreiwillig ist: mehr vielleicht, als man gemeinhin annimmt. Und in gleicher Hinsicht wird man finden, daß diejenigen, von denen man glaubte, daß sie einen unverantwortlichen und willkürlichen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Politik ausgeübt und so das Geschick ganzer Nationen bestimmt hätten, die Geschöpfe von Umständen gewesen sind, welche gänzlich unabhängig von ihnen waren und nicht die geringste Rücksicht auf sie nahmen." Wenn ein Sterblicher durch stete Übung seiner Willenskraft und seiner Vernunft sich zu einer gewissen Herrschaft über die Bewegungen seines Gemüts in Freude und Schmerz, über die jähen Forderungen seiner Leidenschaften erhoben hat und, zwischen Lust und Unlust gestellt, zuweilen mit bewußter Entschlossenheit die unangenehme Pflicht der angenehmen Sünde vorzieht, dann wird er die Grenzen berühren, welche der menschlichen Freiheit gezogen sind. Damit ist auch die moralische Verantwortlichkeit seiner Handlungen gegeben. Inwieweit er freilich, im Zusammenhang des Universums betrachtet, frei zu nennen ist, wer vermöchte das zu entscheiden? Wie wir aber, unserer ganzen Organisation nach, die Dinge betrachten, sehen wir den Menschen beständig wie Herkules am Scheidewege; bei jeder seiner Handlungen könnte er den rechten oder den linken Pfad einschlagen. So gut wie Cäsar den Rubicon überschritt, so gut hätte er auch am jenseitigen Ufer bleiben können. Wahrscheinlich ist diese Möglichkeit eine bloße Täuschung unserer Vernunft, aber wir begreifen die Welt nur in dieser Täuschung. Die leisen, geheimnisvollen und unmerklichen Ursachen, welche in dem engen Privatleben des Einzelnen sein Verfahren bestimmen, entziehen sich in ihrer Geringfügigkeit jeder Untersuchung: daher unser Erstaunen, wenn Handlungen, die wir für den unmittelbarsten und reinsten Ausdruck der Persönlich-

keit und des Willens nahmen, bei gelegentlicher Enthüllung sich als die unabwendlichen Folgen vorhergegangener Vorfälle erweisen. Leichter sind die Ursachen und Symptome großer Weltbegebenheiten zu erkennen, die Macht der Ideen und der Dinge läßt sich eben nicht gänzlich verschleiern, auch der oberflächlichen Betrachtung drängen sie sich auf. Außer durch innerliche Beweggründe, die Ausströmungen des geistigen Kerns, wenn ich so sagen darf, der Welt, wird die Freiheit unserer Entschließungen durch die Äußerlichkeit gehemmt. Nicht Furcht und Hoffnung allein lenken unsere Thaten aus ihrer Bahn, die Umstände zwingen sie meist alle in eine andere Richtung, als beabsichtigt war. Wie häufig sind die Wirkungen von Gesetzen gerade das Wiederspiel von denen geworden, welche sich der Gesetzgeber versprach! Der schreckliche Sklavenhandel mit den Negern Afrika's entsprang einer wohlwollenden Meinung; um die schwächlichen Indianer der Inseln Cuba, Hayti und Jamaika von der harten Arbeit zu befreien, der sie in den Bergwerken erlagen, faßten spanische Geistliche den Gedanken, die kräftigeren Neger dafür zu verwenden. So sollte der Ausrottung der Indianer vorgebeugt so sollten die wilden und heidnischen Afrikaner zugleich allmählig zum Christentum und zu einer höheren Gesittung erzogen werden. Waren es die Menschen, welche diese gute Absicht in ihr furchtbares Gegenteil verkehrten? Nicht doch; wenn alle spanischen Conquistadoren sich in Wilberforce's verwandelt hätten, sie würden die Wirkung jener Maßregel in einzelnen Fällen wohl haben mildern, aber sie weder aufheben noch aufhalten können. Die Indianer schwanden vor der Berührung mit den Europäern dahin, die Neger vermehrten sich außerordentlich rasch. Mit der Ausdehnung der Eroberung, mit der steigenden Schwere der Arbeit, da der leichte Gewinn aus den Bergwerken bald erschöpft war und der Feldbau lohnendere

Erträgnisse gab, trat das Bedürfnis nach zahlreicheren Arbeitskräften hervor. Wieder nötigte dann die Anzahl der Neger, die Furcht, die sie einflößten, zu einer härteren Behandlung derselben. Das Übel wuchs wie eine Naturgewalt. Ein noch ergreifenderes Beispiel von der Umgestaltung, welche die Absichten der weisesten und besten Menschen durch die Umstände und Dinge erfahren, bietet die Entwickelung der christlichen Kirche. Hier war ein so klares, einfaches Musterbild dessen aufgestellt, was die ersten Gemeinden für gut, wahr und heilig auf Erden hielten, selbst die Formen ihres gemeinsamen Lebens hatten so fest umschriebene Umrisse, die Evangelien waren allbekannte Schriften, die Erbauungsbücher aller Gläubigen, und wohin ist trotz alledem dreihundert Jahre nach dem Tode des Paulus die christliche Kirche geraten? Würde der Apostel in jenem reisigen Patriarchen Cyrillus von Alexandria, auf dessen Antrieb die unglückliche Hypatia zerrissen ward, nicht eher einen wütenden römischen Proconsul als einen Bekenner Christi erkannt haben? Dennoch war Cyrill eben auch nur ein Geschöpf der Verhältnisse seiner Zeit; Paulus mit seinem Feuereifer und leicht erregtem Gemüt, an den Platz des Patriarchen gestellt, hätte demselben in mehr als einem Zuge geglichen. So beschränkt ist das Gebiet der menschlichen Willensfreiheit, so unberechenbar die Wirkung unserer Handlungen!

Der Fortschritt der Menschheit ist allein durch die Zunahme und das Wachsen der intellektuellen Kräfte möglich. Nicht an die von den Theologen geforderte und gerühmte Sittlichkeit, die bei ihnen immer im Zwang eines bestimmten Glaubens auftritt, sondern an die Bildung ist die langsame Entwickelung gebunden. Indem die Bildung die ursprüngliche Rohheit bekämpft, schafft sie auch eine reinere und freiere Moral, als die sogenannten göttlichen Offenbarungen sie gebieten. Das Wort Gottes hat weder die Christen noch die Moham-

medaner verhindert, sich gegenseitig und untereinander in blutigen Religionskriegen zu zerfleischen. Ist der Glaube, der die Kreuzfahrer bei der Erstürmung Jerusalem's bis an die Knöchel in Blut waten und sie darauf in der Grabeskirche mit flehend erhobenen Händen, mit erstickten Schluchzen und Thränen auf die Knie fallen läßt, nicht ein schrecklicher Dämon? Wie wenig man diese Greuel der Barbarei jener Zeit allein zuschreiben kann, beweist die Bartolomäusnacht. Zwischen den Pilgern, die am 15. Juli 1099 Jerusalem eroberten, und den Bürgern von Paris, die in der Nacht vom 24. August 1572 auf das Geläut einer Kirchenglocke sich zur Ermordung der Hugenotten erhoben, gab es Unterschiede tiefster Art, unleugbar waren im Verlauf der Jahrhunderte große Fortschritte gemacht worden, die Kirche selbst hatte mannigfache Umwälzungen erfahren, aber da der Gläubige noch immer gewohnt war, in dem Andersdenkenden einen Feind Gottes und der Menschen zu sehen, der mit dem Schwert zu strafen sei, so blieben sich die Wirkungen dieser Anschauungen gleich. Die Hugenottenkriege wiederholen nur die Greuel der Albigenserkriege, und beide hatten, ohne daß sie es ahnten, in dem Ausrottungskampf der Brahmanen gegen die Buddhisten in Indien ihr Vorbild. Nicht irgend welcher Änderung des Dogma's und der Form des Gottesdienstes, der philosophischen Erkenntnis, daß es zugleich unmenschlich und thöricht sei, Andere wegen ihres Glaubens zu verfolgen, sind die Religionskriege und die Scheiterhaufen gewichen. Protestanten und Reformierte waren nicht weniger unduldsam, wenn auch in den meisten Fällen weniger grausam, als die Katholiken. Bei allen Völkern und Glaubensparteien Europa's hat der Wahn, daß gewisse Menschen, Hexen und Zauberer, in einem Bunde mit satanischen Wesen ständen und dadurch Gewalt über die Natur besäßen, gewütet und zahllose Opfer

gefordert. Die gelehrtesten Männer haben Jahrhunderte hindurch die Möglichkeit der Hexerei anerkannt; keine Wissenschaft, keine Empfindung der Menschlichkeit schützte vor diesem Vorurteil. Dichter und Philosophen, Geistliche und Könige hingen ihm an. So stark war diese Meinung, daß sie die Pilgrimsväter aus England nach Amerika hinübernahmen, in Massachusetts haben siebenundzwanzig Hinrichtungen wegen Hexerei stattgefunden. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts regte sich gegen diesen Glauben an magische Einflüsse der Widerstand; er wuchs durch die zunehmende Kenntnis der Natur, durch die Erklärung vieler Erscheinungen, die bisher dem Menschen rätselhaft und unheimlich entgegengestarrt, nicht sowohl durch die Gründe, mit denen die Wirklichkeit der Zauberei bestritten wurde, als durch die Strömung der Luft jener Zeit, die sich jetzt nicht mehr in ihre letzten Bestandteile zerlegen läßt. Noch 1660 glaubte in England die Mehrzahl der Gebildeten an Hexerei, in Frankreich ward einer der größten Feldherrn des Reichs, der Marschall von Luxemburg, 1680 angeklagt, am 14. September 1669 einen Pakt mit dem Teufel abgeschlossen zu haben. Während damals solche Anklagen von geistlichen und weltlichen Richtern in scharfsinnigster Untersuchung und ohne jeden Zweifel an ihre Glaubwürdigkeit erwogen wurden, hält sie jetzt Jeder mit einem Lächeln für abgethan. Die Abnahme des Glaubens an Wunder und Zaubereien hängt innig mit dem Schwinden des religiösen Fanatismus zusammen. Je seltener die Glaubenskriege, je seltener werden auch die Hexenverbrennungen. Die Form des gerichtlichen Verfahrens, die in den Hexenprozessen eine so fürchterliche Bedeutung erlangt hatte, die Tortur, wurde erst mit Erfolg angegriffen, als durch eine Reihe unwiderleglicher Thatsachen, gerade aus den Prozessen wegen Zauberei, nachgewiesen war, daß sie nicht im stande

sei, Geständnisse der Wahrheit zu erzwingen. Buckle's Ansicht, daß die Moral stillstehe und keine großen Wandlungen durchmache, erfährt durch diese Erscheinung einen bedeutenden Eintrag. Daß keine Kriege des Glaubens wegen mehr geführt, keine Zauberer mehr hingerichtet, keine Angeklagten mehr mit spanischen Stiefeln gequält werden, sind drei große Fortschritte der Moral, sie haben im Allgemeinen die Achtung vor der Freiheit, der Würde und dem Leben des Einzelnen erhöht, Unzählige vor schrecklichen Qualen und einem fürchterlichen Tode bewahrt. Wir verdanken diese glücklichen Änderungen keinem großen Eroberer oder Staatsmann, keiner einzelnen That, sondern der intellektuellen Entwickelung und dem materiellen Aufschwung der Völker.

Fragen wir einmal, welche Ursachen dem Grundsatz der Gewissensfreiheit und der Duldung zum Siege verholfen haben. Unangefochten gilt im Mittelalter der Satz, daß die Kirche jede Abweichung von ihrer Lehre zu strafen und die weltliche Gewalt diese Strafe zu vollziehen habe. Den einzelnen Ketzer, Arnold von Brescia wie Johannes Huß, läßt sie verbrennen, gegen ketzerische Gemeinden und Volksstämme predigt sie das Kreuz. Nacheinander ist Kreuzheer auf Kreuzheer im „Kampfe Gottes“ gegen die Waldenser, die Stedinger und Hussiten gezogen. Greuelvoll hat in England Heinrich V., der von Shakspeare bewunderte Heldenkönig, gegen die Lollharden im Auftrag der Kirche gewütet. Die neubekehrten Christen aus maurischem und jüdischem Blut in Spanien verfolgt die Inquisition. Statt diese Frevel zu ersticken, flößt ihnen die Reformation ein neues und schrecklicheres Leben ein. Ratlos steht die Kirche einen Augenblick vor dem ungeheuren Abfall, der sich vollzieht, dann verdoppelt sie ihre Wut und ihre Blutgerichte. An den Habsburgern und den Valois findet sie bereitwillige königliche Diener. Vom

ersten zum letzten Mann weiß sie das spanische Volk mit einem unbeschreiblichen Fanatismus zu erfüllen. Wie der Atem eines glühenden Moloch's haucht es durch Europa. Nicht annähernd sind die Opfer zu zählen, die diesem Wahnsinn fielen, unerhörte Menschenhekatomben: die Götter hatten eben wieder einmal Durst. Lord Burleigh schätzte die Zahl derer, welche unter der blutigen Maria in England des Glaubens wegen verbrannt wurden, auf zweihundertundneunzig Personen; im Jahre 1546 schrieb der venetianische Gesandte Navigero, daß allein in Holland und Friesland seit dem Regierungsantritt Karl's V. dreißigtausend Ketzer hingerichtet worden seien. In sämtlichen Provinzen der Niederlande sollen von 1519—1556 fast hunderttausend Menschen mit dem Leben ihre religiöse Meinung gebüßt haben. Um Gott zu gefallen und die Kirche in ihrer Glorie herzustellen, wurden 1609 auf Antrieb der spanischen Geistlichkeit neunmalhunderttausend Menschen, Nachkommen der Moriscos, aus Valencia, Andalusien und Castilien vertrieben. Diese Angaben werden genügen, die Fürchterlichkeit der Verfolgung zu zeigen. Sie reizte die Gegner zum hartnäckigsten Widerstand und zwang ihnen die Waffen in die Hand, ihr Leben, wenn nicht zu retten, doch teuer zu verkaufen. Vergebens erhob der edle Kanzler Michel L'Hopital seine beredte Stimme für die Duldung der Hugenotten in Frankreich, vergebens suchte der Kaiser Maximilian II. in Deutschland die Parteien zu versöhnen. Der einmal erregte Glaubenshaß verband sich mit politischen und persönlichen Beweggründen, hier mit Rache und Eigennutz, dort mit Ehrgeiz und catilinarischen Wünschen; das Dogma des Katholizismus verschmolz sich mit dem des Absolutismus, bei den Reformierten standen republikanische Anschauungen im Vordergrund. Damit sich endlich die so lange von dem Lärm der Schlachten und dem Rauch der Scheiterhaufen verdüsterte, von der Lei-

denschaft unterdrückte menschliche Vernunft aufrichten und Umschau halten konnte, mußten ihr erst zwei Thatsachen den Boden erobert haben, auf dem sie zu stehen vermochte. Die englischen Kolonien in Amerika öffneten sich dem Bekenner jeder christlichen Glaubensmeinung, zuweilen regte sich zwar auch hier die Unduldsamkeit, aber in dem weiten und noch öden Lande, wo jeder Schritt nach dem Westen aus der Gewalt der Bedränger befreite, erlahmte sie bald. In Europa selbst hatte die Republik der Niederlande sich gegen die Macht Spaniens und der römischen Kirche glorreich behauptet, sie lud alle Flüchtigen und Verfolgten in ihren Schutz. Hier faßte denn auch zuerst der Grundsatz religiöser Duldung Wurzel, von Amsterdam und dem Haag gingen die ersten Strahlen dieser freieren Geistesrichtung aus. Wie den Anfängen der Verfolgung die erhitzte Leidenschaft als Flammenanbläserin gedient, so bemühte sich jetzt die Vernunft mit ruhiger Überlegung die fortglimmenden Kohlen allmählig auszulöschen. Einmal war jeder Einzelne von dem Gedanken und der Hoffnung getragen worden, seine ausschließliche Meinung in Glaubenssachen zum Siege zu führen, je mächtiger er sich fühlte, als Kaiser, Papst, König oder Jesuitengeneral, um so gewisser huldigte er dem trügerischen Wahn. Es mußte erst in unwiderleglicher Weise bewiesen werden, daß die Gewissensfreiheit ein notwendiges Element in der Entwickelung Europa's sei, ehe an eine wirksame, theoretische Bekämpfung der Unduldsamkeit zu denken war. Als die Gewissensfreiheit sich den andern Mächten der Welt ebenbürtig gezeigt, erstanden ihr überall Bundesgenossen. Die Naturwissenschaften hatten, selbst von so bedeutenden Geistern gepflegt und erweitert, wie Paracelsus und Giordano Bruno, Tycho de Brahe und Keppler, nicht jede theologische Fessel abgestreift, es nicht immer aufgegeben, Wunderkuren zu unternehmen, magische

Wirkungen zu erzielen oder die Sterne um das Geschick der Menschen zu befragen. Bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verfolgen sie noch diese, ihnen vom Mittelalter vorgeschriebene Bahn. Mit dem Aufhören des Dreißigjährigen Krieges, dem Erkalten des Fanatismus schlagen die Naturwissenschaften eine andere Richtung ein, alles Übersinnliche beiseite lassend, streben sie nur nach der Erforschung des in der Welt der Erscheinungen uns zur Erkenntnis Gegebenen. Die Mitglieder der „königlichen Gesellschaft“ in London, aus der Newton und Locke hervorgehen sollten, sind heftige Gegner der Puritaner und ihres düstern Glaubens. Hand in Hand wandelt die Naturforschung mit einer gewissen Lockerung der Sitten, mit fröhlicher Genußsucht. Wozu Montaigne in seinen „essais“ schon vor hundert Jahren die Vernunft aufgefordert hatte, das thut sie jetzt: sie macht Gebrauch von ihren Kräften und schätzt die Beobachtung höher als das Urteil des Plato und Aristoteles. Von schüchternen Anfängen vorschreitend, bricht die befreite Vernunft mit allen Autoritäten. Undenkbar, daß der theologische Wahn beim ersten Angriff das Feld geräumt hätte. Die Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV., die Dragonaden und der Aufstand in den Cevennen sind solche Ausbrüche des noch nicht erloschenen Vulkans; in Deutschland treibt ein Fürstbischof von Salzburg seine fleißigsten Unterthanen des Glaubens wegen nach Preußen, ein Kurfürst von der Pfalz die seinen nach Amerika. Aber endlich flammt doch auch in Spanien der letzte Scheiterhaufen, und als die siegreiche Revolution die Gefängnisse der Inquisition in Rom sprengte, fand sie dieselben leer. Die Stimmungen eines Zeitalters sind entscheidend für seine Meinungen und Ansichten, jede solcher großen, welthistorischen Stimmungen lebt sich aus. Wie in einem Hexenkessel weiß sie das Nächste und Fernste,

das Häßlichste und das Schönste zu einem berauschenden Zaubertrank für die Menschen zusammenzubrauen. Im sechzehnten Jahrhundert mußte das Leben in allen seinen Äußerungen sich dem theologischen Geiste unterordnen, der Katholizismus erfuhr in seinen Formen, seiner Kunst jene tiefe Umwandlung, die Ranke in so meisterhaften Zügen geschildert hat. Man vergleiche die Bilder Raphael's mit denen des Dominichino, Ariosto's „Rasenden Roland“ mit Tasso's „Befreitem Jerusalem“. Welchen Fortgang hat der Fanatismus von dem einen zu dem andern gehabt! Weder die bunte Bühne Shakspeare's noch Bacon's „novum organon“ bändigen in England das finstere und abergläubische Wesen der Puritaner. Mit seinem dämonischen Blick schaut es die Lebenslust des Volkes und die Festfreude Karl's I. im Hamptoncourt an und tötet beide. Umgekehrt dient im achtzehnten Jahrhundert Alles, willig oder unwillig, der Vernunft in ihrem Gegensatz zur Kirche und zum Mittelalter. Das Bollwerk des theologischen Geistes, Spanien, ist aus der Reihe der vorwaltenden Mächte schon gestrichen, sein treuer Verbündeter Österreich wird von einem jungen Staate, Preußen, auf allen Seiten überflügelt. Frankreich bietet das lehrreiche Schauspiel einer Regierung, die der neuen Strömung nicht gehorchen will und doch beständig in ihrem Strudel mit fortgerissen wird. Das Werk, welches zur großen Rüstkammer der Vernunft wider die Offenbarung und die Autorität ausersehen war, die Encyklopädie, wird in Frankreich mit der Erlaubnis der Obrigkeit gedruckt. An den Scherzen und Spöttereien Voltaire's, die, wie man später klagte, Altar und Thron untergraben hätten, belustigte sich Niemand besser als die Geliebte Ludwig's XV., die Marquise von Pompadour, sein Minister Choiseul und sein Liebling Richelieu lernten diese Späße auswendig. Noch mehr, ein Papst Benedict

XIV. nimmt die Widmung eines Trauerspiels von Voltaire entgegen, das, unter dem Scheine, einen falschen Propheten, Mahomet, zu bekämpfen, jede Verkündigung einer geoffenbarten Religion als Betrug brandmarkt.

Die Aufführung einzelner Thatsachen, die Erzählung und Schilderung gewisser Vorfälle sind nur dann von Nutzen für die menschliche Erkenntnis, wenn man sie auf ihren Zusammenhang, ihre Ursachen und Folgen hin betrachtet und untersucht. Es muß die ernsteste und wichtigste Aufgabe der Geschichtschreibung sein, uns diesen oft so dunklen, vielgehemmten Gang und Verlauf der Entwickelung, das Entstehen und Vergehen der Meinungen aufzuhellen.

II.

Die Auffassung der Geschichte, welche die strenge Gesetzmäßigkeit ihrer Entwickelung anerkennt und den Einfluß einzelner Menschen und Thaten nicht leugnet, aber auf ein bescheidenes Maß zurückführt, ist mit einer gewissen Verachtung eine mechanische genannt und ihr der Heroenkultus entgegengesetzt worden. Nicht für den Erfinder der Sache, doch des Wortes kann Thomas Carlyle gelten. Nach ihm ist die Menschheit nur zu dem einen Zweck vorhanden, den großen Männern zum Fußschemel zu dienen. Von diesen Helden geht Alles aus, sie stiften die Religionen und die Staaten, sie vollführen eine Iliade und besingen sie auch, die Masse schafft nichts, der einzelne Menschenwille und Menschenverstand ist allein schöpferisch. Wie der Bildhauer den Thon, knetet er die Völker in die Form, die er will. Er ist das Werkzeug der Vorsehung, die Brahmanen würden sagen, eine Menschwerdung Vischnu's. Bald heißt der Mann der Vorsehung Odin und Moses, bald Shakspeare und Goethe, bald Crom-

well und Napoleon. Wer diesen Männern widersteht, gehört zu den Rebellen; Carlyle ruft die aus dem Himmel gestürzten Engel, die von der Erde verschlungenen Anhänger Korah's zur Vergleichung herbei. In zwei große Klassen zerfällt die Menschheit: in Heroen und deren Anbeter auf der rechten, in Rebellen, die den Helden das Leben schwer und arbeitsvoll machen, auf der linken Seite. Die Engel des Abfalls hatten einen Führer, an der Spitze der irdischen Rebellen stehen in der derben Sprache des humoristischen Geschichtschreibers „Affen, Hundsungetüme und Kothgötter“: Wesen, mit denen der Priester des Heldenkultus nicht gern in Berührung kommt, weil sie die Drahtfäden des Egoismus und der Leidenschaften aufzeigen, an denen die verborgenen Mächte die Götter, die Heroen und die Narren als gleich willige Marionetten gelenkt. Einer ernsthaften Widerlegung bedarf diese Ansicht nicht mehr: sie überträgt den Dualismus der Lehre Zarathustra's auf die Geschichte: der Gott des Lichts kämpft ewig gegen den Gott der Finsternis. Nach der Meinung der Iranier wiederholte ihr beständiger Krieg gegen die Turanier, die in räuberischen Plünderungen aus ihren Wüsten und Steppen her das fruchtbringende, wohlangebaute Iran heimsuchten, diesen Kampf zwischen Auramazda und Angromainju, der, mit der Entstehung der Welt begonnen, nur mit ihrer Vernichtung enden wird. Folgerichtig in dieser Anschauung ist die Geschichte, nach Carlyle's Ausdruck, „ein eingekerkertes Epos, ja ein eingekerkerter Psalm oder eine Prophezeiung“. Gewiß eine poetische, gläubige Ansicht, die aber, welche Wendungen und bacchantischen Sprünge sie auch machen mag, von dem Gängelbande des theologischen Geistes sich nicht losreißen kann: wie Carlyle auch rast, jubelt, Purzelbäume schießt, bald David gleicht, der vor der Bundeslade tanzt, bald der weissagenden delphischen Priesterin, den alten

Adam kann er nicht ausziehen, hinter den Wolken sieht er immer den persönlichen Gott, der seinen Spaß an der Welt hat. Da er niemals das Gesetz gewahrt, bleibt ihm im tiefsten Grunde die Geschichte unverständlich, eben eine Heldensage, ein eingekerkertes Epos. Die Iranier erkannten nur die Wirkung, ihren fortdauernden Krieg mit den Turaniern, ohne sich um die Ursachen zu kümmern, welche notwendig diese Folge herbeiführen mußten, sie schrieben Alles dem Einfluß der guten und bösen Gottheiten zu. Ähnlich verfahren Carlyle und Emerson ihren Männern der Vorsehung gegenüber. Statt die Ursachen und Ereignisse zu entdecken, deren Produkt der große Mensch ist, lassen sie, in der wohlfeilsten Weise, mit einem schwierigen Problem fertig zu werden, die Vorsehung aus dem Himmel ihre Boten zur Erde senden. Als Glück, Stern, Erfolg begleitet diese Vorsehung ihren „Mann" auf allen seinen Wegen, denn wie wäre es sonst zu erklären, daß Luther gelang, was Huß mißlang?

„Was ist so falsch," sagt Napoleon III. in seiner „Geschichte Julius Cäsar's", „als nicht den Vorrang dieser bevorrechtigten Wesen anzuerkennen, die von Zeit zu Zeit wie weithin schimmernde Leuchttürme erscheinen, die Finsternis ihrer Epoche zerstreuend und die Zukunft erleuchtend? Diesen Vorrang leugnen, hieße übrigens die Menschheit beleidigen, indem man sie für fähig hielte, auf die Dauer und mit freiem Willen eine Herrschaft zu ertragen, die nicht auf wirklicher Größe und unzweifelhaftem Nutzen beruhte." Hier wird eine Vermittelung beider Ansichten, der Carlyle's und der Buckle's, versucht. Aber zunächst ist es ein Irrtum, daß die Menschheit die Herrschaft eines Heros „auf die Dauer" ertragen habe. Die drei „bevorrechtigten Wesen", die Napoleon III. uns nennt: Cäsar, Karl der Große, Napoleon, sprechen in dieser Hinsicht wider ihn. Cäsar herrschte keine fünf Jahre

über die Welt, dann lag er eine jammervoll entstellte Leiche zu den Füßen der Säule des Pompejus; Napoleon hat fünfzehn Jahre Frankreich regiert, um als elender Gefangener auf einer einsamen Insel in einem einsamen Weltmeer zu sterben; Karl der Große starb 814, dreißig Jahre später war von seiner Weltmonarchie kein Stein auf dem andern, seine Enkel hatten sie in drei Stücke geschnitten und der Papst, der flehend in das Heerlager des Großvaters kam, verfluchte, weil er seine Gemahlin verstoßen, den Enkel. Vor Allem muß bei der Verehrung der Heroen der Unterschied zwischen denen, welche die Menschen bildeten, und denen, welche sie töteten, festgehalten werden. Der Kultus der Eroberer und Helden ist nach dem Molochsdienst der blutigste. Welch' Geistergefolge von Erschlagenen ruft Rache! über den ersten Napoleon! Wie recht hatte jener schlichte Bretagner, von dem Voltaire erzählt. Ein Altertümler rühmte sich, eine treffliche Medaille zu besitzen, die den Triumphzug Cäsar's darstellte, er zeigte sie seinem Freunde und dieser warf sie in den Fluß. „Könnte ich," rief er aus, „doch Alle so ersäufen, die sich ihrer Gewalt und Geschicklichkeit nur zur Unterdrückung anderer Menschen bedienen!" Ein englischer Kritiker fragt spöttisch ernst: was denn den Genius von dem Betrüger unterscheide? woran die Welt erkennen möchte, daß sie es mit einem Manne der Vorsehung und nicht mit einem Straßenräuber zu thun habe? Diese Unterscheidung macht, nach der Lehre der heroischen Theologen, der Erfolg: siege bei Pharsalus und du bist der große Cäsar, scheitere in deinen Plänen und du bist ein Schuldenmacher und Wüstling wie Catilina. Ein Denker, der so die Weltgeschichte begreift und diesem Gedanken bis zum Äußersten folgt, muß sie geringschätzen und an ihr verzweifeln, wie Schopenhauer es that. Ein Wechsel von Blödsinn und Grausamkeit, ein schauriges Schauspiel der Thor-

heit und der Selbstsucht, von Tyrannen und Schalksnarren aufgeführt! In der großen Maskerade des Lebens spielt Nero den Wagenlenker, Pisistratus den Volksfreund, Brigham Young in der Salzstadt den gottbegeisterten Propheten, der Gefangene von Ham den Sozialisten. Ab die Maske! und dahinter ist nichts, als der nackte, harte, unerbittliche Egoismus.

Die Angst und der Schmerz, die uns bei dem Anblick eines solchen Bildes ergreifen, können nur durch die Erkenntnis des gesetzmäßigen Laufs der Dinge und Erscheinungen gemildert werden. Je hervorragender der Einzelne erscheint, umsomehr ist er das Erzeugnis notwendiger Bedingungen. Karl der Große nimmt in der Sage einen noch breiteren Raum als in der Geschichte ein, seine Heldengestalt ist hier noch größer und mächtiger. Tritt man unbefangen an den Mann heran, so erkennt man überall eine bedeutende, nicht gemeine Persönlichkeit, einen Feldherrn und einen Staatsmann, nach barbarischem Zuschnitt freilich, aber nicht ohne innere Tiefe: mehr zu sagen, ist Vorurteil und Redensart. Das Reich der Franken übernahm Karl wohlgeordnet, in gesicherten Grenzen aus den Händen seiner Väter, Karl Martell's, Pipin's; im Süden des Landes hatte Karl Martell durch seinen Sieg bei Tours die Macht der Araber gebrochen; wenn Karl der Große nach Spanien vorzudringen suchte, folgte er nur den Löwenspuren seines Ahnen. Nicht anders war sein Zug gegen die Longobarden. Pipin hatte ihrem Staate den Todesstoß gegeben, als er den Kirchenstaat gründete: Karl warf nur die längst erschütterten Mauern Pavia's vollends um. Selbst in der schwersten und größten Unternehmung seines Lebens, der Unterwerfung und Bekehrung der heidnischen Sachsen, war ihm vorgearbeitet worden. Bonifazius hatte in der hessischen Landschaft Kirchen und

Klöster gegründet und die heiligen Eichen gefällt, von hier aus wanderten, noch ehe die Heere Karl's sich in Bewegung setzten, Glaubensboten zu den Sachsen und Friesen hinüber. Vor Ausbruch des gewaltigen Kampfes tobte an diesen Grenzen schon ein beständiger kleiner Krieg in Überfällen und Plünderungen. Karl's Thaten vollendeten nur das Werk seiner Vorgänger. In bedeutsamer und ergreifender Weise kamen die politischen Ideen von einem Weltreich, einem in Rom gekrönten Imperator, welche sterbend das Römertum den Barbaren als verhängnisvolles Erbe hinterlassen hatte, in diesem Manne zum Ausdruck. Solche Vereinigung glücklicher Umstände erhob seine groß angelegte Persönlichkeit und gab seinen Herrschereigenschaften Gelegenheit, sich zu entfalten; dies fesselte die Phantasie der folgenden Jahrhunderte mit einem Zauberbande an seine in Märchen und Gedichten in goldener Rüstung, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte, riesigen Schrittes dahinwandelnde und in der Tiefe eines Marmorberges endlich verdämmernde Gestalt. Aber er war nicht den Dingen und den Stimmungen der Menschen überlegen. Die Franzosen, Deutschen und Italiener, die er zusammen gezwungen, rissen sich wieder voneinander los, die Barbaren aus Norden, Süden und Osten, Normannen, Araber und Ungarn, verheerten nach wie vor Westeuropa. Und wie äußerlich hatte auch innerlich Karl vergeblich gegen die einbrechende Barbarei gekämpft. Seine Nachfolger verkamen in so trauriger und fragwürdiger Gestalt, wie die letzten Merovinger, die sein Vater Pipin ihrer Kronen und ihrer Locken beraubt hatte. Durch seine Kriegszüge waren viele der kleinen Freigutsbesitzer in Schulden und Dienstbarkeit geraten, und ein mächtiger, reichbegüteter Adel fing an sich neben dem Könige zu bilden, ihn von der Masse des Volkes zu trennen, ihm zu trotzen und nach eigenem Belieben Gesetze vorzu-

schreiben. Der geringe Anflug von Bildung, den Karl an seinem Hofe zu verbreiten gesucht hatte, verschwand wie eine letzte kurze Blüte vor dem Wintersturm der Barbarei. Seine Biographen erzählen uns von der Sammlung der alten Heldengesänge der Germanen, die er veranstaltete: schon in fünfzig Jahren ist jede Spur von ihr verloren. Was half es, daß Karl und seine Bischöfe sich gegen die Verehrung und den Dienst der Bilder erklärten? Damals eiferte der Erzbischof Agobard gegen Alle, welche ein Bild heilig nennen, und pries jene alexandrinische Christengemeinde, die in ihrer Kirche nur das Zeichen des Kreuzes gestattete, wegen der Reinheit und Aufrichtigkeit ihres Glaubens. Diese Bemühungen blieben erfolglos, weil Stimmung und Meinung die Menschen in die entgegengesetzte Richtung drängten. Den Heiden, die eben das Christentum, ohne seine Innerlichkeit zu verstehen, angenommen hatten, war es eine Fortsetzung ihres früheren Glaubens, wenn sie statt der alten Götzenbilder neue, statt heiliger Steine und Bäume Reliquien verehren konnten, und den Priestern, die selbst keine richtigere und edlere Vorstellung von der Gottheit hatten, fiel es leichter, die Anbetung eines wirklichen, sichtbaren Gegenstandes als die eines unsichtbaren Gottes zu lehren und zu befehlen. Dem Aberglauben und den Anfängen des Feudalwesens hatte Karl durch seine Gesetze Einhalt thun wollen; die Klöster, die er gegründet, beförderten den einen, seine Gesetze in ihren Folgen das andere. In einer dunklen Nacht glüht eine Fackel auf, aber ihr Licht ist nicht leuchtend genug, die Dunkelheit ganz zu verjagen, und wird von den Schatten wieder verschlungen: so das Werk Karl's des Großen. Seine Erscheinung verliert durch solche Betrachtungen nicht ihren Zauber, seine Größe erfährt keinen Ertrag: nur seine Stellung im Zusammenhange der Dinge wird richtiger erfaßt, die Bedingungen, unter denen er ward

und wuchs, treten in hellere Beleuchtung; wo seine Mönche Wunder sahen, beobachten wir den regelmäßigen Verlauf von Ursache und Wirkung.

Die Männer der Vorsehung mit dem Stempel der Gottheit auf der Stirn und die wunderbaren Ereignisse sind theologische Vorstellungen, ohne Begründung in der Wirklichkeit. Früher vollzog sich nach dem Glauben der Menschen jede unerwartete Begebenheit, jeder plötzliche Schicksalswechsel durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft himmlischer Mächte. Josua hieß die Sonne stillstehen, die Götter stiegen vom Olymp herab, um die Scharen der Gallier von der Plünderung des delphischen Heiligtums zurückzuschrecken; in grausen Zeichen wurde den Römern Cäsar's Tod vorher verkündigt. Von jenem Kreuz, welches mit der Inschrift: „in hoc signo vinces“ vor der Schlacht an der Milvischen Brücke Constantin sich zeigte, bis zur Eroberung Granada's durch die Spanier, wo die Heiligen in erster Reihe gegen die Mauren stritten, ist die Geschichte des Mittelalters eine ununterbrochene Kette von Wundern. Jeder Komet weissagte Krieg, Hungersnot und Pest, auch die Verständigsten waren geneigt, in jeder selteneren Erscheinung die Einwirkung himmlischer Kräfte, ein unmittelbares Eingreifen Gottes, der Heiligen oder des Teufels zu sehen und die Erklärung durch natürliche Ursachen abzuweisen. Während des sechzehnten Jahrhunderts konnte kein irgend wie berühmter Mann eines plötzlichen Todes sterben, ohne daß sich nicht das Gerücht verbreitet: er sei an Gift gestorben. Allmählig ist diese Anschauung aufgegeben worden, Zufall, Schicksal sind nur noch leere Namen, die wir anwenden, obwohl wir wissen, daß gerade „was uns blindes Ungefähr bedünkt, aus den tiefsten Quellen steigt“. Dennoch haben wir das Wunder noch nicht völlig aus der Geschichte entfernt, und es ist fraglich, ob bei der Neigung

der Menschen zu dem Geheimnisvollen und Rätselhaften diese Anschauung jemals ganz verbannt werden wird. Wie fest gewurzelt die Meinung ist, daß es der schöpferischen Kraft gefalle, ein und ein anderes Mal aus ihrem Dunkel hervorzutreten und ihre Allmacht durch eine besondere Handlung zu offenbaren, zeigt die volkstümliche Auffassung der Katastrophe, die 1812 in Rußland über Napoleon hereinbrach. Der ungewöhnlich harte Winter hatte das gewaltige Heer vernichtet. Gott reckte seine Hand aus und das Heer Sanherib's wurde von Ratten und Mäusen zum Rückzug genötigt; Gott blies und die spanische Armada, die England bedrohte, stob in alle Winde; Gott schüttelte seinen Mantel und in Schnee und Eis verdarb die Heerschar des Korsen. Ein göttliches Strafgericht über menschlichen Hochmut, so sichtbar, so handgreiflich! Erst jetzt gelingt es der Forschung nach und nach die natürlichen Ursachen auch dieses Ereignisses zu enthüllen und es seiner Wunderbarkeit zu entkleiden. Der Zusammenstoß Napoleon's und Alexander's hing kaum von ihrem Willen ab, er war in ihrer gegenseitigen Stellung gegeben; höchstens kann man sagen, daß Napoleon's Ehrgeiz und Leidenschaft den Ausbruch beschleunigte. Auf die Dauer hätte Rußland die Kontinentalsperre nicht ertragen, es ging langsam daran zu Grunde. Ein Bund Englands und Rußlands zerstörte alle Pläne Napoleon's; kein Zweifel, daß Preußen sich dann erhoben, Spanien noch unüberwindlicher geworden wäre. Diesen Gefahren hoffte Napoleon durch seinen Zug zuvorzukommen. „Wen die Gottheit verderben will, dem verwirrt sie den Sinn": will man die menschliche Natur, das Wesen einer Persönlichkeit als Wunder betrachten, so liegt hier das Wunderbare des russischen Feldzuges. Aus den Mitteilungen des Obersten Charras geht unwiderleglich hervor, daß die Rüstungen Napoleon's trotz ihrer

Großartigkeit in jeder Hinsicht, nach Bewaffnung, Zufuhr, Reserve- und Transportmitteln, für den Zweck eines Marsches nach Petersburg und Moskau ungenügend waren. Sobald die Russen nur unerschüttert in ihrem Plan des beständigen Rückzuges beharrten, war der Krieg schon entschieden. Napoleon hatte sich in der Länge des Weges vom Niemen nach Moskau, in der Natur des Landes, in dem Charakter des Volkes verrechnet. Und auch dies nicht aus einer plötzlichen Verblendung, sondern aus seinen Erfahrungen und seinem Wesen heraus. Er war nach Ägypten gegangen und hatte in einer kurzen Schlacht, im Angesicht der Pyramiden, die Herrschaft der Mameluken zerstört; als Konsul stieg er über die Alpen, siegte bei Marengo und zwang Österreich zum Frieden. Am 14. Oktober 1805 nahm er in Ulm Mack gefangen, am 2. Dezember begrüßte er die Sonne von Austerlitz. Am 8. Oktober 1806 erhielt er die preußische Kriegserklärung, am 14. war er bei Jena, am 21. besetzten die Franzosen Berlin. Er war an Gewaltmärsche, schnelle Siege und kurze Feldzüge gewöhnt. Ganz andere Verhältnisse, aus der Größe seiner Heermassen und der Weite und Öde des feindlichen Landes entspringend, hatte er 1812 zu bewältigen. Am 28. Juni langte er in Wilna an, erst am 14. September zog er in Moskau ein. Die Armee war schon in der Auflösung begriffen, zwei gewaltige Schlachten und die Anstrengungen des Weges hatten mehr als die Hälfte der Pferde getötet. Napoleon's verhängnisvolles Zögern in der Zarenstadt, ihre Verbrennung thaten das Übrige. Diejenigen, welche die ehemals so stolzen Legionen im Ausgang des Oktobers über das noch mit Leichen besäete Schlachtfeld von Borodino aufgelöst, mit ungeheurem Troß beladen, ohne Ordnung, in tief erschütterter kriegerischer Zucht, heimwärts gewandt die Adler, ziehen sahen, ahnten einen schrecklichen Zusammensturz.

Den Franzosen unerwartet, aber durchaus nicht ohne Beispiel in diesen Gegenden, trat schon am 7. November eine strenge, andauernde Kälte, oft von 14 bis 18 Grad ein. In menschenleeren Landschaften, bei der ununterbrochenen Verfolgung durch die russischen Reiterschwärme vermochte die Armee nirgends Halt, Schutz und Ruhe zu gewinnen. Der Winter wütete grausam unter ihnen, wie die Pfeile des Apollo unter den Achäern. So erhielt der russische Feldzug seinen phantastischen, märchenhaften Schrecken. Solche Erscheinungen kehren nicht oft in der Weltgeschichte wieder, aber ihre Seltenheit verbürgt nicht ihre Wunderbarkeit. Ich möchte sie mit einem Nordlicht, mit einem glänzenden Kometen, mit dem Ausbruch des Ätna vergleichen, die auch nicht zu den alltäglichen Schauspielen der Natur gehören, nichtsdestoweniger jedoch gesetzmäßig eintreten, verlaufen und enden.

Welche Bedeutung haben große Männer, einzig dastehende Begebenheiten?

Stuart Mill, im Gegensatz zu Buckle, die Wichtigkeit der Heroen in dem Entwickelungsgange der Menschheit hervorhebend, fragt: ob das Schicksal der Welt nicht ein anderes geworden wäre, wenn bei Chäronea Timoleon statt des Chares die Athener geführt hätte? Er verwechselt das Augenblickliche mit dem Dauernden. Immer hätten die Athener bei Chäronea einen Erfolg erringen können, das Verhältnis des aufstrebenden Macedoniens zu dem absterbenden Hellas hätten sie nicht geändert. Daß Demosthenes keinen tieferen Eindruck auf seine Mitbürger machte, daß im Aufstand gegen die Macedonier nach Alexander's Tode trotz aller heldenmütigen Begeisterung und Aufopferung, die nicht geringer war, als jenes Feuer, das die Kämpfer bei Salamis beseelte, das Geschick wider Athen entschied: war es nicht das unabwendliche Resultat der Entwickelung? Wohl konnte Cromwell die Schlacht bei Dunbar

gewinnen, allein Stuart Mill irrt sich, wenn er glaubt, daß er die Gegensätze der Stuarts und des Parlaments, der Schotten und Engländer, der anglikanischen Kirche und der Puritaner hätte schaffen oder überwinden können. Der große Mann gleicht der seltenen Frucht eines edlen Baumes. Viele Bedingungen müssen zur Hervorbringung beider zusammentreffen. Wie nicht der Boden und der Baum allein, sondern auch Wind, Regen und Sonne mit ihren unberechenbaren Einflüssen die Frucht reifen lassen und zu ihrer Güte beitragen, so wirken fördernd oder lähmend auf den Menschen jene Umstände ein, die wir Glück oder Unglück nennen. Wie viel trägt es aus, steht auf dem Grabdenkmal eines Papstes, in welche Zeit der Mensch fällt! Die mächtigste Rede verklingt, wenn sie nicht in der Stimmung der Anderen umher ein tausendfältiges Echo findet. Die Kartätschen, mit denen Napoleon am 5. Oktober 1795 die Straßen von Paris von den Aufständischen reinfegte, sprengten die französische Revolution in die Luft: am 17. Juli 1791 hatte Lafayette an der Spitze der Nationalgarde ebenfalls mit Schüssen die Volksmenge auseinandergejagt, welche die Absetzung des Königs forderte, aber das rollende Rad der Revolution nicht aufgehalten. Welche verschiedene Wirkung bringen selbst in einem so kurzen Zeitraum dieselben Thaten hervor! Und der Unterschied dieser Wirkung entspringt nicht aus der Überlegenheit des einen Mannes über den andern: Napoleon war ein armer, unbekannter Artillerieoffizier, Lafayette ein vornehmer, hochgestellter Mann. Was hilft der Genius, wenn die Umstände und die allgemeinen Stimmungen ihm nicht günstig sind? Der „bevorrechtigte" Mensch wird dann in der feindlichen oder gleichgültigen Welt zum Schwärmer, Narren oder Märtyrer; er endet in einem Irrenhause oder am Galgen. Wer in der Geschichte nur die Erhebung und den Fall des Einzelnen be-

trachtet, könnte sie wohl in zwei Reihen von Bildern darstellen: links auf ihren curulischen Sesseln und Thronen: Cäsar und Tiberius, Dschingischan und Tamerlan, Philipp II. und Napoleon; rechts den Giftbecher trinkend Sokrates, Jesus Christus am Kreuz, Jeanne d'Arc und Johannes Huß auf dem Scheiterhaufen, Galilei im Kerker! Solche Gegenüberstellung hat etwas Herzzerreißendes und tief Demütigendes für die Menschlichkeit. Erst wenn wir Erfolg und Mißerfolg in den Krisen der Geschichte als notwendig begreifen lernen, erheben wir uns über diese Trostlosigkeit. Zur selben Zeit, wo Savonarola in Florenz Buße predigt und den Ernst, den Feuereifer und die Heiligkeit der Apostel wieder erneut, das erloschene und doch so erhabene Bild der ersten Christengemeinde aus der Vergessenheit herauf beschwört, sitzt zu Rom im Vatikan in schamlosen Lüsten, sein weißes Gewand schmutzig von den Flecken aller sieben Todsünden, Papst Alexander VI. Der Heilige stirbt am Pfahl des Scheiterhaufens unter dem Banne des doppelten Mörders, des dreifach gekrönten Priesters. Savonarola's Ideal widersprach ebensosehr dem Zuge der Zeit, wie dem Nationalcharakter der Italiener. Eine Weile mochte es durch seine Neuheit und Seltsamkeit, in Verbindung mit demokratischen Gedanken, die Florentiner blenden und ergreifen, auf die Dauer rührte es die Herzen und Geister nicht zu einer innerlichen Wiedergeburt. Zugleich schritt die Kirche in ihrer Verweltlichung immer weiter vor, auf Alexander VI. folgte ein Papst Julius II., der mit dem Degen in der Faust durch die Bresche von Mirandola zog. Die Kunst, die Wissenschaft und das Leben suchten in Italien die letzten Fesseln abzustreifen, in denen die Kirche sie noch hielt; die Anschauungen und Götter des Altertums vertrieben auf einen kurzen fröhlichen Tag die christlichen Heiligen aus dem Himmel und aus der Phanta-

sie der Sterblichen. Unter der Hand Michel Angelo's wird der kleine David, der den Riesen Goliath mit der Schleuder getötet, zu der Kolossalstatue eines Achilles, aus Moses ein zürnender Zeus. In den Gärten der Vornehmen wird die Platonische Philosophie gelehrt und die christliche Dogmatik als die tolle Erfindung hirnverbrannter Einsiedler verspottet. Die kirchliche Idee des Mittelalters hat ihren Lauf vollendet: Savonarola wollte einer Mumie den Odem des Lebens einhauchen. Nur auf einem andern Boden als dem italienischen konnte sich diese Neubeseelung vollziehen: Italien hat die Glaubensanschauung des Mittelalters, Deutschland die der neueren Zeit geschaffen.

Vergebliches Bemühen des Menschen, mit den allgemeinen Mächten zu ringen! Den edlen, von der Wahrheit seiner Ansichten überzeugten Mann schreckt die Aussichtslosigkeit dieses Kampfes nicht ab, aber bedeutende, die Menschheit fördernde Erfolge werden nur erzielt, wenn die Zustände und Lebensbedingungen für die That des Genius empfänglich sind. Der Größte wie der Kleinste unter uns steht auf den Schultern seiner Vorgänger; im Zeitalter des Theodorich ist Raphael ein geschickter Mosaikarbeiter, unter den Plantagenet's schreibt Shakspeare in Chester ein Mirakelspiel. Wie der Mensch, erliegt auch das Ereignis diesem Einfluß. Warum hat die Entdeckung Amerika's durch die Normannen die Weltgeschichte nicht umgestaltet, wie die Fahrt des Columbus? Leif Erichsson ist in dem heutigen Staate Rhode-Island gewesen, mehrere Jahrhunderte hindurch haben in Grönland norwegische Kolonien bestanden, ist die Ostküste Nordamerika's von diesen Männern wieder und wieder besucht worden. Noch mehr, von Lissabon aus fuhren kühne, unternehmende Araber weit hinaus in den atlantischen Ozean und fanden nach fünfunddreißigtägiger Reise eine Insel, vielleicht war es

eine der westindischen. Beide Thatsachen verschollen ohne Folgen. Weder war die Schiffahrt ausgebildet genug, um diese Entdeckungen damals nutzbringend zu machen, noch der Sinn der europäischen Menschheit auf eine Wanderung nach Westen gerichtet. Der Strom der normännischen Auswanderung ging nach Süden und Osten; die lange Reise nach Westen bot nur Stürme, Gefahren und geringen Lohn, während das schnelle Drachenschiff den Jarl und seine Gefährten in wenigen Tagen nach den reichen Klöstern und Kirchen Englands, Frankreichs und der Niederlande brachte. Nach der Erfindung des Kompasses verlor der Ozean etwas von seinen Schrecknissen, dem Schiffer wies die wunderbare Nadel wenigstens einen Pfad durch die unermeßliche Wasserwüste. Das Gold, das einst den Vikinger nach Süden, lockte jetzt den Spanier nach Westen. Und wie im Mittelalter der Glaube die Christen zu dem Grabe des Erlösers in unzählbaren Pilgerscharen geführt, so wurde er später einer der mächtigsten Antriebe zur Auswanderung nach Amerika.

Faßt der Geschichtschreiber den Helden als abhängig von den Bedingungen seiner Zeit, als ihren vollendetsten Ausdruck auf, so wird er weder in die maßlose Übertreibung Carlyle's einstimmen, noch den moralischen Maßstab Schlosser's an jede Größe legen. Das moralische Urteil ist seiner Natur nach in vielen Dingen ein wechselndes, von dem Zustand der jeweiligen intellektuellen Bildung abhängig. Was uns unstreitbar dünkt: die Duldung einer fremden Glaubensmeinung, wurde in dem Zeitalter der Reformation von keinem Volke, keiner Partei anerkannt. Jeder nimmt heute als sein Recht in Anspruch, über staatliche Einrichtungen seine Meinung abgeben zu dürfen, im siebzehnten Jahrhundert hätte solch Unterfangen überall in Deutschland Mißbilligung und Strafe gefunden. Wenn Schlosser über die Liebschaften

Katharina's II. die ganze Schale seines mürrischen Zornes ausgießt, stellt er sich in den schärfsten Widerspruch zu der Gesinnung aller ihrer Zeitgenossen. Das sind ägyptische Totengerichte, aber keine Weltgeschichte. Gewiß soll der Historiker nicht den Treubruch, die feige und hinterlistige Grausamkeit der Tyrannen, die dämonische Wut der Menge verherrlichen, aber er hefte nicht jeder vorüberschreitenden Figur ein blaues oder gelbes Sittlichkeitszeugnis an. Die beständigen Anklagen auf Spielwut, Wollust, Schwelgerei und Trunkenheit, Habsucht und Frömmelei, die vielmehr die Natur, als die geschichtliche Entwickelung des Menschen treffen, drohen aus der Geschichte ein Lehrbuch der Moral zu machen: noch dazu einer Moral, die gar nicht die Ursachen dieser Fehler und Laster aufsucht, sondern sie einfach von obenher verurteilt. Zu welchen Wunderlichkeiten diese Betrachtungsweise verleitet, die nur das Moralische einer politischen Handlung und nicht ihre Voraussetzungen erwägt, davon giebt Gervinus ein Beispiel. In seiner Darstellung der französischen Julirevolution von 1830 wird unter dem Bilde Polignac's Graf Bismarck geschildert: der Konflikt Karl's X. und der Kammer wird zum Konflikt Wilhelm's I. und des preußischen Abgeordnetenhauses und aus dem Untergang Polignac's wird auch Bismarck das Verderben geweissagt. Die moralische Geschichtschreibung artet leicht in die Satire und das Pamphlet aus. Wie nahe stehen sich Tacitus und Juvenal, wie so ganz ist Procopius von Cäsarea in seiner geheimen Geschichte Justinian's und der Theodora zum Pamphletisten geworden. Zu zeigen, daß solche Zustände, Vorstellungen und Anschauungen solche Menschen erzeugen, daß aus dem Schoß des Papsttums in seinen Wandlungen Gregor VII. und Leo X., aus der Revolution Robespierre und Napoleon hervorgehen mußten: das, aber nicht fortwährend

die Schuldigen zu steinigen, ist die Aufgabe des Historikers. Wir alle sündigen, und es ist natürlich, daß in der Geschichte die heftigeren Leidenschaften eine größere Rolle spielen, als die stilleren Tugenden, zu deren Übung sich besser das Haus als der Markt schickt. Welche Thorheit nun, von dem handelnden Menschen die Ruhe und Weisheit des betrachtenden zu verlangen! In der Mitte seiner Schüler bleibt Sokrates frei von dem Kampf der Pflichten, der an Timoleon herantritt, wenn er sich zwischen der Liebe zum Bruder und der Freiheit der Vaterstadt entscheiden soll.

Zuletzt erwäge man noch dies! Die großen Männer sind dünn gesäet; eine falsche Auffassung des Zweckes und des Wesens der Geschichte hat uns mit einem Register von Königen, Feldherren und Staatsmännern, von Päpsten, Bischöfen und Mönchen beschenkt, die nun alle als „hervorragende Menschen" auf Kothurnen in den Büchern und in dem Gedächtnis der Geschichtsprofessoren und ihrer Schüler umherwandeln. Die besten unter ihnen stehen in ihrem Handwerk so hoch, wie ein geschickter Töpfer in dem seinen. Hunderte von Schlachten, die in den Historien erzählt werden, haben für die Nachwelt einen geringeren Wert als die Scherben einer etruskischen Vase. Mehr als die Hälfte sämtlicher Staatsaktionen seit den Tagen des Sesostris hat dieselbe Bedeutung wie die Thathandlungen Don Quijote's und Sancho Pansa's. Tausend Friedensverträge sind gut, Pfefferdüten daraus zu drehen. Auf diesem Standpunkt gewinnt der Betrachter auch einen andern Gradmesser der moralischen Wertschätzung für die einzelne Persönlichkeit, als ihn Schlosser hatte. Er wundert sich nicht, daß Messalina lüstern und Richard Löwenherz jähzornig ist: Geschöpfe, von denen wir nie erfahren hätten, wenn sie nicht durch Ursachen, die wir nicht enthüllen können, auf eine höhere Bühne als die gemeine des Alltags-

lebens gestellt worden wären. Man mag das Unheil, das sie auf eine kurze Spanne Zeit anrichten durften, bedauern, allein im Zusammenhang der menschheitlichen Entwickelung ist es bedeutungslos, wie es den Frieden einer Stadt nicht stört, wenn in diesem Hause ein tyrannischer Mann und in jenem ein buhlerisches Weib wohnt. Wie oft vereinigen sich denn alle Bedingungen harmonisch, um das Wesen und Geschick Alexander's und Raphael's, Luther's und Washington's zu formen? Haut das Dornengestrüpp in der Geschichte ab und die Eichen werden um so majestätischer hervortreten! Dem Genius, der zur rechten Stunde erscheint, fügt sich Alles. Tief erschüttert ist das Perserreich, die Hellenen, ihrer inneren Zwistigkeiten müde, sehnen sich nach einer großen, gemeinsamen Unternehmung, ihre Kunst und Philosophie, die sich nicht mehr in die Höhe entwickeln kann, weil der spezifisch hellenische Geist erschöpft ist, trachtet nach Ausdehnung und Verbreitung und sucht neue Stoffe: der Mann dieser Stimmungen war der macedonische Held. Welche persönliche Beweggründe, Ruhmsucht, Abenteuerlust, Tollkühnheit ihn zu seinem Zuge entflammen mochten: sie fallen neben den allgemeinen nicht in's Gewicht. Die Opfer, die seine Kriege heischten, starben nicht dem eitlen Wahn eines Eroberers: eine bis dahin unvergleichliche Verbindung und Vermischung der Völker ward dadurch erreicht. Nicht ohne Schuld und Fehle trug Alexander die Last seines ungeheuren Glücks; wie viel er aber sündigte, wie Vielen er in seiner Trunkenheit Verderben und Tod brachte, ganz wurde er seiner Aufgabe nicht ungetreu. Er legte in zehn Jahren die Grundlagen einer neuen Weltkultur und während er den Osten zu frischem Leben weckte, öffnete er dem Geiste der Hellenen eine unendliche Zukunft. Das Persönliche seiner That ward schnell getilgt, in einer düstern Tragödie starben seine Mutter, seine

Gattin, sein Sohn, nicht der kleinste Teil des gewaltigen Purpurmantels blieb ihnen, um sterbend das Haupt darauf zu legen. Räuberische Hände hatten ihn schmählich in hundert Fetzen zerrissen: was unzerreißbar war, die vom Hellespont bis zum Indus und den Wasserfällen des Nil's ausgestreuten Samenkörner griechischer Anschauungen, griechischen Wissens keimten fröhlich auf.

Die Bewegung der deutschen Reformation begann auf theologischem Gebiete: gerade dem Gemüt der germanischen Völker mußte die vollkommene Verweltlichung der Kirche, der leere und öde Formeldienst, zu dem sie herabgesunken war, als die häßlichste Caricatur des Heiligen erscheinen. Schon einmal, in der Völkerwanderung, hatten diese Stämme, indem sie die Christuslehre annahmen, sie durch ihre Innigkeit vor der Verflachung in griechische Spitzfindigkeit gerettet; jetzt brachten sie der Christenheit, was ihr längst verloren war, die Tiefe des Glaubens und das Wort Gottes wieder. In Italien hatte das Volk kein solches Bedürfnis, darum vermochte Savonarola's Predigt nur vorübergehend mehr einen Eindruck der Neugierde und des Wunderlichen, als eine wahre Umkehr des Herzens hervorzurufen. Luther, Zwingli, John Knox waren dagegen nur die Stimmen der Deutschen, Schweizer und Schotten: Männer Gottes und des Volkes zugleich. Aber man würde sich sehr weit von der Wirklichkeit verirren, wenn man dem Genius dieser Streiter des Evangeliums das Gelingen ihres Werkes zuschriebe. Zwei Dinge, die außerhalb des theologischen Kreises wie der volkstümlichen Stimmungen lagen, haben der Reformation Sieg und Bestand gesichert; die Erfindung der Buchdruckerkunst und die politische Furcht Europa's vor einer habsburgischen Universalmonarchie. Ohne Guttenberg's Erfindung wäre eine Erregung der Geister, eine Ausbreitung der gereinigten Lehre, ein Gedankenaustausch, wie er damals stattfand, nicht mög-

lich gewesen, statt sich zu einer allumfassenden, der ganzen Christenheit zugänglichen Idee zu erheben, wäre die Reformation eine an gewisse Landschaften und Volksstämme gebundene Ketzerei geblieben, wie im Mittelalter die Ketzerei der Waldenser in Südfrankreich, Arnold's von Brescia in Rom, der Hussiten in Böhmen. Die Buchdruckerkunst wurde für Luther's Anschauungen das Mittel zum Kampf und zur Besiegung des Fürsten dieser Welt. Wie sehr Karl's V Stellung zwischen Franz I. und Soliman seine Kraft und Aufmerksamkeit von der Bewegung ablenkte, ihn in manchen Augenblicken sogar von den protestantischen Fürsten und seinen lutherischen Landsknechten abhängig machte, ist von Ranke in bewunderungswürdiger Weise entwickelt worden. In England mußte sich, von ihrer eigenen religiösen Überzeugung ganz abgesehen, Elisabeth der Reformation anschließen, um sich gegen die Ränke der katholischen Maria Stuart und Philipp's II. eine starke Schutzwehr zu sichern; die Niederländer und die Hugenotten unterstützend, wahrte sie nur ihr Vaterland und ihr Haupt.

Die Welt ist götterlos und kein Tummelplatz himmlischer oder höllischer Heerscharen. Diesen unendlichen Organismus regelt ohne Zufall und ohne Wunder das Gesetz. Auch das Kommen und Schwinden großer Männer wird nicht durch ein besonderes Eingreifen der Vorsehung bestimmt. Dem Erdbeben, das Lissabon zerstörte, und der Erscheinung Goethe's liegen natürliche Ursachen zu Grunde. Je weiter wir in die Tiefen der Geschichte, in das Entstehen, Wachsen und Welken der Meinungen, in die Gesetze der Kulturbewegung eindringen, je freier wir über den einzelnen Fall hinweg das Ganze betrachten, umsomehr wird sich uns das Rätsel der großen Männer aufhellen. Nicht ganz, denn jedes Dasein hat einen Punkt, seine Wurzel, die sich in undurchdringliche Schatten

hüllt. Was ist Leben? Was ist der Tod? Wir erkennen einige Ursachen, Formen und Folgen dieser Erscheinungen, ihr Wesen an sich fassen wir denkend nicht. So muß sich auch unsere Vernunft vor der Gottheit wie der Unsterblichkeit bescheiden, denkend vermögen wir weder ihr Sein noch ihr Nichtsein zu beweisen. Solch' Geheimnis umgiebt auch die Männer der Vorsehung. Wie aber der Seefahrer unerschrocken, soweit menschliche Kräfte ausreichen, zum Pol vordringt, so soll der Geschichtsschreiber, jeder theologischen Anschauung entsagend, den Genius bis zu jenem dunklen Punkt auf die Natur und die allgemeine Stimmung seines Zeitalters zurückführen, zeigen, daß auch der Erhabenste unter uns kein Baum für sich, sondern nur eine Blüte an dem gemeinsamen Lebensbaum der Menschheit ist.

III.

Wie die Natur stufenmäßig aus den niedrigsten Daseinsformen höhere entwickelt und jede aufsteigende mit mehr Empfindung und Denkkraft begabt, so daß die Gehirnmasse eines australischen Wilden etwa nur drei Vierteile der Gehirnmasse eines gebildeten Europäers beträgt, so geht auch die Menschheit als Ganzes betrachtet in der Geschichte eine Stufenleiter empor. Die Gattung ist nicht gebunden an Leben und Tod des einzelnen Individuums, die Geschichte nicht an den Auf- und Niedergang eines Cäsar's, eines einzelnen Volkes. In dem einen wie dem andern Falle vergeht nur eine flüchtige, endliche Erscheinungsform, das wahre Wesen bleibt übrig. Völker tauchen auf und sinken unter; sie durchlaufen, wenn sie vom Boden, auf dem, vom Himmel, unter dem sie leben, begünstigt werden, wie der einzelne Mensch, die Jahre der Kindheit, der Jugend, des männlichen Alters und des Greisentums. Sie betrachten erst mit blödem, dann mit neugierig

forschendem Auge die Welt um sich her, sie bilden Ideale der Gottheit, der Schönheit, des Staates und suchen sie zu verwirklichen, wie der Jüngling die seinigen; ernüchtert von ihren Träumen, kehren sie aus dem Olymp auf die Erde zurück und ringen, in ihrem Zeitalter der Vernunft, wie der Mann, um irdische Ziele; von Anstrengungen erschöpft, verfallen sie dem allgemeinen Gesetz des Todes. Auf der Höhe seiner Macht und seines Glaubens hält sich jedes Volk für ewig und für jedes kommt der Tag der Vernichtung, der Tag, wo die Burg des Priamus in Flammen aufgeht und die vergängliche Form zerstiebt. Zu dem Bau der allgemeinen, fortschreitenden Zivilisation legt jedes Volk sein Samenkorn, darin lebt unzerstörbar seine Wesenheit fort. Je mächtiger und umfassender dies Wesen war, um so sicherer ist die Unendlichkeit seiner Wirkung. Eine Welt von Schutt und Staub, eine Barbarei ohnegleichen, welche Europa von dem Beginn der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen bedeckte, hat das Samenkorn des hellenischen Volkes nicht zu ersticken vermocht. Seine Städte und Tempel waren zerstört, der hellenische Stamm selbst bis auf wenige Reste von den Slawen niedergetreten und in der fremden Nationalität aufgegangen, die Sprache barbarisch verstümmelt. Alles, was zu vernichten war, hatten Zeit und Barbarei vernichtet, aber das Hellenentum spottete beider. Homer's Lieder werden jetzt an Meergestaden gelesen, von denen kein Grieche eine Ahnung hatte. Obgleich wir kein Stück Elfenbein oder Marmor mehr besitzen, das die Hand des Phidias berührt, übt die Idee, die wir mit seinem Namen verbinden, wahrscheinlich jetzt auf viel größere Kreise der Menschen ihren segensreichen und begeisternden Zauber aus, als der Anblick seiner Statuen im alten Hellas. Wir können uns keine Zeit mehr denken, in der die Helden Plutarch's keine Nacheiferung und die drei Sieges-

schwestern, Marathon, Salamis, Platää, kein nachjubelndes Echo erweckten. Was von dem Griechentum im vollsten, gilt im schwächeren Maße von dem Wesen des ägyptischen Volkes. An der Schwelle der Entwickelung stehend, hat der ägyptische Genius einen bestimmten Einfluß auf die Griechen geübt. Hier war für Pythagoras wie für Plato und Herodot das alte erste Wunderland menschlicher Kultur in religiöser und politischer Bildung. Die ägyptischen Vorstellungen beherrscht der Tod; die Pyramiden, die Felsengräber, die Rituale der Totenbestattung machen denn auch auf den hellenischen Wanderer den tiefsten Eindruck, während die Lehren der Priester über das Verhältnis von Seele und Leib die Philosophen fesseln und nachdenklich stimmen. Die ersten griechischen Bauten und Bildwerke hatten ägyptische Muster. Am Ufer des Nil durchdrang sich später in dem Zeitalter der Ptolemäer griechisches und morgenländisches Wesen am innigsten, erlangte in der Schule von Alexandria die hellenistische Kultur ihre reichste Blüte. Isis und Pallas Athene, Zeus und Osiris verschmolzen miteinander. Durch alle folgenden Jahrhunderte hat das Geheimnisvolle und Düstere dieses Volkscharakters seine eigentümlichen Schatten geworfen. Wie die ersten riesigen Tempel mit Sphinxen, Obelisken und Pylonen hat die thebaische Wüste auch die ersten Einsiedlerzellen und Klöster gesehen. Der Eindruck der Landschaft äußert sich in gleicher Weise auf den Priester des Anubis wie auf den Jünger Christi: der Tod, das Jenseits ist Beiden wichtiger als das Leben. Die Vorstellung der Hölle, welche Jahrhunderte lang die Christenheit erzittern ließ, ist ursprünglich eine ägyptische. Phantastische Gesichte schweben aus dem aufwirbelnden Wüstensande für den heidnischen Priester wie für den christlichen herauf, sie verwirrend und betäubend. Und das Rätsel der ägyptischen Sphinx sinkt nicht in die Ver=

gessenheit: kaum ist die Nacht des Mittelalters gewichen, als auch schon die Menschheit wieder wie in den Tagen des Augustus fragend an die Steine der Pyramiden klopft.

Nicht alle Völker durchwandeln die Stufenalter, manche wie die Chinesen bleiben, wenigstens so lange die Geschichte sie bisher beobachtet hat, auf derselben Stufe, ohne sich hinauf oder hinab zu bewegen. Ein vollkommener Stillstand ist nicht anzunehmen, nur sind die Wandlungen darin für den fernen Beobachter unmerklich. Wenigstens eine Ursache dieser Unbeweglichkeit ist, was China und Japan betrifft, in der Abgeschlossenheit dieser Völker von jeder fremden, höheren oder der ihrigen nur ebenbürtigen Kultur zu suchen. Die Tatarenstämme, welche das Reich der Mitte plünderten und unterwarfen, waren zu roh und zu wenig zahlreich, um diese festbegründeten Lebensformen umzubilden und der geschlossenen Masse der chinesischen Bevölkerung ein neues Blut einzuflößen. Weder den physischen Ausdruck der Chinesen noch ihren Intellekt haben diese Eroberungen auch nur in leisen Schattierungen umgestaltet. Die holländischen Kaufleute, die in einem kleinen japanischen Hafenort landen durften und dort auf das Strengste bewacht und von jeder näheren Berührung mit den Bewohnern ferngehalten wurden, die jesuitischen Missionäre, die in China und Japan verweilten, hatten noch weniger Gelegenheit und Macht, als die siegreichen Tatarenchan's, in das Räderwerk dieser Staatsmaschine einzugreifen und die herrschenden Vorstellungen durch andere zu ersetzen. Dennoch hat das Christentum eine der stärksten Bewegungen in der japanischen Geschichte hervorgerufen, und der jetzt unabwendlich gewordene Verfall des Mandarinentums beginnt mit der Predigt des Jesuiten Matteo Ricci 1583 unter den Chinesen. Grausame Verfolgungen, strenge Gesetze, heftige Kriege haben das einmal geknüpfte Band zwischen Europa und Ostasien nicht wieder

zerreißen können; die so lange aufrecht gehaltenen Schranken sind gefallen, und die erstaunliche Unbeweglichkeit von dreihundert Millionen Menschen ist durch einen äußeren Anstoß, der stärker und nachhaltiger war als die ursprüngliche Trägheit und Schwerfälligkeit dieser Masse, in einen unaufhaltsamen Fluß geraten. Ich bemerkte schon oben: die Pflanze wächst nicht allein von innen heraus, durch die Güte des Bodens und des Samenkorns, sie bedarf der Luft und des Sonnenscheins, der Pflege durch Menschenhand, um zur höchsten Reife und Veredelung zu gelangen. Dasselbe Gesetz tritt in der Entwickelung der Völker hervor, sie brauchen die Berührung, die Verbindung mit andern. Je nachdem dieser Verkehr stark oder schwach ist, früh oder spät, in der Blüte oder im Verfall der Staaten beginnt und sich ausdehnt, ist seine Wirkung verschieden. Tiefgehende Umgestaltungen aber sind nur durch solche Berührungen möglich. Bleibt ein Volk auf sich allein angewiesen, so verharrt es entweder auf der Bildungsstufe, die sein Genius erreichen konnte, oder stirbt wie die Araber vor der Zeit ab.

Mit größerem Glanze, höherer Thatkraft und schwungvollerer Phantasie ist kein Volk jemals auf der Bühne der Welt erschienen, als das arabische. Aus seinen Wüsten aufbrechend eben erst notdürftig aus vielen Stämmen und Glaubenssekten zu einer Einheit verbunden, erobert es in drei Jahrhunderten, 600—900, Persien, Syrien, Ägypten, Nordafrika, Spanien und Sizilien, fast zu gleicher Zeit schlägt es an die Thore von Konstantinopel, Rom und Toulouse. Seine Rosse trinken die Flut des atlantischen, wie des indischen Ozeans. Von seinen Schiffen ist das Mittelmeer bedeckt. Wie mit der Zauberrute seiner Märchen schlägt es auf die Erde, und es springen Städte hervor, Bagdad, Cordova, Moscheen und Schlösser prächtig, kunstvoll, volkreich, wie sie die Christenheit nicht be-

saß. Die Zelte des Amru verwandeln sich in die bunte, strahlende Stadt Kairo. In der Nacht erhellen farbige Lampen die Gassen Sevilla's, liedersingend ziehen die Arbeiter aus den großen Webereien nach ihren Hütten an dem Ufer des Flusses. Wo am Hofe eines barbarischen Fürsten ein schöner Teppich, eine kunstvolle Wasseruhr, ein kostbares Gewebe den Gästen als seltenes Prachtstück gezeigt wird, ist es arabische Arbeit, die man bewundert. Harun al Raschid sendet Karl dem Großen Geschenke künstlicher, wunderbarer Art. Von Stadt zu Stadt ziehen arabische Sänger umher, das Lob Gottes und des Propheten, den Ruhm edler Fürsten und die Schönheit der Geliebten verkündigend. In einem Strom von Wohllaut fließt die Sprache dahin. Hochschulen der Wissenschaft entstehen in Spanien, zu denen die lernbegierigsten Jünglinge aus den Ländern der Christen eilen: sogar ein Papst ist unter ihnen, Sylvester II., der dann auch im Geruch der Zauberei gestorben. Die mechanischen Künste, in deren Übung die Araber groß waren, dünkten den christlichen Barbaren Magie und Teufelstrug. Mit ihnen aber, mit ihren Wasserwerken und Kanälen schufen die Kinder der Wüste, die „Söhne der Hagar", die Landschaften von Andalusien, Valencia, die Ufer des Euphrat und des Nil zu blühenden Gärten um. Markthallen, geräumige Karavanserai's empfingen die Handelsleute in allen größeren Städten. Die Wanderlust war den Arabern angeboren, weite Reisen unternahmen sie bald einzeln, bald in größeren Gesellschaften, das Gebot des Koran, das jedem Gläubigen eine Pilgerfahrt nach Mekka vorschreibt, bestärkte noch diesen Trieb: so wurden sie die ersten Geographen des Mittelalters. Durch arabische Schulen, durch Averroes und Avicenna, wurde den Scholastikern die Philosophie des Aristoteles vermittelt. Wenn nicht ihre erste, so erhielt die Poesie des Troubadours eine starke

Anregung von den arabischen Sängern. Ununterbrochen war der Verkehr der Provence, Aragoniens und Valencia's. In der Burg Kaiser Friedrich's II. zu Palermo tanzten sarazenische Tänzerinnen und trugen wandernde arabische Dichter ihre Verse zu seinem Preise vor. Die medizinische Schule zu Salerno verdankt den Untersuchungen arabischer Ärzte ihren Ruf. „Die wunderbare Fertigkeit der spanischen Mauren in der Architektur, der einzigen Kunstform, die ihnen zugänglich war," sagt Hartpole Lecky, „die Verzierung des Alkazar in Sevilla und der Alhambra in Granada, wo, mit sorgfältiger Ausschließung von Darstellungen des Tierlebens, Pflanzen, Blumen, Koransprüche und geometrische Figuren und Arabesken von vorzüglichster Schönheit miteinander verwebt sind, scheint bei den Arabern den Besitz ästhetischer Anlagen zu bekunden, die niemals übertroffen worden sind." Wer den Zustand der mohamedanischen Welt mit dem der christlichen im Anfang des Mittelalters vergleicht, kann ihn nicht hell genug schildern. Bei den Arabern ein rascher, glänzender Fortgang im Krieg wie im Frieden, ein ausgebildeter Sinn für die Künste und die mannigfaltigsten Gewerbe, ein feiner Kopf und eine geschickte Hand; mit der großartigsten Bewegung nach Außen vereinigt sich der Drang nach einer Vertiefung in das Innere der Natur, den schnellen Eroberungen entsprechen die schnell sich erhebenden und anwachsenden Städte, ein bewunderungswürdiger Reichtum des Lebens entfaltet sich überall: bei den Christen dagegen Rohheit, Aberglauben, Finsternis; Krieg und Jagd noch immer die einzigen Beschäftigungen des freien Mannes, die Städte im kümmerlichen Werden, die Gewerbe in den ersten Anfängen, die Naturwissenschaft als Zauberei gebrandmarkt, in den Klöstern hier und dort, bei einigen Frauen ein verlorener Tropfen der Bildung. Es ist eins der merkwürdigsten Phänomene der Weltgeschichte, daß

dies Bild im Verlauf der Zeit sich geradezu umkehrte und die Araber am Ende des Mittelalters auf der Stufe standen, welche die Christen während des neunten Jahrhunderts innehatten, daß die christliche Kultur kurz vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, nach ihrem allgemeinen Wert gemessen, etwa der arabischen unter den Ommijah's in Spanien gleichkam.

Plötzlich schießt die Wassergarbe im Springbrunnen empor, plötzlich, wenn der Druck nachläßt, sinkt sie zurück: so der Aufschwung der Araber. Eine gewaltige Triebkraft hatte eine üppige Blüte erzeugt; sie zu erhalten, versagte der Boden. In dem Charakter der Araber, in dem Wesen ihres Staates, ihrer Religion, ihrer Gewohnheiten und Sitten liegen ohne Zweifel die wichtigsten inneren Ursachen des raschen Verfalls ihrer Herrlichkeit: von denen aber, die von außen an sie herantraten und ihr Schicksal mit bestimmten, war ihre Vereinzelung die entscheidendste. Als die Araber unter Tarik und Musa von der afrikanischen Küste nach Spanien über das Mittelmeer fuhren, in einer einzigen Schlacht, von Verrätern unterstützt, das morsche Reich der trägen Westgoten zertrümmerten und das ganze Land, so rasch ihre Rosse laufen konnten, bis zu den Pyrenäen unterjochten, waren sie nicht mehr das rohe Volk der Wüste. Gerade hundert Jahre waren seit der ersten Predigt des Propheten bis zu dieser Eroberung Spaniens vergangen. Die alte Kultur des persischen Reiches, die bei der Unbeweglichkeit des morgenländischen Lebens ihre Wurzeln bis in die Urzeit der Arier hinausstreckt, die griechisch-römische Bildung Syriens und Ägyptens waren die Beute der Beduinen geworden. Etwas wie eine Vermählung des arabischen und hellenischen Genius fand statt. Mit ihrer Jugendlichkeit, ihrer feurigen Phantasie, ihrem leicht auffassenden Geiste beseelten die Araber die

schwerfällige Masse des vorhandenen Bildungsstoffes. Auch in Spanien trafen sie auf die verschiedenartigsten Kulturelemente: auf Türme und Städte, auf Wasserleitungen und Heerstraßen, welche die Römer angelegt. Alle diese Anregungen und Stoffe haben sie sinnreich zu benutzen und den neuen Schöpfungen den eigentümlichen, nach manchen Seiten hin bewunderungswürdigen Ausdruck ihrer Eigenart zu geben gewußt. Endlich aber war der Boden ausgesogen und die Mittel fehlten, ihn wieder zu befruchten. Die turkomannischen Scharen, die, aus den Steppen am kaspischen Meer und am Aralsee aufbrechend, das Khalifat im Osten bedrängten, die Urbevölkerung der afrikanischen Nordküste, die sich wieder erhob und den reinen arabischen Stamm aus der herrschenden Stellung stieß, brachten der mohamedanischen Kultur keine Bereicherung, sondern trugen nur zu ihrer Verwilderung und Entartung bei. Große Schichten der arabischen Stämme waren dieser ganzen Entwickelung fern und fremd geblieben, noch immer dieselben kühnen Reiter und Räuber, wie ihre Ahnen, ein begabtes Geschlecht, aber ohne jede Berührung mit jener in einigen Schulen und an den Höfen der Fürsten gepflegten, wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung. Wie bei den modernen Russen, war auch bei den Arabern die Kultur über die oberen Schichten nicht hinaus in die Tiefe gedrungen. Auf der anderen Seite trennte sich das Christentum immer schroffer vom Islam, es verdammte jeden Verkehr zwischen Christen und Mohamedanern und gestattete keine, auch noch so beschränkte Duldung des fremden Glaubens. Anfänglich hatte ein Ideenaustausch zwischen Arabern und Europäern in lebendigster Weise die Anschauungen des Nordens und des Südens vermittelt; damals waren die Araber die Gebenden, die Europäer die Empfangenden gewesen; als jedoch das Christentum mächtiger wurde, seine Staats- und

Lebensformen voller entwickelte, blieb es den Arabern den Dank schuldig. Es hatte von ihnen gelernt, aber in seiner starren Ausschließlichkeit wollte es sie nicht belehren. Von der Annahme seines Bekenntnisses machte es diesen Unterricht, jede gegenseitige Annäherung abhängig. War es nicht eine Schmach für die Christenheit, daß der Islam überhaupt eine Stätte in Europa und am Grabe des Erlösers hatte? Das bloße Dasein der Mohamedaner in diesen Ländern schien mit dem Christentum unvereinbar. Daher kein Friede, kein Verkehr, keine Verbindung, sondern ein Kampf auf Leben und Tod. Nun ist es sehr merkwürdig zu beobachten, wie überall, wo die Umstände sich stärker als die Ansichten erwiesen und zwischen Christen und Mohamedanern eine Berührung herbeiführten, der arabische Geist einen neuen Aufschwung erhält. Was wir von ihnen in den Kreuzzügen lernten, welche Sitten und Gewohnheiten, hier Märchen und Gedichte, dort Gerätschaften und Gewänder Ritter und Pilger aus dem Orient in die Burgen und Städte des Westens mit den Muscheln vom griechischen Meer und den Rosen von Jericho heimbrachten, mit welch' hellen, dem Süden entlehnten Farben sich die Düsterkeit des Nordens zu schmücken begann, ist längst ein Lieblingsgegenstand der historischen Betrachtung geworden. Eine ähnliche Wandlung tritt indes, was man nur zu oft übersehen, auch bei den Mohamedanern ein. Die glänzendste Gestalt, die der Islam und das Arabertum nach seinem Stifter besitzt, Saladin, ist ein Erzeugnis der Kreuzzüge. Und so wenig ist dies ein Zufall, daß die Geschichte der spanischen Araber dasselbe Ergebnis bietet. Nach dem Jahre 1100 verdorrt in diesem Lande die arabische Kultur; um die Angriffe der Christen abzuwehren, rufen die Bedrängten fort und fort Schwärme von rohen Libyern und Marokkanern über die Meerenge, das Volk verschlechtert sich durch diese neuen An-

kömmlinge, rasch entarten Kunst und Gewerbe. Da, als die Araber auf Andalusien, auf Granada und Malaga beschränkt worden sind, die Christen, ihrer Überlegenheit sicher, ihnen näher treten, gewinnt das Arabertum noch eine kurze Nachblüte. Aus dieser Zeit stammt das rote Schloß der Alhambra mit seinem Löwenhofe; in Geschichten und Sagen, die mit unvergänglichem Zauber ausgestattet noch heute die Phantasie entzücken und die feinsten Empfindungen der Seele berühren, zeigt sich uns ein Bild von Schönheit, Ritterlichkeit, hochherzigen Gefühlen, von Reichtum und künstlerischem Lebensgenuß, wie es die italienische Renaissance damals nicht herrlicher und vollkommener darstellt.

So groß ist der erziehende und fördernde Einfluß, den ein Kulturvolk auf das andere übt. Wo dieser Einfluß fehlt, erreicht die Entwickelung auch bei den begabtesten Stämmen, so bei den Indern und Persern, nur einen mittleren Grad. Die Perser des achtzehnten Jahrhunderts, ehe europäische Formen, Erfindungen, Anschauungen sich den Zugang zu ihnen bahnten, standen kaum auf einer höheren Stufe als die Iranier des Darius. Dieser Einfluß der höheren Bildung, so wohlthätig an einer Stelle, wirkt an einer andern tötlich. Nicht nur eine gewisse geistige Kraft, auch eine physische Masse des Volkes scheint notwendig zu sein, um die Wirkungen der Kultur und den Umbildungsprozeß zu ertragen, den sie hervorruft. Vor dem Atem des europäischen Wesens sind die Indianer der westindischen Inseln, die Rothäute Nordamerika's hingeschwunden, schwinden jetzt die Bewohner Australiens dahin. Mehr noch als dem Schwert des Belisar erlagen die Vandalen in Nordafrika dem ungewohnten Klima und der noch ungewohnteren römischen Zivilisation, in die sie hier als Herren eintraten. Im Kampfe um das Dasein enden, wie der Einzelne, auch ganze Völker unglücklich.

Ein Volk wirkt auf das andere, eine Periode auf die andere. Der Zusammenhang mancher Erscheinungen kann sich unseren forschenden Blicken entziehen, aber er fehlt darum nicht. Nirgends bricht die festgeschlossene Kette des Universums in der menschheitlichen Entwickelung ab. Immer größer und umfassender werden ihre Ringe. Lange hat man das Mittelalter im Vergleich zu dem Altertum, das ihm voranging, und dem Reformationszeitalter, das ihm folgte, für eine solche Unterbrechung gehalten, für einen Abgrund, der zwei Berggipfel scheidet: ein Irrtum, den der Gesichtsausdruck des Mittelalters verschuldet. In Wahrheit erweitert auch das Mittelalter äußerlich wie innerlich die Welt. Keine der Landschaften, in denen die Geschichte des Altertums spielte, wird im Mittelalter ganz von geschichtsloser Nacht bedeckt. Völker und Gegenden, von denen Griechen und Römer nur eine dunkle, fabelumhüllte Vorstellung hatten, treten dagegen in den Kreis des geschichtlichen Lebens ein. In Arabien steht Mohamed auf, zu wiederholten Malen sendet die schweigende Gobiwüste ihre Weltenstürmer aus. Fromme, glaubenseifrige Franziskanermönche wandern durch die asiatischen Steppen, ein unternehmender, waghalsiger Venetianer Marko Polo zieht in China von Stadt zu Stadt. Am Ufer der Elbe hatte die Priesterin aus germanischem Geschlecht dem Eroberer Drusus ihr schreckliches Halt! zugerufen, und Nebel, Wasser und Eis verschlossen auch dem kühnsten Römer die ultima Thule. Jetzt werden die Länder im Norden und Osten der Elbe, die Bernsteinküste Preußens, die weite Tiefebene der Sarmaten dem Ackerbau und der Kultur gewonnen. Auf größerem Raum bewegen sich freier, in tieferen und reicheren Beziehungen zu einander größere Massen. Wo Wälder starrten, Sümpfe Fieber ausdampften, fangen Dörfer und Städte sich zu erheben an. Menschenwürdiger wird das Dasein.

Im Innern seiner Staaten hatte das Altertum nur streng geschiedene Kasten, Freie und Sklaven, gekannt, nach außen hin galten jedem Volke die andern als Barbaren. Es ist der Triumph des Christentums und des Mittelalters, auf einem großen Teil der Erde diese Scheidungen für immer zerstört zu haben. Die Leibeigenschaft hob die persönliche Sklaverei auf, in der Kirche waren Alle gleich. Wie aristokratisch sich auch nach der Spitze zu die Pyramide der Hierarchie gipfelte, ihre Grundlage war die breiteste Demokratie. Nicht Athen, nicht Rom hätten dieses Übergewicht gerade der Ärmsten in den höchsten Ämtern geduldet. Aus Schweinehirten sind Päpste geworden. Die Kinder des verachteten Leibeigenen führten den Bischofsstab, herrschten als Äbte in den Klöstern über die Söhne des stolzesten Adels und demütigten Fürsten und Könige zu ihren Füßen. In Ägypten und Indien hatte sich die Priesterschaft von dem übrigen Volke als ein besonders heiliger, den Göttern näherstehender Teil des Menschengeschlechts abgeschlossen: die christliche erneute sich beständig aus dem ganzen Volke. Sie kannte weder den Unterschied der Adeligen und der Leibeigenen, noch den der verschiedenen Nationen. Auf dem Stuhl Petri saßen Italiener wie Deutsche, Engländer wie Franzosen. Damit wurde der Begriff der Fremden, der Barbaren, der bei den Griechen und Römern eine so tiefe Verachtung aller andern Völker erzeugt hatte, weit in die Ferne gerückt und vielfach beschränkt. Die Christenheit war nicht immer ein Ganzes, dessen Glieder friedfertig und einträchtig nebeneinander lebten, aber das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, Einheit und Brüderlichkeit hielt sie fest. Trotz aller widersprechenden, vorübergehenden Thatsachen ruhte sie sicher in diesem unsterblichen Gefühl.

Je heller wir uns die Sonnentage von Athen und Rom malen, die olympischen Spiele, Perikles und seine Freunde,

den Hain Akademos mit Plato und seinen Schülern, den bacchantischen Siegeszug Alexander's und die Dichter am Hofe des Augustus, um so finsterer erscheint uns dann die Nacht des Mittelalters. Alles wüst, roh, ohne verklärende Gedanken, ohne Formen der Schönheit. Vor einer strengeren Untersuchung jedoch, die nicht am Schein haftet, kann diese Ansicht nicht bestehen. Auch hier ist, ungeachtet aller Verdunkelungen im Einzelnen, der Fortschritt des Zeitalters im Allgemeinen offenbar. Die Gesamtsumme des Wissens überstieg im fünfzehnten Jahrhundert, nach der Erfindung des Kompasses, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, die des Altertums um ein Bedeutendes, und war sie in den früheren Perioden geringer gewesen, so hatten, abgesehen von den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, wo die Kulturideen gleichsam ihren alten Kampf mit der ursprünglichen Wildheit und Tierheit des Menschengeschlechts noch einmal aufnehmen mußten, an dieser geringeren Bildung wahrscheinlich mehr Menschen Anteil als im Altertum. Nicht tiefer und geistreicher wurden die Wissenschaften, aber allgemeiner die Beschäftigung mit ihnen. Auf allen hohen Schulen Europa's und Vorderasiens waren die Lehren des Aristoteles verbreitet. In jedem Kloster, in jeder Stadt schrieben mit ungefügiger Hand, doch voll lebendigster Teilnahme an den Dingen Mönche und Kaufleute Geschichte. Über Hippokrates und Galenus hinaus, deren Systeme man noch nicht aufzugeben wagte, machten arabische und jüdische Ärzte die wichtigsten Entdeckungen über die Natur des menschlichen Körpers und das Wesen der Krankheiten. Durch die Pilgerzüge Einzelner und großer Gesellschaften verbreiteten sich geographische Kenntnisse in ungeahnter Weise. Der Kaufmann in Venedig, der Wechsler in Florenz übten eine so ausgedehnte und weitreichende Geschäftsthätigkeit, wie sie niemals der größte

Handelsherr Karthago's besessen hatte. Wenn auch die Pracht römischer Kaiser nicht zu übertreffen war, so hatte doch das Leben der mittleren Klassen an Behaglichkeit gewonnen. Viele Gerätschaften, welche das Altertum nicht gekannt, waren im allgemeinen Gebrauch. Die entsetzlichen Gladiatorenkämpfe des Zirkus hatte die Kirche für immer abgeschafft.

Der Kulturhistoriker des Mittelalters mag diese Andeutungen verfolgen, hier genügt es auf den Fortgang der Entwickelung auch in diesem Abschnitt der Geschichte hingewiesen zu haben. Nur soll dieser unleugbare Fortschritt nicht zu einem schönseligen Optimismus verleiten. Wie das Mannesalter mit dem Verlust der Jugend, wird auch jede Entwickelung der Menschheit mit einer schmerzlichen Darangabe kostbarer Güter erkauft. Das Mittelalter mit dem Christentum und dem Islam beruht auf der Vernichtung der freien, edlen und schönen Persönlichkeit. Es verschwindet die antike Sklaverei, aber auch die antike Freiheit und Vaterlandsliebe. Die vielen Götter räumen der einen Gottheit den Platz, doch mit ihnen fallen, um nie wieder zur alten Herrlichkeit zu erstehen, auch ihre Marmorbilder. Wohl ersetzt der gotische Dom in Mailand den Tempel von Pästum, allein für immer unersetzt bleibt die Tragödie des Äschylos. Die kleine Aufgabe, die sich der hellenische Geist in Kunst, Wissenschaft und Staat stellte, — klein, da er nur für einen geringen Bruchteil der Menschheit dachte und dichtete — wird von der unendlich größeren und erhabeneren abgelöst, mit der das Christentum Irdisches und Himmlisches in dem Begriff des einen Hirten und der einen Heerde, allgemeinsam der Vollkommenheit entgegenstrebend, zusammenzufassen sucht; aber der höhere geistigere Zweck zerstört auch unbarmherzig jenes schöne Gleichmaß körperlicher und seelischer Ausbildung, jenes harmonische Gleichgewicht aller Lebensäußerungen, aus dem, als ihrem

idealen Samenkorn, die nie genug gepriesene Blüte Griechenlands sproßte. In der Natur wie in der Weltgeschichte findet der Forscher ebenso viele Gründe einseitig zum Optimismus wie zum Pessimismus. Wie jede Schlacht, kostet auch der Fortschritt der Menschheit Opfer. Nicht allein Keime der vorangegangenen Kultur nimmt die folgende auf, um sie zur Reife zu bringen, viele stößt sie absichtlich zur Seite, weil sie dem neuen Lebensprinzip, das sie heraufführt, feindselig sind, andere beachtet sie nicht, zu sehr mit der Förderung und Ausbildung ihres eigenen Wesens beschäftigt, noch andere endlich sterben bei der veränderten Richtung des Windes ab. Die Gastfreundschaft des Altertums tritt schon im Mittelalter zurück, jetzt giebt es in Europa kaum noch eine Gelegenheit, sie zu üben. Heute würde das hochherzige Gelöbnis des mittelalterlichen Ritters, Witwen und Waisen mit dem Schwert zu schützen, als der keckste und ungebührlichste Eingriff in die Rechtsverhältnisse betrachtet werden. Auch die freieste Stadt hat sich niemals wieder wie Athen durch die Volksversammlung in ihrer Gesamtheit, sondern nur durch deren Abgeordnete regieren und Gesetze vorschreiben lassen. Obwohl alle Künste zu allen Zeiten getrieben worden sind, hat doch keine frühere oder spätere Zeit die Skulptur des Altertums, die Malerei der Renaissance, die Musik der Neuzeit übertroffen. Die Griechen kennen keine geistliche, das Mittelalter keine gerichtliche Beredsamkeit. Es erlöschen nicht nur Heroen und Götter, sondern auch Tugenden und Ideen. Denn auch sie sind an bestimmte Zeiten, Umstände, Anschauungen gebunden. In einer geraden aufsteigenden Linie, ohne Hindernis und Stockung, geht die geschichtliche Entwickelung nicht vorwärts. Oft scheint ein längerer Stillstand wie eine Windstille einzutreten, oft hemmen die Dinge in ihrer Trägheit und die Menschen in ihrer Hartnäckigkeit die Bewegung, oft

ist die Einbuße wertvoller als der Gewinn, den ein Schritt in die Höhe bringt. Während die Masse vordringt, fallen bald hier, bald dort Einzelne zu den Seiten des Weges nieder. So wird die nächste Zukunft den Fall einer tausendjährigen, heilig genannten Einrichtung, der weltlichen Macht des Papstes, und den Untergang der keltischen Bevölkerung Irlands sehen. Die eigentümlichen Formen des Lebens und der Kultur in Ostasien werden, in unmittelbare Berührung mit unsern Anschauungen, Sitten und Erfindungen gebracht, nicht ohne schwere Einbuße aus dieser Umarmung hervorgehen; durchschneidet erst ein Eisenbahnnetz Vorder-Indien nach allen Richtungen, so hat die letzte Stunde des brahmanischen Kastenwesens geschlagen. Trotz aller Verluste, die sie erlitten, trotz der Ruinen, die sie hinter sich läßt, ist der stetige Fortgang der Menschheit zu ihrem Ziele: einer Vereinigung aller, einer gemeinsamen Weltkultur, über jeden Zweifel sicher, wie die Bewegung der Gestirne. Völker und Zeitalter erwachsen auseinander und ergänzen sich gegenseitig. „Alle Zeitalter“, bemerkt schon Turgot, „sind verkettet durch eine Reihenfolge von Ursachen und Wirkungen, welche den jeweiligen Zustand der Welt mit der Vergangenheit verknüpfen; indem die vermehrten Zeichen der Sprache und Schrift den Menschen die Mittel liefern, sich der Ideen zu versichern und dieselben einander mitzuteilen, bilden sie aus den besonderen Kenntnissen einen gemeinsamen Schatz, den ein Geschlecht dem andern überliefert, eine Erbschaft, die durch die Entdeckungen jedes Jahrhunderts vermehrt wird; das menschliche Geschlecht, von seinem Ursprunge betrachtet, erscheint dem Philosophen als ein ungeheures Ganze, welches, jedem der Einzelwesen gleich, seine Kindheit und seine Entwickelung hat.“

Die Darstellung dieses Ganzen, eines geschichtlichen Kosmos, ist die Aufgabe der Geschichtschreibung. Allgemein wird

anerkannt, daß die Erzählung und Schilderung politischer Vorgänge allein, ohne Verbindung mit der Litteratur und der Kunst, ohne Untersuchung der Meinungen und Ansichten der Menschen, nur ein sehr flüchtiges und unvollkommenes Bild eines Jahrhunderts giebt. Die Gewohnheit unserer Historiker aber, nachdem sie den Königen und Ministern Bände gewidmet, auch den Denkern und Dichtern ein kurzes Kapitel zu schenken, hat etwas Kleinliches und Verkehrtes. Die Anschauungen und Stimmungen einer Zeit, die in ihrer Kunst und Litteratur zum vollsten und untrüglichsten Ausdruck kommen, laufen nicht neben oder gar hinter den politischen Ereignissen her: umgekehrt, sie helfen diese Ereignisse mit erzeugen. Nicht auf den einzelnen Vorfall, der dem besonderen Forscher, dem Kleinhändler gehört, soll der Historiker seine Aufmerksamkeit richten, sondern auf die Gesetze der Entwickelung. Wenn man in chronologischer Reihe von Sesostris bis zum ersten Napoleon einige Schlachten und Friedensschlüsse, das Entstehen einiger Reiche erzählt hatte, glaubte man Weltgeschichte geschrieben zu haben. Da war freilich, wie Voltaire ausruft, die Geschichte nur „une fable convenue“, ein Märchen für große Kinder, halb eine alte Großmutter, die vergessene Anekdoten erzählt, halb eine alte Lehrmeisterin mit der Zuchtrute. Von dieser Auffassung müssen wir uns frei machen. Die Stimmungen einer Zeit schaffen ihre Einrichtungen, ihre Ereignisse, ihr Glück und ihr Unglück, ihre Tugenden und ihre Laster; sie beherrschen die große Masse der gewöhnlichen Menschen, ohne jemals in ihr Bewußtsein zu treten, der Atmosphäre gleich, an die wir auch nicht denken, obwohl wir in ihr und durch sie leben, und erhöhen den großen Mann nur dadurch über alle andern, daß sie in ihm zum Bewußtsein und zur Verwirklichung kommen. Was bei den andern stumm ist, wird bei ihm laut, was Allem fehlt, sucht er allein zu formen, zu erobern. Diesen Stimmungen wieder dienen die Natur, die

geschichtliche Vergangenheit, die Einflüsse anderer Völker zum mütterlichen Schoß, aus dem sie geboren werden. Es ist nichts Wunderbares — wenn man Wunder als den Gegensatz des Gesetzes begreift — und nichts Willkürliches auf Erden. Die freieste Bewegung ist zugleich die notwendigste. Tausend und aber tausend Erscheinungen blenden unsere Augen und verwirren unsere Gedanken, sie alle jedoch regelt ein Gesetz; es sind nicht die Schattenspiele, die irgend ein Zauberer gütig oder boshaft an die Wand wirft, sondern in dem ewigen Schoß der Natur, in dem unergründlichen Brunnen des Lebens sich erzeugende Schöpfungen, die ihren Kreislauf schneller oder schwächer, in größeren oder kleineren Schwingungen, je nach ihrer Stärke und der Gewalt der Kraft, die sie emporstieß, vollenden. Hier liegt das Wesen der Geschichtschreibung. Wir leben im Beginn einer neuen Weltordnung; wohl steht es uns an, veraltete Ansichten und Vorurteile von uns abzustreifen und uns zu einer würdigeren Anschauung der Geschichte zu erheben. Sapere aude! heißt es der Geschichte gegenüber, wie einst der Natur und der Religion. Dann wird in der Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung der von den Ereignissen der Gegenwart niedergedrückte Mensch eine schmerzlich erhabene Beruhigung finden, wie sie ihm keine Philosophie zu geben vermag, die über das Irdische hinaus noch immer umsonst wie zur Zeit des Pythagoras nach der Erkenntnis des Unfaßbaren trachtet. Die Geschichte aber wird ihm wie die Natur ihre Bilder aufrollen, verständlich, klar, in gesetzmäßiger Weise auftauchend, steigend, sich entfaltend und wieder hinabgleitend, und mit getröstetem Geiste wird er über das Elend oder den Triumph des einen Tages, dessen Licht er genießt, über seinen eigenen Sieg oder Fall hinweg in allem Vergänglichen den Widerschein des Ewigen erblicken — den Widerschein, den er allein begreifen kann.

Zu Lessing's Gedächtnis.

Februar 1881.

Was von einem großen Manne der Nachwelt zur Erkenntnis seines Wesens, zu einer annähernd wahren Vorstellung seiner Persönlichkeit zurückbleibt, sind nicht ausschließlich, sind nicht einmal vorzugsweise die Thaten, die er ausgeführt, die Werke, die er geschaffen. Denn auch die größten Siege werden vergessen, die herrlichsten Tempel stürzen zusammen, es wird immer selbst unter denen, die Goethe lieben, nur eine Minderheit sein, die sich rühmen kann, alle seine Dichtungen gelesen zu haben. Das lebendigste Zeugnis von der Eigenart eines genialen Menschen, von dem innersten Kern seines Wirkens und seiner Kraft ist das Bild, das wir uns von ihm machen, die Gestalt, in der er den Nachkommen erscheint, in der er, von jeder menschlichen Bedürftigkeit befreit, durch die Jahrhunderte, lichtumflossen und lichtausstrahlend, schreitet. Nur den Wenigsten unter den Trefflichen ist es vergönnt, ein solches Abbild von sich dem Gedächtnis der Nachwelt einzuprägen. Heldenhafte Thaten sind vollführt, große Eroberungen gemacht worden, ohne daß wir von ihren Urhebern mehr als den Namen und den Schatten kennten, den sie geworfen. Viele Statuen und Bilder, Bücher und Musikstücke erfreuen uns noch heute, wie sie

unsere Vorfahren erfreut, aber ihre Verfertiger sind uns gleichgültig geworden, ihr Name erweckt keine bestimmte, keine lebendige Vorstellung mehr in uns, das Werk hat gleichsam seinen Schöpfer verschlungen. Wiederum aber vermag eine ganze Reihe bewunderungswürdiger Werke uns noch nicht den vollen Inhalt der genialen Persönlichkeit, die sie vollendet, zu erschöpfen und auszudrücken. Michel Angelo's Genie und Wesen erscheint uns noch bedeutender, noch tiefgehender, noch umfassender, als Alles, was er geschaffen; von Schiller haben wir die Überzeugung, daß sich sein Mund geschlossen, ehe er das Höchste ausgesprochen, was in seinem Herzen lebte.

Zu diesen Seltensten unter den Sterblichen gehört Lessing. Schon der Schatz seiner Briefe läßt ahnen, daß in den Tiefen seines Gemüts Silberblicke verborgen lagen, die in seinen Werken nie oder doch kaum sichtbar hervortraten. Das Fragmentarische seines Schaffens bringt für die oberflächliche Betrachtung nur immer die eine und die andere Seite seines Wesens zur Erscheinung, und die eindringende muß, um den Zusammenhang und die Einheit herzustellen, von dem Schriftsteller absehen und zu dem Menschen zurückkehren. Was Lessing für seine Zeit war, was er der unsrigen ist, findet in keinem einzelnen, findet in der Gesamtsumme seiner Werke keinen vollen Ausdruck. Umgekehrt deckt die Vorstellung, die wir, Freunde oder Gegner, mit seinem Namen verbinden, das Bild, das wir in unserer Phantasie von ihm haben, den Inhalt seiner Schriften, die Arbeit seines Lebens und seine Wirkung in Nähe und Ferne. Unter dem Bilde des Achilles verherrlichten ihn Schiller und Goethe in den Xenien; unmittelbar nach seinem Tode rief Herder in dem Nekrologe, den er dem Geschiedenen im „Deutschen Merkur" widmete, seinen Schatten mit diesen Worten an: „Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte be-

reits erfaßt haben, war hier Dein Blick, Dein strenges Geschäft, Dein Studium, Dein Leben. Augen und Herz suchtest Du Dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will oder sein kann, am meisten, Deinem Amt und Beruf nach, der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen nagt. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst Du, wie ein Held, an und hast Deinen Kampf tapfer gekämpft."

In dieser Gestalt wird Lessing ein Unsterblicher sein: nicht ein siegreicher Apollo, in der Gewißheit seiner Überlegenheit und seines Triumphes, sondern ein kämpfender Held. Ein Mann, der nach Wahrheit rang, so für sich wie für die Andern, der keinen Feind scheute, vor keiner Hydra zurückwich, dem, gerade aus dem Vollgefühl seiner Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit, jeder Streit, mochte er sich scheinbar um noch so gleichgültige und fernliegende Dinge handeln, zu einer Art von Gottesgerichtskampf wurde, und der aus all' diesen Kämpfen, nicht ohne Wunden und Narben, doch mit unzerbrochenen Waffen, furchtlos und makellos hervorging. Zwei Momente kommen hinzu, diesen Umriß auszufüllen, diesen allgemeinen Begriff zu einer bestimmten, so nur einmal dagewesenen, einzigen Erscheinung zu formen. Einmal die Schilderung, die uns die Zeitgenossen einstimmig von Lessing's Leiblichkeit entworfen, wie sie ihn gemalt, wie große Künstler ihn im Standbild verewigt haben: eine schöne, ebenmäßige Gestalt, von würdevollem Ausdruck in dem erhobenen Haupte, mit tiefblauen blitzenden Augen unter kühngeschwungenen Brauen, voll Anmut in der Bewegung, Leben atmend, mit

feinem Anstand, der sich auch vor dem Fürsten, dem er in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens diente, nie verleugnete. Und wenn auch allmählig in der Not und dem Gram der Zeit, mit zunehmendem Alter und sich steigernder Verstimmung und Kränklichkeit aus dem ehemaligen „gesunden schlanken Bäumchen" ein „so fauler, knorrichter Stamm" geworden war, ein Schimmer der Schönheit und des ursprünglichen Wesens war auch dem Sterbenden noch geblieben. Am 15. Februar 1781 hatten sich, bei der Nachricht von der plötzlichen Erkrankung Lessing's, in seinem Absteigequartier in Braunschweig, im Hause des Weinhändlers Angott am Egydienmarkte, besorgte Freunde eingefunden, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. „Da öffnete sich die Thüre und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Jammers. Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markiert und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Stieftochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte; aber die Füße versagen den Dienst: er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet das teure Leben." Dieser Erscheinung verleiht dann, was die Zeitgenossen nicht gewahren konnten, die Umgebung, die Tracht, der Hintergrund seines Jahrhunderts für die Nachkommen die eigentliche Farbe, den Beleuchtungston. Man spricht von dem antiken Charakter Lessing's, man hat ihn auch wohl mit Ulrich von Hutten verglichen. Aber der wirkliche Lessing, wie er leibte und lebte, dichtete und trachtete, ist ein moderner Mensch, ein Mann der Aufklärung, mit gepudertem Haar, im breitschößigen stattlichen Rock, in langer gestickter Weste, mit Kniehosen und Schnallenschuhen.

Mit König Friedrich und König Voltaire bildet er, nicht nach politischem, aber wohl nach philosophischem Gepräge ein Republikaner, das Triumvirat des achtzehnten Jahrhunderts.

Wie seines Geistes Leben ein Ringen um die Wahrheit, war sein äußeres ein beinahe unaufhörlicher Kampf mit Widerwärtigkeiten und Sorgen um die Notdurft des Tages. Aus einer mäßig begüterten, in der Oberlausitz angesehenen Bürgerfamilie stammend, verläßt er früh, in seinem dreizehnten Jahre, das väterliche Predigerhaus in Kamenz, um als Alumnus in die Fürstenschule zu Meißen einzutreten: nur vorübergehend, nie auf längere Dauer, kehrt er dahin zurück. Bald auf sich allein angewiesen, nur selten und auf kürzere Zeit mit einem seiner Brüder zusammen, lebt er in der Fremde, losgelöst von der Unmittelbarkeit verwandtschaftlicher Beziehungen. Der Unabhängigkeit und der Unruhe seines Geistes entspricht seine Wanderlust, der Drang, Stadt mit Stadt zu vertauschen, in die Ferne zu schweifen. Nacheinander nennen ihn Leipzig, Berlin und Wittenberg, und dann wieder Berlin und Leipzig ihren Bürger. Längere Zeit weilt er in Breslau, im Gefolge des Generals Tauenzien, und in Hamburg in wechselnden Stellungen und Beschäftigungen. Wie er kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges den Plan gefaßt hatte, alle seine litterarischen Studien und Absichten liegen zu lassen und auf einer Reise durch Holland und England, Frankreich und Italien mit dem reichen Leipziger Winkler die Welt kennen zu lernen, so sehnt er sich, des Welttreibens mit Soldaten, Schauspielern und Kaufleuten müde, in der letzten Zeit seines Hamburger Aufenthaltes nach der Stille eines Klosters, nach Rom möchte er wandern und dort in beschaulicher Einsamkeit sein Leben beschließen. Inmitten seiner Kämpfe, die ihm zur Gewohnheit seines Daseins geworden, der Unruhe, die doch nicht nur von Außen an ihn herantritt, sondern in ihm selber

liegt, überschleicht ihn der Wunsch, endlich einmal ausruhen zu können, jene Stimmung der Weltflucht, die seinen Derwisch aus dem Schlosse Saladin's nach den Ufern des Ganges treibt. In solcher Stimmung mußte ihm die Stellung des Bibliothekars in Wolfenbüttel, die ihm der Herzog Karl und der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig anbieten ließen, auch wenn seine Verhältnisse in Hamburg weniger mißlich gewesen wären, willkommen sein: er konnte sich vorstellen, dort in den altmodisch ärmlich eingerichteten Sälen, unter den Büchern und Manuskripten, die Herzog August der Jüngere um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zusammengebracht, etwas wie eine Benediktinermönchsidylle zu leben. Eine Weile schien sein Dasein in Wolfenbüttel zu seinem Anfange zurückgekehrt zu sein — „in den engen Bezirk einer klostermäßigen Schule", und wie er einmal die Jahre, die er in St. Afra in Meißen zugebracht, als „die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe", zurückgewünscht, so mochte er jetzt glauben, diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Nicht lange, wie wir wissen, ist die Enttäuschung ausgeblieben. Der von seinen Siegen ermüdete Herkules stützt sich wohl eine kurze Frist schläfrig auf seine Keule und dehnt die ermatteten Glieder, aber giebt es nicht noch Ungeheuer, die er zu bekämpfen, von denen er die Menschen zu befreien hat? Dem zweiundvierzigjährigen Manne, den wiederholt schon Kränklichkeit heimsucht, der sich Jahr aus Jahr ein in bunter Gesellschaft bewegt, diese Nacht am Spieltisch, jene im anregenden Gespräch mit guten Freunden, Glas auf Glas leerend, ausgenossen, stellt sich dies Leben und Treiben einmal von seiner Schattenseite dar, es zieht ihn aus dem Lärm in die Stille, von den Menschen zu den Büchern, die er immer geliebt, aber kann er diese Fröhlichkeit, dies Funkensprühen der Geister vergessen, dauernd der Gesellschaft entsagen — er, der nach Wirklichkeiten, nach

Weltkenntnis hungert, den es nach dem erfrischenden Quell persönlichen Verkehrs, der munteren Rede für und wider dürstet? Kein Wunder, daß ihm Wolfenbüttel bald als ein Gefängnis erschien, daß er nach Braunschweig und Hamburg zu den Freunden eilte, daß ihn die Last seines Amtes, so gering sie war, zu drücken anfing, daß er hier und dorthin nach andern Beschäftigungen ausschaute. Sein Geschick läßt ihn nicht zu der Ruhe und Behaglichkeit der Friedfertigen und darum auch in sich und mit sich zufriedenen Naturen kommen. Jeder kennt und fühlt ihm die Tragödie seiner Liebe und Ehe nach. Als er „es auch einmal so gut haben wollte, wie andere Menschen", entriß ihm der Tod den eben geborenen Sohn, die geliebte, nach langem Warten, nach schwerer Prüfung heimgeführte Frau, die ihm nur ein Jahr das Haus geschmückt und zum wahren Asyl gemacht hatte. Die sechs Briefe, die er vom 3. bis zum 14. Januar 1778 an Professor Eschenburg und seinen Bruder Karl geschrieben, sind von ihm teuer erkauft worden, aber welche Offenbarung seines Herzens sind sie auch für Alle, die sie lesen und jemals lesen werden, Thränen, die zu Perlen geworden. Sterne, hat man zu ihrem Ruhm gesagt, hätte sie schreiben können; aber der arme Yorik würde sie durch einen sentimentalen Zug in seiner Weise rührender und unaufrichtiger gemacht haben, ihre Unvergleichlichkeit besteht gerade in ihrer Schmerzgelassenheit; das Schicksal zermalmt das Herz dieses Mannes, aber zum Aufschrei der Verzweiflung vermag es ihn nicht zu bringen.

Und neben dem erschütternden Schlag die beständigen Geldsorgen. Zwölf Jahre lebt er ausschließlich von dem Ertrag seiner Schriftstellerei. Aus dem Dienste Tauenzien's scheidend, steht er wieder am Markt und sucht nach Arbeit. Alle Versuche seiner Freunde, ihm in Preußen eine Stellung an einer Schule, an der Bibliothek zu Berlin zu verschaffen,

scheitern und man kann, nach dem Ausgang der Dinge in Wolfenbüttel, es kaum bedauern; Lessing würde sich in keinem Amte auf die Dauer zufrieden gefühlt haben und im Dienste Friedrich's des Großen nun gar dürfte ihm das Geschick Voltaire's, nur noch in härterer Ahndung, nicht erspart worden sein. Das Unternehmen eines „Deutschen National-Theaters" lockt ihn nach Hamburg. Doch nicht genug, daß die Verhältnisse des Theaters sich nicht günstig gestalten, er selbst verliert bald die rechte Teilnahme an den theatralischen Dingen, die Stetigkeit, die auch hier allein zum Ziele und zur inneren Befriedigung führen kann. Endlich, über die vierzig Jahre hinaus, läuft er in den stillen und öden Hafen der Wolfenbütteler Bibliothek ein. Halbwegs doch wie auf einem Wrack. Mit Schulden überlastet. Denn seit er sich in Berlin, im Anfang der fünfziger Jahre, zu einer gewissen litterarischen Stellung aufgeschwungen und über die Notdurft des Lebens hinaus einen mäßigen Erwerb gefunden hat, nimmt auch seine Familie seine Hilfe in Anspruch. Einen seiner Brüder nach dem andern muß er unterstützen. Nach dem Tode seines Vaters erklärt er sich unaufgefordert bereit dessen Schulden zu bezahlen. Niemals, bei allen, oft ebenso unbilligen wie peinlichen Anforderungen, welche von den Geschwistern und den Eltern an ihn gestellt werden, runzelt er die Stirn; fest und bestimmt erklärt er sich für unfähig, guten Rat zu erteilen, aber seine Börse ist immer offen. Er ist in Geldsachen von einer königlichen Uneigennützigkeit. Aber freilich, er ist kein Wirt. Seine Gutthaten für Andere, seine Bücherliebhaberei, die ihn wiederholt große und kostbare Bibliotheken sammeln läßt, um sie nachher, im Drang der Not, unter ihrem Preise loszuschlagen, seine Lust am Spiel, seine geringe Ordnung verzehren seine Einnahmen schneller, als er sie erwirbt. Weder im Dienst des Generals Tauenzien noch in

seinem Amt zu Wolfenbüttel hat er über geringe Besoldung zu klagen gehabt; die Bedingungen, unter denen er als Dramaturg nach Hamburg geht, nennt er die vorteilhaftesten. Dennoch sehen wir ihn überall in Geldverlegenheiten. Erpreßt ihm diese Lage nun auch ein und ein anderes Mal einen Stoßseufzer, so drückt sie sein stolz und kühn erhobenes Haupt doch niemals nieder: „wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten,“ schreibt er dem Vater. Seinem Leben freilich raubte sie die Behaglichkeit und prägte demselben den Stempel des Ruh- und Rastlosen auf.

Auf der andern Seite konnte sich Lessing einzig unter diesem Unstern zu dem entwickeln, was er geworden. Von allen deutschen Dichtern ist er der erste, der statt in der Studierstube zu vegetieren, auf dem bewegten Markte des Lebens steht, die Arme regt und im Getümmel nicht untergeht, wie Christian Günther. Mögen doch die Kamenzer und die besorgte Mutter über seinen Umgang mit dem verrufenen Mylius und den noch übler beleumundeten Schauspielern schelten und klagen, er wird in dieser Gesellschaft so wenig wie später unter Friedrich's durch Sieg und Niederlage gleich verwilderten Soldaten und Offizieren sein besseres Teil verlieren. Er ist seiner selbst sicher und „in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Nicht sowohl nach dem Genuß, als nach der Erkenntnis des Lebens, nach Menschen und Dingen verlangt es ihn, nachdem er den jungen Kopf nur allzuvoll mit trockener Büchergelehrsamkeit angefüllt. Die Gottsched und Gellert, die Thomasius und Wolff haben ein enges Leben innerhalb der Universitätsschranken geführt. Wie bitter hat es Bodmer noch dem jungen Klopstock verdacht, daß er fröhlich mit den Fröhlichen war und eine lustige Vergnügungsfahrt auf dem Züricher See allen wissenschaftlichen Untersuchungen vorzog! Gleim in Halberstadt und die Dichter in Halle und

in der Umgegend kommen in ihrem Sein, wie in ihrem Dichten nicht über die Idylle hinaus. Lessing schöpft zuerst aus dem Born der Wirklichkeiten, er will nicht eigentlich das Wissen populär machen, sondern die Wissenschaft und die Dichtung durch das Reale erfrischen und neu beleben. Mit einer gewissen Notwendigkeit richtet sich daher sein Blick auf die Schaubühne. Von ihr geht weitaus die mächtigste Wirkung aus, ein Jahrhundert lang von den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bis in die vierziger des neunzehnten hat das Theater im Mittelpunkt des deutschen Lebens gestanden. Alle Stände nahmen in gleicher Weise Teil an ihm und an seiner Förderung. Die Gedanken, welche das Volk am tiefsten ergriffen, sind ihm von den Brettern herab verkündigt worden. Ein gutes Teil der Erziehung der Deutschen aus steifen und plumpen Formen zur Anmut und schönen Freiheit des Verkehrs wird dem Theater verdankt. Wie hätte Lessing, der schon auf der Schule Plautus und Terenz, halb aus dunklem Antrieb heraus, gelesen, sich einem solchen Einflusse entziehen können. Auch ihm wird das Theater, wie es sich vor und hinter den Coulissen darstellt, eine Welt. Aber mit seinem Scharfsinn erkennt er wie ihren Zauber, bald auch ihre Schwächen. Dem deutschen Theater fehlt die sichere Grundlage des Wirklichen, des Nationalen. Zwischen den rohen und veralteten Staatsaktionen, die keinem Geschmacke mehr genügen, und dem aus Frankreich herübergeholten regelmäßigen Tragödien und Komödien, für die dem deutschen Publikum das rechte Verständnis, die Gemeinsamkeit der Empfindung fehlt, schwankt es hin und her. Gleich die ersten Versuche Lessing's, seine Lustspiele „Der junge Gelehrte“, „Die Juden“ setzen hier ein: sie führen deutsche Zustände, deutsche Menschen, wenn man will, eine deutsche Frage auf die Bühne. Und Alles, was er dann

später, bei vertiefter Kenntnis, in gereifter Kraft über das Theater schreiben, was er dafür schaffen wird, sein Hinweis auf Shakspeare, sein Lob des Diderot'schen Familienschauspiels, seine „Minna von Barnhelm" wie sein „Nathan" verfolgen dies Ziel: das Theater mit Wirklichkeiten, nicht mit verblaßten Schablonen zu erfüllen, seine Bretter in Wahrheit zu einem Abbild der Welt und des Lebens zu machen.

Den Bann, unter dem unsere gesamte Litteratur, die wissenschaftliche wie die poetische, seit dem Tode Luther's gelegen, den Bann des Kleinlichen, Verkümmerten, Hausbackenen, den all' die kleinen Fürstenhöfe und die Fülle der Universitäten nicht zu heben vermochten, hat Lessing zuerst gebrochen. Die letzte Ursache dieses Bannes lag in dem Mangel einer großen, den Ton und Geschmack angebenden Hauptstadt. Hundert kleine, noch so wasserreiche Bäche, wenn sie wie in dem Deutschland des vergangenen und zum Teil noch des jetzigen Jahrhunderts nicht zusammen-, sondern auseinanderfließen, können den einen großen Strom, mag er noch so viel Sand und Schlamm mit sich führen, nicht ersetzen. Auch Lessing war nicht im stande, uns eine litterarische Hauptstadt zu geben, aber er war der erste, der zwischen dem Geist der öffentlichen Meinung großer Städte und der Litteratur vermittelte. Selbstverständlich hatte er in Berlin, in Hamburg Vorgänger gehabt, hatte er Mitstrebende und Mitkämpfer. In der Königsstadt lebte er, der Sachse, mit von dem preußischen Siegesbewußtsein, von dem Flügelschlag des Adlers; in der Hansestadt empfand er, der aus dem Binnenlande Stammende, den Hauch des Meeres und den großen Zug des Welthandels. Allein wie viel er auch durch solche Erweiterung seines Geistes, solche Bereicherung seiner Phantasie von diesen Städten empfing, reichlich hat er es bezahlt. Lessing hat Berlin und Hamburg in die Litteratur eingeführt,

von seiner Anwesenheit, seinem Wirken in ihren Mauern schreibt sich ihre litterarische Existenz her. Dauernder, tiefgehender ist in beiden Städten der Einfluß Anderer auf das geistige Leben, die wissenschaftliche Entwickelung und die Geschmacksbildung gewesen, aber einen größeren und volkstümlicheren Schriftsteller als ihn haben bis zum heutigen Tage weder Hamburg noch Berlin ihren Bürger genannt.

In dem Mittelpunkt des damaligen politischen deutschen Lebens, in Berlin, hat Lessing den Schulstaub von St. Afra völlig abgeschüttelt und den Übermut des Leipziger Studenten zur Kühnheit und Sicherheit des Mannes heraufgestimmt. Hier gerät er in die mannigfachsten Beziehungen zu Männern aus verschiedenen Berufsklassen, von verschiedener Bildung. Herzlichste Freundschaftsbande knüpfen sich hier. Etwas wie ein Stern aus dem Morgenlande geht ihm in Moses Mendelssohn auf, er streift an der Sonne Voltaire's einen Augenblick vorüber. Obgleich weder in seinem Verstande noch in seinem Gemüt ein Platz für die Politik, auch nur in ihrer allgemeinsten Form, ist, da ihm schon die Vaterlandsliebe wie eine heroische Schwachheit erscheint, dem gewaltigen Eindruck fridericianischer Siege, der strengen preußischen Zucht und Verwaltung kann er sich nicht entziehen. Unwillkürlich teilt sich ihm, aus der Luft möchte ich sagen, etwas von dem soldatischen Geiste mit, der in den Brandenburgern steckt. Wer einen Major Tellheim — und nach der Richtung des Soldatischen hin beinahe noch mehr, wer einen Wachtmeister Werner schildern konnte, der war nicht nur mit Soldaten umgegangen, hatte nicht nur mit ihnen gezecht, gespielt, im Lager bei Peile gelegen, der liebte sie auch und war gewissermaßen ihr Kamerad. Die geniale Schlachtordnung Friedrich's bei Leuthen, hat er sie nicht wiederholt in seiner Weise in seinem Anti-Goeze angewandt? Sind nicht

die Rezensionen der Dramaturgie über „Semiramis“, „Zaire“ „Rodogune“ in ihrer Schneidigkeit und ihrem heftigen Ansturm mit Seydlitz's Reiterangriff bei Roßbach zu vergleichen? So wenig bei den Schauspielern wie bei den Soldaten hat er darum Zeit und Mühe verloren.

Die Einkehr in die Stille Wolfenbüttel's, wo er ungestört seinen Gedanken nachhängen, Lieblingsvorstellungen pflegen und reifen lassen konnte, brachte ihm, wie sehr er auch darüber klagen und in manchen Stunden sogar darunter leiden mochte, den Ertrag seines arbeitsvollen, wanderungsreichen Lebens, den edelsten Wein im goldenen Becher. Auch hier steht ihm die Bühne lebhaft und lockend vor Augen. Welch' andere Beschäftigungen ihn abziehen, welch' heiße Kämpfe alle seine Kräfte in Anspruch nehmen: immer wieder wendet er den Blick nach ihr hin. Es ist eine Jugendliebe, die nicht rostet. Nach „Emilia Galotti“, nach „Nathan“ sinnt er neuen dramatischen Stoffen nach, er will nicht wieder nach Hamburg kommen, schreibt er an Elise Reimarus, ohne ein Stück für das dortige Theater im Sack. Er hat es in deutlichen Worten ausgesprochen, daß er den Zusammenhang seiner litterarischen und theologischen Streitigkeiten mit seiner Dichtung wohl erkennt, wenn er F. H. Jacobi seinen Nathan mit den Worten sendet: „Nathan ist ein Sohn meines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.“ Aber ist bei seinen anderen Dramen auch dieser Zusammenhang verborgener, da keins von ihnen so aus der Gelegenheit herausgedichtet worden ist, wie „Nathan“, so fehlt er darum nicht. Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan sind Befreiungsthaten, wie die Litteraturbriefe, die Hamburger Dramaturgie, der Anti-Goeze. Und mir ist, als hätte Lessing ein sicheres, wenn schon aus Bescheidenheit nie geäußertes Gefühl davon gehabt, daß er in diesen Werken auf der Bühne nicht mehr wie in

jenen Streitschriften nur als Kämpfer, sondern als Sieger über Gottsched, über den Tragiker Voltaire, über Goeze — über die hausbackene Prosa und die französische Unnatur auf dem deutschen Theater, wie über den Fanatismus der Religionen triumphierend in und für alle Zukunft dastehen würde.

Die Halbwahrheit in allem Wissen und Lernen zu bekämpfen, hat Herder, der als jüngerer Zeitgenosse in ganz anderer Weise von diesem Streite berührt wurde, als wir, Lessing's Amt und Beruf genannt. Unnatur, Breitspurigkeit, Schwulst herrschten in Lessing's Jugend auf allen Gebieten der Litteratur und der Wissenschaft. Gottsched's Bemühungen, mit dem Hanswurst die Zote und das Unflätige von der Bühne zu verbannen, die deutsche Sprache zu reinigen und die Poesie dem französischen Formelzwang zu unterwerfen, hatten aus der Unnatur des Wilden und Übertriebenen zu der Natürlichkeit des Platten und Ärmlichen geführt. Aus der Schrankenlosigkeit ward die Dichtung in die Enge gewiesen, die Rohheit sollte der Steifheit des Zeremoniells den Platz räumen. Eine Wandlung, die einen warm und lebhaft empfindenden Jüngling wie Lessing nicht befriedigen konnte. Sein eingeborener Sinn für das Maßvolle und die Symmetrie widerstrebte eben so sehr der Zügellosigkeit, wie sein Freiheitsgefühl der Tyrannei. Niemals zog er die künstliche Regelmäßigkeit der natürlichen Ungezwungenheit vor. Und eben so lebhaft wie in Klopstock das Gefühl für das Rührende und Erhabene, ist in Lessing die Liebe für das Einfache, für die schlichte Schönheit und Grazie. Von den Dichtern seiner Jugendzeit schätzte er Hagedorn am höchsten. Der Gegensatz, in dem er sich zu den Ansichten und der Kunstweise Gottsched's befindet, ist ihm vom Beginn seiner litterarischen Laufbahn an klar, der Kluft, die ihn von dem Odenschwunge und der seraphischen Süße und Weichlichkeit Klopstock's trennt,

wird er sich erst allmählig im Verlaufe seiner Entwickelung bewußt.

Mit einem Schlage, ein Jüngling, ein Alexander der Dichtkunst, erreicht Klopstock den Gipfel des Parnasses, der ihm bestimmt war. Weder an Ursprünglichkeit der Erfindung, noch an Gedankentiefe und Wohllaut kommen seine späteren Arbeiten den ersten vier Büchern des „Messias“, den ersten Oden gleich. Weit hinter der allgemeinen Erwartung und vielleicht auch in der eigenen Schätzung des Dichters ist die Fortsetzung seines Heldengedichts hinter dem Anfang zurückgeblieben; wie viel des Schönen und Erhabenen ihm auch noch später in der Form der Ode gelungen ist, den Duft der ersten haben die anderen nicht mehr. Die Verse, die zuerst von Klopstock's Leier tönten, waren seine vollendetsten, nur einmal ist dem Lenz die Rose von Pästum geglückt. Der Genius Lessing's hat keinen so kühnen ersten Flug genommen, dafür sind seine Schwingen nicht vor der Zeit ermattet. Mit langsamen, aber festen Schritten nähert er sich seinem Ziele. Seine Lieder und Epigramme, seine ersten Komödien und Fabeln besitzen nicht einen Strahl von dem Sonnenfeuer Klopstock'scher Poesie, sie erscheinen wie zierliche Feuerwerke des Witzes. Darf ich einen psychologischen Grund dafür anführen? Wie bewegt auch Lessing's Jugend gewesen, die Liebe, die Frau hat keine Rolle darin gespielt. Wer könnte dagegen aus Klopstock's Jugend die Frauen streichen oder aus dem „Messias“ die Engel! Wohl lassen schon die Erstlingswerke Lessing's die Eigenschaften und das Wesen ihres Urhebers erkennen, aber sie zeigen zugleich, wie sehr noch alles in der Knospe steckt. Dies Talent, dieser Charakter ist durchaus männlicher Art, es fehlt ihnen die Überschwänglichkeit, das Zärtliche und Schwärmerische des Jünglings. Der gereifte Mann verwarf mit bitteren Worten Goethe's „Werther“,

schon der junge Nachahmer Martial's würde darüber gespottet haben. Das erste Werk, die Briefe die neueste Litteratur betreffend, das uns in bestimmten, scharf gezeichneten Zügen, die sich in ihrem allgemeinen Ausdruck und Umriß nicht mehr geändert, nur im Einzelnen feiner ausgebildet und zuletzt ihre Strenge zur Milde verklärt haben, das Bild Lessing's zeigt, ist darum auch das Werk eines Mannes; wie der Laokoon, die Hamburger Dramaturgie, die Antiquarischen Briefe und der Anti-Goeze ist es polemischer Natur. Nicht der Apollo, der den Musen zum Reigentanz aufspielt, der zürnende Gott, der hier den Marsyas schindet, dort den pythischen Drachen erlegt, ist das Sinnbild Lessing's.

Nicht nur sein Forschungstrieb, der Drang nach Wahrheit und die Spürkraft seines Geistes fanden in diesen Kämpfen ihre Befriedigung, auch sein litterarisches Talent, die Eigenart seiner Darstellung kamen hier zu ihrer vollkommensten Geltung. Die Form, in die er alle Gegenstände faßt, ist die dramatische. Stets hat er einen sichtbaren oder unsichtbaren Gegner oder Vertrauten neben sich, mit dem er streitet, dessen Einwände er widerlegt, von dem er Belehrung annimmt, den er bald witzig unterbricht, bald leidenschaftlich anruft. Selbst wenn er eine Frage für sich allein zu erörtern beginnt, zunächst ohne Rücksicht auf die Erklärungen und Ansichten Anderer, gerät er gleich nach den ersten Sätzen in den dramatisch bewegten Monolog. Wie der tragische Held macht er den Leser zum Zuhörer seiner Erwägungen, seiner Zweifel, seiner Meinungen. Hätten wir zu seiner Zeit ein ausgebildetes Theaterwesen gehabt, wie die Engländer in Shakspeare's, die Franzosen in Molière's Tagen es hatten, so würde Lessing's gesamte Thätigkeit sich der Bühne zugewandt haben. Wie Molière seine Gegner, würde er seine Gottsched's und Lange's, seinen Klotz, seinen Goeze und Semmler auf den

Brettern dem Gelächter des Publikums preisgegeben haben. Dabei ist es nicht allein die sprachliche Form und Wendung, die Lessing vom Drama borgt. Jedes Drama ist die Verhandlung eines Prozesses und unter dem Bilde einer solchen Verhandlung, bei dem der Leser das Amt des Schöffen übernimmt, stellt sich Lessing sowohl die Erörterung über die Fragmente seines Ungenannten, wie die über die Grenzen der Dichtkunst und der Malerei vor. Dadurch erhält das, was bei den anderen Schriftstellern trockene Auseinandersetzung, steife Beweismethode nach Art einer geometrischen Demonstration, ein Parademarsch von Begriffen und Erklärungen, von Prämissen und Schlüssen gewesen war, ein überraschendes Leben. Dieser Pulsschlag des Herzens, der Leidenschaft macht Lessing's Streitschriften auch noch heute, abgesehen von ihrem Inhalte und dem Persönlichen darin, gerade wie die kleinen Schriften Voltaire's, zu der anregendsten und fesselndsten Lektüre. Die unvergleichliche Kunst, die doch wieder nur der Ausfluß der genialischen Natur ist, läßt uns vergessen, daß auf dieser Seite um Wahrheiten gestritten wird, die jetzt Niemand mehr bezweifelt, und auf jener Ansichten als unwiderlegbar hingestellt werden, deren Irrtümlichkeit längst erwiesen worden ist.

Damals aber galt es, die Wahrheit aus dem Brunnen der Finsternis zu ziehen. Unter der Nachahmung der Franzosen hier, der noch nicht überwundenen Rohheit dort, war der reine Quell des Schönen und Natürlichen verschüttet. Shakspeare's Herrlichkeiten waren noch so gut wie unbekannt, Milton galt für einen ungeheuerlichen Phantasten. Trotz aller Bemühungen Gottsched's und seiner Gattin, der deutschen Komödie den anmutigen Tanzschritt der französischen beizubringen, war sie eine Dorfmagd geblieben, die nur um so plumper erschien, je eifriger sie ihrer Lehrmeisterin nachahmte. Aber nicht nur die Erkenntnis des wahrhaft Schönen,

auch ein lebendiger Inhalt fehlte der deutschen Dichtung. Sie erging sich im Wesenlosen und stellte Schatten dar. Die Dichter besangen Trinkgelage, die sie nie mitgemacht, und feierten Daphne und Chloe, die sie nie gesehen. Pedanten und Pastoren ließen ihr Herz von gemalten Liebesflammen erglühen. Diese Wolke von Nebel, Staub und Dunst hat Lessing's Wort wie ein Blitzstrahl zerrissen. „Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange zur Wahrheit und Natur zurückgeführt“: noch besser als auf Goethe passen diese Verse Schiller's auf Lessing. Er wies uns auf die Alten und Shakspeare als auf die Vorbilder des Echten und Schönen hin; indem er die Grenzen der Dichtung zog, befreite er sie von dem Schwulst und der Übertreibung und vertiefte ihr Wesen; er stellte die seit der Reformation zerrissene Verbindung zwischen der Wirklichkeit und der Poesie, zwischen dem Leben der Gegenwart und der Bühne wieder her, indem er unmittelbar aus der Zeit und seiner Umgebung ergriffene Stoffe und Ideen in seinen Fabeln wie in seinen Dramen gestaltete. In diesem Sinne ist er, wie Kuno Fischer ihn nennt, der Reformator unserer Dichtung geworden.

Was kann es da seinem Ruhm verschlagen, ob Nicolai ihn zuerst mit Shakspeare bekannt gemacht? Ob er von Mylius diesen Gedanken, von Weiße jenen dramatischen Stoff geborgt? Ob er seine Philosophie von Moses Mendelssohn gelernt? Welcher Genius hat je anders gehandelt, als daß er Alles, was ihm nützlich sein konnte, an sich riß? Molière nimmt sein Gut, wo er es findet. Und Shakspeare erst und sichtbarlich vor Lessing's Augen Voltaire! Der Tadel, den die Feinde aus diesen Entlehnungen oder Beraubungen, wie sie es nun schelten mögen, bald gegen den Charakter, bald gegen das Talent Lessing's ziehen, erscheint mir gerade so thöricht und nichtig wie der andere, aus dem man seine Un-

zulänglichkeit als Kunstkritiker hat beweisen wollen, daß nämlich viele seiner Ansichten irrtümlich und aus einer mangelhaften Betrachtung des Gegenstandes entsprungen seien. Als ob sich Lessing jemals für einen Unfehlbaren gehalten! Und wenn er noch zehnmal mehr geirrt hätte, als er geirrt, er würde uns nichtsdestoweniger mit der Fackel voranleuchten, die Wahrheit zu finden.

Der Ursachen zu Lessing's Irrtümern und Schwächen sind drei: die geringe Kenntnis des ganzen achtzehnten Jahrhunderts von der Wirklichkeit des Altertums und seiner Kunst; der Mangel an tieferem historischen Sinn, den er mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen teilte, und der Mangel an Empfindung für die musikalische Schönheit, nicht nur in der Musik, sondern auch in der Dichtkunst und in der Malerei; die Hitze des leidenschaftlich geführten Kampfes, die ihn zuweilen zu paradoxen Behauptungen hinriß. Man erwäge nur, daß Winckelmann, der sich unvergleichlich besser auf die Kunst verstand als Lessing, Raphael Mengs mindestens so hoch schätzte wie Raphael und die wunderlichsten Vorstellungen von der Kunst der Alten hatte. Bei Lessing's Verurteilung der französischen Tragödie erhebt jetzt Jeder den Einwand, daß die Trauerspiele von Corneille und Racine eben so national sind, eben so aus der Seele des französischen Volkes hervorgegangen, wie die des Sophokles und Euripides aus der Volksstimmung und dem Volkscharakter der Hellenen. Aber wie hätte er darauf verfallen können, da selbst Voltaire diesen Zusammenhang zwischen dem Hofe Ludwig's XIV. und Racine's, zwischen Corneille's Dramen und Richelieu's Herrschaft und den Bürgerkriegen der Fronde nicht gemerkt? Wie hätte er die Werke der Poesie, einer jeden Kunst auf ihren nationalen, ihren zeitlichen Ursprung hin würdigen und sie daraus erklären sollen, da er das Kunstwerk, abgezogen von

aller Zeitlichkeit, auf seinen Begriff hin prüfen will? In dieser Einseitigkeit liegt sein Irrtum wie seine Bedeutung. Seine bloß? Nein, die des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Der erste Schritt zur Aufklärung der Menschen, zur Findung der Wahrheit mußte die Gegenüberstellung des Begriffes und der Erscheinung der Dinge sein; an diesem Maßstabe des Begriffes mußte das Wirkliche gemessen werden. Je mehr etwas dem Begriffe entsprach, um so wahrer erschien es Allen. Unsere erweiterte Kenntnis der hellenischen Skulptur, deren Reichtum und Mannigfaltigkeit Lessing nicht einmal zu ahnen vermochte, hat unsern Begriff von dieser Kunst gegenüber Lessing's und Winckelmann's Vorstellungen wesentlich geändert, aber beide haben in Deutschland zuerst diesen Begriff formuliert. Über Lessing's Erklärung der Aristotelischen Poetik hinsichtlich der Tragödie mögen die Philologen streiten; Andere mögen sogar bezweifeln, ob Furcht oder Mitleid und die Reinigung der Leidenschaften bei dem Anschauen und Genuß eines Shakspeare'schen, eines Schiller'schen Trauerspiels in der Seele der Zuschauer mitsprechen, ob der Genuß an tragischen Schauspielen sich nicht viel mehr einzig auf den Vers des Lucrez zurückführen läßt: schön ist's vom sicheren Strande aus Andere im Kampf mit dem empörten Meere zu sehen — hat er uns darum nicht die großen, sicheren Umrißlinien des Trauerspiels, des bürgerlichen Schauspiels und des Lustspiels gegeben?

Allen seinen Fehden wohnt ein ethisches Element bei. Seine Gegner greifen nicht nur seine Ansichten, sondern seine persönliche Ehrenhaftigkeit, seine Stellung, die Ursachen seiner Handlungsweise an. Wie darüber sein Zorn wächst und sein Wort zu spitzen Pfeilen schärft, die jeden Schild, auch den eherner Gemeinheit, durchdringen, so treibt ihn die Leidenschaft auf der anderen Seite oft genug über das Ziel hinaus.

Juvenal's Ingrimm über die Sittenlosigkeit Roms ergoß sich nicht nur in bitteren Versen, die wirklichen Zustände schildernd, er stieg auch zu den schwungvollsten, glühendsten, aber ebenso gewiß abenteuerlichsten Hyperbeln auf. Niemals ist er indessen ergreifender und mächtiger, mehr ein Dichter, als wenn er den Eindruck malt, den Tiberius' Brief aus Capri auf die versammelten Senatoren macht, wenn er das goldene Standbild des Sejanus zerbricht und den geschändeten Leichnam des noch am Tage vorher beinahe allmächtigen Mannes nach den Seufzerstufen schleppt, wenn er die Kaiserin der Welt Messalina an die Soldaten und die Lastträger Roms verkauft. So auch Lessing. Er hat nie einen heftigeren, sich immer weiter von dem ursprünglichen Gegenstand der Kontroverse entfernenden, nie einen erregteren Streit geführt, als den gegen den Hauptpastor Goeze, und nie ist er mehr Lessing gewesen, als in diesem Streit. Die Litteraturbriefe, der Laokoon, die Dramaturgie sind jetzt nur noch Schriften für die Litteraten und die Litteraturfreunde. Jedes unmittelbare Interesse haben sie verloren. Ihre Wahrheit ist Gemeingut geworden, zu tausend kleinen Münzen sind die Gold- und Silberbarren Lessing's ausgeprägt worden. Das Skizzenhafte und Fragmentarische, das ihnen anhaftet, ihre Schlußlosigkeit raubt ihnen für die Mehrzahl der Leser den Reiz des Kunstwerks, der in der harmonischen Ausrundung liegt. Anders die Parabel, die Axiomata, die eilf Anti-Goeze, denen sich die nötige Antwort auf eine sehr unnötige Antwort und die Erziehung des Menschengeschlechts anschließen. Wie vor hundert Jahren steht noch heute dieser Streit auf der deutschen Tagesordnung. Noch immer, nach Reimarus und David Strauß wird um die Bedeutung der Bibel, der Evangelien gefochten. Mit dem Hauptpastor Goeze werden noch heute die überwiegende Mehrzahl der Theologen die Bibel als den Grund-

und Eckstein der christlichen Religion anerkennen und wie er über die Insulaner Lessing's den Kopf schütteln, die ohne Bibel Christen sein sollten. Was Lessing verteidigt, ist wieder, wie in seinen ästhetischen Abhandlungen, der Begriff des Christentums, die Substanz der Lehre: liebet euch unter einander. Kein Wunder, daß dem gegenüber der Pastor auf die Dogmen der Religion, auf ihre Erscheinungsform bestand. Und wenn es in Lessing's Nachlasse zu Nathan heißt: „Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen. Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre daß es nicht erst von gestern her unter allerley Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben" — wie hätte sich darüber ein orthodoxer lutherischer Theologe nicht aufbäumen, nicht versuchen sollen, gegen den Stachel zu löcken? Wir aber, die wir die Früchte des Kampfes genießen — noch nicht die vollkommene, doch die unvergleichlich größere Duldung, die jetzt der Mensch dem Menschen in Sachen des Glaubens billig zugesteht; wir, die wir Dank unserm Führer das Dunkel der Nacht durchschritten und der Dämmerung eines neuen Morgens, des dritten Weltzeitalters und einer reineren, frohen Botschaft entgegenharren; wir sollten den Mann nicht segnen, der diesen Kampf geführt, der als Siegesbeute daraus „Nathan" davongetragen, zum Beweise, daß er von allen Söhnen seines Vaters den echten Ring besessen? Weil er schwache Seelen kränkt und beunruhigt? Will man dem „Anti-Goeze" gerecht werden, so muß man diese Schrift mit

den Aufsätzen, Briefen, Gesprächen, Harlekinaden, Possen, Geschichten, selbst den Dramen und Herausforderungen in Prosa und Versen vergleichen, in denen Voltaire die geoffenbarte Religion und ihre Diener angreift. Im Grunde wird das Glaubensbekenntnis Voltaire's nicht allzuweit von dem Lessing's entfernt gewesen sein. Aber wie durchaus verschieden ist ihre Stellung zur Religion, der Zweck und die Art ihres Kampfes. An die Vielgestaltigkeit, die Wandlungsfähigkeit, den chamäleontischen Farbenwechsel des alten Proteus wird Niemand bei Lessing denken. Dafür ein Ernst, eine innere Ergriffenheit, ein Einsetzen des ganzen Menschen, von dem wieder bei Voltaire, auch dem ernsthaften und zornigen, auch dem Dichter des „Mahomet", keine Spur zu finden ist. Voltaire's Zweck ist die Vernichtung, die Unterminierung der Kirche; wenn es nach ihm gegangen wäre, würde er den St. Petersdom und die unsichtbare Kirche zugleich in die Luft gesprengt haben. Nichts widerspricht schärfer den Absichten Lessing's. Mag es dahin gestellt bleiben, ob er in der That durch die Veröffentlichung der Fragmente des Ungenannten nur ihre Widerlegung herbeiführen wollte — gewiß ist, daß er selbst im Innersten von den Fragmenten bewegt wurde und zur Reinigung des Tempels, nicht zu seinem Sturze ihren verborgenen Quell aufspringen ließ. Während ein heiliger Eifer Lessing erfüllt und die strenge Beredtsamkeit der Kirchenväter, nur selten von einem satirischen Scherz, wie im achten Brief, unterbrochen, in seiner Darstellung vorherrscht, der Gegenstand immer als ein würdiger und bedeutungsvoller betrachtet wird, gefällt sich Voltaire umgekehrt in der Verhöhnung der ihm verhaßten Religion. Und diese Verspottung ist die ärgste und boshafteste, wenn er sich als den unterwürfigen Sohn der Kirche aufspielt. Dann gleicht sein Gelächter einem verzehrenden Feuer, das mit der Abscheulichkeit

des Fanatismus auch das Ehrwürdige der Frömmigkeit verschlingt. An seinen Zeitgenossen muß man den Menschen messen. Da wird man in diesem Falle die Größe, die Tiefe Lessing's in der bedeutungsvollsten Frage des Jahrhunderts der Aufklärung gewahr werden und in dem angeblichen Verächter des Christentums den beredtesten Verteidiger der Religion verehren lernen. Auf das écrasez l'infame! Voltaire's antwortet Lessing, auf eine Kirche über allen Kirchen zeigend: Tretet ein; denn auch hier walten die Götter. Und ein Mann, der so gelebt und so gestritten, sollte keine Feinde haben? Unversöhnliche Feinde im Leben und im Tode, Verkleinerer, Verleumder, Verächter nach dem Tode? Ihn sollten in einer Stunde der Gefahr gar manche seiner Jünger, die bisher bei seinem Namen geschworen, nicht verleugnen? Schade, wenn es anders wäre! Wenn je zwischen dem Lichtbringer und den Dunkelmännern auch nur ein Waffenstillstand eintreten könnte! Wenn je ein Hauptpastor Goeze Lessing's Namen ohne ein leise oder laut gerufenes Anathema ausspräche und am Scheidewege sich nicht die wahren Anhänger von den falschen Freunden trennten! Je mehr Feinde, jemehr Ehr'!

Noch so wild, noch so heiser mag das Gekrächz der Raben sein — an einem Orte haben sie den Gesang des Schwans nicht überschreien können. Von der Bühne herab klingt die milde Weisheit Nathan's, die Geschichte von den drei Ringen trostreich allen entgegen. Keine Kritik hat es vermocht, in hundert Jahren Lessing von den Brettern zu vertreiben. Hier ist seine eigentliche Heimat, hier hat er unzerstörbare Wurzeln geschlagen. Immer aufs neue erhebt, erfreut er die wechselnden Geschlechter der Menschen. Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise sind so jung wie am Tage ihres ersten Erscheinens vor den erstaunten Augen, vor dem gerührten Herzen unseres Volkes. Bis auf die

letzte Erinnerung müßte der Ruhm Friedrich's aus unserer Geschichte ausgetilgt sein, Mannhaftigkeit, Großmut, Mut und Ehrlichkeit müßten die Seelen der Männer, hingebende Treue und liebenswürdige Anmut das Herz der Mädchen verlassen haben, wenn Minna von Barnhelm nicht mehr ein lautes, ein nachhaltiges Echo im Theatersaale fände. Wer kann Emilia Galotti sehen, ohne den Haß der Freiheit gegen die Allgewalt des Fürsten und die Niederträchtigkeit seiner Diener zu empfinden? Wem — und wäre er auch der Patriarch von Jerusalem — rührte sich nicht ganz heimlich das Gewissen, wenn Nathan ihn und alle, die vor ihm gewesen und nach ihm sein werden, vor den Stuhl des weiseren Richters lädt? Im Sinne und Wesen der Aufklärung liegt es, auch in der Kunst das Moralische zu betonen, während wir vor allem das Schöne in ihr suchen. Diese Schönheit ist uns auf unserer Bühne zuerst in den Lessing'schen Schauspielen aufgegangen. Schon Miß Sara Sampson ist von einer Reinheit und Vollendung der Sprache, von einem so rührenden und lebenswahren Inhalt, daß kein Werk, das ihr vorangegangen, das mit ihr zugleich entstanden, auch nur entfernt eine Vergleichung mit ihr aushält. Die heitere Anmut, die kriegerische Frische Minna's von Barnhelm; die tragische Größe Emilia's; der lichte Glorienschimmer um Nathan werden immer auch im Reich des Kunstschönen vorbildlich bleiben. Nicht in dem Sinne sind sie vollendet, daß sie nicht diesen oder jenen Mangel hätten, der Beurteiler nicht nach seinem Charakter und Geschmack Minna individueller, den Schluß des Nathan heroischer, den Tod Emiliens noch tiefer in ihrer Seelenstimmung gegenüber dem Prinzen begründet wünschte, wohl aber in dem, daß sie die Kunstform des Drama's in ihren drei Gattungen rein, voll und harmonisch zum Ausdruck bringen. In glücklichster Weise ver-

schmelzen sie die Regelmäßigkeit des französischen mit der Fülle und dem Gestaltenreichtum des Shakspeare'schen Drama's. Unvergeßliche Figuren stellen sie hin, komische, ernste, tragische. Obgleich im Grunde die drei Dichtungen Familienschauspiele sind, lassen sie den historischen Hintergrund, auf dem sie sich abspielen, in eigentümlichster Beleuchtung hervortreten: den siebenjährigen Krieg und das Königtum Friedrich's; das Kleinfürstentum des achtzehnten Jahrhunderts; das Zeitalter der Kreuzzüge. Von daher borgen sie die charakteristischen Züge, die tiefen Farben, die starken Lichter und Schatten, ohne die ein dramatisches Kunstwerk nicht bestehen kann. In all' ihren Gestalten, nach dem modernen Worte, realistisch, erheben sie sich durch ihre Handlung und ihren Inhalt in das Reich des Idealen.

Hundert Jahre sind am heutigen Tage seit Lessing's Tode verflossen. Aber ist er uns in Wahrheit gestorben? Ist seines Wirkens und Schaffens Inhalt ganz in die allgemeine Bildungsatmosphäre, in das Allgemeinleben unsers Volkes übergegangen? Wie viel fehlt daran! Wie unerreichbar steht sein Ideal der Menschlichkeit noch vor uns! In allem Wandel der Zeiten, in dem ungeheuren Wechsel der politischen Dinge ist er noch immer der Lehrer der Brüderlichkeit, der Kämpfer für die Erforschung der Wahrheit geblieben. Reiche sind seitdem gegründet und gestürzt worden, Revolutionen mit gewaltigem Schalle vorübergebraust — das Dreigestirn seiner Dramen glänzt heiter und still, leuchtend und wärmend, nach wie vor am Himmel der Kunst. Vergeblich ist es, mit Geschrei und Gebell, mit Steinwürfen oder priesterlichen Zaubersprüchen die Sterne auslöschen zu wollen. Selbst denen, welche die Hand vorhalten, um sie nicht zu sehen, schimmern ihre Strahlen; und wenn sie heute noch nicht jedes Dunkel erhellen, nicht jede Finsternis verscheuchen können, sollte es sie bekümmern? Wissen sie doch, daß die Ewigkeit ihnen gehört.

Brettern dem Gelächter des Publikums preisgegeben haben. Dabei ist es nicht allein die sprachliche Form und Wendung, die Lessing vom Drama borgt. Jedes Drama ist die Verhandlung eines Prozesses und unter dem Bilde einer solchen Verhandlung, bei dem der Leser das Amt des Schöffen übernimmt, stellt sich Lessing sowohl die Erörterung über die Fragmente seines Ungenannten, wie die über die Grenzen der Dichtkunst und der Malerei vor. Dadurch erhält das, was bei den anderen Schriftstellern trockene Auseinandersetzung, steife Beweismethode nach Art einer geometrischen Demonstration, ein Parademarsch von Begriffen und Erklärungen, von Prämissen und Schlüssen gewesen war, ein überraschendes Leben. Dieser Pulsschlag des Herzens, der Leidenschaft macht Lessing's Streitschriften auch noch heute, abgesehen von ihrem Inhalte und dem Persönlichen darin, gerade wie die kleinen Schriften Voltaire's, zu der anregendsten und fesselndsten Lektüre. Die unvergleichliche Kunst, die doch wieder nur der Ausfluß der genialischen Natur ist, läßt uns vergessen, daß auf dieser Seite um Wahrheiten gestritten wird, die jetzt Niemand mehr bezweifelt, und auf jener Ansichten als unwiderlegbar hingestellt werden, deren Irrtümlichkeit längst erwiesen worden ist.

Damals aber galt es, die Wahrheit aus dem Brunnen der Finsternis zu ziehen. Unter der Nachahmung der Franzosen hier, der noch nicht überwundenen Rohheit dort, war der reine Quell des Schönen und Natürlichen verschüttet. Shakspeare's Herrlichkeiten waren noch so gut wie unbekannt, Milton galt für einen ungeheuerlichen Phantasten. Trotz aller Bemühungen Gottsched's und seiner Gattin, der deutschen Komödie den anmutigen Tanzschritt der französischen beizubringen, war sie eine Dorfmagd geblieben, die nur um so plumper erschien, je eifriger sie ihrer Lehrmeisterin nachahmte. Aber nicht nur die Erkenntnis des wahrhaft Schönen,

auch ein lebendiger Inhalt fehlte der deutschen Dichtung. Sie erging sich im Wesenlosen und stellte Schatten dar. Die Dichter besangen Trinkgelage, die sie nie mitgemacht, und feierten Daphne und Chloe, die sie nie gesehen. Pedanten und Pastoren ließen ihr Herz von gemalten Liebesflammen erglühen. Diese Wolke von Nebel, Staub und Dunst hat Lessing's Wort wie ein Blitzstrahl zerrissen. „Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange zur Wahrheit und Natur zurückgeführt": noch besser als auf Goethe passen diese Verse Schiller's auf Lessing. Er wies uns auf die Alten und Shakspeare als auf die Vorbilder des Echten und Schönen hin; indem er die Grenzen der Dichtung zog, befreite er sie von dem Schwulst und der Übertreibung und vertiefte ihr Wesen; er stellte die seit der Reformation zerrissene Verbindung zwischen der Wirklichkeit und der Poesie, zwischen dem Leben der Gegenwart und der Bühne wieder her, indem er unmittelbar aus der Zeit und seiner Umgebung ergriffene Stoffe und Ideen in seinen Fabeln wie in seinen Dramen gestaltete. In diesem Sinne ist er, wie Kuno Fischer ihn nennt, der Reformator unserer Dichtung geworden.

Was kann es da seinem Ruhm verschlagen, ob Nicolai ihn zuerst mit Shakspeare bekannt gemacht? Ob er von Mylius diesen Gedanken, von Weiße jenen dramatischen Stoff geborgt? Ob er seine Philosophie von Moses Mendelssohn gelernt? Welcher Genius hat je anders gehandelt, als daß er Alles, was ihm nützlich sein konnte, an sich riß? Molière nimmt sein Gut, wo er es findet. Und Shakspeare erst und sichtbarlich vor Lessing's Augen Voltaire! Der Tadel, den die Feinde aus diesen Entlehnungen oder Beraubungen, wie sie es nun schelten mögen, bald gegen den Charakter, bald gegen das Talent Lessing's ziehen, erscheint mir gerade so thöricht und nichtig wie der andere, aus dem man seine Un-

zulänglichkeit als Kunstkritiker hat beweisen wollen, daß nämlich viele seiner Ansichten irrtümlich und aus einer mangelhaften Betrachtung des Gegenstandes entsprungen seien. Als ob sich Lessing jemals für einen Unfehlbaren gehalten! Und wenn er noch zehnmal mehr geirrt hätte, als er geirrt, er würde uns nichtsdestoweniger mit der Fackel voranleuchten, die Wahrheit zu finden.

Der Ursachen zu Lessing's Irrtümern und Schwächen sind drei: die geringe Kenntnis des ganzen achtzehnten Jahrhunderts von der Wirklichkeit des Altertums und seiner Kunst; der Mangel an tieferem historischen Sinn, den er mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen teilte, und der Mangel an Empfindung für die musikalische Schönheit, nicht nur in der Musik, sondern auch in der Dichtkunst und in der Malerei; die Hitze des leidenschaftlich geführten Kampfes, die ihn zuweilen zu paradoxen Behauptungen hinriß. Man erwäge nur, daß Winckelmann, der sich unvergleichlich besser auf die Kunst verstand als Lessing, Raphael Mengs mindestens so hoch schätzte wie Raphael und die wunderlichsten Vorstellungen von der Kunst der Alten hatte. Bei Lessing's Verurteilung der französischen Tragödie erhebt jetzt Jeder den Einwand, daß die Trauerspiele von Corneille und Racine eben so national sind, eben so aus der Seele des französischen Volkes hervorgegangen, wie die des Sophokles und Euripides aus der Volksstimmung und dem Volkscharakter der Hellenen. Aber wie hätte er darauf verfallen können, da selbst Voltaire diesen Zusammenhang zwischen dem Hofe Ludwig's XIV. und Racine's, zwischen Corneille's Dramen und Richelieu's Herrschaft und den Bürgerkriegen der Fronde nicht gemerkt? Wie hätte er die Werke der Poesie, einer jeden Kunst auf ihren nationalen, ihren zeitlichen Ursprung hin würdigen und sie daraus erklären sollen, da er das Kunstwerk, abgezogen von

aller Zeitlichkeit, auf seinen Begriff hin prüfen will? In dieser Einseitigkeit liegt sein Irrtum wie seine Bedeutung. Seine bloß? Nein, die des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Der erste Schritt zur Aufklärung der Menschen, zur Findung der Wahrheit mußte die Gegenüberstellung des Begriffes und der Erscheinung der Dinge sein; an diesem Maßstabe des Begriffes mußte das Wirkliche gemessen werden. Je mehr etwas dem Begriffe entsprach, um so wahrer erschien es Allen. Unsere erweiterte Kenntnis der hellenischen Skulptur, deren Reichtum und Mannigfaltigkeit Lessing nicht einmal zu ahnen vermochte, hat unsern Begriff von dieser Kunst gegenüber Lessing's und Winckelmann's Vorstellungen wesentlich geändert, aber beide haben in Deutschland zuerst diesen Begriff formuliert. Über Lessing's Erklärung der Aristotelischen Poetik hinsichtlich der Tragödie mögen die Philologen streiten; Andere mögen sogar bezweifeln, ob Furcht oder Mitleid und die Reinigung der Leidenschaften bei dem Anschauen und Genuß eines Shakspeare'schen, eines Schiller'schen Trauerspiels in der Seele der Zuschauer mitsprechen, ob der Genuß an tragischen Schauspielen sich nicht viel mehr einzig auf den Vers des Lucrez zurückführen läßt: schön ist's vom sicheren Strande aus Andere im Kampf mit dem empörten Meere zu sehen — hat er uns darum nicht die großen, sicheren Umrißlinien des Trauerspiels, des bürgerlichen Schauspiels und des Lustspiels gegeben?

Allen seinen Fehden wohnt ein ethisches Element bei. Seine Gegner greifen nicht nur seine Ansichten, sondern seine persönliche Ehrenhaftigkeit, seine Stellung, die Ursachen seiner Handlungsweise an. Wie darüber sein Zorn wächst und sein Wort zu spitzen Pfeilen schärft, die jeden Schild, auch den eherner Gemeinheit, durchdringen, so treibt ihn die Leidenschaft auf der anderen Seite oft genug über das Ziel hinaus.

Juvenal's Ingrimm über die Sittenlosigkeit Roms ergoß sich nicht nur in bitteren Versen, die wirklichen Zustände schildernd, er stieg auch zu den schwungvollsten, glühendsten, aber ebenso gewiß abenteuerlichsten Hyperbeln auf. Niemals ist er indessen ergreifender und mächtiger, mehr ein Dichter, als wenn er den Eindruck malt, den Tiberius' Brief aus Capri auf die versammelten Senatoren macht, wenn er das goldene Standbild des Sejanus zerbricht und den geschändeten Leichnam des noch am Tage vorher beinahe allmächtigen Mannes nach den Seufzerstufen schleppt, wenn er die Kaiserin der Welt Messalina an die Soldaten und die Lastträger Roms verkauft. So auch Lessing. Er hat nie einen heftigeren, sich immer weiter von dem ursprünglichen Gegenstand der Kontroverse entfernenden, nie einen erregteren Streit geführt, als den gegen den Hauptpastor Goeze, und nie ist er mehr Lessing gewesen, als in diesem Streit. Die Litteraturbriefe, der Laokoon, die Dramaturgie sind jetzt nur noch Schriften für die Litteraten und die Litteraturfreunde. Jedes unmittelbare Interesse haben sie verloren. Ihre Wahrheit ist Gemeingut geworden, zu tausend kleinen Münzen sind die Gold- und Silberbarren Lessing's ausgeprägt worden. Das Skizzenhafte und Fragmentarische, das ihnen anhaftet, ihre Schlußlosigkeit raubt ihnen für die Mehrzahl der Leser den Reiz des Kunstwerks, der in der harmonischen Ausrundung liegt. Anders die Parabel, die Axiomata, die eilf Anti-Goeze, denen sich die nötige Antwort auf eine sehr unnötige Antwort und die Erziehung des Menschengeschlechts anschließen. Wie vor hundert Jahren steht noch heute dieser Streit auf der deutschen Tagesordnung. Noch immer, nach Reimarus und David Strauß wird um die Bedeutung der Bibel, der Evangelien gefochten. Mit dem Hauptpastor Goeze werden noch heute die überwiegende Mehrzahl der Theologen die Bibel als den Grund-

und Eckstein der christlichen Religion anerkennen und wie er über die Insulaner Lessing's den Kopf schütteln, die ohne Bibel Christen sein sollten. Was Lessing verteidigt, ist wieder, wie in seinen ästhetischen Abhandlungen, der Begriff des Christentums, die Substanz der Lehre: liebet euch unter einander. Kein Wunder, daß dem gegenüber der Pastor auf die Dogmen der Religion, auf ihre Erscheinungsform bestand. Und wenn es in Lessing's Nachlasse zu Nathan heißt: „Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen. Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre daß es nicht erst von gestern her unter allerley Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben" — wie hätte sich darüber ein orthodoxer lutherischer Theologe nicht aufbäumen, nicht versuchen sollen, gegen den Stachel zu löcken? Wir aber, die wir die Früchte des Kampfes genießen — noch nicht die vollkommene, doch die unvergleichlich größere Duldung, die jetzt der Mensch dem Menschen in Sachen des Glaubens billig zugesteht; wir, die wir Dank unserm Führer das Dunkel der Nacht durchschritten und der Dämmerung eines neuen Morgens, des dritten Weltzeitalters und einer reineren, frohen Botschaft entgegenharren; wir sollten den Mann nicht segnen, der diesen Kampf geführt, der als Siegesbeute daraus „Nathan" davongetragen, zum Beweise, daß er von allen Söhnen seines Vaters den echten Ring besessen? Weil er schwache Seelen kränkt und beunruhigt? Will man dem „Anti-Goeze" gerecht werden, so muß man diese Schrift mit

den Aufsätzen, Briefen, Gesprächen, Harlekinaden, Possen, Geschichten, selbst den Dramen und Herausforderungen in Prosa und Versen vergleichen, in denen Voltaire die geoffenbarte Religion und ihre Diener angreift. Im Grunde wird das Glaubensbekenntnis Voltaire's nicht allzuweit von dem Lessing's entfernt gewesen sein. Aber wie durchaus verschieden ist ihre Stellung zur Religion, der Zweck und die Art ihres Kampfes. An die Vielgestaltigkeit, die Wandlungsfähigkeit, den chamäleontischen Farbenwechsel des alten Proteus wird Niemand bei Lessing denken. Dafür ein Ernst, eine innere Ergriffenheit, ein Einsetzen des ganzen Menschen, von dem wieder bei Voltaire, auch dem ernsthaften und zornigen, auch dem Dichter des „Mahomet", keine Spur zu finden ist. Voltaire's Zweck ist die Vernichtung, die Unterminierung der Kirche; wenn es nach ihm gegangen wäre, würde er den St. Petersdom und die unsichtbare Kirche zugleich in die Luft gesprengt haben. Nichts widerspricht schärfer den Absichten Lessing's. Mag es dahin gestellt bleiben, ob er in der That durch die Veröffentlichung der Fragmente des Ungenannten nur ihre Widerlegung herbeiführen wollte — gewiß ist, daß er selbst im Innersten von den Fragmenten bewegt wurde und zur Reinigung des Tempels, nicht zu seinem Sturze ihren verborgenen Quell aufspringen ließ. Während ein heiliger Eifer Lessing erfüllt und die strenge Beredtsamkeit der Kirchenväter, nur selten von einem satirischen Scherz, wie im achten Brief, unterbrochen, in seiner Darstellung vorherrscht, der Gegenstand immer als ein würdiger und bedeutungsvoller betrachtet wird, gefällt sich Voltaire umgekehrt in der Verhöhnung der ihm verhaßten Religion. Und diese Verspottung ist die ärgste und boshafteste, wenn er sich als den unterwürfigen Sohn der Kirche aufspielt. Dann gleicht sein Gelächter einem verzehrenden Feuer, das mit der Abscheulichkeit

des Fanatismus auch das Ehrwürdige der Frömmigkeit verschlingt. An seinen Zeitgenossen muß man den Menschen messen. Da wird man in diesem Falle die Größe, die Tiefe Lessing's in der bedeutungsvollsten Frage des Jahrhunderts der Aufklärung gewahr werden und in dem angeblichen Verächter des Christentums den beredtesten Verteidiger der Religion verehren lernen. Auf das écrasez l'infame! Voltaire's antwortet Lessing, auf eine Kirche über allen Kirchen zeigend: Tretet ein; denn auch hier walten die Götter. Und ein Mann, der so gelebt und so gestritten, sollte keine Feinde haben? Unversöhnliche Feinde im Leben und im Tode, Verkleinerer, Verleumder, Verächter nach dem Tode? Ihn sollten in einer Stunde der Gefahr gar manche seiner Jünger, die bisher bei seinem Namen geschworen, nicht verleugnen? Schade, wenn es anders wäre! Wenn je zwischen dem Lichtbringer und den Dunkelmännern auch nur ein Waffenstillstand eintreten könnte! Wenn je ein Hauptpastor Goeze Lessing's Namen ohne ein leise oder laut gerufenes Anathema ausspräche und am Scheidewege sich nicht die wahren Anhänger von den falschen Freunden trennten! Je mehr Feinde, jemehr Ehr'!

Noch so wild, noch so heiser mag das Gekrächz der Raben sein — an einem Orte haben sie den Gesang des Schwans nicht überschreien können. Von der Bühne herab klingt die milde Weisheit Nathan's, die Geschichte von den drei Ringen troststreich allen entgegen. Keine Kritik hat es vermocht, in hundert Jahren Lessing von den Brettern zu vertreiben. Hier ist seine eigentliche Heimat, hier hat er unzerstörbare Wurzeln geschlagen. Immer aufs neue erhebt, erfreut er die wechselnden Geschlechter der Menschen. Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise sind so jung wie am Tage ihres ersten Erscheinens vor den erstaunten Augen, vor dem gerührten Herzen unseres Volkes. Bis auf die

letzte Erinnerung müßte der Ruhm Friedrich's aus unserer Geschichte ausgetilgt sein, Mannhaftigkeit, Großmut, Mut und Ehrlichkeit müßten die Seelen der Männer, hingebende Treue und liebenswürdige Anmut das Herz der Mädchen verlassen haben, wenn Minna von Barnhelm nicht mehr ein lautes, ein nachhaltiges Echo im Theatersaale fände. Wer kann Emilia Galotti sehen, ohne den Haß der Freiheit gegen die Allgewalt des Fürsten und die Niederträchtigkeit seiner Diener zu empfinden? Wem — und wäre er auch der Patriarch von Jerusalem — rührte sich nicht ganz heimlich das Gewissen, wenn Nathan ihn und alle, die vor ihm gewesen und nach ihm sein werden, vor den Stuhl des weiseren Richters lädt? Im Sinne und Wesen der Aufklärung liegt es, auch in der Kunst das Moralische zu betonen, während wir vor allem das Schöne in ihr suchen. Diese Schönheit ist uns auf unserer Bühne zuerst in den Lessing'schen Schauspielen aufgegangen. Schon Miß Sara Sampson ist von einer Reinheit und Vollendung der Sprache, von einem so rührenden und lebenswahren Inhalt, daß kein Werk, das ihr vorangegangen, das mit ihr zugleich entstanden, auch nur entfernt eine Vergleichung mit ihr aushält. Die heitere Anmut, die kriegerische Frische Minna's von Barnhelm; die tragische Größe Emilia's; der lichte Glorienschimmer um Nathan werden immer auch im Reich des Kunstschönen vorbildlich bleiben. Nicht in dem Sinne sind sie vollendet, daß sie nicht diesen oder jenen Mangel hätten, der Beurteiler nicht nach seinem Charakter und Geschmack Minna individueller, den Schluß des Nathan heroischer, den Tod Emiliens noch tiefer in ihrer Seelenstimmung gegenüber dem Prinzen begründet wünschte, wohl aber in dem, daß sie die Kunstform des Drama's in ihren drei Gattungen rein, voll und harmonisch zum Ausdruck bringen. In glücklichster Weise ver-

schmelzen sie die Regelmäßigkeit des französischen mit der Fülle und dem Gestaltenreichtum des Shakspeare'schen Drama's. Unvergeßliche Figuren stellen sie hin, komische, ernste, tragische. Obgleich im Grunde die drei Dichtungen Familienschauspiele sind, lassen sie den historischen Hintergrund, auf dem sie sich abspielen, in eigentümlichster Beleuchtung hervortreten: den siebenjährigen Krieg und das Königtum Friedrich's; das Kleinfürstentum des achtzehnten Jahrhunderts; das Zeitalter der Kreuzzüge. Von daher borgen sie die charakteristischen Züge, die tiefen Farben, die starken Lichter und Schatten, ohne die ein dramatisches Kunstwerk nicht bestehen kann. In all' ihren Gestalten, nach dem modernen Worte, realistisch, erheben sie sich durch ihre Handlung und ihren Inhalt in das Reich des Idealen.

Hundert Jahre sind am heutigen Tage seit Lessing's Tode verflossen. Aber ist er uns in Wahrheit gestorben? Ist seines Wirkens und Schaffens Inhalt ganz in die allgemeine Bildungsatmosphäre, in das Allgemeinleben unsers Volkes übergegangen? Wie viel fehlt daran! Wie unerreichbar steht sein Ideal der Menschlichkeit noch vor uns! In allem Wandel der Zeiten, in dem ungeheuren Wechsel der politischen Dinge ist er noch immer der Lehrer der Brüderlichkeit, der Kämpfer für die Erforschung der Wahrheit geblieben. Reiche sind seitdem gegründet und gestürzt worden, Revolutionen mit gewaltigem Schalle vorübergebraust — das Dreigestirn seiner Dramen glänzt heiter und still, leuchtend und wärmend, nach wie vor am Himmel der Kunst. Vergeblich ist es, mit Geschrei und Gebell, mit Steinwürfen oder priesterlichen Zaubersprüchen die Sterne auslöschen zu wollen. Selbst denen, welche die Hand vorhalten, um sie nicht zu sehen, schimmern ihre Strahlen; und wenn sie heute noch nicht jedes Dunkel erhellen, nicht jede Finsternis verscheuchen können, sollte es sie bekümmern? Wissen sie doch, daß die Ewigkeit ihnen gehört.

Die naturalistische Romandichtung.

Mai 1885.

In der Religion wie in der Ästhetik giebt es unüberwindliche Dogmen. Obgleich die einen der Vernunft, die andern den Thatsachen widerstreiten, werden sie hartnäckig festgehalten und mit Leidenschaft verteidigt. Manche Lehrer der Ästhetik sind nicht minder verblendet und unbarmherzig gegen die ästhetischen Ketzer, als die Inquisitoren gegen die religiösen. Trotz aller Beweise des Gegenteils erscheint das Dogma von der reinen, den Tendenzen einer bestimmten Zeit unzugänglichen Kunst, von der Kunst um der Kunst willen unausrottbar. Immer wieder wird es zur Bekämpfung und zur Verdammung gewisser Schöpfungen der modernen Litteratur hervorgeholt; ja die völlige Nichtigkeit der ganzen modernen Dichtung kann von diesem Dogma aus mit Leichtigkeit dargethan werden. Denn mühelos vermag man in den Werken seiner Zeitgenossen Tagesfragen, Parteirichtungen, politische, religiöse, soziale Tendenzen zu entdecken, deren Spuren in Tasso und Shakspeare oder gar in Horaz und Lucian nachzuweisen, bedeutend schwieriger ist, davon ganz abgesehen, daß die Dichtungen der Vergangenheit, eben weil wir sie aus einem andern Vorstellungskreise und einer andern Gesellschaft heraus beurteilen, vieldeutig sind und alle mehr oder weniger etwas Problematisches haben. Mit den zeitgenössischen Dichtern

dagegen atmen wir dieselbe Luft, sehen unter demselben Gesichtswinkel, hören mit demselben Ohr, empfinden mit demselben Herzen. Was sie schaffen, wird in irgend einer Beziehung zu unseren Erfahrungen und Meinungen, zu unserer Umgebung stehen, ihre Welt kann keine andere als die unsrige sein, sie können dem Vorwurf Tendenzdichter zu sein und der Tagesmode zu huldigen — oder wie die beliebten Anklagen nun heißen mögen, nicht entgehen. Die Frage, welche „tendenzlosen" Stoffe denn die Dichtung in der Gegenwart ergreifen sollte, hüten sich die Herren wohl aufzuwerfen. Wer seine Zeit nicht zu bewegen wußte, der wird die Zukunft sicher nicht mit sich fortreißen.

So stark und mit jedem Jahre ausschließlicher beherrscht die soziale Frage — die Frage nach der Zweckmäßigkeit und der Möglichkeit einer Umgestaltung der Gesellschaft — die Köpfe und die Herzen, verschlingt sich so innig mit der Politik und der Religion, zersetzt die Sitten, Formen und Gewohnheiten des Lebens so unaufhaltsam, daß die Dichtung, die auf die Gestaltung dieser Probleme, der Menschen, die sie erheben, der Massen, die sie zu wilder Leidenschaft bewegen, der Kämpfe, die sie hervorrufen, feige verzichten wollte, ihren Bankrutt erklären würde. Auch die veränderte Behandlung, welche die Darstellung der sozialen Gegensätze, des Elends in den großen Städten und in den Fabrikdistrikten, der Schlachten des Lebens gegenüber den früher angewandten Formen und Farben erfahren hat, wird vielfach von den Vorurteilslosen als ein Fortschritt, als eine Einkehr in die Wirklichkeit begrüßt werden. Die Meinung freilich, daß erst mit dem Schauspiel des zweiten Kaiserreichs die Halbwelt und der Ehebruch, mit dem naturalistischen Roman die Arbeiterklassen und die unteren Volksschichten in der Litteratur eine Rolle zu spielen angefangen hätten, ist eine durchaus

irrtümliche. Balzac's Halbwelt kann es getrost mit der Halbwelt von Augier, Sardou und Dumas zusammen aufnehmen, in Boz' Romanen, in Sue's „Geheimnissen von Paris" füllen die Armen, die Arbeiterinnen, das Gesindel einen breiten Raum. Wenn George Sand in ihrer Erzählung„ Le compagnon du tour de France", Karl Gutzkow in den „Rittern vom Geist", Victor Hugo in den „Misérables" die soziale Frage, die Figuren, die sie zu den Vertretern, den Helden und Märtyrern derselben machen, allzusehr in das Idealistische und die Fabel ihrer Romane aus der Alltäglichkeit in die Phantastik erhoben haben, so gilt dieser Einwand des Unwahren und des Romantischen nicht wider Balzac's und Boz' Schilderungen. Haben aber auch die Schriftsteller der letzten zehn Jahre keineswegs, wie sie sich in ihren kritischen und apologetischen Abhandlungen berühmen, die Poesie erneuert, ihren Horizont erweitert, Menschen und Verhältnisse, die früher von dem Bezirk der Musen ausgeschlossen waren, in denselben eintreten lassen, so haben sie doch der Darstellung und Auffassung der sozialen Gegensätze eine Richtung und Wendung gegeben, die ihnen für immer den Ruhm der Originalgenies sichert, wie verhängnisvoll sie auch für die Kunst selber zu werden droht.

In den dreißiger und vierziger Jahren war die soziale Frage ein Studium der Gelehrten, der Menschenfreunde, der Schwärmer; kühn in der Theorie, wunderbar und abenteuerlich in dem Aufbau ihrer Luftschlösser, in der Welt der Thatsachen dagegen auf die bescheidensten Versuche sich beschränkend, gehörte sie fast ausschließlich der Romantik an. Was in der Wirklichkeit zur Verbesserung der arbeitenden Klassen geschah, kam über die Vereinsthätigkeit der Reichen und Gebildeten, über wohlthätige Anstalten und Unterstützungskassen nicht hinaus. Von einer einschneidenden Gesetzgebung

zu Gunsten der Arbeiter war noch keine Rede, die Wünsche des Proletariats, wenn sie von einer beredten Stimme und einer unerbittlichen Dialektik, wie sie Proudhon besaß, ausgesprochen wurden, irrten weit über das Mögliche in's Blaue hinein. Der Fabrikarbeiter und die Blumenmacherin waren für die Dichtkunst „interessante", beinahe exotische Gegenstände, für die Leser wie für die Dichter lebten sie in einer besonderen Welt. Erst mit der Februarrevolution und der Junischlacht im Jahre 1848 ist der „vierte Stand" auf die Bühne der Welt getreten. Seitdem hat sich sein Verhältnis zur Politik wie zur Dichtung von Grund aus verändert. Wie die Staatsmänner und die Gesetzgeber müssen die Dichter fortan in sein Wesen, Denken und Trachten einzudringen, seine Bedürfnisse und seine Lage, seine Gewohnheiten, Tugenden und Laster, seine Sprache kennen zu lernen suchen. Der Sinn und Drang der Zeit nach der Wahrheit der Natur verbindet sich in diesen Forschungen, für den Politiker mit der Sorge für das Wohl des Staats, für den Erzähler mit dem Zweck seiner Kunst. Will er einen Ausschnitt der Welt im vollendeten Abbild vor uns hinstellen, darf er sich nicht mehr mit den allgemeinen Umrissen, mit dem Schatten der Dinge begnügen. Je mehr sich seine Leser willig oder widerwillig mit den sozialistischen Problemen, mit Arbeiterversammlungen und Strikes, mit sozialdemokratischen Wahlen und den Berichten der Fabrikinspektoren beschäftigen, desto vertrauter muß er selbst mit diesen Dingen und Verhältnissen sein. Mechanik, Statistik und Polizei haben das romantische Land, wenn wir es nicht in das Mittelalter und in die Zeit der Pharaonen verlegen, so eingeschränkt, daß ein Roman, ein Drama, welche gegenwärtiges, unmittelbares Leben schildern wollen, nicht mehr in ihm spielen können. Das Paradies der Kinder, in dem sich noch so viele unsere Erzählungen

bewegen, verleiht unserer Litteratur, wenn man sie als Gesamtheit betrachtet, gegenüber der französischen, russischen und norwegischen etwas Fades und Scheinheiliges, Süßlichkeit und Greisenhaftigkeit ineinander gemischt. Hat die Dichtung — und für die zweite Hälfte des Jahrhunderts geht sie ohne Bruch in die Prosa-Erzählung und das Drama auf, die Lyrik ist nur noch ein Ornament und eine Arabeske — die Verpflichtung, der Zeit den Spiegel vorzuhalten und den ganzen Menschen zu ergreifen, soll ihr nichts Menschliches fremd sein, so darf sie, in der großen Krise der Gesellschaft und der Kultur, die wir durchmachen, nicht vor der naturalistischen Darstellung des Proletariats zurückschrecken. Welche Gefahren auch für die erzählende Kunst in der breiten Schilderung einer bestimmten Handwerkerarbeit, einer Fabrik, eines Bergwerks, in der Wiederholung derselben schmerzlichen oder widerwärtigen Szenen aus dem Alltagsleben der Armen liegen mögen: der Grundsatz, von dem diese Beschreibungen, diese Alfreskomalereien der Not und der Arbeit, des Lasters und des Schmutzes ausgehen, ist unanfechtbar. Haben Walter Scott's Zeitgenossen seine Schilderungen von Klöstern und Burgen, Waffen und Gewändern der alten Zeit, von Turnieren und Raubzügen bewundert und sich an seinen Beschreibungen des schottischen Hochlandes und des alten Edinburgh nicht satt lesen können, warum sollten wir, denen die exakten Wissenschaften, das Kunstgewerbe, die Handfertigkeit so wichtig und wert geworden sind, weniger Gefallen an der Darstellung eines Walzwerks, an medizinischen Abhandlungen über allerlei Krankheiten finden? Der Einwand, daß der Trödel und die Reste der Vergangenheit poetischer seien, als die Werke der modernen Technik; daß die Beschreibung einer Landschaft tiefer und ergreifender auf das Gemüt des Lesers wirke, als die einer Ziegelbrennerei, hat nur eine relative Bedeutung,

denn er gründet sich ausschließlich auf die Empfindung des Geschmacks, nicht auf ein Urteil der Vernunft.

Je tiefer wir in den Zusammenhang der Dinge eindringen, desto deutlicher erkennen wir den Menschen als ein Produkt der Verhältnisse. Ihn in der Mitte und Umgebung, in der er durch Geburt, Erziehung und Geschick steht, zu erfassen und darzustellen, heißt allein ihn den Andern begreiflich und, je nach seinen Handlungen, beklagens- oder verehrungswürdig machen. Die moderne Physiologie zwingt den Dichter wie zu dem Studium des Menschen im anatomisch-realistischen Sinne, so auch zu dem Studium seiner Arbeit, des Kreises, in dem er sich bewegt, der Krankheiten, der Verführungen, der Laster, denen er in demselben ausgesetzt ist. Die Schilderung gewaltiger Leidenschaften in einigen starken, erschütternden Zügen ist nicht das, was wir von unsern Schriftstellern fordern: das Werden, Wachsen, Reifen dieser Leidenschaften, einer wilden Begierde, eines unbezähmbaren Hasses wollen wir sehen. „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand, ich liebte sie um ihres Mitleids willen“: damit dürfte kein moderner Erzähler sich begnügen, um Desdemona's und Othello's Ehe seinen Lesern glaubhaft zu machen. Eine ganz andere Detailschilderung würden wir von ihm verlangen, eine Zergliederung ihres Herzens, eine Beschreibung des einsamen Hauses, in dem Desdemona ohne Mutter aufwächst, eine eingehende Charakteristik ihres sorglosen Vaters — was weiß ich! Leidenschaften, Fehler, gewisse moralische wie körperliche Vorzüge und Schwächen vererben sich; wie die Natur, drückt auch die Arbeit dem Menschen unverwischbare Spuren auf. Der Städter denkt, sinnt und trachtet anders als der Landmann; der Beamte in einem Bureau anders als der Arbeiter in einer Weberei; die Vorstellungen eines Arztes und die eines Theologen bewegen

sich nach entgegengesetzten Polen. Und das Alles nicht aus der Willkür, aus dem Belieben oder aus dem Temperament des Einzelnen, sondern aus der Notwendigkeit, aus den Einflüssen der Geburt, den Wirkungen der Umgebung und der Beschäftigung. Die Schilderung der äußeren Existenz eines Menschen nimmt darum mit Recht in einem Roman, der die Welt darstellen will, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte oder sein könnte, fast die ganze Breite des Raumes ein.

Aber es ist klar, daß ein Auge, welches sich in die Betrachtung der Tiefe und Ferne einer Landschaft versenkt, über den Vordergrund hinwegsieht; daß ein Maler, der Luft, Licht, Wälder und Felsen, binsenumstandene Seen oder die Meeresküste darzustellen liebt, den Menschen zur Staffage herabsetzt. Diese Klippe vermag der naturalistische Roman nicht zu umschiffen. Ich kenne keinen, nicht einmal Flaubert's „Madame Bovary", in dem das leichte Fahrzeug der Fabel nicht auf diesem Riffe festsäße. Die Beschreibung der Umgebung des Helden oder der Heldin auf der einen, die Sezierung ihres Herzens und ihres Gehirns auf der anderen Seite ersticken die schnelle dramatische Bewegung der Handlung. Ja noch mehr, der geübte, auf den Farbenreichtum seiner Palette stolze Schilderer vergißt ganz, daß er Stillleben malt, statt uns Vorfälle zu erzählen. Der geschickte Anatom zerlegt sein Objekt mit Meisterschaft, ohne zu merken, daß er längst nicht mehr seinen Helden, sondern einen phantastischen Versuchsmenschen aus einem physiologischen Lehrbuche unter dem Seziermesser hat. Dies innerste Wesen des naturalistischen Romans erhält in den Erzählungen, welche sich ausschließlich mit den Zuständen der Arbeiterbevölkerung beschäftigen, noch einen stärkeren Stich in das Analytische oder Technologische. Bald will der Schriftsteller den Beginn, die Fortschritte, den entsetzlichen Ausgang des

Säuferwahnsinns, bald die Arbeit, das Elend, die Gefahren der Bergleute in einem Kohlenbergwerk darstellen. Darüber wird ihm sein Studium zur Hauptsache. In die Umständlichkeit und Genauigkeit seiner Beschreibungen setzt er seinen Stolz. Von Flaubert wurde erzählt, er habe siebenzig Bände über Ackerbau und Agrikultur-Chemie durchblättert und ausgezogen, um ebensoviele Zeilen in „Bouvard und Pécuchet“ zu schreiben. Nicht, daß er eine Geschichte erfinden, Vorfälle verwickeln, eine Idee in dem Gemälde, das er von einem bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit entwirft, in menschlich wahren Figuren durchführen kann, macht nunmehr den Dichter, sondern die Kenntnis seines Gegenstandes: eine Kenntnis, die er in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nur aus zweiter Hand hat. Denn er ist ja kein Bergmann, kein Dachdecker, kein Arzt, der in einem öffentlichen Hospital die am delirium tremens Leidenden behandelt, er lernt die Sprache und Ausdrucksweise der Arbeiter nicht aus ihrem eigenen Munde, nicht in ihren Schenken und Werkstätten: er holt seine Wissenschaft und Kenntnis, wie jeder andere Gelehrte, aus Büchern und vereinzelten Beobachtungen. Seine Phantasie dankt zu Gunsten des Experiments, der Analyse, der Technologie ab. Es ist für die Richtung bezeichnend, daß Zola seinen Roman den Roman expérimental nennt. Jener Teil der deutschen Kritik, der sich in einen Fanatismus für Zola und seine Ansichten hineingeschwärmt hat, kann nicht tadelnde Worte genug finden, dem historischen Roman seine Gelehrsamkeit, seine antiquarischen Schrullen, seine verrosteten Helme und seine Butzenscheiben vorzuwerfen! Mit heiliger Entrüstung wird von dem Einfall der Altertumswissenschaft in das Gebiet der Dichtkunst geredet. Jeder Fanatismus ist blind: die Herren übersehen völlig, daß ihr Meister in „Germinal“ ein Dutzend Bücher über Kohlenbergwerke und

Grubenunglücke, in „Au Bonheur des Dames“ drei oder vier Bücher über die großen Magazine in Paris auszieht: daß bei ihm die Medizin und die Technologie denselben Raubeinfall in das Land der Poesie vollführen, wie die Ägyptologie bei Ebers, die Theologie und die Kunstwissenschaft bei Taylor; daß der Leser, der ein Werk wie „Germinal“ wirklich verstehen will, beständig ein technologisches Lexikon zur Hand nehmen muß, um diesen Schilderungen im Einzelnen folgen zu können. Oder setzt vielleicht Daudet's „Sappho“, wenn man sich nicht blos mit dem Dunstbilde einer Pariser Modellschönheit begnügen will, nicht eine Kenntnis gewisser physiologischer Dinge voraus, der man sich in guter Gesellschaft nicht rühmen darf und deren Verständnis der Mehrzahl der Leserinnen vollkommen unbegreiflich bleibt?

Der Zug der Zeit nach dem Realen begünstigt diesen Sieg der Wissenschaft über die Dichtung wie bei den Schriftstellern so bei den Lesern. Dagegen ist mit Worten nichts einzuwenden: der Wind weht eben gewaltig aus dieser Richtung und ich bezweifle, daß er schon das Ende seiner Bahn erreicht hat, um ebenso mächtig in die entgegengesetzte Richtung umzuschlagen. Wohl aber muß auf das unvermeidliche Ziel dieser Bewegung hingewiesen werden: die Vernichtung der Dichtung. Ob die Poesie die höhere Wahrheit des Lebens oder die Falschmünzerei der Wirklichkeit sei; ob sie nach der ethischen Seite hin veredelt oder verderblich wirke, bleibe dahingestellt: in jedem Falle ist sie etwas anderes als der Polizeibericht, als die Statistik des Elends, der Strikes und der Unglücksfälle, als die photographische Abbildung der Natur. Wenn sie nichts anderes geben könnte, als diese, wäre sie überflüssig. Jede photographische Aufnahme der Zerstörungen, welche eine Wassersflut angerichtet hat, ist genauer und anschaulicher, als die Schilderung, welche der

Naturalist Zola davon zu entwerfen vermöchte; der aktenmäßige Bericht über das schreckliche Unglück im Camphausenschacht wird noch einmal so tief erschüttern und rühren, als jedes „naturalistisch" geschilderte Bergwerksunglück mit erdichteten Figuren und erdichteten Nebenumständen. Um zu wirken, muß der Dichter dem Naturereignis ein menschliches Interesse hinzufügen: nicht die Feuersbrunst, die er als Feuerwehrmann beschreibt, der Held oder die Heldin, die dabei untergehen, gewähren dem Leser das tragische Schauspiel. Nicht die arme Romantik, gegen die geeifert wird, die Poesie wird aus dem naturalistischen Roman vertrieben, je mehr der Mensch vor den Dingen und die Handlung vor der Beschreibung zurückweicht. Der Mensch, der einzige Gegenstand, den die Dichtung haben kann, denn selbst die Naturdichtung, die Spruchweisheit und die religiöse Poesie gehen einzig von ihm aus und münden in ihn, wird unter die Maschine herabgesetzt, in dem sozialistischen Roman sind die Arbeiter eben nichts als das Futter der Maschinen, der Bergwerke, der Magazine. Diese werden bald als Ungeheuer mit tausend Fangarmen, bald als Moloch mit feurigem, verzehrendem Atem geschildert, die Menschen sind ihr Fraß. Wunderlich mischt sich in der Beschreibung dieser neuen furchtbaren Götzen die modernste Sprache der Mechanik und der Technik mit den Bildern aus der Offenbarung des Johannes, der realistische Tick mit der mystischen Glut eines Priesters; der Eingeweihte und der Ingenieur wechseln miteinander ab. Kein kleinstes Rad, kein stählerner Bügel, keine Spiralfeder, kein Treibriem der Maschine wird dem Leser geschenkt, aber zugleich wird diesem Werk des menschlichen Scharfsinns und der menschlichen Hand eine Art Seele gegeben: ein Dämon wohnt darin. Die Poesie, die früher den Menschen verherrlichte, vergöttert jetzt die Maschine oder die Markthalle. Die Menschen haben

nur noch ein pathologisches Interesse für den sozialistischen Roman: wie sie von der Maschine und der Fabrik gefaßt ausgesogen, zermalmt, verzehrt werden, erzählt er. Hat er dies mit vollendeter Genauigkeit, Sachkenntnis und Objektivität gethan, ist sein „Experiment“ gelungen.

Eine bloße Aufzählung der Laster und Krankheiten, an welchen die arbeitenden Klassen leiden und zu Grunde gehen; auf die Geschichte eines verlorenen Mädchens die eines Säufers; auf die Mordthat, die ein verkommener Student an zwei alten Frauen verübt, ein Massenunglück in einem Bergwerk; nach einer Beschreibung der Lokomotive die Analyse eines Ehebruchs im Keller — auch wir, die so laut nach der nackten Wahrheit des Lebens verlangen, würden den Dunst und Modergeruch, der aus diesen Erzählungen aufsteigt, nicht ertragen, die Eintönigkeit in der Wiederholung desselben Motivs — die Ausbeutung der Armen durch die Maschine und das Kapital, Elend und Laster als Ursache und Wirkung — nicht auf die Dauer aushalten, wenn nicht die Philosophie diese breiten Bettelsuppen würzte.

Was der Weltschmerz für die Dichtungen Lord Byron's, Heine's, Leopardi's, Alfred de Musset's; was das Gefühl, unverstanden zu sein, für so viele Frauengestalten der Sand und Balzac's war, das ist für den naturalistischen Roman der Franzosen und der Russen der Pessimismus: ohne diesen beseelenden Hauch könnte er nicht bestehen. Die Anschauung — oder besser die Stimmung, daß diese Welt von allen möglichen Welten die erbärmlichste und die einzige Rettung aus der Verstrickung und dem Schmerz des Daseins die Allvernichtung sei, hat der neuesten Entwickelung der Weltlitteratur Inhalt, Geist und Zusammenhang gegeben. Der Pessimismus verbindet Gogol, Turgenjew, Dostojewskij mit Flaubert, Daudet, Zola, mit Ibsen und Kielland, mit Verga und

Galdos. Das Widerwärtige, Häßliche, Peinliche und Empörende des Erzählten und Geschilderten soll einzig zum Beweise der These dienen, auch diese Dichter schauen die Welt im Spiegel des Ewigen. Sie rühmen sich nicht allein der Wahrheit und Zweifellosigkeit der menschlichen Thatsachen, die sie vorführen, sondern auch des ethischen Zweckes, den sie damit verfolgen. Indem sie alle Illusionen zerstören und das Elend und den Jammer auf dem Grund aller Verhältnisse und aller Existenzen zeigen, lehren sie in dem Tod den Erlöser begrüßen. In dem Weltschmerz steckte trotz seines titanischen Ansturms gegen den Himmel eine starke Ader Sentimentalität, hinzugehen wie das Abendrot — „und so im uferlosen All versinkt mein Geist und süß ist mir's in diesem Meer zu scheitern" — war immer sein Wunsch. Anders der Pessimismus. Die buddhistische Ergebung in das Unvermeidliche, die Sehnsucht nach Nirvana, in der er sich bei seinem ersten bewußten Propheten in Europa, in Schopenhauer, erschöpfte, hätte nicht das Ferment des naturalistischen Romans werden können, erst in der Anwendung der pessimistischen Doktrin auf die Wirklichkeiten, auf den Staat und die Kirche, die Ehe und die Familie, die Gesellschaft und das Eigentum, in der Prüfung all' dieser Einrichtungen vom pessimistischen Standpunkt aus, wurde die neue Philosophie zu einer revolutionären Kraft. Zwischen der Leidenschaft der Nihilisten, dem Utopien der Sozialisten, zwischen Anarchie, Aufhebung jeglichen Eigentums und dem Pessimismus giebt es ein lebendiges Band. Dieser Sturmhauch, aus pessimistischer Stimmung und sozialistischer Schwärmerei geboren, durchweht stärker oder schwächer, schwermütiger oder verzehrender die modernste Romandichtung. Ohne die soziale Frage würde ihr die reale Grundlage, ohne die Modephilosophie der Schwung fehlen. In dem Sumpf der Alltäglichkeit, in dem Brodem

der Branntweinschenken müßte sie ersticken, wenn sie sich nicht auf den Flügeln des Pessimismus darüber emporschwänge, wie Milton's Satan mit den Riesenfittichen, die ganze Legionen hätten bedecken können, die Finsternis und den Dunst des Chaos durchbricht. Wurzelte sie aber auf der andern Seite nicht in diesem Elend, das wir kennen oder doch schaudernd ahnen und alle zu lindern und zu bekämpfen mitleidig und bereit sind, so würden ihre Seufzer wie ihre Flüche über die Jämmerlichkeit der Welt allmählig inhaltsleer werden und ihre Theorie, jede Unmittelbarkeit der Wirkung einbüßend, sich in nichtige Spekulationen auflösen.

Niemand kann sich dem beinahe dämonischen Reiz entziehen, den dieser zugleich realistische und philosophische Roman ausübt. Es ist etwas Herzerschütterndes und Atembeklemmendes darin: Luzifer, der die Schöpfung, ihre angebliche Vollkommenheit und die Allgüte, aus der sie hervorgegangen sein soll, Lügen straft. Er befriedigt die zwei mächtigsten Neigungen der Jetztlebenden: die Zweifelsucht und den Drang nach Erkenntnis. Die Verbrechen der Zeit, der Kommune-Aufstand in Paris, die irländischen Mörder, die Petersburger Bombenwerfer haben die Phantasie an abenteuerliche Überraschungen und Schrecken gewöhnt. Schlimmere Barbaren, als die Hunnen und Vandalen der Völkerwanderung, wohnen unter uns, wir alle haben die Empfindung eines ungeheuren Zusammensturzes, wir erleben den Verfall der Kirche, die Zerbröckelung jeglicher Autorität; während die Sterne, die der Menschheit so lange geleuchtet, immer tiefer und immer blasser am Horizont hinabsinken, tauchen aus dem dunklen Weltraum neue kometengleich empor. Mitleid und Furcht, wie die Zuschauer in der antiken Tragödie vor dem Fatum, bewegen uns, wenn wir unserer Sphinx, der sozialen Frage, in's Angesicht schauen. Jeder Versuch, ihr Rätsel zu

lösen, ist uns willkommen. Die Anziehungskraft, welche im Mittelalter die Schilderungen der Hölle in Predigten und Legenden, in Dante's Gedicht, in unzähligen Malereien auf die Phantasie der Gläubigen ausübten, geht jetzt von den Darstellungen der Arbeiterwohnungen, des Abeiterelends, der Kneipen, der öffentlichen Häuser, der Hospitäler und Gefängnisse aus. Farinata heißt heute Raskolnikow, Ugolino Coupeau. Keine noch so widerwärtige und abstoßende Detailmalerei erspart uns der Dichter; er ist nicht zufrieden damit, uns das Abscheuliche sehen zu lassen, er muß, soll sein Triumph vollkommen und seine Beschreibung naturalistisch sein, auch nach Möglichkeit unsere Geruchsnerven mit in Leidenschaft ziehen. Er fühlt ein aus Wollust und Ekel gemischtes Behagen, sich im Schmutz zu wälzen: an den Martern, denen er seine Helden und Heldinnen aussetzt, hat er ein grausames Vergnügen, wie die Richter in den Hexenprozessen; in der Auffindung des Verbrechers wetteifert er mit der Kriminalpolizei, in der Seelen- und Gehirn-Analyse des Mörders beschämt er die gelehrtesten und kundigsten Ärzte wie den scharfsinnigsten Staatsanwalt.

Daß diesem Packenden, Schlagenden, Brutalen des sozialistischen Romans gegenüber der idealistische wie der historische auf verlorenem Posten stehen, weiß Jeder aus eigener Erfahrung. Wie lange noch und beide werden zur Litteratur für die reifere Jugend herabgestiegen sein. Seine hohen Helden, seine romantischen Abenteuer, seine erhabenen Gesinnungen, seine Naturschilderungen, seine Gespräche über Kunst und Philosophie gemahnen den modernen Leser an Märchen und Sagen; an eine derbre Kost gewöhnt, hält er diese Speise für eine fade Milchsuppe; wie kann seine Nase, die nur noch den durchdringenden Geruch von Fusel und Petroleum, von faulenden Gemüsen und Unrat wittert, den feinen Duft der Reseda spüren? Die Kunst hat für ihn einen anderen Zweck,

als für seinen Vater: den erhob sie aus der Sphäre der Wirklichkeit, ihn soll sie darin versenken. Wer „Consuelo", „David Copperfield", „Wilhelm Meister" oder den „grünen Heinrich" liest, wird von keinem Drang des Irdischen, keiner sinnlichen Neigung gequält und gestachelt; wie in einer goldenen Wolke schwebt er über der Welt, sie ist ihm ein buntes Spiel von Gestalten und Zufällen, voll Weisheit und Anmut, voll Scherz und süßer Melancholie. Umgekehrt sucht der naturalistische Roman die Leidenschaften aufzuwühlen, alle Begierden und alle Sinnlichkeiten zu entfesseln. Ich kenne keine albernere Behauptung, wenn es keine Tugendheuchelei sein soll, als die so vieler Kritiker Zola's: seine Unflätereien entstellten seine Meisterwerke. Die Unzucht, die Erregung der Sinnlichkeit gehört zu dem innersten Leben und Wesen dieser Romane, wie die Maschine, die Not und der Schnaps. Wenn es in diesen Büchern keinen Ehebruch, keine Verführung, keine Notzucht, keine Nana gäbe, würden sie nicht nur mit einem Schlage die Hälfte ihrer Leser einbüßen, sie verlören auch ihre Wahrheit als gesellschaftliche Dokumente. Was für den idealistischen Roman die romantische Liebe, ist für sie die Unsittlichkeit, ohne dieselbe können sie nicht bestehen. Wenn man Raskolnikow haben will, muß man Ssonja mit in den Kauf nehmen: ich bin sogar überzeugt, daß man sich ohne Ssonja wenig um Raskolnikow kümmern würde; so wenig wie um den Schwächling Jean Gaussin, wenn Sappho nicht da wäre. Die Entwürdigung des Weibes ist einer der schwärzesten Punkte an dem Horizont der jetzigen Gesellschaft. Alle sehen, Alle beklagen es. Wie könnte sich darum der naturalistische Romanschriftsteller diesen Untergrund des weiblichen Elends für seine Schöpfungen entgehen lassen? Niemand wird ihm die Wahrheit seiner Schilderungen bestreiten, in mehr als einer Einzelheit werden sie immer noch hinter der Wirklichkeit

zurückbleiben, und dabei hat er den großen Vorzug vor seinem idealistischen Mitbewerber, den blasierten Leser zu kitzeln und zu betäuben. Die Nacktheit und die Pfütze sind das A und O des naturalistischen Romans: dies leugnen, heißt sein Wesen verkennen. Ich stelle mich vor dieser Notwendigkeit nicht auf den moralischen Standpunkt, im Gegenteil, ich gebe Zola Recht. Das Leben, die Gesellschaft, die Armen — sie sind so, nur ein Blinder, nur ein Tauber bezweifelt es. Hat die Kunst keinen andern Zweck als die Wiederspiegelung der Natur, so ist Daudet's pädagogische Absicht, seine Söhne, wenn sie achtzehn Jahre sind, durch die Lektüre seiner „Sappho" vor dem Verkehr mit ähnlichen Frauen zu warnen, ein überflüssiges, der Zimperlichkeit gemachtes Zugeständnis. Bedarf der Schmutzmaler einer Entschuldigung, wenn er die Unreinlichkeit naturgetreu wiedergiebt? Braucht der Pessimist seine Lehre zu verteidigen, da zweifellos Not und Schmerz auf der einen, der Trieb der Selbsterhaltung auf der andern Seite die Wurzeln des Lebens sind?

Darüber also, wenn man in den Vordersatz eingewilligt hat — und die überwältigende Mehrheit der Zeitgenossen thut es — kann kein Streit sein. Der naturalistische Roman ist nicht nur in seiner Auffassung der sozialen Frage, sondern auch in seiner Darstellung des Zuständlichen berechtigt. Eine neue Welt schafft sich neue Kunstgesetze. Was ist schön, was ist häßlich? Begriffe, die sich nach Zeit und Ort, nach dem nationalen Geschmack, nach der individuellen Stimmung wandeln. Der große Irrtum, in den Zola, seine Freunde und Bewunderer, seine kritischen Schildträger und seine Nachahmer verfallen, liegt in dem Glauben, daß sie allein die Wahrheit besäßen, daß ihr Roman die allein seligmachende Dichtung sei. In ihrem Fanatismus und ihrem Hochmut übersehen sie, daß ihre Kunst, stofflich wie formal, eine durch-

aus einseitige ist; daß sie, im Wahn, die Gesellschaft zu umfassen, nur die unterste Bulge der irdischen Hölle darstellen; daß alle ihre Bilder, die sie für Dokumente der Wahrheit halten, keine Perspektive haben und in einem luftleeren Raume zu schweben scheinen. Nach der Lektüre des Daudet'schen Romans „Fromont jeune et Risler aîné“ hat Adolf Stahr, wie Fanny Lewald erzählt, ausgerufen: „Was habe ich gemein mit einer Gesellschaft, in welcher dem einzigen ordentlichen Menschen nichts übrig bleibt, als sich vor Verzweiflung aufzuhängen?“ Dieselbe Frage beschleicht mich, wenn ich diese Bücher durchblättere. Ihre Figuren sind mir so fremd, wie ihre Laster und ihre Schicksale, sie stehen mir in ihrer Sprache, ihren Anschauungen, ihren Gewohnheiten unendlich ferner als der Vater und der Oheim Yorik Sterne's oder das Liebespaar Manzoni's. Wenn nach den Naturalisten das „Milieu“, in dem sich der Mensch bewegt, das Bestimmende für seine Ansichten, Eigenschaften und Handlungen ist, so hat mich meine Umgebung in eine Sphäre versetzt, die durch Siriusfernen von jener des „Assommoir“ getrennt scheint. Die Gesellschaft, die ich kenne, hat ihre Schwächen, Fehler, ihre kleinen und großen Dunkelheiten, aber sie beschäftigt sich mit allgemeinen Interessen, sie lebt in reinlichen Wohnungen, sie redet die Sprache der Bildung, sie hat bei all' ihrer Erwerbs- und Genußsucht einen idealen Aufschwung. Mögen holländische Maler das Zahnausreißen „lebensgroß“ darstellen, wenn sie sich nur nicht erdreisten, einer Madonna Raphael's Luft und Licht wegnehmen zu wollen. Ist ein Säufer, ein Bergmann, ein weibliches Modell ein besserer Held als ein Offizier, ein Gelehrter, eine Gouvernante? Ist der Schreibtisch eines Beamten weniger wert als die Hobelbank eines Tischlers? Neben der Hölle, welche die Naturalisten schildern, giebt es auch ein Fegefeuer und ein Para-

dies. Nicht alle Arbeiter verkommen und verderben, viele gelangen zu einer ihren Wünschen und Bedürfnissen entsprechenden Behaglichkeit, manche zu Reichtum und Ansehen, der eine und der andere wird ein großer Erfinder und Wohlthäter der Menschheit. Sterben alle Sünderinnen elend im Hospital? Giebt es nicht auch in der Wirklichkeit für sie durch Besserung und Arbeit eine Wiederherstellung? Hat nur die Finsternis Anspruch auf naturalistische Darstellung, nicht auch der Sonnenschein? Nur der Jammer, nicht auch die Fröhlichkeit und die harmlosen Vergnügungen der Tausende, welche ein Frühlingssonntag aus der Dumpfheit der Fabriksäle in's Freie, in den Wald, an den See lockt? Zwischen der Welt der Armen und der Welt der oberen Zehntausend zieht sich eine breite Mittelschicht hin, aus der, was wir Kultur und Bildung nennen, stammt. Mich gelüstet es so wenig nach den Palästen des Reichtums, wie nach den Höhlen der Armut, warum soll meine Welt der Gesittung, mein Idealismus plötzlich von der künstlerischen Darstellung ausgeschlossen sein? Sind die Bilder, die Bücher, die Erinnerungszeichen der Freundschaft und der Liebe, die mich umgeben, nicht gerade so wirklich, wie die Branntweinschenke mit ihren klebrigen Tischen, ihren langhalsigen, bauchigen Flaschen, ihren nur halb ausgespülten Gläsern, ihren Gasflammen und Fliegen? Pachtet man von vornherein schon die Wahrheit und die Kunst, wenn man in das Volk geht und sich mit ihm betrinkt? Welch' abenteuerliche Vorstellung! Wie viele von Zola's Lesern haben die Bekanntschaft der zankenden Waschweiber, der Kohlenarbeiter, der Handlungsdiener und Probiermamsells jemals im realen Leben gemacht? Sie glauben dem genialischen Schriftsteller auf's Wort und folgen ihm, weil es die Mode will, daß man sich mit der sozialen Frage und den Enterbten beschäftige.

In seinem Stoff wie in seinem Gedankengehalt ist der naturalistische Roman auf einen dürftigen Ausschnitt der Welt und des Lebens beschränkt. Absichtlich schließt er vor anderen Schichten und Zuständen der Gesellschaft die Augen: einmal, weil sie seiner pessimistischen Theorie widersprechen, und dann, weil sie seiner Darstellungsmethode unzugänglich sind. Denn wie sollte er Charaktere wie Wilhelm Meister und Natalie schildern? Die keusche Liebe eines jungen Mädchens, das im wohlhabenden Hause in der Obhut einer klugen und zärtlichen Mutter aufwuchs? Den ehrgeizigen Traum eines Helden? Alles Geheimnisvolle und Unerklärliche? Die brutalen Thatsachen, die rohen Begierden, auf die einzig die realistische Darstellung anwendbar ist, fehlen hier; das Fleisch zuckt, stönt, blutet, stinkt hier nicht, nur die Seele atmet und sinnt. Die bewunderungswürdige Kraft des Kolorits, die genaue Kenntnis aller Einzelheiten in den Beschreibungen der großen Naturalisten, die sich von der Malerei auf die Dichtung übertragen hat, kann über den Mangel an Luft, an Perspektive darin nicht täuschen. Alles erscheint auf demselben Plan, Alles riesengroß. Um einen verwilderten Garten zu beschreiben, verbraucht Zola in dem Roman „La faute de l'abbé Mouret“ doppelt so viele Seiten, als Tasso Strophen, um Armidens Zauberhain zu schildern, ohne doch in dem Leser, da jeder Baum, jede Blume dem Autor gleichwertig ist und mit schmückenden Beiwörtern versehen wird, den Eindruck eines Gartens hervorzurufen. Ein Herbarium, ein Blumenkatalog kommt zum Vorschein. In der Darstellung wie in dem Inhalt offenbart sich die gleiche Einseitigkeit. Aus dem, was ursprünglich eine Skizze, eine Notiz im Polizeibericht, eine Lokalnachricht ist, wird durch die Aufbauschung des Nebensächlichen, die Ausmalung des „Milieu“ die pessimistische Optik, die den einzelnen Ungücklichen zum Typus seiner Gattung

macht, eine Katastrophe zum Naturgesetz erhebt, der naturalistische Roman; aus der menschlichen Komödie der Prozeß mit allen Dokumenten und Protokollen des Armen gegen den Reichen, der Arbeit gegen das Kapital, des Verbrechens gegen die herrschende Sitte und Ordnung.

Johannes Scherr hat sich vor kurzem in seinem Buche über „Die Nihilisten“ in scharfer Weise gegen den entsittlichenden Einfluß dieser Bücher gewandt und ihren Inhalt wie ihre Form verurteilt. Auch ich möchte die Kunst nicht von jeder ethischen Verpflichtung freisprechen, wäre nur eine bestimmte Grenze zwischen dem Anspruch der Sitte, die auch von der Kunst gewahrt werden soll, und den Forderungen einer seichten Moral, einer heuchlerischen Verschämtheit zu ziehen! Im letzten Grund ist der naturalistische Roman ein Produkt der moralischen Verwilderung, der demokratischen Neigung der Zeit: der Bruder Mensch in Hemdärmeln, mit ungewaschenem Gesicht, in Staub und Ruß der Arbeit, hat über den Edelmann, den Kaufmann und den Gelehrten, das Fabrikmädchen über das Fräulein triumphiert; er erzeugt nicht die Verderbtheit, nicht die Duzbrüderschaft in der Blouse, das Schnapsglas in der Hand, er bestätigt sie nur. Wer von der Lektüre dieser Bücher nicht einen üblen Geschmack auf der Zunge, etwas wie die Empfindung der Seekrankheit und einen Alpdruck auf dem Herzen behält, der wird Scherr's schneidige Worte gar nicht verstehen. Die Trostlosigkeit dieser Geschichten indessen werden Alle zugeben: nicht ein gewaltiges tragisches Schicksal zerknirscht darin einen titanisch emporstrebenden Helden und rührt den Leser, sondern der Dunst aus den Familienhäusern, der Pesthauch eines überfüllten Pockenlazarettes erstickt uns; zwischen dieser Wirkung und derjenigen, die ich von der Kunst erwarte, gähnt ein Abgrund. Andere indessen denken und fühlen anders. Das Endresultat

der Bewegung wird dennoch für die Kunst, auch in meinem Sinne, ein förderliches sein: der naturalistische Roman zwingt den idealistischen, seine Formen zu erneuern, sie inniger an die Natur anzuschmiegen, das charakteristische Element in seinen Figuren und Fabeln stärker zu betonen, der Wirklichkeit näher zu kommen, gerade wie der Materialismus die gesamte Philosophie auf eine festere und natürlichere Grundlage gestellt hat. Dann wird dieser Durchgang durch die Hölle die Dichtung nur zu kühneren Flügen himmelan gekräftigt haben.

Das Märchen.

Dezember 1885.

Weihnachten ist nicht nur das Fest der Kinder, es ist auch die Blütezeit des Märchens. In innigster Geistes- und Sinnesverwandtschaft stehen eben Kinder und Märchen. Das Märchen und das Danklied an die Götter sind die Anfänge aller Dichtkunst. In dem Gemüt und der Einbildung der jugendlichen Völker verschlingt sich die märchenhafte Vorstellung mit der religiösen Empfindung. Die hellen, segnenden Götter entsprechen den freundlichen Feen, die dunklen, strafenden den Riesen und Drachen, das schreckliche wie das holde Wunder wiederholt sich in beiden. Die Religion hat das Paradies und die Götterburg des Olympos; das Märchen die Zaubergärten und die Zauberpaläste; fährt Elias im feurigen Wagen gen Himmel, so fliegt Sindbad auf den Flügeln des Vogels Rok über Länder und Meere. Nicht einmal die Unsterblichkeit ist den Göttern besser verbürgt, als Aschenbrödel und Däumling, Schneewittchen und ihren Zwergen — „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch."

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, holdes Blütenalter der Natur! Ach, nur in dem Feenlande der Lieder lebt noch deine fabelhafte Spur" — hat Schiller den Göttern Griechenlands nachgesungen. Wenn ich die Welt betrachte, wie sie geworden ist, und die Kinder, wie sie jetzt sind, mit

mir und meinen Freunden und Freundinnen, als wir selber noch Kinder im Flügelkleide und kurzem Jäckchen waren, melancholisch vergleiche, möchte ich den Märchengestalten eine ähnliche Elegie nachsingen. Denn auch sie erblassen mehr und mehr und entschwinden aus unserer Vorstellung. Die Haus- und die Volksmärchen, Tausend und eine Nacht, die von Dichtern erfundenen, wie die aus dem Urborn der Volksphantasie entsprungenen Märchen sind auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Sie gleichen den getrockneten Pflanzen eines Herbariums und sind Material für die Litteraturforschung und Fraß für die Motten geworden. Wir haben gut ihre Schönheit und Frische zu rühmen, nur die Kinder, die noch nicht lesen können, schenken uns Glauben. Die Größeren hören uns mit zweifelndem Lächeln zu und unterbrechen uns mit vorwitzigen Fragen, die selbst einen Baron Münchhausen zu allerlei Ausflüchten gezwungen hätten. Mit immer neuen und prächtigeren Bildern muß Dornröschens Schloß im wildverwachsenen Garten und die unterirdische Welt der Zwerge ausgestattet werden, wenn sie vor den verwöhnten Augen unserer Kleinen Gnade finden soll. Selbst die Märchenbücher verlangen eine stilvolle Ausstattung, nach Aquarellen berühmter Künstler erscheint Rotkäppchen's Wolf. „Nur das Beste ist für die Kinder gut genug.“ Mich aber ärgern diese feinen, zierlichen, unausstehlichen Bilder, die viel zu vollendet, im malerischen Sinne des Wortes, viel zu richtig gezeichnet, viel zu kunstreich gruppiert sind, um einem echten Kinde Freude machen zu können. In Wahrheit schielen sie denn auch alle mehr nach der jungen Mutter oder wenigstens dem Fräulein aus, als nach den Knaben und Mädchen, für die sie angeblich bestimmt sind. Die Grimm'schen Hausmärchen, Tausend und eine Nacht, Hauff's Märchen, wie ich sie in die Hand bekam, hatten nicht eine einzige Illustration, weder ein Lichtdruckbild

in Quarto, noch ein Meisterwerk der Holzschneidekunst über zwei Folioseiten weg. Aus den schwarzen Buchstaben allein blüte damals für uns die Märchenherrlichkeit auf und lebte und webte um uns leuchtend, rauschend, in unzerstörbaren Farben, da sie nicht mit unseren leiblichen Händen zu greifen, mit leiblichen Augen zu sehen war. Weil das Märchen in unseren pochenden Kinderherzen seine Welt selbst erschuf und wachsen und reifen ließ, weil unsere Phantasie sich frei und schrankenlos ergehen konnte. Jetzt erspart das Bild dem Kinde die Hälfte der Arbeit, aber bannt es auch an ein Gegebenes. Indem es das Unmögliche, das Wunderbare darzustellen sich bemüht, zwingt es dasselbe in die Form des Wirklichen und raubt ihm damit seinen geheimnisvollsten Reiz. All' diese Riesen und Drachen, die böse Stiefmutter und der Ritter Blaubart sind auf den Bildern der Märchenbücher häßliche oder groteske Figuren, die garnicht imstande sind, einem Kinde jenes wonnige Gruseln zu erwecken, das uns einst beschlich, wenn wir sie in unseres Geistes Augen sahen. Der Zauber der Märchen aus Tausend und einer Nacht beruht für die Kinder, die weder die Kunst in der Verflechtung des Ganzen noch die Feinheit der Übergänge aus der Wirklichkeit der morgenländischen Zustände unter den Khalifen in die abenteuerlichste und doch wieder den orientalischen Sitten und Lebensgewohnheiten sich anschmiegende Phantastik zu begreifen vermögen, im Wesentlichen auf der Fremdheit und Buntheit der Welt, die sich vor ihnen aufthut. Wie könnten ihnen jemals der schwarze Basaltkönig und der abgeschlagene Kopf, die zu sprechen anfangen, so vertraut werden, wie der gestiefelte Kater oder Hans und Grete? Aber die Papageien und die Riesenvögel, die Städte mit den weißen flachen Dächern, der Khalif, der des Abends in den Gassen mit seinem Vesir spazieren geht, die Gärten voll Palmen, die schwarzen Sklaven,

die Kameele und Dromedare locken sie an und bieten ihrer Einbildungskraft einen reichen Stoff zur Beschäftigung und Verarbeitung. Das bunte Bild zieht auch diese fremde Welt in die Alltäglichkeit herab und stellt sie halbwegs wie das Elephanten- und Giraffenhaus in den Zoologischen Gärten dar. Von der Naivetät, mit der vor fünfzig Jahren die Bibel illustriert wurde, hat sich der moderne Geschmack und mit ihm auch der Sinn des Kindes längst abgewandt. Auch für die Wiedergabe des Orients im Bilde wird Naturwahrheit und Stilrichtigkeit gefordert.

Doch nicht das Bild ist der gefährlichste Feind des Märchens. Denn wenn es ihm auf der einen Seite durch die Greifbarkeit der Darstellung einen guten Teil seiner Heimlichkeit nimmt, giebt es ihm auf der andern dafür eine gewisse Leiblichkeit und gestattet den Kindern, mit seinen Figuren wie mit Puppen zu spielen. Was dem Märchen schrittweise den Boden raubt, ist die Zunahme unserer Naturerkenntnis, die Umwandlung des Lebens, die wir durchmachen. Je weiter wir in die Geheimnisse der Natur eindringen und ihre Kräfte unserm Dienst unterwerfen, je mehr wir alle Fernen der Erde aufsuchen und sie durch Eisenschienen und Telegraphendrähte mit unserer Welt der Bildung zu verbinden uns mühen, desto mehr entschwindet die Wahrscheinlichkeit des Märchens, desto harmloser werden seine Wunder und Schrecken. So viele Orangen hat das Kind schon gegessen, nie hat es eine gefunden, aus der ein schönes Mädchen hervorgesprungen wäre. Woher soll dem neunjährigen Jungen, der jeden Morgen mit amerikanischer Sicherheit und Unbekümmertheit im Bahnhof Bellevue den Waggon der Stadtbahn besteigt, um nach Bahnhof Friedrichstraße zu fahren — er sitzt in der Quinta des Werder'schen Gymnasiums — das Gruseln kommen? In dem unheimlichen Gerassel und Gepfeife, dem

Fortgerissenwerden durch Geisterpferde, das jeden Märchenhelden in Angst und Schrecken versetzen würde, wie nur je das Fauchen eines Drachen, lernt er, gemächlich in eine Ecke gedrückt, die erste lateinische Konjugation: laudavi, laudavisti, laudavit. Alle Irrgärten und Labyrinthe in den Märchen halten keinen Vergleich mit den Schienensträngen, den Treppen, Gängen, Höfen, dem Menschengewirr des Zentralbahnhofes aus und unser kleiner Knirps findet sich ohne Fehl und ohne Sorge darin zurecht. Können ihm die Siebenmeilenstiefel irgend welchen Respekt einflößen? Er rollt in seinem Coupé oder auf seinem Dreirad mindestens ebenso schnell dahin, als wenn er sie an den Füßen hätte, und braucht sich nicht zu fürchten, mit dem Kater Hinze den Wettlauf zu wagen. Und daß ihm dies alles zum Bewußtsein kommt, daß sein Glaube an Riesen und Kobolde, an Hexen und Zaubereien — die ausgenommen, die er selber mit Hilfe des Zauberkastens vollführt — von dem giftigsten Zweifel angekränkelt wird, dafür sorgt die Schule, die Mutter, die Kameradschaft. Wie es in einer Schlacht hergeht und daß der einzelne Mann, auch wenn es der hörnerne Siegfried ist, nicht mehr viel darin ausrichten kann, weiß er aus dem Sedan-Panorama und von der großen Frühlingsparade auf dem Tempelhofer Felde her. Es ist ja möglich, daß die Dinge früher anders verliefen, denn der alte Feldmarschall Moltke würde schwerlich den Schwertkampf mit den zwei Riesenmohren bestehen können, welche die schlafende Prinzessin bewachen; aber dafür hat Moltke den Kaiser Napoleon und achtzigtausend Franzosen gefangen genommen — das sollen ihm die Märchenprinzen noch nachthun!

Ist es schon mit den Thatsachen, die das Märchen erzählt, der frühreifen Kritik eines modernen Kindes gegenüber schlimm bestellt, so steht es mit seinen Ortsangaben und Ortsschil-

derungen noch bedenklicher. „Es war einmal" — das mag hingehen, aber nach dem Wo? verlangt jeder, der im Besitz eines Stieler'schen oder Kiepert'schen Atlasses ist, um so hartnäckiger. Wo stand die Marzipanstadt? Wo ragte das braune Pfefferkuchenhaus auf? War das Schloß, in dem Aschenbrödel im Feenschmuck tanzte, mit bengalischem oder mit elektrischem Licht erleuchtet? Die Bücher, die dem Knaben jetzt von den Wundern Ägyptens, dem Kampfe um Troja, von den Abenteuern in den Prärien, von dem Leben am Kongoflusse erzählen, fangen mit einer genauen Beschreibung des Landes an, manche haben eine Karte als „willkommene Zugabe." Das Unwirkliche und Nebelhafte des Märchenlandes, das keine festen Grenzen, keine rechten Berge und keine rechten Flüsse hat, der ewige Wald und die ewige Stadt, die auf keiner Karte zu finden sind, locken die Spottsucht und den Zweifel des Kindes hervor. Aus seiner Briefmarkensammlung weiß es so ungefähr, wohin man auf dieser Erde verschlagen werden kann, und das Nirgendheim und das Wolkenkuckucksheim, nach dem es keinen Telegraphendraht und keine Postverbindung giebt, sind nicht mehr nach seinem Geschmack. Die Menschenfresser würde der kleine Geograph schon gelten lassen, da auch sein Lehrer an dieselben glaubt, aber er zweifelt, daß der Menschenfresser aus dem Märchen, dessen Weib so viel Wesen mit zwei kleinen Kindern macht, bei den Fidschi-Insulanern und den Wilden im Innern Borneo's für voll angesehen würde. So sentimental und zimperlich sind die Menschenfresser nicht mehr, sagt er mit dem Ton der Überzeugung. Gerade die Elemente, aus denen sich der Kern des Märchens zusammensetzt, das Zeit- und Raumlose, das Unbewußte und Widersinnige, das Traumhafte und Verschwimmende, widerstreben der realistischen Denkweise, die das Kind jetzt gleichsam mit der Luft, viel stärker noch als durch Lehre und Unterricht, einatmet.

Mit dem Gegensatz der äußeren Erscheinung und Form zwischen der Märchenwelt und der unsrigen, hat sich durch den demokratischen Zug und das Nützlichkeitsprinzip auch der ethische Gegensatz zwischen beiden verschärft. Gewiß lag auch vor fünfzig Jahren zwischen uns Kindern und dem Märchenlande eine tiefe Kluft, aber eine Brücke führte darüber, die Sehnsucht und die Phantasie. Diese Brücke ist zur Hälfte eingestürzt. Das moderne Kind hat sich an Dinge gewöhnt, die wir in unserer Jugend für solche Chimären hielten wie die Märchenfabeln. Was damals kindlich und naiv war, ist jetzt schal und lächerlich geworden. In den Zeiten, wo die Volksmärchen entstanden, wo die Erzähler sie zuerst an dem Hofe eines indischen Fürsten, in den Bazaren zu Bagdad oder zu Kairo, in der Burg eines deutschen Ritters beim Herdfeuer, in den langen Nächten zwischen Weihnacht und dem Feste der heiligen drei Könige, kunstvoll formten, gab es viele Übergänge aus der Wirklichkeit, aus den Zuständen und Empfindungen der Menschen in die Märchenwelt. Nicht nur der Glaube vermittelte zwischen beiden; Ereignisse der Zeit, Dinge, die jeder kannte, Erfahrungen, die der fahrende Mann in fremden Ländern, der Kreuzritter im Morgenlande gemacht, erschienen wieder im Märchen. Sindbad's Geschichte ist für Harun al Raschid nichts als die wahrhaftige Geschichte eines arabischen Kaufmanns, der wie alle Reisenden ein wenig flunkert. Verirrte Kinder im Walde, die sich vor der Waldfrau entsetzen, wilde russige Köhler, die manche schwere That auf dem Gewissen haben mochten, waren jedem thüringischen Herrn, wenn er im Walde pirschte, begegnet; wie mancher hatte die Wünschelrute, von der im Märchen so oft die Rede ist, in aller Heimlichkeit nach dem von dem Urgroßvater unter dem Birnbaum vergrabenen Schatze schlagen lassen. Die schlechte Behandlung der Stiefkinder, die Versuche, sie

ihres Erbes zu berauben, waren bei jenem rauhen und halb barbarischen Geschlecht Alltagsereignisse; die glühenden Eisenschuhe, in denen die böse Königin und die Hexe im Märchen sich zu Tode tanzen müssen, waren aus den damals üblichen Strafmitteln entlehnt. Die Kasten- und Standesunterschiede der Wirklichkeit wiederholten sich im Märchen. Unsere Phantasie kann nichts ersinnen, was sich nicht wenigstens in der Grundform an die ihr bekannte Natur anschließt. Kein japanischer, kein indischer Künstler vermag den Kopf der ludovisischen Juno oder die emporschwebende sixtinische Madonna zu bilden: er hat in seiner Welt eben nichts Ähnliches, keine Anschauung, die er bis zu diesen Idealen steigern könnte. So steckt denn auch das Märchen nicht allein in dem Gemüt und der Einbildung, sondern auch in den wirtschaftlichen und politischen Zuständen eines Volkes, in der Natur seines Landes. Für unsere Jugend enthalten darum die Märchen aus der Vergangenheit gleichsam eine doppelte Unmöglichkeit; sie schildern Handlungen, die an sich unmöglich sind, und aus Verhältnissen, Moralgrundsätzen und Bedingungen heraus, die in unserm Leben als ebenso unmöglich erscheinen.

Auch der eifrigste und gläubigste Prediger ist heute nicht mehr imstande, die mittelalterliche Vorstellung der Hölle festzuhalten, ohne sich dem Achselzucken und dem Spotte seiner Zuhörerschaft auszusetzen; selbst die „Auferstehung des Fleisches“ wird er vor einer halbwegs gebildeten Gemeinde nur durch Auslegungen und Umschreibungen zu retten vermögen. Wiederholt wird er von dem Wortsinn der heiligen Schrift an ihren allegorischen und symbolischen Sinn appellieren. Es ist der Naturwissenschaft gegenüber nicht mehr möglich, einen Schwefelpfuhl, einen Pechsee, ein immerwährendes Feuer zur Strafe irdischer Sünden im Jenseits zu erdichten. Will die moderne Phantasie sich die Hölle aus-

malen, muß sie zu andern Formen und Farben als Dante und die Maler und Bußprediger des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts ihre Zuflucht nehmen. In derselben Zwangslage steckt das Märchen. Um sich Gehör zu verschaffen, muß es seinen Inhalt in ein Gewand hüllen, das besser als das alte zu unseren gegenwärtigen Anschauungen und Erfahrungen, Sitten und Gewohnheiten paßt. Andersen, der Däne, hat es zuerst versucht, das Leben, das wir leben, an die Märchenwelt anzuknüpfen. Er hatte einen feinen Sinn, die zarte Grenze, welche für die Phantasie des Kindes das Wirkliche von dem Unwirklichen trennt, den sanften Übergang aus dem Alltagsgebiete in das Wunderbare zu entdecken, und eine bewegliche, spielerische Einbildungskraft, die Gegenstände, die wir gebrauchen, von dem alten Hausrat bis zu den neuen Galoschen, zu beseelen: eine Gabe, die er mit Th. A. Hoffmann teilt, nur daß sich bei diesem die Dinge in groteske und bisweilen boshafte Kobolde verwandeln, während bei ihm die neu erschaffenen Gestalten einen idyllisch sentimentalen Zug haben. Das eigentliche Land Andersen's ist darum der Traum. Wie sich unsere Umgebung, Städte, die wir gesehen, Landschaften, die wir durchwandert haben, phantastisch im Traum zu neuen Bildungen vermischen, wie wir selber nicht nur in die abenteuerlichsten Lagen kommen, durch die Luft fliegen, durch endlos dunkle Gänge einem Phantom nachjagen, unsern Rock trotz der verzweifeltsten Anstrengungen nicht über unsere Arme ziehen können, sondern auch im Traum andere Gestalt annehmen, so wandeln sich in dem Märchen Andersen's Tisch und Stuhl, so verschwimmen die bestimmten Formen wie unter einer Nebelhülle und verklären sich unter einem Sonnenstrahl. Die Welt bleibt im letzten Grunde, wie sie ist, nur ihre Beleuchtung ist für eine Weile eine ungewöhnliche. Als ob wir sie durch rote oder gelbe

Gläser sähen. Wenn sich das Kind den Schlaf aus den Augen gerieben hat, lachen die Dinge es wieder so vertraut und so natürlich an, wie an jedem Werkeltage. Das Volksmärchen und die Märchen der Dichter, die in seinen Spuren gingen, hat einen epischen, kraftvollen Charakter: es dringt auf Handlung, That folgt auf That, es hat niemals Muße zum behaglichen Ausruhen, erst wenn es das Ziel erreicht hat, holt es Atem. Andersen's Märchen wurzelt wie die Idylle im Zuständlichen, es kann sich nie genug in der Beschreibung thun. Es freut sich an seinem eigenen Humor, es wird gerührt, wenn es Andere rühren will, mit der Kunst und Sorgfalt eines Kleinmalers malt es die Puppenwelt aus, die es zum Vergnügen der Großen und Kleinen tanzen läßt. Ich berühre da den empfindlichsten Punkt dieser Schöpfungen: um sie recht zu genießen, muß man die Kinderschuhe vertreten haben. Erst dem reflektierenden Sinne geht ihr Geheimnis auf. Für die naivere und derbere Auffassung des Kindes sind alle Figuren Andersen's Porzellanpüppchen, die am besten gelungenen haben wie die Schreipuppen wenigstens natürliches Haar und einen Ton in der Kehle, die meisten aber sind blutlos und stumm. Der poetische Hauch, der uns aus dieser Beseelung der Alltagswelt Jean Paulisch entgegenweht, umspielt die Figuren nur, sie wahrhaft zu beleben, ist er zu schwach.

Einen kühneren Versuch, wieder ein Märchenland zu entdecken, wagte ein Franzose: Jules Verne. Übertreffen die wunderbaren Maschinen unseres Jahrhunderts, die Werke, die wir mit ihnen vollführen, nicht Alles, was die alten Märchen und Sagen staunend berichten? Hat ein Märchenerzähler, ein Einzelner oder ein ganzes Volk, je etwas ersonnen, was sich an Seltsamkeit, an raschem Wechsel vom Schrecklichen zum Lieblichen mit einer Fahrt durch den St. Gott=

hard vergleichen ließe? Giebt es wildere, furchtbarere Riesen als den Dampf und die elektrische Kraft? Dunklere und tiefere Abgründe als die des Himmels, die das Teleskop um Mitternacht durchdringt und erforscht? Hier, in der Bezwingung der geheimnisvollen Naturgewalten durch den Menschen, in der Überwindung des Raumes und der Zeit, in der Ergründung der Erde und des Weltalls, in dem Auftreten seltsamer, noch unerklärlicher Erscheinungen liegt das Märchen des neunzehnten, des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Netz von Telegraphen- und Telephondrähten, das sich sichtbar über unsere Städte und unsichtbar unter dem Erdboden und durch die Ozeane ausspannt, ist für uns das magische Netz, in dem die Wissenschaft, stärker als alle Ketten, Ringe und Zaubersprüche Salomonis, die Welt gefangen hält. An diese Errungenschaften der Naturforschung, diese Wunderwerke der Mechanik knüpfen die abenteuerlichen Reisen und Fahrten Jules Verne's an. Ihm vielleicht unbewußt hat eine moderne Leidenschaft oder Krankheit — die Reisesucht — allen seinen Erzählungen den tieferen Grundakkord verliehen. Er verbindet die einzelnen Geschichten zu einem großen Ganzen und erweckt zugleich in dem Leser bei dem Aufschlagen des Buches die rechte Stimmung. Wir sind alle, bis auf die dreijährigen Kinder, mit Reisebeschwerden und -Erlebnissen bekannt: das Schiff und die Eisenbahn, das Meer und das Gebirge sind den Knaben und Mädchen nichts Fremdes und Ungeschautes mehr. Jules Verne erhöht, verzehnfacht gleichsam nur die Vorstellungen und Erfahrungen, die Jeder hat, gerade wie das Volksmärchen die in seinem Volksstamme zur Zeit seiner Entstehung geltenden Anschauungen und Verhältnisse erhöhte und verklärte. Wie jenes den Glauben, benutzt er das Wissen zu seinen phantastischen Erfindungen. Aus dem einen wie aus dem andern Urgrunde sproßt ein Wun-

derbaum auf. Für mich ist es kein Zweifel, daß die Märchendichtung, wenn sie überhaupt noch eine Fortsetzung haben und nicht absterben soll, diese zwei von Andersen und Verne gebahnten Wege verfolgen muß. Diejenigen, die noch immer mit Feen und Nixen, mit Riesen und Zauberstäben die Kinder unterhalten wollen, gleichen den Malern, die nach Raphael und Correggio, nach Tizian und Murillo Madonnen malen, den Dichtern, die nach Shakspeare Shakspeare'sche Trauerspiele dichten. Das Kind gehört eben so wie der Mann seiner Zeit an; annähernd wenigstens muß seine Lektüre mit seinen Kenntnissen übereinstimmen.

Eine andere Frage ist es, ob das moderne Märchen je die Schönheit und den Reiz des alten entfalten kann. Oder vielmehr, es ist keine Frage. Denn unerreichbar und unvergleichlich wie die Homerischen Gedichte sind in ihrer Art unsere Volksmärchen. Fern sei es von mir, der Poesie des Geistes und des Wissens ihren Flug bestimmen zu wollen. Aber dieser Flug wird nach anderen Sphären gehen, als diejenige war, in der sich unser Märchen bewegte. Das Altkluge, das jedem Wissen und jeder humoristischen Betrachtung der Dinge anhaftet, erscheint mit der Natürlichkeit, der Einfalt und Schalkhaftigkeit Rotkäppchens und Däumlings unvereinbar. Es ist etwas anderes, im Luftballon über der Erde zu schweben und an die Hörner des Mondes anzustoßen oder im Tannendunkel am Waldsee dem Zwergkönig zu begegnen. Gewiß schlummern Geister im Klavier und in der alten braunen Holzuhr und die Äpfel aus Meran, die Trauben aus Malaga und die Birnen aus Toulouse in der kostbaren Schale aus rotem Glase auf der Mittagstafel haben gar feine Stimmchen und wissen dem Kinde allerlei süße Geschichten zu erzählen, aber es sind keine richtigen Elfen und Kobolde, so wenig wie die Klopfgeister der Spiritisten sich vor dem ehrlichen alten

Gespenst würden sehen lassen können, das meine Großmutter in jeder Neujahrsnacht leise wimmernd durch die Korridore in unserem Hause in der Poststraße schlürfen hörte. Die thaufrische, die harzduftige Schönheit des Märchens ist für immer dahin, wie der Glanz und die Innigkeit der religiösen Malerei. Beide Gattungen der Kunst haben in einer naiven, phantasievollen Zeit, bei einem gläubigen Geschlecht, das Höchste geleistet: in der klug gewordenen Menschheit haben sie keinen rechten Platz mehr, wie die olympischen Götter selber auf einem Stern, der „entwachsen ihrem Gängelbande sich durch eigenes Schweben hält", nichts mehr zu thun und nichts mehr zu suchen haben. In das große Pantheon menschlicher Ideale treten nun auch die Märchengestalten ein. Nicht die Jungen — die Alten hängen an ihnen, wie an den Erinnerungen ihrer Jugend. Mit dem Schimmer, dem Tannenduft und dem Pfefferkuchengeruch der Weihnacht verschmolz sich die Märchenpoesie zum berückenden Zauber. Maler und Bildhauer haben sich bemüht, in einer allegorischen Gestalt all' das Träumerische und Holdselige, das Sinnige und zugleich Unbewußte, das Neckische und Ernsthafte — aber wie könnt' ich alle Eigenschaften und Reize des Märchens aufzählen? — darzustellen, aber keiner ist über das Bild eines schönen Mädchens im phantastischen Aufputz hinausgekommen. Wie sollte er auch? Die Göttin der Schönheit hat bestimmte, festzuhaltende Formen, ein weltüberlegenes und siegesgewisses Lächeln, das Märchen dagegen wandelt sich vielgestaltig, wenn du die Hand nach ihm ausstreckst, aus Form in Form, jetzt ist es eine alte Großmutter und im nächsten Augenblick Königin Mab, heute Ariel und morgen „lauscht es wohl in der Gevatt'rin Glase wie ein gebratner Apfel klein und rund."

Vorbei! Wir leben in der Morgendämmerung eines neuen Weltalters. Das horazische Wort, das Kant seiner Zeitge-

nossenschaft zurief: Sapere aude! ist seit fünfzig Jahren zur Wahrheit geworden. Wir wagen es, wenn nicht weise, so doch klug zu sein und die Natur um ihr letztes Geheimnis zu befragen. Vorwärts, drängt Alles in uns — durch den grauen Nebel des Aberglaubens wie den rosigen der Dichtung. Jedes Menschengeschlecht hat seine Vorzüge und seine Schwächen; die, welche vor uns auf Erden waren, erfanden die Märchen, wir machen die Märchen zu Wirklichkeiten. Wer will entscheiden, ob sie, ob wir in Wahrheit die blaue Blume gefunden haben?

Die Dichtung der Zukunft.

März 1887.

Große Erwartungen und Weltverbesserungspläne sind die Kennzeichen unserer Zeit. Solche erstaunliche Entdeckungen sind gemacht, solche Wunderwerke ausgeführt worden, daß der Begriff des Unmöglichen sich an die äußerste Grenze unserer Gedankenwelt zurückgezogen hat. Gleichsam spielend haben Telegraphie und Eisenbahn den Raum und die Zeit überwunden. In der elektrischen Kraft glauben viele ein Mittel gefunden zu haben, die Arbeit von Millionen Menschen zu ersetzen. Ausgezeichnete Naturforscher halten die Herstellung von Nahrungsmitteln auf chemischem Wege für kein Phantasma. Die Bewegung, aus denen sich diese Erscheinungen und Thatsachen entwickelt haben, mußte sich aus der Naturforschung auch auf die Geisteswissenschaften, auf die Politik und die Religion, die Philosophie und die Kunst übertragen. Leben wir in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter, so sind die sozialdemokratischen Lehren und die naturalistische Dichtung nur die notwendigen Produkte der Lebensluft, die wir atmen.

Bei allen Völkern und zu jeder Zeit ist die Dichtung der umfassendste Ausdruck der herrschenden Gedanken und Stimmungen gewesen. Nicht immer der vollkommenste. In der Bildhauerkunst kommen das Wesen der Hellenen und ihre

Ideale reiner und vornehmer, in der Architektur und der Malerei des Mittelalters der Inhalt des Christentums tiefsinniger, überzeugender, gemütsinniger zur Gestaltung als in irgend einem Dichtwerke. Aber die Fülle des geistigen Stromes vermochte auch damals schon nur die Dichtung zu fassen. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sind nun diese Künste sowohl in ihrer Bedeutung für den geistigen Gehalt einer bestimmten Zeit als auch in ihrem Einfluß auf die Volksmassen hinter die Poesie und die Musik zurückgetreten. Daß die Malerei und die Skulptur wieder einmal wie früher demokratische Künste und die Trägerinnen der Ideen werden können, ist gewiß nicht ausgeschlossen, denn wie die Ideale, wandelt sich auch ihre Verwirklichung, die Kunst, zunächst aber hat die Poesie die Führerschaft in dem Reich der Ideale. Ihre Jünger entwickeln denn auch die lebhafteste Thätigkeit und den stürmischsten Eifer, die große Umwälzung der Zukunft vorzubereiten. Sie wollen den gährenden Most der neuen Gedanken, Erfahrungen und Entdeckungen nicht mehr in die alten Schläuche gießen, eine Erneuerung der Poesie erscheint ihnen als eine unabweisliche Forderung. Und nicht geduldig wollen sie diese Umwandlung erwarten, sondern durch einen plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit herbeiführen. Mit einem gewaltigen Stoße möchten sie am liebsten das Fahrzeug, das die alten Ideale der Dichtung trägt, in das Meer der Vergessenheit stürzen, um auf dem Strome des Lebens Platz für das neue Boot der naturalistischen Poesie zu gewinnen.

Während in Frankreich und Italien, in Rußland und Norwegen die Stürmer und Dränger, wie es Recht ist, mit Kunstwerken auftreten, Zola und Alphonse Daudet mit ihren Romanen, Carducci und Lorenzo Stecchetti mit ihren Gedichten, Ibsen mit seinen Dramen, Graf Leo Tolstoi mit

seinen Geschichten und Phantasien, stecken unsere deutschen Naturalisten weitaus noch in dem Programm und in der Theorie und leben von Platenidenwechseln. Die Kühnheit ihrer Programmreden, die Verachtung, mit der sie der alten, nach ihrer Meinung längst überwundenen idealistischen Litteratur begegnen, wird durch keine bedeutsamere Schöpfung entschuldigt und gerechtfertigt, es sind Danton's ohne die Erstürmung der Tuilerien und ohne die Septembermorde. Während sie schon den Naturalismus sans phrase als den einzigen Apollogott der Zukunft in dem Roman, in der Lyrik und auf dem Theater seine Hexensabbathe feiern sehen, erfahren in der Wirklichkeit bei uns nur die Bücher „für die höhere Tochter“ Auflage um Auflage. Wie in der Politik ein Parteiprogramm erst durch die Thaten, die Gesetzvorschläge, die Maßregeln der Partei lebendig wird, so auch eine poetische Theorie, und wie sich bei dem Widerstand der stumpfen Welt, bei dem harten Zusammenstoß der Dinge und Interessen von einem politischen Parteiprogramm immer nur ein kleinster Teil verwirklichen läßt, so vermag auch die verwegenste Theorie in der Dichtung die alten Formen nur wenig zu ändern. Allmählig zieht dann freilich eine Änderung die andere nach sich und ein Jahrhundert nach dem ersten Sturm zeigt die Dichtung ein Antlitz, in dem sich die Spuren der ursprünglichen Forderung kaum noch erkennen lassen. Petrarca hatte seiner Nation ein heroisches Epos, wie es Vergil's Äneide den Römern gewesen, versprochen, erst Torquato Tasso erfüllte mit seinem „Befreiten Jerusalem“ das Versprechen. So wird das Kunstwerk der Zukunft auch diesmal nicht in einem Jahrzehnt geschaffen werden. Die schöpferischen Talente der Gegenwart lehnen sich alle an die früheren Muster, entwickeln sich aus ihnen, suchen tastend vielmehr in der Richtung des Inhalts, als in der Richtung

der Form, einen Schritt vorwärts. In ihren Grundformen sind Zola's Romane von den Romanen Balzac's oder denen der Eliot so wenig verschieden, wie die Schauspiele Ibsen's von den deutschen und französischen Sittendramen: trotz aller theoretischen Behauptungen ist ein neuer Wein in die alten Schläuche gegossen. Für jeden, der ein feines Stilgefühl auch für die leisen Verschnörkelungen und Beugungen der Form besitzt, ist der stilistische Unterschied zwischen Schiller's „Maria Stuart“ und Hebbel's „Judith“ ungleich schärfer, als der zwischen den Ibsen'schen und den Iffland'schen Schauspielen. Die Lyrik hat in Carducci's Oden wohl mit dem alten italienischen Stil völlig gebrochen, formell hat sie jedoch nur das Muster, das von Petrarca bis Leopardi allgemein gültig gewesen, mit dem Vorbilde Byron's, Heine's, Musset's vertauscht. Die ursprünglichen, nur unbedeutend gewandelten Formen bergen indessen nicht mehr den früheren Inhalt. Wen kann dies Wunder nehmen? Die Interessen, die Anschauungen, die Verhältnisse der Menschen zu einander haben eine Umwälzung erfahren, wie hätte der Rückschlag auf die Litteratur ausbleiben dürfen? Durch die Politik und die Naturwissenschaften ist sie schon in das Hintertreffen der Mächte, welche die Geisterschlacht des zwanzigsten Jahrhunderts ausfechten werden, gedrängt worden: sie würde sich selbst zur Vernichtung verurteilen und gleichsam eines freiwilligen Hungertodes sterben, wenn sie die neuen Gedanken, Zustände und Gestalten, die Errungenschaften des Wissens, die Probleme der Psychologie und der Gesellschaft, den Kampf des alten Glaubens mit der modernen Erkenntnis nicht in ihren Darstellungskreis ziehen, sie nicht für die Kunst verwerten und erobern wollte. Die große Frage ist nur, bis zu welchem Grade sie es kann, ohne auf den Namen der Kunst, ohne auf das Wesen der Dichtung verzichten zu müssen.

Zwei Bestrebungen beeinflussen beinahe übermächtig die vorwärtsstrebende moderne dichterische Litteratur: die eine entspringt aus der sozialistisch-demokratischen Bewegung, die andere aus der naturwissenschaftlichen Forschung des Jahrhunderts. Die Poesie will die Armen und die Elenden, die kleinen Leute, die geistig Einfältigen, die Kranken, die Ausgestoßenen, die Verbrecher in ihr Reich aufnehmen, und sie will um jeden Preis wahr sein, wie die Natur. So hofft sie zugleich der Wissenschaft und der sich vorbereitenden gesellschaftlichen Umwälzung zu dienen. Vor hundert Jahren fragte Beaumarchais: „Was ist mir Orestes? Ich werde niemals meine Mutter ermorden. Was Priamus? Ich werde niemals Troja brennen sehen.“ Die Erkenntnis, daß die Schicksale der Könige und Helden von der Mehrheit des Publikums nicht wahrhaft tief empfunden werden könnten, der dunkle Drang, auch die Freuden und Leiden des Bürgerstandes auf der Bühne zu sehen, schuf die bürgerliche Komödie der Franzosen. Ehe der dritte Stand auf dem Welttheater und in der Geschichte eine Rolle spielte, wurde er in der Litteratur kunstfähig. In derselben Lage, wie vor hundert Jahren der privilegierten Klasse der Adeligen gegenüber das Bürgertum, befindet sich jetzt, nach seiner Meinung, der Arbeiterstand gegenüber der Bourgeoisie. Die bürgerliche Komödie und die französische Revolution bekämpften gemeinsam das ausschließliche Vorrecht der Geburt; die Sozialdemokratie und die naturalistische Litteratur in allen Ländern treten gegen das Vorrecht der Bildung und des Besitzes auf. Damals wie heute boten die verworrenen und zerrütteten Verhältnisse einer sich auflösenden Gesellschaft den immer sich erneuernden Stoff und Antrieb der Bewegung dar. So wenig wie Diderot, Sedaine, Beaumarchais den Bürger und die Bürgerfrau auf dem Theater erfunden haben, so wenig ist in dem Sitten-

roman der Grubenarbeiter oder der Verbrecher aus den unteren Schichten des Volkes eine Erfindung Zola's oder Dostojewskij's. Aber die Bürger und Bauern, die Molière, Destouches und Lesage in ihren Komödien hatten auftreten lassen, wußten nicht um ihren Gegensatz zu den Marquis und den Chevaliers; den Arbeitern der Eliot und den Dieben und Mördern Eugen Sue's fällt es nicht ein, sich als etwas Besonderes zu betrachten, ihre Schöpfer denken nicht daran, Experimental-Poesie mit ihnen zu treiben. Der moderne Poet dagegen vermag seine Figuren gar nicht mehr als freie und selbständige Persönlichkeiten anzusehen; sie sind für ihn das Produkt der Armut und der Not, sozialer Übel, geheimnisvoller Vererbungen von Eigenschaften, Lastern und Krankheiten, die Vertreter einer Klasse im Gegensatz zu den anderen Volksschichten. Sie haben ein Standesbewußtsein, Standesvorurteile und Standesziele. Einer ungleich schärferen Beobachtung als früher bedarf es, sie aus ihren Verhältnissen, ihrer Umgebung und Arbeit, der Enge ihres Lebens in geistiger wie in materieller Beziehung herauswachsen zu lassen, ihnen die Eigenart des Individuums zu wahren und sie doch dem Leser als Typen, ja zuweilen als Symbole vorzuführen. Die Breite der Schilderung, hier der Fabrikräume, des Malerateliers, des Kohlenbergwerks, dort einer öffentlichen Waschküche, einer Branntweinschenke, einer Arbeiterwohnung, die der Gerichtsvollzieher betritt, im Gegensatz zu dem üppigen Schlafgemach einer Verworfenen, ist ein Ergebnis sowohl des wissenschaftlichen Zuges nach Wahrheit wie der pessimistischen Stimmung und der demokratischen Erbitterung. Nicht nur der Held soll uns durch diese Beschreibungen als das Produkt seiner Umgebung beweisen, sondern diese Umgebung, diese Lage, diese Verkommenheit den Besitzenden als Schreckbild, als warnendes Menetekel vorgehalten werden.

Mit Recht lehnt der Naturalismus jede moralische Betrachtung und Anklage seiner Schöpfungen ab. Wie könnte auch die Moral der Besitzenden, der Aberglaube der Denkträgen, die Abneigung der Satten gegen die Hungrigen — gerade die Dinge, die er angreift — über ihn das Urteil sprechen? Aber dem ästhetischen Einwand wird er Rede stehen müssen; wenn er sich dessen weigert, würde er selbst seine künstlerische Unfähigkeit erklären. Unbestreitbar ist von diesem Standpunkte aus sowohl die Dürftigkeit und Einseitigkeit, wie die Unerfreulichkeit seiner Stoffe. Der Kreis, den seine Darstellungen bisher beschrieben haben, ist hinsichtlich des Weltbildes, das er uns zeigt, der denkbar engste. Man stelle die Welt, die sich uns in George Sand's Romanen entrollt, dem Weltausschnitt gegenüber, den Zola sieht; oder die kleinbürgerlichen Verhältnisse in Flaubert's „Madame Bovary“ und in der „Education sentimentale“ der Fülle und der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Kreise und Stufen, die Bulwer geschildert; die Welt- und Gesellschaftsbilder, die der deutsche Naturalismus bisher geschaffen, neben Gutzkow's und Spielhagen's Schilderungen auch nur erwähnen zu wollen, hieße ihnen eine Bedeutung geben, die sie wohl selber nicht beanspruchen. In der Weite des Blicks, in der Beherrschung des Rohstoffs ist der alte, idealistische oder romantische Roman dem naturalistischen noch unendlich überlegen. Eine Dichtung, wie der „Zauberer von Rom“, wo die katholische Hierarchie von dem Papste bis herab zu dem letzten Kirchendiener in charakteristischen Figuren auftritt, in der ihre Beziehungen zu den Geschicken einzelner Familien wie zu der Politik und Entwickelung Deutschlands, Österreichs und Italiens künstlerisch gestaltet werden; oder „In Reih und Glied“, wo die ganze gesellschaftliche Pyramide von der Spitze, dem Könige, durch alle Stufen hindurch bis zu der breiten Basis,

dem namenlosen Volke, vor uns erscheint, hat der Naturalismus nicht aufzuweisen. Seine bisher großartigste und umfassendste Leistung, Zola's „Germinal", kommt über den Bergwerks-Bezirk, innerlich wie äußerlich, nicht hinaus. Der Enge des Weltbildes entspricht die persönliche Unbedeutendheit des Helden. Mit Vorliebe wird er aus den unteren Volksschichten entnommen und mit geringen Gaben ausgestattet. Selten steigt er aus der Umgebung, wohin ihn die Geburt gewiesen, empor. Gelingt es ihm dennoch, so möchte der Dichter ihm am liebsten einen Fußtritt geben, weil das Glück der „Excellenz Eugen Rougon" und der blonden „Nana" eine Beleidigung und Verhöhnung des armen Volkes ist; er kann darum die Emporkömmlinge nicht erbärmlich und nichtswürdig genug schildern. Eine gewisse Monotonie der Helden und Heldinnen, ihrer Zustände und Geschicke geht öde und müde durch die gesamte naturalistische Dichtung. Die immer wiederkehrende Schilderung der Not auf der einen, des Lasters auf der anderen Seite, die Absicht, das Dasein in den Fabriksälen, den Arbeiterwohnungen, den Gefängnissen und Hospitälern dunkler und schlimmer darzustellen, als das der Verdammten in den Bulgen der Dante'schen Hölle, erzeugt in dem Leser bald das physische Unbehagen der Seekrankheit, bald eine herzbedrückende Trostlosigkeit des Gemüts. Mit einer oft bewunderungswürdigen Kunst in der Detailmalerei wird das Ekelhafte und Widerliche beschrieben; wie der Idealismus das Erhabene, übertreibt der Naturalismus das Gemeine.

Glaubt die neue Schule nun ihr Ideal in diesem äußerlich beschränkten und innerlich freudlosen Stoffgebiet beschlossen, so wird sie auf kein langes Leben, auf keine Zukunft rechnen dürfen. Denn die Vorfälle in dem Dasein und Schicksal der Arbeiter, der Armen und der Vagabunden ent-

behren eben so sehr der Mannigfaltigkeit, wie die aus ihnen entnommenen typischen Figuren der beweglichen Physiognomie, der feiner und reicher ausgeprägten Persönlichkeit des gebildeten Menschen. Die Umgebung des Helden, auf deren Darstellung der Naturalismus einen so großen Wert legt, ist im vierten Stande eine viel gleichmäßigere, als im dritten, sie wiederholt sich mit der Volksküche, der Branntweinschenke, der sozialdemokratischen Versammlung, der Gemeindeschule und dem Krankenhause beinahe in jeder Romanfabel, welche die Phantasie für ein Arbeiterleben zu ersinnen vermag. Der Reiz, den die Verschiedenheit der Landschaften und der Naturerscheinungen den Dorfnovellen giebt, ist den Geschichten, die ihrem Wesen nach in großen Städten oder Fabrikdistrikten spielen müssen, von vornherein versagt. Nun existiert freilich eine ganze Reihe physiologischer Vorgänge und körperlicher Zustände, mit denen der Naturalismus noch nicht poetisch experimentiert hat, aber ich bezweifle, daß er es jemals versuchen wird; er würde damit sein Prinzip selber zu Tode hetzen. Die Zukunft des Naturalismus in der Kunst beruht auf der Erweiterung seines Stoffgebiets, nur wenn er aus der dumpfen und stickigen Atmosphäre, in der er sich bisher bewegt hat, in die Freiheit der Natur, in die Weite der Welt, von häßlichen und verkommenen zu edeln und schönen Gestalten, von der Rohheit zur Bildung, von dem immer sinkenden zu dem immer aufwärts strebenden Menschen sich rettet, wird er eine neue Phase in der Entwickelung bilden. Genau, wie die sozialistischen Ideen nur dann eine Zukunft haben, wenn ihnen der Ausgleich und die Verschmelzung mit den bestehenden Gesellschaftsformen gelingt. Nicht das Christentum der Urgemeinden — das Christentum, das sich mit den Resten der antiken Kultur, mit der herrschenden römisch-griechischen Gesellschaft zu vereinigen und dieselbe mit seinen

Anschauungen zu durchdringen wußte, ist zur Weltreligion geworden.

Während der Naturalismus auf der einen Seite sein Stoffgebiet erweitern, muß er auf der anderen seine Forderung nach Wahrheit einschränken. Nicht Wahrheit, Wahrscheinlichkeit verlangt die Kunst. Aus dem einfachen Grunde, weil sie der Zustimmung, des Beifalls, der Bewunderung des Zuschauers, des Hörers, des Lesers bedarf. Eine mathematische, chemische, physikalische Wahrheit kann bewiesen werden; der Experimental-Roman, das Problem-Drama sind nur für den da, der an dies Experiment, an dies Problem und die von dem Dichter gegebene Lösung glaubt. Wenn ich an die Wirklichkeit und Lebendigkeit eines Menschen, wie ihn mir Zola, Tolstoi oder Ibsen schildern, nicht glaube, giebt es kein Mittel mich meines Irrtums zu überführen, während mich jeder Schüler von der Wahrheit des Pythagoräischen Lehrsatzes, von der Richtigkeit einer chemischen Zersetzung oder Verbindung überzeugen kann. Scharf scheidet sich so die objektive Wahrheit der Wissenschaft, die aus der Natur der Dinge entspringt, von der subjektiven Wahrheit der Kunst, die an die Voraussetzungen des Gemüts, der Phantasie, der Übereinkunft gebunden ist. Den konventionellen Charakter der dramatischen Kunst bestreitet Niemand, er findet sich ebenso in dem chinesischen wie in dem griechischen, dem mittelalterlichen wie dem modernen Drama. Man kann an ihm bosseln und modeln, aber ihn brechen, hieße das Theater zerstören. Der Roman bewegt sich ein wenig freier, doch auch ihn leitet das in ihm waltende Gesetz an seinem Gängelbande. Er ist immer nur ein arg verkürztes, zusammengezogenes und verstümmeltes Abbild des Lebens. Unmöglich, daß er auch nur einen einzigen Tag aus dem Leben seines Helden in vollständiger Ausführlichkeit und absoluter Naturtreue zu schildern im

stande wäre: alle Eindrücke, die jener empfangen, alle Nervenbewegungen, die sie erzeugt, alle physiologischen Vorgänge, die sich in ihm vollzogen, alle Einflüsse, welche dieselben auf seinen Willen ausgeübt. Wie sollte nun der Dichter die ganze Entwickelung eines Menschen mit der Sicherheit darlegen und beschreiben können, mit der sich ein chemischer Prozeß vor unseren Augen abspielt? Hier wird er das nach seiner Meinung Gleichgültige fortlassen, dort einen Zug stärker betonen, diese Gedankenreihen wegwerfen, jene hervorheben: er wird die ihm bekannten Thatsachen und Modelle als Marmorblock behandeln, aus dem er seinen Helden und — was für den naturalistischen Roman noch wichtiger ist als für den romantischen — seine Tendenz herausarbeitet. Durch diese seine Arbeit beweist er sich als Künstler, aber zugleich verliert die Schöpfung durch diese seine subjektive Thätigkeit die Wahrheit eines Naturproduktes. Als menschliches Produkt hat sie alle Mängel und Einseitigkeiten, alle Tugenden und alle Schwächen, alle Vorurteile und alle Schrullen ihres Urhebers; von einem Shakspeare oder Goethe, einem Phidias oder einem Raphael herrührend, kann sie „wahrer" sein, als alles wirklich Vorhandene derselben Art, indem sie die Urform dieser Art in vollendeter Weise zeigt, wahr im Sinne der exakten Wissenschaft wird sie niemals sein können, weil sie, und wenn sie nur eine Waschfrau oder ein halbverrückter Badearzt wäre, außerhalb der Wirklichkeit im Äther schwebt — in demselben Phantasie-Äther, in dem Consuelo und Wilhelm Meister leben. In dem Augenblick, wo ein Kunstwerk zu einer mathematischen Aufgabe, einer Vivisektion, einer chemischen Analyse würde, höbe es sich selbst auf.

Jeder bewundert die Energie und den Fleiß, die Zola daran setzt, Herr seiner Stoffe bis in ihre Einzelheiten zu werden; die eindringende, bisweilen ätzende Schärfe, den psycho-

logischen Tiefblick in das menschliche Herz, die manche russische und norwegische Dichtung auszeichnet. Diese Errungenschaften werden der Dichtung der Zukunft nicht verloren gehen, sie sind ohne Zweifel ein großer Fortschritt über die bisherige flüchtige und oberflächliche Darstellung bald der psychischen Vorgänge, bald der äußeren Dinge. Hier wird sich Niemand mehr, der auf den Namen eines Dichters Anspruch erhebt, mit der Umrißzeichnung, mit dem ungefähren Wissen begnügen dürfen. Die Genauigkeit der Schilderung, die Sorgfalt in der Ausführung wird fortan nicht nur eine gerechte Forderung des Lesers an den Erzähler, des Zuschauers an den Dramatiker sein, sondern der Dichtung jenen warmen Ton des Lebens, jenes Lokalkolorit verleihen, das unsere deutschen Romane und Schauspiele nur allzusehr vermissen lassen. Aber so klar diese Vorzüge sind, so nahe liegen doch auch die Schäden und Gefahren. Um „wahr“ zu sein, vertieft sich der Dichter in technologische Werke, in Fabrikordnungen und Gärtnerei-Kataloge; um „wahr“ zu sein, pfuscht er hier dem Advokaten, dort dem Dachdecker, heute dem Arzte, morgen dem Ingenieur in's Handwerk. Sein Werk schwankt beständig zwischen dem Polizeibericht, der Gerichtsverhandlung und irgend einer wissenschaftlichen oder fachmännischen Abhandlung. Da er gar nicht in der Lage ist, alles aus eigener Kenntnis, als Augen- und Ohrenzeuge zu berichten und zu beschreiben, ist er gerade wie der so arg verketzerte und geschmähte Erzähler historischer Romane auf Bücher und Urkunden angewiesen. Sowohl in Bezug auf das Äußerliche wie hinsichtlich der Darstellung des Psychologischen. Nur einer unter tausend Poeten wird ein großer Arzt sein, nicht jeder, der eine Seele rettet, wird Genaueres von den Molekularbewegungen, von dem großen und dem kleinen Gehirn wissen. Hinter dem Schilde der Wahrheit verbirgt der Natu-

ralismus nur zu oft seine poetische Unfähigkeit und seine Wissenschaftsschwindelei. Statt der dünnen Wassersuppen des Idealismus setzt er uns unverdauliche Brühen populärer Medizin und Chemie vor.

Litteraturen entwickeln sich langsam, von Sprüngen kann in ihnen so wenig wie in der Natur die Rede sein. Die Einkehr der Dichtung in die tieferen Volksschichten, in das Alltagsleben der Massen; ihre Versuche, die Fragen und Probleme der Zeit aus der Debatte in die Kunst zu verklären; ihr Drang nach Wahrheit — es sind eben so viele fruchtbare Keime, die in der Zukunft ihre Ähren und Trauben tragen werden. Über die inneren wie über die äußeren Schranken der bisherigen Dichtung deuten sie einen Fortschritt an. Schon der stärkere internationale Zug, die lebhafter empfundene Gemeinsamkeit aller Litteraturen verheißen jeder einzelnen eine neue Entwickelung. Keineswegs aber werden die Früchte allein dem Naturalismus verdankt werden. Als in den vierziger Jahren die Dorfgeschichte, das Wort im weitesten Sinne gefaßt, in allen Ländern Mode wurde, nicht blos Auerbach und der Jäger Turgeniew, sondern auch George Sand und George Eliot unter die Bauern gingen, galt der dörfliche Hintergrund für das Paradies der Poesie. Aus ihm sollte sich die neue Dichtung entwickeln und die Poesie des Geistes, die Salonnovelle, das phantastische Gedicht, den historischen Roman, die Tragödie der Leidenschaft, für immer verdrängen. Jetzt ist die Dorfgeschichte längst aus dem Vordertreffen wieder auf den bescheidenen Platz zurückgekehrt, der ihr gebührt, und die anderen Gattungen der Poesie sind nicht gestorben und verdorben. Dem naturalistischen Roman aus der Arbeiterwelt, der Problemlitteratur mit dem Stich in's Pessimistische und Atheistische wird es nicht besser ergehen, nach einem Menschenalter wird all der Lärm, der heute um sie

tobt, eine Anregung gewesen sein. Die großen Formen der Dichtung sind unzerstörbar. Lyrik, Epik, Dramatik folgen unwandelbar den ihnen innewohnenden Gesetzen, man kann dieselben verletzen, aber nicht umstoßen. Und wie mit den Formen ist es im letzten Grunde auch mit dem Inhalt der Dichtung; er kann immer nur sein, was er stets gewesen: eine Verklärung des Menschlichen. Mit der Wahrheit allein vermag Niemand eine Dichtung zu schaffen; ohne die Sehnsucht aus der Wirklichkeit heraus in die Welt, die wir ahnen; ohne die Melancholie über die Welt, in der wir leben und die wir allein zu begreifen vermögen, giebt es keine Dichtung. Kein Wissen, weder ein Teleskop noch ein Mikroskop kann diese Eigenschaften ersetzen. Von all' dem Kram, den jetzt der Dichter wissen soll, nicht um im Sinne seiner Zeit ein gebildeter Mann, sondern um ein Dichter zu sein, wußten die Sänger, welche die Lieder von dem Zorn des Achill und den Irrfahrten des Odysseus sangen, aber auch gar nichts; sind die Iliade und die Odyssee darum weniger vollendet? Kein verständiger Mensch glaubt mehr an Gespenster: hat es je einen Zuschauer im Theater gegeben, der über den Geist des alten Hamlet gelacht, oder der daran gezweifelt hätte, daß Macbeth den blutigen Banquo auf seinem Stuhl sitzen sieht? So hinfällig sind alle diese naturalistischen Forderungen für den schaffenden Dichter, wie für den empfangenden Zuschauer oder Leser. Welche Stoffe im Einzelnen die Dichtung um das Jahr 1920 gestalten wird — wer weiß es? Aber im Großen und Ganzen wird sie den einen Urstoff haben, den Homer, Dante, Shakspeare und Goethe gehabt: den Menschen, und sich in den Formen bewegen, die nicht eine blinde Willkür, sondern ihr eigenes Wesen ihr vorgeschrieben. Daran wird keine Theorie und keine litterarische Revolution auch nur ein Titelchen geändert haben.

Die Alten und die Jungen.

Oktober 1888.

„Doch was hör' ich? Welch' ein Schall überbraust den Wasserfall? Sauset heftig durch den Hain? Welch ein Lärmen, welch ein Schrei'n? Ist es möglich, seh' ich recht? Ein verwegenes Geschlecht dringt in's Heiligtum herein!" Lebhaft fielen mir diese Verse aus Goethe's Gedicht „Deutscher Parnaß" dieser Tage wieder ein: denn unsere jungen Stürmer und Dränger haben es einmal wieder für nötig gehalten, sich der Welt durch laute Fanfaren in's Gedächtnis zu rufen, sich gegenseitig durch Zuruf zu ermutigen, unerschrocken fort zu trommeln und fort zu blasen, bis die Mauern des alten Jericho, der idealistischen Litteratur, zusammenstürzen, über ihre eigenen jugendlichen Häupter das Weihrauchfaß zu schwingen und uns Alte zu den Toten zu werfen. Es wäre unhöflich, wenn wir, die alten Herren, uns nicht von Zeit zu Zeit die neuen Titanen und Giganten aus der Nähe ansehen wollten — ich wenigstens in der sicheren Hoffnung, daß gar manche von ihnen, noch ehe ihre blonden Haare grau geworden sind, als „gute Pilger" unter „tiefgefühlten Reueliedern" den Parnaß hinansteigen werden.

Für den Litterarhistoriker hat die Bewegung, die den Teilnehmern, wie es nicht anders sein kann, als eine Revolution, ein Himmelssturm, eine Erneuerung der Kunst erscheint, nicht das Geringste, was ihn überraschen könnte, weder durch die Losung der Schwärmer: Wahrheit und Natur um

jeden Preis, noch durch die Eigenart ihres Talentes. Nach einem Naturgesetz, von dem auch die Litteratur nicht ausgeschlossen ist, ändert sich in je zwanzig bis dreißig Jahren mit dem Menschengeschlecht die Anschauung, die Neigung und der Geschmack. Auf die Periode Klopstock's und Lessing's folgte von dem „Götz“ und „Werther“ bis zu den „Räubern“ Sturm und Drang, auf Schiller's und Goethe's ideal-weltbürgerliche Kunst die Romantik, auf diese Jung-Deutschland; als in den fünfziger Jahren Gutzkow, Auerbach, Laube, Hebbel, Freytag und Julian Schmidt ihre Kernschüsse gethan, traten in Paul Heyse, Herman Grimm, Gottfried Keller, Victor von Scheffel, Friedrich Spielhagen neue, eigentümliche Kräfte hervor. Welches Wunder soll es nun sein, daß seit 1880 sich die Stimmen von Hermann Heiberg und Karl Bleibtreu, von Max Kretzer und Conrad Alberti auf dem deutschen Parnaß vernehmen lassen? Nicht nur unsere „akademischen“ Kenntnisse, die uns die neueste Schule immer so verächtlich vorwirft, unsere eigene Jugend müßten wir vergessen haben, wenn wir über diese „weltgeschichtliche That“, daß junge Leute dichten, in ein ungemessenes Staunen geraten sollten. So wenig wunderbar die Erscheinung, so wenig schreckhaft ist die Losung. Denselben Kultus der Wahrheit und Natur, den sie predigen, feierten der junge Goethe, Wagner's „Kindesmörderin“ — Gerhart Hauptmann könnte das Stück geschrieben haben — Klinger und Lenz; mit sochem Aufschwung, solchem Löwengebrüll des entrüsteten Gefühls wie Schiller wirft Keiner von ihnen dem „tintenklecksenden Säkulum“ seine Verachtung in's Gesicht. Entlockten die Jungdeutschen, Heine, Gutzkow, Laube, in den dreißiger Jahren etwa andere Töne ihrer Leier, als die Jüngstdeutschen? Wollten sie die Befreiung der Menschheit von den Fesseln der Religion nicht auch und der „falschen“ Sittlichkeit? Eiferten sie nicht gegen

die „konventionellen Lügen“ fünfzig Jahre vor Max Nordau? Sind Auerbach's Dorfnovellen ihrer Absicht nach etwas anderes als die heute beliebten Arbeiternovellen, führten sie nicht eine „neue Volksschicht“ in die Litteratur ein? Hat Gustav Freytag nicht vor den jungen Leuten das Volk bei seiner Arbeit aufgesucht? Karl Gutzkow nicht vor ihnen die Mädchen aus dem Volke und die Diakonissinnen zu Heldinnen seiner Erzählungen gemacht? Natürlich hat jede Predigt für Wahrheit und Natur ihren besonderen Accent: 1773—1784 den Rousseau'schen, 1833—1848 den französich-sozialistischen, eine Mischung aus den beiden Tonarten George Sand und Lamennais, 1888 den sozial-demokratischen und pessimistischen, Mischung aus Schopenhauer, Zola und Ibsen. Aber der andere Klang kann einen erfahrenen Mann doch nicht über den Grundakkord täuschen, dem er entspringt. Die Jugend fühlt sich, sie will auch leben, genießen, sich bethätigen. Die alte Litteratur ist ihr so hinderlich wie die alte bürgerliche Ordnung den Sozialdemokraten. Sie hat die Empfindung, daß vieles von dem Bestehenden und Gültigen veraltet ist, daß den neuen Zuständen, Geschmacksrichtungen und Vorstellungen eine Wandlung in der Kunst und in der Litteratur entsprechen muß, und macht sich, wie es ihr gutes Recht ist, zum Herold dieser Ansicht. Daß sie dabei die Kraft ihrer Lungen überanstrengt, jeder Herold thut es; daß sie das Alte bis auf den letzten Stein zu vernichten schwört — wer will es ihr verargen? Es ist der Rausch und das Geschrei, womit sie sich zur Schlacht ermutigt. Jede Litteraturbewegung braucht ihre Marseillaise. Daß sie ihren Zuhörern eine wunderherrliche Zukunftsdichtung verspricht — „die Dichtung“, ruft Edgar Steiger aus, „wird eine Weltmacht sein, die kraft der Wahrheit, die sie verkündigt, die Völker und den Einzelmenschen erlöst und läutert!“ — scheltet sie nicht, jeder

politische Kandidat verheißt den Urwählern die goldene Zeit, wenn sie ihn wählen.

In dieser historischen Betrachtung verliert die Bewegung jedes Außerordentliche und tritt bescheiden in die Reihe natürlicher und gesetzmäßiger Erscheinungen zurück. Selbst die Rücksichtslosigkeit, die Aufgeblasenheit, die Verachtung jeder Autorität, das „Geflunker künftiger Unsterblichkeit“, die empfindlichere Ohren in dem Auftreten der Jugend so oft verletzen, sind eben nur Zeichen einer Zeit, in der die Duzbrüderschaft in Hemdärmeln und der Schwulst das große Wort führen. David Friedrich Strauß und Karl Gutzkow haben schon vordem die eine und den andern geschildert, es sind die notwendigen Folgen des sozialdemokratischen Zuges der Menschheit und des zunehmenden Autodidaktentums in der Litteratur. Noch ein Jahrzehnt weiter — und die regelrechte akademische Bildung eines Schriftstellers, die jetzt nur als chinesischer Zopf verspottet wird, gilt dann als Schande. Es ist für die neueste Entwickelung der „Weltlitteratur“ bezeichnend, daß Ibsen, Zola und Max Kretzer keine „lateinische“ Bildung genossen haben. Der grobe Ton, in dem sich die Jugend gefällt und den sie als besondere Kraftprobe ihres Originalgenies pflegt, ist kaum zur Hälfte Temperamentssache: sie pfeifen die Weise, die heute von allen Bäumen schallt. Wer einzig und allein die Wahrheit will — natürlich die Wahrheit, wie er sie versteht — kann in der Gesellschaft, die auf Schicklichkeit beruht, nur ein Grobian sein. Unverständlicher als ihr Hohn gegen Spielhagen und Heyse, Paul Lindau und Oscar Blumenthal ist mir ihr zwischen Zorn und Klage hin und herschwebender Jammer über den Mangel an Anerkennung, über die Schwierigkeit zu Worte zu kommen, über die Bosheit der Alten, ihre Werke totzuschweigen. Vergleicht man unbefangen die Stellung der jungen noch namenlosen

Schriftsteller in dem Jahrzehnt von 1850 bis 1860 mit der Stellung, die das jüngste Deutschland jetzt schon einnimmt, so ist die vorteilhafte Wandlung, die für den Schriftsteller nach der materiellen Seite hin eingetreten ist, unbestreitbar. Die Zeitungen, die Zeitschriften, die Theater haben sich seitdem verdoppelt und verdreifacht, nicht mehr hängt wie in jener Zeit blindwüthiger und kleinlich gehässiger Reaktion ein Damoklesschwert über jeder kühneren Rede. Wenn Bleibtreu und Alberti jemals den Pascha Hinckeldey und seine Preß-Mamelucken gekannt hätten, jeden Morgen und jeden Abend würden sie die Freiheit segnen, in der sie jetzt atmen, schreiben und fluchen können. Nicht eine Zeile der gesammten jüngst-deutschen Litteratur wäre in den damaligen Preßzuständen veröffentlicht worden. Den jüngeren Schriftstellern fehlt darum weder die Freiheit noch die Tribüne sich auszusprechen. Sie besitzen in der „Gesellschaft“ eine in ihrem Sinne geschickt geleitete Wochenschrift, wo nicht nur die Flammen für kühne vorurteilslose Geister, sondern auch die Scheiterhaufen, auf denen die alte Litteratur verbrannt wird, lustig lodern. Darüber hinaus steht ihnen jede Zeitung, jede Zeitschrift, jede Bühne offen, so oft sie denselben mit einer Gabe nahen, die in den Rahmen des entsprechenden Blattes oder Theaters paßt. So grün sind sie ja doch nicht mehr, daß sie im Ernst verlangen könnten, auf der Bühne des Schauspielhauses sollte die Guillotine für Ludwig XVI. aufgerichtet werden oder die „Gartenlaube“ Erzählungen von Oskar Welten drucken. Eines schickt sich nicht für Alle — auch nicht im sozialistischen Staat und in der „gemütlichen Anarchie.“ Die Schranke aber zugegeben, kenne ich keinen Beschluß eines politischen oder litterarischen Areopags, der die Schriften des jüngsten Deutschlands verfehmte und schon in der Geburt erstickte, wie es der Bundestag seiner Zeit mit den Schriften des jungen

Deutschlands gethan hat. Statt zu schmählen und zu klagen, sollten sie dankbar das Glück der Gegenwart preisen, in der es keinen Bundestag und keinen Menzel, den Denunzianten und Franzosenfresser, giebt.

Wie wenig ihre Klage indessen auch den wirklichen Zuständen entspricht, so kann ich sie ihnen doch nachfühlen. Sie möchten eben in jedem Blatte und von jedem Dache herab ihr Anathem gegen die alte, ihr Hosiannah für die neueste Litteratur anstimmen und dadurch die kleine Gemeinde ihrer Gläubigen ausdehnen. Ihre Werbetrommel klingt nicht weit genug durch die Lande, sie brauchen einen größeren Bezirk: jeder, der einmal als Anfänger in ihrer Lage war, hat so wie sie empfunden und über den Stumpfsinn des Publikums, über den Hochmut und die Dummheit der Redakteure und die Hartherzigkeit der Verleger geklagt. Welchen Zorn hat Gutzkow, welche Verachtung Hebbel gegen die „Hoftheater-Intendanten“ laut werden lassen, die ihre Schauspiele nicht aufführen wollten! Ganz unbegreiflich aber ist für mich ihr geflügeltes Wort, daß sie totgeschwiegen würden. Sie, die jährlich zwei oder drei Broschüren über einander veröffentlichen, totgeschwiegen! Sagen sie einander nicht, immer im Superlativ, daß der eine der „deutsche Zola“, der andere der erste Dramatiker dicht hinter Shakspeare ist? Feiert die Ibsen-Gemeinde die Vorstellungen seiner Dramen nicht wie eine Art Kultus? Und trotzdem würden sie totgeschwiegen? Denn im Ernst kann ich doch nicht annehmen, daß die Titanen ärgerlich sind, weil die alten Herren, diese Perücken und Haubenstöcke, ein hartnäckiges Stillschweigen über sie und ihre Werke bewahren? Was ist ihnen, denen die Zukunft gehört, das Lob oder der Tadel all' der Schriftsteller, die sich längst überlebt haben? Was kümmert die Originalgenies die Meinung der Akademiker? Alphonse Daudet würde sich selber

in's Gesicht schlagen, wenn er darüber seufzte, daß Octave Feuillet und Augier schweigend an seinem „Unsterblichen" vorübergehen. Pocht man auf sein Talent und spielt sich als Apollo auf, der den Marsyas schindet, muß man es auch gelassen hinnehmen, daß die andern Marsyasse das Weite suchen. Dann, neuer Apollo, fiedele oder trompete in deiner Königseinsamkeit allein! Mit dem guten Rechte der Selbsterhaltung lehnt ein Jeder, der Durchschnittsleser wie der Kritiker, die Lektüre eines Buches ab, das ihm nicht behagt, Niemand ist verpflichtet, ein Buch, ein Bild, ein Musikstück zu loben oder zu tadeln, das ihm gleichgültig oder widerlich ist. Die politischen Jakobiner schlugen den Aristokraten und den Girondisten wohl die Köpfe ab, aber sie zwangen sie nicht, die Reden Robespierre's vorher zu lesen: unsere litterarischen Jakobiner dagegen köpfen in ihren Büchern nicht nur nach Herzenslust die älteren Schriftsteller, sondern verlangen von ihnen aufrichtige Bewunderung dafür. Solche Narren sind wir nun eben nicht, wir verhalten uns ihren Dichtungen gegenüber schweigend und lassen die Zeit walten, die auch ohne unser Zuthun die Spreu von dem Weizen sondern wird. Ist ein Schiller unter der Jugend, um so besser für unsere Litteratur! Friedrich Schiller hat es Goethe nie nachgetragen, daß er sich von den „Räubern", von „Fiesko" und „Kabale und Liebe" vornehm abgewandt; trotz all' des Sturmes und des Dranges war er sich des Gegensatzes bewußt, der sein Wesen und seine Weltanschauung von dem Genius Goethe's trennte und stolz und siegesfroh genug, auch die Abneigung des älteren Mannes zu ertragen. Wie genialisch die Schöpfungen des jungen Goethe waren, Lessing hat über „Werther" und „Götz", über „Stella" und „Clavigo" keine Kritik geschrieben, kaum daß er sich gelegentlich in einem Briefe darüber äußert. Er ging seinen Weg und seinen Studien und Neigungen nach

und störte die Kreise der Andern nicht, seinem Bruder Karl schreibt er: „Deine Kritik über die neue Arria ist recht gut. Aber, wenn ich Dir raten soll, gieb Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab."

Die Toleranz des achtzehnten Jahrhunderts ist der zweiten Hälfte des neunzehnten in der Politik, in der Religion und nun auch in der Litteratur abhanden gekommen. Der Fanatismus der Partei hat sie verdrängt. Das Recht und die Freiheit der Persönlichkeit gilt den Radikalen als ihr gefährlichster Gegner; die Sozialdemokraten wollen sie auf dem wirtschaftlichen, die Jüngstdeutschen auf den litterarischen Gebiete vernichten. Derselbe Arbeitskittel und dasselbe Buch für Jeden und Jede. Die „hundert besten Bücher" werden durch ein Triumvirat bestimmt, wehe dem, der sich bei der Lektüre eines Romans von Georg Ebers ertappen läßt! Auf das Genaueste entspricht diese Vorstellung dem sozialistischen Staat; er ist auf die Dauer unmöglich, wenn er nicht auch die Lektüre seiner Bürger regelt und die Presse und die Bühne in seine Zucht nimmt. Bis dahin aber werden sich die jungen Herren noch darin fügen müssen, daß Jeder die Bücher liest, die ihm gefallen, und nicht diejenigen, die sie ihm anpreisen. Wenn sie nicht für die Myriaden Philister schreiben wollen, so mögen sie dies Geschäft Anderen überlassen. Niemand hindert G. Conrad und Wilhelm Walloth ihre Freunde zu unterhalten, warum entrüsten sie sich so sehr über Paul Lindau und Oscar Blumenthal, die im Theater die „erbärmliche Bourgeosie" unterhalten? Keinen ihrer kritischen Artikel, keine ihrer Broschüren kann man lesen, ohne die heftigsten Ausfälle gegen die „Gartenlaube" darin zu finden; aber hat sich je ein Kritiker der „Gartenlaube" ein böses Wort über die „Gesellschaft" erlaubt? Sollte hinter diesem Zorn, hinter dieser pessimistischen Aesthetik, diesem Gedrohe mit der Revo-

lution sich im Grunde nur der blasse Brotneid verstecken, daß die alten Perücken mehr Leser, mehr Zuschauer, mehr Freunde haben, als die Titanen? Das heimliche Gefühl des Verdrusses und der Ohnmacht, daß all der Lärm in die leere Luft verhallt? Denn im Ernst vermag sich doch auch ein jüngerer Mann nicht der Einsicht zu verschließen, daß die litterarischen Bedürfnisse des Publikums, seine Geschmacksrichtungen und Neigungen nicht über einen Leisten geschlagen werden können. Der eine verehrte zu Anfang des Jahrhunderts Schiller, der andere Iffland, zwischen den Gegensätzen stand die überwältigende Mehrheit derer, die heute die „Räuber“ und morgen „Die Hagestolzen“ bejubelte; so viele gutmütige Lacher hatte Goethe nie auf seiner Seite, wie Kotzebue, nicht die Hälfte der Thränen, die Eulalia den schönsten Augen in Deutschland und Frankreich entlockte, ist seinem Gretchen geflossen. Die Novellen und Romane der George Sand und der Eliot wurden nur gelesen, die Erzählungen der Hanke, der Bremer, der Marlitt verschlungen. Alle Leser Lord Byron's, von dem Erscheinen der „Pilgerfahrt Childe Harold's“ bis auf den heutigen Tag, sind vermutlich nicht der fünfte Teil der Millionen, die diesseits und jenseits des Oceans „Onkel Tom's Hütte“ gelesen haben. Diese Thatsachen sollten doch die Gelehrten unter den Stürmern von der Notwendigkeit der „Talmi-Größen“ in der Litteratur überzeugen, es geht in der Wirklichkeit nicht allein mit den Shakspeare's, Schiller's, Goethe's und Byron's, mit den Bleibtreu's, Kretzer's und Conradi's vorwärts — es muß auch in der Litteratur Handwerker geben, wenn die Könige bauen wollen. In der Phantasie und der Legende macht der Sieger von Marengo eine stattliche Figur, ohne Desaix und Kellermann aber wäre er ein geschlagener Mann gewesen. Was sollte aus dem „deutschen Dichterwald“ werden, wenn alle Kehlen einzig auf

die „Drangweise" gestimmt würden! Darum schlage ich vor, einen großen Kreidestrich zu ziehen — die „Talmi-Größen" und das ganze alte Eisen der deutschen Litteratur bleiben hüben und die grollenden Titanen drüben, Jeder singt, wie es ihm ein Gott in die Seele gelegt, und achtet den Gesang des andern, das Publikum ist der Richter. Wer durch Ungezogenheiten Tannhäuser's Sturmlied oder Wolfram's sentimentale Abendstern-Melodie — Butzenscheibenlyrik — stört und unterbricht, wird von den Wächtern der Ordnung hinausgewiesen. Nach dem Tode der Alten setzen sich die Jungen auf die leer gelassenen Stühle und plötzlich, ohne daß sie es recht gemerkt, sind die Heißsporne von gestern graue und steife Akademiker geworden, die sich einer tobenden, brüllenden, trommelnden Jugend gegenüber befinden — sie wissen selber nicht wie. Denn sicher ist auch in der Litteratur nicht der Ruhm und die Unsterblichkeit, sondern das Alter, das Verblassen gewisser Farben, das Verschwinden gewisser Anschauungen, das Verstummen geliebter Melodien und das Emporkommen neuer Menschen mit neuen Meinungen und neuen Idealen.

Blättert man unbefangen in den Dichtungen der jüngsten Schule, so wundert man sich über die geringe Verschiedenheit zwischen diesen und den Werken der Alten. Gedichte, Dramen, Romane — es ist die alte Welt, nur gesehen mit jungen Augen. An revolutionärem Schwung halten ihre Gedichte nicht entfernt einen Vergleich mit Herwegh's und Freiligrath's Liedern aus, ein so gewaltiges und so klangvolles Wort, wie das vielberufene „Reißt die Kreuze aus den Erden, alle sollen Schwerter werden!" ist keinem dieser Dichter gelungen. Um auf dem Gebiete der dramatischen Kunst den „Talmi-Größen" überhaupt nur einen Namen entgegenstellen zu können, müssen sie zu dem Norweger Ibsen greifen. Die

Dramen von Bleibtreu, Hart, Alberti, Walloth sind talentvolle Versuche, die sich völlig in dem Rahmen des alten Schauspiels bewegen, und in die Notwendigkeiten einer theatralischen Aufführung gezwängt, welche die Redseligkeit ihrer Helden um ein Drittel kürzte und manche Ungeheuerlichkeit beseitigte, würde sich ihre Ähnlichkeit mit den gewohnten Bühnenstücken noch deutlicher herausstellen. Ich wünschte wohl, daß eins unserer vielen Theater eine solche Vorstellung wagte: sie würde die beste Schule für den Autor sein, in moralischer wie in künstlerischer Hinsicht. Tritt uns in den Romanen, wenigstens in den modernen, der Stürmer eine stärkere Eigenart entgegen, so hat daran mehr, als sie zugeben wollen, die veränderte Lage, die Wandlung der Gesellschaft den entscheidenden Anteil. Nicht einzig ihre Erfindung, ihr Temperament und ihr Pessimismus, daß wir 1888 schreiben, macht den größten Unterschied, äußerlich und innerlich, zwischen der älteren und der neuesten Erzählungslitteratur aus. Wir Schriftsteller von 1855 sind aus der Pflege der Geisteswissenschaften, aus der idealistischen Philosophie und der deduktiven Methode hervorgegangen, die Neuesten aus dem Materialismus, der induktiven Methode und den Naturwissenschaften. Das ist nicht ihr Verdienst, sondern der Umschwung der Zeit. Wie es vor dreißig Jahren keine Kaiserstadt Berlin, so gab es auch keine sozialdemokratische Partei, keine Strike's, keine anarchistischen Unthaten. Niemand suchte die „Männer der Zukunft“ ausschließlich in dem Arbeiterstande, seine „Ideale“ in der Darwinistischen Weltanschauung. Man wußte wohl von dem Cäsarenwahnsinn der römischen Imperatoren, aber der Größenwahnsinn war noch keine Krankheit der Zeit. Die Heilung und die Bekämpfung der Branntweinssucht überließ man den Ärzten und Philanthropen und glaubte nicht, daß sie ein passender Stoff für eine Dichtung

sei. Nicht durch die Schriftsteller ist in allen diesen Dingen eine Änderung eingetreten: die Zeit hat die Blicke, die Meinungen und Vorstellungen der Menschen von dem Leben und den Zuständen der oberen Zehntausend den Mühseligen und Beladenen zugewandt. Daß diejenigen, die unter dem Wehen dieses neuen Windes groß geworden sind, in seiner Richtung und mit der Strömung segeln, ist kein Verdienst, sondern eine Notwendigkeit. Der Grundstoff der Kunst wird immer der Mensch bleiben, aber freilich sieht der nackte Mensch anders aus, als der Mensch im Gewande, und dieselbe Persönlichkeit, Egmont z. B. erscheint Goethe ganz anders, als Schiller. Der künstlerische Unterschied zwischen der alten und der neuen Schule liegt in der Verschiedenheit des Gesichtswinkels, unter dem sie Dinge und Menschen betrachten; wir sahen sie aus einer gewissen Entfernung, in der nur die großen Züge und die starken Schatten und Lichter zur Geltung kamen, sie nehmen sie unter das Mikroskop. Ich vermute, daß beide Betrachtungsweisen in der Wissenschaft und in der Kunst, wie sie immer bestanden haben, auch in alle Zukunft bestehen und im ewigen Wechsel sich in der Gunst der Menge ablösen werden.

Eine ungleich wichtigere Frage, als diese formalistische, die sich der Litteratur aufdrängt und ihre Lösung immer dringlicher fordert, wird von der neuen Schule nicht gestreift, vielleicht nicht einmal geahnt. Wie, mit welchen Schöpfungen, aus welchem Stoffgebiet, in welcher Darstellung vermag die Kunst das Lesebedürfnis der Massen zu befriedigen? Hier liegt die Zukunft der Dichtung beschlossen. Weder für das Buch noch für die Bühne ist das Publikum des gebildeten Mittelstandes mehr vorhanden, dem von 1750 bis 1870 unsere Litteratur gewidmet war. Dies Publikum, von dem Fürsten bis zum Kleinbürger, vergrößerte sich wohl im Laufe des

Jahrhunderts, aber in seiner Wesenheit blieb es dasselbe. Dafür, nicht für die Fabrikarbeiter und die Tagelöhner, nicht für den vierten Stand, haben unsere Schriftsteller geschrieben. Wer aus jenen tieferen Schichten sich zur Lektüre Lessing's, Goethe's und Schiller's erhob, gesellte sich dadurch eben zu der Bildung des Mittelstandes. Jetzt ist dieser Mittelstand überall von der breiten Volksmasse durchbrochen und zersetzt. Millionen haben das politische Stimmrecht, Millionen können und wollen lesen, Hunderttausende hungern nach Bildung, Zehntausende nach theatralischen Genüssen. Daß nur ein Bruchteil unseres klassischen Bücherschatzes diesen Ansprüchen genügt, leuchtet ein, die Klassiker stehen in einer Bildungs- und Empfindungssphäre, die von den Gefühlen, den Bedürfnissen und der Bildung jener Massen weit abliegt. Auch ist es nicht möglich, beständig von altbackenem Brot zu leben, der Mensch sehnt sich nach frischer geistiger Nahrung. Hier aber lassen die Stürmer und Dränger das Volk ganz im Stich. Unmöglich, daß ihre langatmigen Romane von drei und zwei Bänden, im Stil und in der Gewohnheit der alten Schule, auf die Arbeiter und Arbeiterinnen, die eine Stunde der Muße einer sie an- und aufregenden Lektüre widmen wollen, den geringsten Eindruck machen könnten. Jede Näherin wird lieber die Abenteuer einer ägyptischen Prinzessin, als die eines Berliner Dienstmädchens lesen. Der Droschkenkutscher im Kampf um das Recht, der verkommene Litterat, der vom Größenwahnsinn ergriffene Künstler oder Arzt, der Assessor-Streber, die schriftstellernde Frau — das alles sind Figuren und Stoffe, die sich an die Bildung, aber nicht an das Volk richten. Weniger als bisher irgend eine neu aufsteigende Richtung in unserer Litteratur hat das jüngste Deutschland Fühlung mit der Masse, Witterung der Zukunft. Kurze, knappe, volkstümliche Geschichten, Lassalle'sche Stand-

reden, Herwegh'sche Gedichte, Volksschauspiele wie die „Räuber" und „Wilhelm Tell", Lutherfestspiele, zwischen Sozialdemokratie und Sentimentalität schwebende Stoffe: danach verlangt die Zeit. Aber zu der Darstellung dieser Dinge fehlt den jungen Schriftstellern der breite Ton und der Alfreskostil, die allein die Masse bewegen und ergreifen; viel mehr, als wir Alten es jemals gewesen sind, die wir stets ein außerhalb der Litteratur stehendes Publikum im Auge hatten, wären es auch nur Philister oder empfindsame Frauen gewesen, sind sie eine litterarische Clique. Keine talentlose — im Gegenteil; nur leider eine Apostelschaar, die sich in Eigensinn und Programmen, in Dünkel und Geniesucht täglich mehr verbittert und durch einen zur Schau getragenen und beständig ohne jede künstlerische Notwendigkeit betonten Cynismus die ihr fehlende innere Anmut zu ersetzen sich müht. Wir sind nicht das Ende und sie nicht der Anfang der Litteratur, in der unabsehbaren Kette der Dichtkunst greifen alle Ringe ineinander, wohl sind die einzelnen nicht gleichwertig, aber erst ihr Zusammenhang bildet die Kette. Wie wir von Heine und Börne, von Gutzkow und Laube, so sind sie von uns abhängig, sie mögen sich dagegen sträuben, so viel sie wollen. Erst wenn sie ihren Schmollwinkel verlassen haben und in Reih und Glied mit den Andern getreten sind; wenn sich ihnen die wahre Aufgabe der Litteratur in der Gegenwart an einem Tage von Damaskus offenbart haben wird — die Aufgabe nämlich, die Sphäre der Bildung mit der Sphäre des Volkes zu versöhnen und zu verschmelzen — dann werden sie auch, was sie jetzt so schmerzlich vermissen, ein Publikum außerhalb des Kaffeehauses sich erobern und ihre Bücher in den Händen der Alten wie der Jungen sehen: „wenn sich der Verirrte findet, freuen alle Götter sich."

III.

Strömungen:

b) Religiöse.

Ein ägyptisches Märchen.

Juni 1868.

Es war zur Zeit des Kaisers Augustus, siebenhundertsechzig Jahre waren seit der Gründung der römischen Stadt verflossen und in diesem Jahre verwalteten Sextus Pompejus und Sextus Appulejus das Consulat.

Eine Anzahl vornehmer Römer, Jünglinge und ältere Männer, waren vor einigen Tagen in Alexandrien an das Land gestiegen, um eine Reise durch Ägypten zu machen, die Pyramiden zu sehen und die Memnonssäule im Morgenrot klingen zu hören. Seit dem Siege des Augustus über Antonius und Cleopatra, seit seinem ägyptischen Triumphzuge, wo zum erstenmal dem römischen Volke durch die Gefangenen, die Beute, die Kunstwerke und die Bilder von den Landschaften am Nil jenes Reich der Wunder und Geheimnisse sich erschlossen hatte, war das Verlangen, Ägypten kennen zu lernen, von Jahr zu Jahr unter den Gebildeten in der Hauptstadt der Welt gestiegen. Schnell verbreiteten sich die seltsamsten Sagen über das Nilthal und seine Bewohner, die Bauwerke, die sie aufgeführt hatten, die Götter, die sie verehrten, in der Stadt. Aus Ägypten selbst kamen Zauberer, Schlangenbändiger, Geisterbeschwörer, Priester der Isis und des Serapis nach Italien, die noch tiefere Geheimnisse besaßen und in den Landhäusern der Vornehmen, in

schweigender Nacht, bei dem Glanz des Vollmonds nie erhörte Bräuche vollzogen. Wer den Klang der Memnonssäule vernehme, so hieß es, der würde hundert Jahre alt, und wer den Ring des Pharao Sesostris mit dem Opalstein fände, der hätte Macht über alles Sichtbare und Unsichtbare, über die Geister in den vier Elementen.

Die Gesellschaft freilich, der soeben der Prätor von Alexandria in seiner Halle ein kostbares Gastmahl gab, glaubte an diese Mythen nicht und schüttelte spöttisch den Kopf, sobald das Gespräch auf die Götter Ägyptens kam. Die Einen von ihnen neigten sich zur Ansicht des Epicurus, daß dem Menschen hienieden nichts übrig bliebe, als in dem rastlosen Wechsel der Dinge, der beständigen Veränderung der Stoffe, der Gewißheit des Todes, dem Alles anheimfiele, jeden Augenblick des Lebens zu genießen, sich des Sonnenlichtes zu freuen und alle Rosen zu pflücken, die sich ihm böten. Strenger gesinnt befolgten Andere die Grundsätze der Stoa, ernst von Angesicht, in ernsthafter Entsagung immer bereit, die Tugenden dem Vergnügen vorzuziehen, Männer, die eine große Herrschaft über ihre Leidenschaften erlangt hatten und den Tod nicht fürchteten. Alle aber waren von derselben Neigung ergriffen, in das Innere der Natur zu dringen und ihre Rätsel zu lösen.

Die hochgelegene Halle, in der sie auf weichen Polstern um die Tischen von Cedernholz lagen, öffnete sich nach dem Meer. Die Sonne war gesunken und am dunklen Himmel traten die Gestirne hervor. Unabsehbar in den Schatten der Nacht dehnte sich das Meer aus; zwei Unendlichkeiten schienen mit einander zu verschmelzen, die der See und die des Himmels. Ein silberner Streifen, der Widerschein des Mondlichts, glitt über die Oberfläche des Wassers, leise zitternd. Nur dumpf und in seltenen Zwischenräumen drang zu dieser Höhe das

Rauschen der Wellen empor. Mehrere Ampeln und Leuchten erhellten doch nur dämmerig die weite Halle. Sklaven gingen leisen Schritts über den bunten Marmor des Bodens, Mischkrüge in der Hand, und schenkten den Gästen griechischen Wein in die goldenen Becher. In der Wand des Hintergrundes befand sich eine halbrunde gewölbte Nische, in der auf schwarzem, glänzend polirtem Basaltstein ein Standbild der Isis sich erhob. Blau gemalt und mit Sternen besäet war die Wölbung der Nische, um das Bild des Himmels nachzuahmen. Der Schmuck der Wände und der Pfeiler, die buntbemalten Säulen, die Verzierungen der Gerätschaften konnten den neugierigen Römern schon einen Einblick in ägyptische Formen und Sitten gewähren. Erschien ihnen in diesen Malereien ein und das andere Bild unerklärlich, wollten sie den Sinn der hieroglyphischen Zeichen wissen, die am obersten Rand der Wände entlang liefen, so waren der älteste Priester des Serapis-Tempels und der weise Grieche Apollonius, der Vorsteher der Bibliothek des Museums, die beide der Prätor zu dem Festmahl eingeladen hatte, gern bereit, auf alle Fragen der Gäste Auskunft zu geben.

Eben verstummte der Gesang der schönen Sängerin Chloe, die mit silberner Stimme zur Leier ein Lied der Sappho gesungen, und ehe die ägyptischen Tänzerinnen, die draußen warteten, in ihren durchsichtigen Gewändern, die klingenden Becken in der Hand, in die Halle traten, um mit ihren üppigen Tänzen die Festgenossen zu erheitern und zu berauschen, ließ der Prätor noch einmal die Becher füllen. Und plötzlich, Niemand wußte, woher es gekommen, wurde ein künstlich nachgeahmtes Mumienbild herumgereicht, von Hand zu Hand, und der weise Apollonius gab es dem neben ihm liegenden jungen Piso mit den Worten: „Trink und sei fröhlich, schau diese Mumie an, so wirst auch Du nach Deinem Tode sein.“

Piso trank und antwortete lachend: „O Apollonius, der Anblick des Todes kann mich weder erschrecken noch zum höheren Genuß des Lebens ermutigen; ich fürchte weder den einen, noch liebe ich allzusehr das andere. Das Leben ist eine harte Arbeit und wenn sie vollendet ist nach dem Schluß des Schicksals, werde ich ruhen.“

Über das Gesicht des hundertjährigen Manetho, der dem Serapis diente, ging eine kaum merkliche Bewegung hin, er fuhr mit der Hand in den langen weißen Bart und der Mondschimmer, der gerade jetzt auf ihn fiel, gab ihm etwas Geisterhaftes. „Was weißt Du, junger Fremdling,“ sagte er mit einer dumpfen Stimme, die fernher aus einer gewaltigen Tiefe zu kommen schien, „von den Geheimnissen des Todes? Bist Du so sicher, daß Dich die Götter ruhen lassen und nicht im ewigen Wirbel umhertreiben werden?“

„Was sind Deine Götter, alter Mann?“ fragte Calpurnius, der in Rom als ein großer Kenner der Natur berühmt war und die Leichname der Verbrecher aufkaufte, um, sie zerstückelnd, die innere Bauart des menschlichen Körpers und die Sitze der Krankheiten kennen zu lernen. „Der Apis, der Ibis, das Krokodil und Deine heilige Katze, alle Deine Tiergottheiten, sterben sie nicht? Ich weiß wohl, daß Du und Deinesgleichen — ich meine nicht Deine Person, ehrwürdiger Manetho, sondern Deinen Stand — daß ihr in alter Zeit dies Land beherrscht habt. Ein Grieche, den Du kennst, Herodot, hat es zum Staunen der Nachkommen aufgezeichnet, wie noch in seinen Tagen im Thal des Nils die Priesterschaft, unter dem Vorgeben, der unfaßbaren Gottheit näher zu stehen, als die anderen Menschen, das Volk und die Könige bedrückte. Gar seltsame Dinge erzählt jener Grieche von der Allmacht der Priester, von dem Aberglauben des Volkes. Wahrscheinlich aber war in der grauen Vorzeit die eine noch größer, der

andere noch blinder. Jetzt hat sich die Welt verändert, die Wissenschaft und die Philosophie zerstreuen die Finsternisse, Deine Tempel sind dem Untergange nahe, schon bricht aus ihren Mauern Stein um Stein. Vor dem Adler des Imperators müssen sich Deine Götter verkriechen" — und den Becher erhebend, sprach er mit voller, wohltönender Stimme, die mit dem von unten jetzt stärker heraufschallenden Meeresrauschen harmonisch verschmolz, die Verse des Lucretius:

„Thoren, die ihr verblendet, vom Schrecken des Todes gefoltert,
Täglich die Tempel bestürmt, an allen Altären zu beten,
Vielmals mit Opfergelübd' und dem rinnenden Blute der Stiere,
Hoch mit erhobenen Händen die nie euch hörenden Götter
Anfleht! — Klägliches Thun! Von der Zinne des Denkens das Weltall
Still mit beruhigtem Geist anschau'n, heißt weise und fromm sein!"

„Der große Pan ist tot!" rief Piso. „Über das griechische Meer hin scholl eine mächtige klagende Stimme an einem Sommerabend zu den Schiffern: Der große Pan ist tot! Wie sollten Deine Götter leben?"

Darüber hatte sich Manetho von seinen Polstern aufgerichtet und stand aufrecht da, in seinen weißen Gewändern, seinen weißen Haaren einem Steinbilde vergleichbar und so unbeweglich wie dieses.

Langsam streckte er den mit heiligen Zeichen bedeckten Schlangenstab aus — und das Licht in der Halle erlosch Dafür ging von dem Isisbilde in der Nische ein bläulicher Schimmer aus, der bald den ganzen Raum mit einer magischen Dämmerung erfüllte. Und diese Nische öffnete sich, weit und weiter, sie wurde zu einem breiten, von Sphinxen eingefaßten Gang, der sich in das Unendliche zu dehnen schien. Dreiundneunzig Sphinxe zählte Calpurnius erstaunten Blicks auf jeder Seite, und diese seltsamen Gebilde wuchsen, je länger er sie betrachtete, mehr und mehr in das Riesenhafte.

In den Augenhöhlen glänzten ihnen Rubinen, von denen ein eigentümlich rotes Licht ausging, wie Flammen durch die bläuliche Dämmerung zuckend. Am Ende der Sphinxreihe erhoben sich Obelisken, dann wurden Pylonen, buntbemalte Pilaster sichtbar. Könige brachten in diesen Bildern dem Stiere Apis ihre Huldigungen und Opfergaben dar; ein Tempel türmte sich auf, so gewaltig, daß sein Dach in den Wolken des Himmels verschwand. Aus der Ferne erklang eine Musik, ein Chorgesang zu den Tönen von Blasinstrumenten, die etwas Feierliches und Betäubendes zugleich hatten. Während dieses Gesanges sprangen die Tempelthore auf, ein langer Zug von Priestern in roten, violetten und weißen, mit rot-goldenen Stickereien verzierten Gewändern trat daraus paarweise hervor, Knaben schritten in ehrfurchtsvoller Entfernung, in gemessenen Zwischenräumen ihnen zur Seite; die Einen trugen Palmenzweige, die Anderen schwangen Rauchgefäße, aus denen der Duft des Ambra drang. Eine Wolke legte sich um Alle. Plötzlich erdröhnten die Zinken und Posaunen stärker; auf einem goldenen Sessel wurde ein Priester aus dem Tempel getragen, das Haupt geschmückt mit einem dreifach gewundenen, kronenartigen Stirnband, wie einer der Römer, Cäcilius Metellus, der als Bote des Imperators zu den Parthern gegangen war, es auf dem Haupte des Phraates, des Partherkönigs, gesehen hatte. Von kostbaren Perlen und Edelsteinen glänzte diese Mütze. Am Finger des Priesters, der unter den Anderen ein König zu sein schien, schimmerte ein Ring, in dessen Stein, wie Calpurnius später behauptete, ein Fisch von seltsamer Form eingeschnitten war.

Jetzt hielt der Zug. Ein unzählbares Volk lag ringsumher auf den Knieen. Der Priesterkönig winkte und aus der Menge trat ein Mann, schritt vor, zwei Schreiber folgten ihm, Speerträger bildeten einen Halbkreis, und eine Papyrus-

rolle entfaltend, las er mit deutlicher Stimme: „Phra, der Herr der beiden Welten, der Vater und König der Götter, warf einen Strahl seines Lichts auf eine Kuh, die noch kein Kalb geboren, und sie brachte den Apis, den Stier ohne Fehl, zur Welt. Wir erkennen aber den Apis an seiner schwarzen Farbe, dem weißen Fleck auf der Stirn und dem Gewächs unter seiner Zunge, welches die Gestalt des Goldkäfers hat. Zu unserer Heiligkeit, der wir im Mittelpunkt der Welt, zu Memphis, den Dienst des Apis verwalten und vom Oberrichter Osiris den Schlüssel zu den Pforten des Totenreichs empfangen haben, ist die Kunde von einem gottlosen und boshaften Volke gedrungen, das jenseits des dunkelfarbigen Meeres in finsterer nordischer Nacht lebt. Unter diesem Volke sollen sich seltsame, ungeheuerliche, unheilige Meinungen verbreitet haben; daß es keine Götter gäbe, daß die Welt aus Atomen zusammengesetzt sei, die sich im unermeßlichen Raume in kreisender Bewegung drehten, und daß die heiligen Ochsen nicht die Zukunft vorhersagen könnten. Barbarische Namen Derer, die solchen Wahnsinn zuerst gelehrt haben, sind uns genannt worden: Democritus, der die Atome erfunden; Aristoteles, der die heiligen Tiere zerschnitt; Epicur, der die Götter leugnete. Schon diese Namen können Dir ein Beweis sein, frommes, die Götter fürchtendes Volk des glückseligen Ägyptens, daß die Menschen, die sie führten, keine Menschen, sondern Kot-Ungetüme des Schlammes, Geister der libyschen Wüste und häßliche Affen aus den äthiopischen Wäldern gewesen sind. Aber wehe! Diese Irrlehren fangen an, sich auch im gelobten Thal des Nils auszubreiten und den Sinn der Unmündigen zu verwirren. Zu der falschen Wissenschaft gesellen sich zuchtlose Darstellungen in den Theatern und die Lieder eines gewissen Homer, um die Herzen des Volkes dem Dienste der Götter abwendig zu machen. Immer tiefer in

Sünde und Verderben stürzen die armen Menschen, wenn wir, der Oberpriester des Apis im Verein mit euch, den geliebten Brüdern und Dienern der Götter, sie nicht durch unsere Gebete retten. Der Säckel der Tempel ist leer, wenige Spenden werden dem Osiris und der Isis, dem Phra und Ptah, dem Horus und dem Anubis zu Teil. Schon brüllen die Frevler, wie die Löwen des Nachts in der Wüste, daß den Tempeln ihre Schätze und den Dienern der Götter ihr Eigentum, ihre Kornfelder und ihre Häuser genommen und den Kriegern, den Maurern, den Steinmetzen und den Nilschiffern gegeben werden müßten. Aber noch leben die Götter, sie reden durch unseren Mund. Und damit allen Ländern und Völkern offenbar werde die ewige, lautere Wahrheit, die echte Unterweisung und Wissenschaft, laden wir Alle, die Sperberpriester von Heliopolis und die Stierpriester von Memphis, die Katzenpriester von Bubastis und die Widderpriester von Theben, die Hundepriester und die Kuhpriester, die Storchpriester und die Ziegenbockpriester von Mendes, Alle, so viel ihrer wohnen im heiligen Raum, wo der Nil im Süden durch das Felsenthor tritt, bis zum Norden, wo er siebenarmig in das Meer fließt, nach Memphis ein, in diesen Tempel, zu beraten und zu beschließen, die Fehllosigkeit des Apis, die Rettung der Menschen aus dem Abgrund der Ruchlosigkeit und des Unglaubens, zur Bewahrung ihrer Seelen vor den unterirdischen Feuern."

Als der Vorleser geendet, hob auf's Neue der Gesang an, jubelnder, begeisterter, als gälte es einen Triumphator zu begrüßen. Mächtiger dampfte in den geschwungenen Gefäßen der Weihrauch, wunderseltsame Formen gewannen alle Gestalten. Betäubend war das Geschrei des Volkes. Feierlich wandte sich der Zug wieder zurück und verschwand allmählig in der Tiefe des Tempels. Krachend flogen die Pforten zu.

Wie durch Zauberei versanken die Obelisken und die Sphinxe mit den drohenden Rubinenaugen, oder waren sie in die leere Luft zerflattert? Es zerrann der bläuliche Schimmer ....

Starr, verwundert, erschreckt blickten die Römer umher. Nichts in der Halle hatte sich verändert, nur der alte Manetho war nicht mehr an seinem Platze. Ihm war es, sagten die draußen harrenden Sklaven, zu spät geworden und seine Augenlider waren ihm vor Müdigkeit zugefallen, er hatte sich von seinem Diener nach dem Tempel des Serapis heimführen lassen.

„Der alte Zauberer!“ lachte Calpurnius, der zuerst von Allen zur ruhigen Überlegung zurückkehrte, „er hat uns mit einem Schattenbilde genarrt. Sage uns, Lentulus“, wendete er sich an den Wirt, der ein ebenso verwundertes und bestürztes Gesicht machte wie seine Gäste, „treibt er öfters solche Possen?“

„Niemals,“ erwiderte der.

„Sollten sich in Ägypten noch Unwissende finden,“ hob Piso an, „die den alten Priesterfabeln vom Tode des Osiris, von der Auffindung und Wiederbeseelung seines zerstückten Leichnams Glauben schenken? Und wird der römische Adler dulden, daß sie verbreitet werden?“

„Ereifert Euch doch nicht um Dinge, die nicht zu ändern sind,“ sagte, dem Eifer des Jünglings wehrend, der weise Grieche. „Euer Schwert, o ihr Römer, vermag die Natur der Menschen nicht zu verwandeln. Die größere Anzahl derselben wird immer, wie heute und vor tausend Jahren, sich vor den Priestern demütigen, die zwischen dem Irdischen und dem Überirdischen in der Mitte zu stehen scheinen. Vor dem Bilde der Isis zu Sais hängt ein Schleier, den Niemand anrühren darf. So verhüllt sich die Natur in einen Schleier, den die Wissenschaft trotz des Verbots leise, sanft und langsam

zu heben sucht. Einmal wird vielleicht der Tag kommen, wo sie ihn ganz gehoben hat, wo in dem All, das uns umgiebt, kein Rätsel, kein Geheimnis für den Geist des Menschen mehr vorhanden sein wird, Du aber, o Piso, und Deines Geschlechts tausendster Enkel — ihr werdet diesen Tag nicht sehen! Die Haut des Aberglaubens und der Rohheit, welche dem Menschen anhaftet, wechselt ihre Farben und ihre Flecke oft im Lauf der Zeiten, und wir glauben thöricht, wir hätten sie abgestreift, während sie doch nur aus einer grünen zu einer grauen geworden ist. Das Leben des Weltalls und der Wandel der Geschlechter der Sterblichen in ihm gleicht einem, Brunnen mit zwei Eimern: in den einen wirft die Natur werfen wir alles Tote und lassen es nieder in die Tiefe fahren, und siehe da, blühend und farbig und neu steigt dies Tote in dem andern Eimer wieder zur Oberwelt. Warum nennt ihr, was der Ägypter an der Wand euch zeigte, ein Possenspiel? Ernsthaft, erhaben und heilig war eine solche Priesterversammlung vor tausend Jahren; wer sagt euch, daß dies Schauspiel sich nicht nach wieder tausend Jahren heilig, erhaben und ernsthaft erneuern wird?"

„Wird die Welt bis dahin nicht klüger geworden sein?"

„Wir wollen es hoffen, o Calpurnius! Aber die Dummheit ist wie das zäheste Leder, wie die Haut des Nilpferdes, nur allmählig kannst Du sie mit dem Messer durchschneiden. So vermag auch Helios nichts gegen die Nacht mit einem Streich, nur schrittweise verdrängt er sie von dem Gewölbe des Himmels."

„Horch — da klingen die Becken der Tänzerinnen! Da sind sie! Nun redet nicht mehr von den Priestern, gedenkt des Lebens!"

„Das ist es! Wenn Ihr nicht mehr Acht auf sie habt," rief Apollonius, „sterben die Priester und die Götter an der

Schwindsucht. Was ist im Himmel? Was ist in der Unterwelt? Kein Sterblicher weiß es und kein Lebendiger wird es erfahren. Aber seht ihr die Sterne dort über dem Meer? Sie zeigen den Schiffern die Straße durch den Ocean. Solchen Sternen sollen auch wir auf dem ungewissen Wege unseres Lebens folgen, der Tugend und der Wahrheit. Thue Jeder seine Pflicht an der Stelle, wo er steht. Empfängt uns dann jenseits des Grabes der Richter Osiris, so kann unsere Seele heiter lächelnd zu ihm aufblicken und sagen: Viel hab' ich gefehlt, aber Du weißt, daß nicht ich, sondern das Schicksal Herr meiner Thaten war; viel hab' ich auch gebüßt, das Leben auf Erden gleicht einem Ringkampf. Ich liebte die Tugend und suchte die Wahrheit. Glaubt ihr, daß Osiris eine solche Seele in die Finsternis verstoßen wird? Erwartet uns jedoch nach dem Tode statt des Gerichts der Götter nur Schweigen und Vergessenheit, Ruhe und Dunkel, welche Larven könnten dann den Schlaf des tugendhaften Mannes stören?"

Und die Saiten der Leier rührend, sprach die Sängerin die Verse des göttlichen Homer:

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet."

—•◇•◇•—

Götterdämmerung.

Oktober 1872.

Nahen sich die letzten Dinge? Stehen wir am Vorabend des Weltuntergangs? Rüstet sich der Fenrirwolf und die Midgardschlange, wie die alten Germanen es träumten, zum Kampf wider die Götter des Himmels? Hat sich, nach der christlichen Anschauung, der Antichrist erhoben? Ist es doch, nach der Denkschrift der deutschen Bischöfe, keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der neue deutsche Staat, herrschgieriger, weltlustiger und gewaltthätiger, als das Reich der Nero's und der Diocletian's, die Kirche unterdrücken und verschlingen will. Nichts soll fortan noch „geistlich“, Alles soll „weltlich“ sein und werden: das Haus und die Schule, das Denken und das Leben. Scheinbar, urteilt die philosophische Betrachtung dagegen, ist der Streit seit gestern ausgebrochen, in der Stille währt er nun schon beinahe zweihundert Jahre. Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes und der Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich durch die Dragonaden Ludwig's XIV. auf der einen, mit dem Sturz der Stuart's und dem ersten Aufschwung des preußischen Staats auf der anderen Seite; mit Spinoza, Locke und Newton ist die europäische Menschheit endgültig und unverrückbar in das Zeitalter der Vernunft eingetreten. Seitdem beginnt der Stern

der Kirche sich unablässig zu neigen, langsam, mit immer schwächer werdendem Strahl. Der alte Glaube verliert nicht nur seine wunderwirkende Kraft, auch das Gebiet, in dem er sich noch mächtig erweist, wird selbst für den Gläubigen immer enger und kleiner. Die Erkenntniß des Weltgebäudes stürzt Himmel und Hölle; oben in der Höhe ist kein Raum mehr für den von Engelslegionen umschaarten und umglänzten Thron Gottes, unten vermöchte kein Tertullian, keine Phantasie Dante's oder Milton's mehr die Höllenkreise zu finden.

In diesem langen Streit zwischen Glauben und Wissen, Schwärmerei und Vernunft hat es Pausen gegeben, wo auf beiden Seiten die Waffen ruhten; zuweilen gewannen sogar, durch die Zeitumstände begünstigt, die alten Vorstellungen und Anschauungen einen Erfolg: aber es war eben nur ein vorübergehender Triumph, mehr Schein als Wahrheit. Mit derselben Unwandelbarkeit, mit der von unsichtbaren Mächten fortgestoßen die Barke des heiligen Petrus immer weiter und weiter in das Meer der Vergessenheit hinausschwankte, dehnte die Vernunft — der Antichrist, nach dem Ausdruck des alten Glaubens — ihr Reich aus. Die Eisenbahn, der elektrische Telegraph, das Mikroskop wie das Fernrohr, die politischen Umwandlungen, die Zunahme des Handels und des Reichtums, die Ausbreitung der Bildung: Alles trug und trägt in gleicher Weise zwar nicht zur Vernichtung, aber doch zur Umwandlung der religiösen Vorstellungen bei. Im Grunde sollte das Niemand, zuletzt die Priester verwundern. Das Zerstörungswerk, welches in den vier ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Christentum gegen die Götter Griechenlands, Roms und Ägyptens ausübte, wird jetzt gegen seine Schöpfung vollzogen. Hat es nicht damals die luftige Burg des Olympos gestürzt, die goldenen Tische der Götter umgestoßen, dem Zeus seinen Blitz und dem Apollo seine Leier genommen?

Es ächtete und verbannte die heiteren schönen Gestalten und verwandelte sie in häßliche Unholde.

„Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergeh'n."

Jetzt erreicht diesen „Einen" das ewige Gesetz der Vergänglichkeit. Einst hatte er alle Götterbildungen der Jahrtausende vor ihm verschlungen, er der einzige, persönliche außerweltliche Gott; jetzt verschlingt ihn das All. Im Thal und auf den Höhen fanden die Christen keine Spur weder von der pfeilfrohen Diana noch von der segnenden Ceres, so findet jetzt in der ganzen unendlichen Natur die Wissenschaft keine Spur eines Gottes mehr. So die Philosophie.

Eine Weile schien es, als würde die neue Weltanschauung sich langsam weiter verbreiten, sich innerlich befestigen und nach außen hin schrittweise vorrücken, bis eines Tages von dem stolzen Hochbau des alten Glaubens nichts mehr übrig sein würde, als eine romantische Ruine; bis alle seine Helden und Heldinnen, seine Heiligen und Engel unter der Glorie der Dreieinigkeit still und selig in das Reich der Kunst hinübergeschwunden wären, um dort neben den Göttern Homer's ein ewiges Leben zu führen, von keinem Atheisten mehr geleugnet, von keinem Spotte mehr verfolgt, unverwundbar und gefeit gegen alle Secirmesser kritischer Theologen. Dies war ein großer Irrtum. Hochmütiger, streiteifriger als je haben sich die berufenen Vertreter des alten Glaubens, die Priester, Prediger, Rabbiner, erhoben, um den Kampf wider den Fürsten dieser Welt zu wagen. Aus einer trügerischen Waffenruhe ist man auf beiden Seiten zur Schlacht gerüstet herausgetreten. Die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit ist der Signalruf für beide Parteien geworden: etwas, wie der Posaunenstoß zum jüngsten Gericht.

Denn darüber besteht ja bei den Denkenden kein Zweifel, daß hinter dem Zusammenstoß des deutschen Reichs und der katholischen Kirche sich der tiefere und gefährlichere Streit zwischen Vernunft und Aberglauben, zwischen vollkommener Denk- und Lehrfreiheit und Priesterherrschaft verbirgt. Und wie aus dem Kampf der Reformation die katholische Kiche nicht ohne die größte Einbuße und eine entscheidende Umwandlung ihrer selbst hervorgegangen ist, so kann man auch dem jetzigen Krieg einen ähnlichen Ausgang vorhersagen. Nicht um die Vorwerke, um die Festung des Glaubens handelt es sich. In einem so eben von David Friedrich Strauß veröffentlichten Werke „Der alte und der neue Glaube" (Leipzig, S. Hirzel) tritt der unversöhnliche Gegensatz beider Anschauungen in unverhüllter Schärfe, Herbigkeit und Schneidigkeit hervor. Ja wohl, es gilt nicht mehr die Ohrenbeichte, den Ablaßhandel, die Werkheiligkeit anzugreifen und abzuschaffen, es gilt nicht mehr das dogmatische Christentum in ein Moralsystem mit mythologischer Färbung umzuwandeln, gegen das Herz des Glaubens richtet sich die Lanze der modernen Titanen.

David Strauß hat nie zu den Halben gehört und es würde ihm vor Allen nicht schön anstehen, in einem Buche, das er selbst „ein Bekenntnis" nennt, auch nur mit einem Worte zurückzuhalten oder die schneidige Schärfe seiner Gedanken zu mildern. Indem er nur seine Ansichten, seinen Glauben äußert, hat er nicht allein das Recht und die Pflicht, auch das Stärkste und Letzte zu sagen, sondern auch von den Andern eine gewisse Ehrerbietung zu verlangen: die Ehrfurcht, welche der tiefsten Empfindung eines würdigen und wahrheitsliebenden Mannes gebührt. Die Sache verwickelt sich nur an einem Punkte: Strauß spricht nicht einfach für sich, sagt nicht schlichtweg: ich glaube dies, ich glaube dies nicht — er redet vielmehr im Sinne einer Mehrheit, einer

stillen, unsichtbaren Gemeinde. Daß Viele der Gebildeten mit den Meinungen der herrschenden Kirche, so im Bereich des Katholizismus wie des Protestantismus, nicht einverstanden sind, sich von ihnen abgewandt haben und dringend eine Änderung fordern, kann als unbestrittene Thatsache angenommen werden. Hier aber, fährt Strauß nun fort, „teilt sich die Masse der Unbefriedigten und Weiterstrebenden in zwei Richtungen. Die einen — und sie bilden, wie nicht zu leugnen, die weit überwiegende Majorität, und zwar in beiden Konfessionen — halten es für genügend, die notorisch dürre gewordenen Zweige des alten Baumes zu entfernen, in der Hoffnung, ihn dadurch von Neuem lebenskräftig und fruchtbar zu machen ... Neben dieser Mehrheit indeß giebt es eine nicht zu übersehende Minderheit. Sie hält große Stücke auf den engen Zusammenhang des kirchlichen Systems, überhaupt auf Konsequenz. Sie ist der Meinung, wer einmal den Unterschied von Klerus und Laien, das Bedürfnis der Menschheit, in Fragen der Religion und Sitte sich jederzeit bei einer von Gott durch Christus eingesetzten Behörde untrügliche Belehrung holen zu können, zugestehe, der könne auch einem unfehlbaren Papste, als von jenem Bedürfnis gefordert, seine Anerkennung nicht versagen. Und ebenso, wenn man einmal Jesus nicht mehr für den Sohn Gottes, sondern für einen Menschen, wenn auch noch so vortrefflichen ansehe, so habe man kein Recht mehr, zu ihm zu beten, ihn als Mittelpunkt eines Kultus festzuhalten, Jahr aus Jahr ein über ihn, seine Thaten, Schicksale und Aussprüche zu predigen, zumal wenn man unter jenen Thaten und Schicksalen die wichtigsten als fabelhaft, diese Aussprüche und Lehren aber zum guten Teil als unvereinbar mit dem jetzigen Stande unserer Welt- und Lebensansichten erkenne. Sieht aber so diese Minderheit den geschlossenen Kreis des kirchlichen Kultus sich lösen, so be-

kennt sie, nicht zu wissen, wozu überhaupt ein Kultus vorerst noch dienen soll; wozu ferner ein besondrer Verein wie die Kirche neben dem Staate, der Schule, der Wissenschaft, der Kunst, an denen wir alle Teil haben, noch dienen soll. Diese so denkende Minderheit sind die Wir, in deren Namen ich zu reden unternehme."

Diese „Wir" nun, fürchte ich, sind die erste Selbsttäuschung des Philosophen. Gewiß wird eine große Anzahl höchst Gebildeter — nur um diese handelt es sich — seinen ersten Schritten folgen; aber je weiter er fortschreitet, desto mehr wird die Zahl seiner Anhänger oder besser derer, die seine Anschauungen teilen, zusammenschmelzen. Dieser wird jenen, jener diesen Punkt des alten Glaubens festhalten; der eine wird die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, gleichviel in welcher Form, nicht aufgeben, der andere an dem Darwin-Vogt-Strauß'schen Uraffen keinen Geschmack finden. Zuletzt wird Strauß mit sehr Wenigen an das letzte Ziel gekommen sein: das letzte Ziel im Reich der religiösen Meinung, der Weltanschauung. Aber selbst diese Wenigen wird er verlieren, wenn er aus der Theorie in die Praxis springt, aus der Religion in die Politik. Mir will es scheinen, als gingen politischer und philosophischer Radikalismus meist zusammen, als bestände zwischen dem Atheismus und dem Kommunismus eine gewisse Wahlverwandtschaft. Wie würden die Materialisten um Strauß sich verwundert anschauen, wenn sie hier auf Erden ihren Meister Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts und Einführung eines mäßigen Census verlangen hörten! Wenn sie aus seinem Munde vernähmen, daß die „rohe Demokratie jedenfalls die schlechteste aller Staatsformen" ist! wie würde ihnen folgender Satz gefallen: „Die Stellung des Adels beruht in erster Linie auf großem Grundbesitz, und die Gesetzgebung muß es dem Adel — wie freilich auch dem hochbegüterten Bürgerlichen — möglich machen, diesen Besitz inner-

halb gewisser Schranken unzersplittert zu erhalten!“ Vor diesem Zauberspruch dürfte Keiner aushalten, und der Philosoph erkennen, daß er im letzten und tiefsten Grunde doch nur für sich gesprochen, nur für sich, nicht für eine Gemeinde das Bekenntnis abgelegt habe.

Die eine Hälfte des Buches ist negativ. „Sind wir noch Christen?“ fragt sich Strauß zunächst. Und nachdem er die Grundlagen des Christentums, die Wandlungen, welche die Persönlichkeit Christi bis zu Schleiermacher durchgemacht, einer kurzen, scharfen und in ihrer Art unvergleichlichen Kritik unterworfen hat, schließt er diesen Abschnitt mit den Worten: „Wenn wir nicht Ausflüchte suchen wollen, wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir als ehrliche aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: wir sind keine Christen mehr!“ In dem zweiten Abschnitt: „Haben wir noch Religion?“ richtet sich Strauß's Kritik gegen den Glauben an eine bewußte göttliche und schöpferische Kraft und gegen die Unsterblichkeit. Beide Annahmen erweisen sich ihm als unhaltbar. Als höchste Idee bleibt ihm „das gesetzmäßige, lebens- und vernunftvolle All.“ Dies All darf man ihm nicht antasten, es nicht wie Schopenhauer und Hartmann „für durchweg elend und schlechter als gar keine Welt“ erklären. „Dergleichen Ausfälle wirken auf unseren Verstand als Absurditäten; auf unser Gefühl aber als Blasphemien.“ Wie schnell ist hier doch der Philosoph mit der Verurteilung bereit! Als ob seine „Ausfälle“ gegen das Christentum, die Gottheit und den Unsterblichkeitsglauben den Christen nicht ebenfalls als Blasphemien berührten! „Wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott. Unser Gefühl für das All reagirt, wenn es verletzt wird, geradezu religiös.

Fragt man uns daher schließlich, ob wir noch Religion haben, so wird unsere Antwort nicht die rundweg verneinende sein, wie in einem früheren Falle, sondern wir werden sagen: ja oder nein, je nachdem man es verstehen will.“ Wie ist es doch so wahr, daß auch der Atheismus seine Priester hat!

Nach der Zerstörung der Aufbau. Gegenüber den Trümmern des alten errichtet Strauß in dem dritten Abschnitt: „Wie begreifen wir die Welt?“ das System des neuen Glaubens. Rückhaltlos erkennt er die Resultate der neuesten Naturforschung als die für ihn einzig gültige Wahrheit an. Die Welt und das Denken erklärt er auf mechanische Weise, nach materialistischen Anschauungen. Darwin's Uraffe als Stammvater des menschlichen Geschlechts wird von ihm herzlich willkommen geheißen. „Da stünden wir also“, heißt es, „bei der berüchtigten Abstammung des Menschen vom Affen, dem sauve qui peut nicht nur der rechtgläubigen und der zartfühlenden Welt, sondern auch manches sonst leidlich vorurteilsfreien Mannes. Wer diese Lehre nicht gottlos findet, der findet sie doch geschmacklos; wer nicht gegen die Würde der Offenbarung, der sieht wenigstens ein Attentat gegen die Menschenwürde darin. Wir lassen einem jeden seinen Geschmack“ — (oben aber waren Schopenhauer's Ansichten „Absurditäten und Blasphemien!“) — „wir wissen, es giebt Leute genug, denen ein durch Liederlichkeit heruntergekommener Graf oder Baron immer noch lieber ist, als ein Bürgerlicher, der sich durch Talent und Thätigkeit emporgebracht hat. Unser Geschmack ist der umgekehrte, und so sind wir auch der Meinung, daß die Menschheit weit mehr Ursache habe, sich zu fühlen, wenn sie sich von elenden tierischen Anfängen durch die fortgesetzte Arbeit einer unzählbaren Geschlechterreihe allmählig zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgearbeitet hat, als wenn sie von einem Paare abstammt, das, nach

Gottes Ebenbilde geschaffen, später aus dem Paradiese geworfen, und immer noch lange nicht wieder auf der Stufe angekommen ist, von der es am Anfang herabgesunken war. Wie nichts den Mut so tief darniederschlägt, als die Gewißheit, ein verscherztes Gut doch nie ganz wieder gewinnen zu können, so hebt denselben nichts mehr, als eine Bahn vor sich zu haben, von der gar nicht abzusehen ist, wie weit und hoch sie uns noch führen wird!" Gewiß, jeder hat seinen Geschmack, aber seltsam bleibt es immer, den Mann, der dem deutschen Volke das Leben Jesu erzählte, jetzt als Verteidiger der Affentheorie zu sehen. Mit unerschütterlicher Ruhe, in musterhafter, klarer Darstellung werden die letzten Konsequenzen des Materialismus gezogen, der Zweckbegriff in der Natur geleugnet. Einmal wird die Erde untergehen, „kein Angedenken von ihr wird sie in irgend einem Geiste zurückgelassen haben." Der Denker erschrickt vor diesem Resultat nicht: „Entweder hat nun hiermit die Erde ihren Zweck verfehlt, es ist bei ihrem so langen Bestande nichts herausgekommen, oder jener Zweck lag nicht in etwas, das fortdauern sollte, sondern er ist in jedem Augenblick ihrer Entwickelungsgeschichte erreicht worden. Das Ergebnis des irdischen Geschehens aber, das sich durch alle Stadien der Erdentwickelung hindurch gleich blieb, war nur teils die möglichst reiche Lebensentfaltung und Lebensbewegung im Allgemeinen, teils insbesondere die aufsteigende und mit ihrem Aufsteigen selbst über den einzelnen Niedergang übergreifende Richtung dieser Bewegung."

Niemand hat das Recht, das Glaubensbekenntnis eines Anderen zu kritisiren. Wozu sollte es auch nützen? Der Glaube ist der eigenste Kern, gleichsam die feinste Blüte der Persönlichkeit, durch besondere Erfahrungen, Stimmungen, Schicksale gezeitigt, so daß die guten oder schlechten Gründe der Übrigen, sei es dafür oder dagegen, gar keine Wirkung

auf ihn ausüben. Dabei ist er, nach meinem Empfinden, etwas so Zartes, Geheimnisvolles und Tiefstes, daß ich nicht begreife, wie sich einer ohne Not, unaufgefordert, auf den Markt hinstellen mag, um einen Gott oder einen Nichtgott weitläufig zu bekennen. In diesem besonderen Falle trennt mich eine unermeßliche Kluft von den Strauß'schen Anschauungen; ich gehöre, um auch „ehrlich“ zu sein, zu den Schwärmern und den unklaren Köpfen, die an eine Unsterblichkeit und an eine weltdenkende und weltschaffende Gottheit — nennt's meinetwegen Substanz oder erste Ursache — glauben.

Aber eine andere Bemerkung wird sich dem Leser dieses Buches aufdrängen. Auf der einen Seite sieht er den Philosophen das Christentum, die Gottheit, die Unsterblichkeit, halbwegs sogar das religiöse Gefühl als welke, trockene Blätter vom Baum des Lebens schütteln: auf der andern erblickt er Wallfahrten nach Lourdes, Volksversammlungen der Neu- und der Altkatholiken, viele Millionen schweigend vor dem Dogma päpstlicher Unfehlbarkeit gebeugt, die bedeutendsten Geldsummen rechts und links, zuletzt doch immer für „die Kirche“ zusammengebracht, für dieselbe Kirche, die Strauß und seine „Wir“ — eine „nicht zu übersehende Minderheit“ — so von oben herab behandeln und verachten; eine tiefe, den Einzelnen wie die Völker ergreifende religiöse Bewegung. Wie läßt sich das eine Schauspiel mit dem andern vereinen? Einfach genug: das eigentlich religiöse Gebiet wird von den Strauß'schen Ansichten gar nicht betroffen. Diese Ansichten wohnen im Kopf, die Religion liegt in dem Gemüt und in der Phantasie. So lange der Philosoph kein probates Mittel kennt, die Masse der Menschen von der Todesfurcht zu befreien; so lange er nicht mit mathematischer Unwiderlegbarkeit sagen kann: „was in dem Schlaf für Träume kommen mögen, wenn wir den Drang

des Irdischen abgeschüttelt"; so lange er nicht die Sehnsucht nach dem Unendlichen, die Ahnung des Göttlichen in unserer Brust ausgetilgt hat: so lange dürfte die Philosophie der Religion nur einen geringen Abbruch thun. Genau dasselbe Bedürfnis, das für eine verschwindende Minderheit die Philosophie, die logische und naturwissenschaftliche Lösung der letzten Fragen, ist für die überwiegende Mehrheit der Menschen die Religion. Dort herrscht der Gedanke, hier die Empfindung. Zur Zeit, als das Christentum entstand, hatten sich die Gebildeten vollkommen von dem Volksglauben abgewandt; die philosophischen Systeme des Epicur und der Stoa erfüllen und durchdringen alles; viel stärker, lebendiger, allgemeiner ist in dem Kreise der damaligen Bildung, auf dem Cäsarenthron, im Senat ihr Einfluß und ihre Macht, als jetzt die der materialistischen oder der pessimistischen Philosophie. Überwand nun etwa die Philosophie die alten Götter? Im Gegenteil, verzweiflungsvoll stürzte sie sich in Apollonius und Plotinus, in Julianus und seinen Rhetoren den ausgeblaßten Götterschemen in die Arme. Statt der Philosophie kam eine neue Religion in Aufnahme. Ein anderes Beispiel zeigt den gleichen Ausgang. Im vergangenen Jahrhundert war die Zahl der Materialisten und Atheisten wahrscheinlich eben so groß wie heute, sicherlich war der reine Deismus, der Rationalismus, die Feindschaft gegen die „Pfaffen" und die „Kirche" — écrasez l'infame! — weithin verbreitet, unter den Gebildeten vorwaltend. Und was war die Folge? Ein gewaltiger Aufschwung der äußeren Kirche, des religiösen Gefühls. Die Erklärung ist leicht. Die Übermacht des reinen Gedankens reizt die Empfindung zum Widerstand; die Phantasie reagiert gegen die leeren und toten Formeln der Vernunft. Die Sagen, Gestalten, vielleicht nur die Gespenster des alten Glaubens erscheinen wieder und un-

vergleichlich herrlicher als die Ausgeburten der Philosophie und der Forschung. Denn zuletzt beruht die Philosophie wie die Religion auf einem Unergründlichen. Niemand hat den Rachegott des alten, niemand den Gott-Vater des neuen Testaments gesehen; aber niemand übersieht auch das Strauß'sche Universum; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sieht es anders aus. Das eine wie der andere sind Vorstellungen. Adam, der erste Mensch, lebt nur in der mosaischen Schöpfungsgeschichte, aber lebt der Uraffe Darwin's vielleicht ein besseres wirklicheres Leben? Spurlos ist auch er verschwunden. Für den ersten schwärmen die Theologen, für den zweiten die Zoologen. Das ist der ganze Unterschied.

Je mehr sich die philosophisch Gebildeten nicht nur aus der Kirche, sondern aus dem Gebiet der Religion zurückziehen, desto mehr Gewalt gewinnen hier die dunkeln und finstern Mächte. Welchen Eintrag soll auch der Materialismus ihnen in Hinsicht auf die hundert und aber hundert Millionen der Gläubigen bringen? Je freier und rückhaltloser sich die Philosophie äußert, um so leichter können protestantische wie katholische Prediger ihre „Gemeinschädlichkeit" darlegen. Die Menschheit besteht ja nicht aus starken, sondern aus schwachen Köpfen. Und was noch bedenklicher ist, der Stärkste hat seinen schwachen Augenblick, seine Ahnungen, seine Hamletstimmungen, vielleicht gar abergläubische Anwandlungen. Wie viele haben sich nicht auf dem Totbett, wie die Kirche sagt: bekehrt! Auf alle Schwankenden und Irrenden wirkt eine solche offene Erklärung des Materialismus wie ein vorgehaltener Medusenschild; jeder hat in seinem engsten Kreise wohl schon eine ähnliche Erfahrung gemacht. Offenbar leben wir in einer Zeit der Umbildung der religiösen Ideale. Wenn Alles auf Erden in beständiger Bewegung und Ausbildung begriffen ist — dies giebt der Philosoph zu — wird es die

religiöse Anschauung, im besondern Falle das Christentum, nicht minder sein. Es ist ein Wahn, anzunehmen, das Christentum wäre beständig dasselbe geblieben. Das Christentum des germanischen Mittelalters hat nur eine geringe Ähnlichlichkeit mit dem Christentum der ersten Jahrhunderte. In den Katakomben herrscht Christus als der gute Hirt; in den Kreuzzügen ist er der Herzog, der Heer-König, der mit Engelslegionen einherzieht. Die ersten Christen wissen von keinen Heiligen, von keiner Erlösung aus dem Fegefeuer durch die Fürbitten derselben, das Fegefeuer ist noch gar nicht erfunden, die Mutter des Heilands spielt noch eine sehr untergeordnete Rolle in der Lehre wie im Kultus. Einige Jahrhunderte später hat sich das Christentum in Mariendienst und Heiligenverehrung aufgelöst. Eine entscheidende Umwandlung führt die Reformation herbei. Aus dem Bau des Christentums werden Steine gebrochen, welche die gelehrtesten und tiefsinnigsten Scholastiker für die Ecksteine des Ganzen gehalten hatten: und bei alledem besteht die „christliche Religion" weiter. Sie gestattet eben, was die Fanatiker und die Philosophen nicht zugeben wollen, eine allseitige Umbildung, Ausdehnung und Umprägung. An einen solchen Wendepunkt, in dem die Sage und das Dogma des Christentums unter dem Einfluß der allgemeinen Bildung und der erweiterten Naturerkenntnis eine Erneuerung erfahren, sind wir, glaube ich, angekommen. Von einer Vernichtung der Religion, von einer Götterdämmerung, wie die katholischen Bischöfe und die protestantischen Orthodoxen predigen, von einer Verdrängung des alten Glaubens durch den neuen sind wir noch um einige Jahrhunderte entfernt. Der Philosoph bestärkt uns selbst in diesem Glauben durch die Einrichtung, die er seinem nun götterlos gewordenen Leben und seiner „aus elenden tierischen Anfängen" stammenden Menschheit giebt.

Wenn in der Götterdämmerung, verkündet die Edda, die Götter und die Welt untergegangen, Feuer in Feuer gefallen ist, erhebt sich eine neue Erde vom Meeresgrund auf.

„Ich sehe Fluren, frisch ergrünte,
Ungesät, doch woget die Saat.
Verjüngten Leibes, dehnt sich liegend,
Einladend zum Leben, zur Lust, die Erde.

Und bläuliches Licht vom weithin blauen,
Ewig hellen Himmel der Alfen
Glimmt und schwillt und gleitet und weitet
Zur Erde hinab, von der Erde hinauf.“

Ähnlich steigt aus den Trümmern des Chaos, nachdem theoretisch der alte Glaube kopfüber in den Abgrund gestürzt ist, in dem Strauß'schen Buche die gewohnte, allbekannte Wirklichkeit empor. Überdies, in politischer und sozialer Beziehung eine sehr konservative Wirklichkeit. Diese Seiten werden vielleicht eine noch größere Überraschung bereiten, als die Auseinandersetzung und Begründung des neuen Glaubens. Denn in ihr waren eben nichts als die Resultate und Ansichten der modernen Naturwissenschaft niedergelegt und zuweilen wurde es schwer, zu unterscheiden, ob David Strauß oder Karl Vogt gesprochen. Anders in dem letzten Abschnitt des Buches: „Wie ordnen wir unser Leben?“ dem sich die beiden Zugaben „Von unsern großen Dichtern“ und „Von unsern großen Musikern“ natürlich und anmutig anschließen. Hier spricht ein originaler Denker, ein begeisterter Patriot. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß dieser Strauß eine lebendigere und wärmere Sympathie erwecken wird, als der materialistische.

Zunächst fällt der Gegensatz auf. Die Göttin der Vernunft in Paris begnügte sich nicht damit, die heilige Genoveva entthront zu haben, sie und ihre Anhänger wollten auch

einen neuen staatlichen und gesellschaftlichen Zustand schaffen. Strauß kann wie Chaumette als Inschrift auf das Portal eines Friedhofs nur die Worte setzen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf“, aber um keinen Preis will er die Forderungen für das Leben zugestehen, die ein Chaumette aus dieser Anschauung zieht. Während sonst ein neuer Glaube auch eine neue Weltordnung, eine neue Gesellschaft wünscht und herzustellen versucht, weil er nur in ihr sich zum vollendeten Ausdruck bringen kann, schwebt der Strauß'sche Glaube ruhig in den Wolken des Himmels über der Erde, wie sie allmählig, auch mit durch das Christenthum, geworden ist. Es sind gleichsam zwei getrennte Reiche, die sich kaum oder doch nur sehr flüchtig berühren. Wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Staaten, die Kultur, die Wissenschaften und die Künste sich in Europa und Amerika gebildet und entwickelt haben, beruhen sie im tiefsten Grunde auf dem Christentum. Strauß liebt die deutsche Musik vor Allem: er streiche doch einmal aus ihr nicht die christlichen, nein, einfach nur die kirchlichen Anregungen! Er denke sich die moderne Malerei ohne die Kirche, die Entwickelung des europäischen Staatensystems, die englische Revolution, die Gründung der nordamerikanischen Union ohne das Christentum! Wenn aber das Bestehende, das aus diesen Wurzeln gekeimt ist, im Großen und Ganzen erhalten bleiben und sich nur langsam weiter entfalten soll, so wird man ihm eben seine Grundlage nicht entziehen, sie nicht mit einer andern vertauschen können. Diese Erkenntnis nötigt Strauß wiederholt zu dem Geständnis, daß auf viele Jahre hinaus für die Mehrzahl noch eine Kirche eine Notwendigkeit sein werde, er will nur nicht, daß seine Anhänger, die „nicht zu übersehende Minderheit“, sich bei der Ausbesserung der alten Straße beteiligen soll. Indem er diese Ausbesserung den Gläubigen überläßt, teilt er

genau wie der alte Glaube die Menschheit in zwei Klassen. Früher hießen sie Priester und Laien, jetzt Philosophen und unklare Köpfe. Die Philosophen bekümmern sich nicht um eine der wichtigsten Angelegenheiten, welche die unklaren Köpfe beschäftigt und aufregt. Sie „begehren von diesen Bewegungen“ in Staat und Kirche „vorerst mehr nicht als Diogenes von dem großen Alexander. Nämlich nur so viel, daß uns der Kirchenschatten fortan nicht mehr im Wege sei.“

Im Übrigen gestaltet sich der Philosoph das Leben aus der Naturbetrachtung, wie der Gläubige aus der Offenbarung. Nur der Urgrund ist verschieden. Aber, sagt er einmal, indem er die Monarchie als edlere Staatsform über die Republik erhebt: „In der Monarchie ist etwas Rätselhaftes, ja etwas scheinbar Absurdes, doch gerade darin liegt das Geheimnis ihres Vorzugs. Jedes Mysterium scheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat, ohne Mysterium.“ Gilt nicht dasselbe von jedem Glauben? Über die Auslegung dieses Mysteriums wird jeder seine besonderen oder absonderlichen Gedanken haben: nicht darauf jedoch wird es im Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft ankommen, sondern auf seine moralischen Grundsätze, seine Handlungen. Und hier, wie schon angedeutet, finde ich keinen Unterschied zwischen David Strauß und einem frommen Christen: die Begriffe „fromm“ und „christlich“ selbstverständlich in dem Sinne aufgefaßt, wie sie sich heute im neunzehnten Jahrhundert verkörpern, nicht wie sie sich bei der Verfolgung des Decius, während der Kreuzzüge oder in der Reformation verkörpert haben.

Vorherrschend war in der ersten tierischen Menschenheerde das Gefühl der Geselligkeit, gerade so stark, wie bei den Affen. Durch die Sprache wuchs die Heerde noch inniger zusammen, es bildete sich eine Art Verein. Im Kampfe gegen die andern

Tiere zeichnete sich dann einer durch Tapferkeit; bei der Verteilung der Beute, innerhalb der Genossenschaft, ein anderer durch Gerechtigkeit aus. Zu diesen beiden Tugenden gesellten sich bald andere: hier die Mäßigung, dort die Besonnenheit. In Streit und Hader unter sich, gegen die Feinde, gelangte die Menschenheerde zu Gesetzen, zu staatlichen Vereinigungen. Der sogenannte mosaische Dekalog erscheint als eine solche älteste Gesetzesurkunde; ihre Vorschriften, so weit sie Menschliches betreffen, sind auch heute noch gültig. Dahin faßt der moderne Philosoph sein Moralsystem zusammen: „Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblick, daß alle andern gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit, dasselbe was du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral. Vergiß in keinem Augenblick, daß du und Alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, was dir und anderen widerfährt, kein zusammenhangsloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen oder Zufällen ist, sondern daß es Alles nach ewigen Gesetzen aus dem Einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Inbegriff der Religion.“ Auf diesen Eckteinen richtet sich nun die Familie, die Ehe, das Eigentum auf. Völker, bei denen die Polygamie herrscht, sind ohne rechte Entwickelung und bleiben auf untergeordneten Kulturstufen. Die eine Frau für den einen Mann ist das Natürliche. Doch sei die Ehe lösbar, die Scheidung nicht durch religiöse oder dogmatische Bedenken in der Gesetzgebung erschwert. „Das Eigentum ist eine unentbehrliche Grundlage der Familie, der Sittlichkeit wie der Kultur; seine Sicherheit bedrohen heißt die Axt an die Wurzel der Familie und damit an die Wurzel des Staats und der Gesellschaft legen. Oben kein fester, nationaler Staat, unten keine auf

erblichen Besitz wohlbegründete Familie mehr: was bleibt da übrig als der Flugsand politischer Atome, souveräner Individuen, die sich beliebig zu kleinen möglichst lose verbundenen Gemeinschaften zusammenthun? Wo wäre aber da irgend ein Halt oder Bestand, wie müßte jeder Luftzug den Sand durcheinander jagen, bis Platzregen von oben ihn niedergeschlagen oder weggeschwemmt und dadurch neue feste Bildungen möglich gemacht hätten.“ Die Menschenracen, die Völker mit ihren Eigentümlichkeiten sind „die gottgewollten, d. h. die naturgemäßen Formen, in denen sich die Menschheit zum Dasein bringt.“ Durch Bewegung, durch Krieg und Eroberung sind sie geworden und bilden sie sich aus. Es ist Thorheit, sich gegen die Eroberer moralisch zu erhitzen; Unverstand, Vereine zur Herbeiführung des ewigen Friedens und zur Abschaffung des Krieges zu stiften. „Warum agitirt man nicht auch für Abschaffung der Gewitter?“ Nicht nur unmöglich wäre das Aufhören der Kriege, es wäre auch nicht einmal wünschenswert. „Wissen Sie, meine Damen und Herren“, fragt der Philosoph mit prächtiger Ironie die Teilnehmer der Friedenskongresse, „wann Sie es dahin bringen werden, daß die Menschheit ihre Streitigkeiten nur noch durch friedliche Übereinkunft schlichten wird? An dem gleichen Tag, wo Sie die Einrichtung treffen, daß dieselbe Menschheit nur noch durch vernünftige Gespräche sich fortpflanzt.“ Das Volk, dem wir angehören, das Vaterland sind ihm teuer, wert und heilig, nur „am Nationalgefühl rankt man sich zum Menschheitsgefühl empor.“ Wehe dem, der diese beiden Güter mit frecher Hand oder Rede antastet. Trotz des allgemeinen Geschrei's giebt er der Monarchie den Vorzug vor der Republik. Keineswegs nachahmungswert erscheint ihm die Verfassung Nordamerika's. Den Menschen dort fehlt das Nationalgefühl, ihrem Wesen haftet etwas Rohes und Banausisches an. Dabei

vergißt Strauß, daß der nordamerikanische Staat erst eine kurze, noch nicht einmal hundertjährige Geschichte hat und in der Periode der Verschmelzung seiner Bestandteile begriffen ist. Und was die „sittlichen Ideale“, die wir uns nicht aus Amerika holen sollen, betrifft: so überreich gesäet sind doch Charaktere wie die Georg Washington's und Abraham Lincoln's in der Weltgeschichte nicht. Da scheint mir noch immer Platz zur Nacheiferung. Freilich besitzen sie eins, was der Philosoph nicht schätzt, eine ausgesprochene christliche Frömmigkeit. Die Monarchie soll sich nach konstitutionellen Grundsätzen einrichten: sie bedarf eines reichen wohlbegüterten Adels; nicht ihn zu stürzen, es gilt, ihm seine richtige Stellung im Staate anzuweisen. Ganz zu verwerfen ist in der Staatsordnung das allgemeine Stimmrecht; es fördert einzig und allein die zerstörenden Elemente der Ultramontanen und der Internationalen. Im deutschen Parlamente würde der Philosoph darum unter allen Umständen gegen die Diätenbewilligung an die Abgeordneten stimmen. Er schlägt ein Kompromiß vor: knappe Diäten sollen bewilligt werden, wenn das allgemeine Wahlrecht wieder abgeschafft und „ein mäßiger Census“ dafür eingeführt wird. Bis in die tiefste Seele verhaßt ist ihm das Gebahren der Wortführer des „vierten“ Standes, der Gewerkvereine, die allgemeine Gleichmacherei. Mit unsagbarer Verachtung erfüllt ihn die „allgemeine Duzbrüderschaft in Hemdärmeln.“ Zum Glück sind die Bismarck, die Moltke aufgetreten. „Da müssen nun doch auch die steifnackigsten und borstigsten unter jenen Gesellen sich bequemen, ein wenig aufwärts zu blicken, um die erhabenen Gestalten wenigstens bis zum Knie in Sicht zu bekommen.“ In einer so zerrissenen und zerwühlten Gesellschaft die Todesstrafe abzuschaffen, hält er für verderblich. In jedem Falle muß sie für vorbedachten Mord aufrecht erhalten werden.

An der kirchlichen Bewegung nimmt er keinen Teil. Dem Reichskanzler und allen, die sich um die Gewissensfreiheit bemühen, wünscht er das beste Glück. Aber der Erfolg ist nicht der aufgewandten Arbeit wert; warum sollte er mithelfen, neue Lappen auf ein altes Kleid zu heften? Die freien Gemeinden ziehen ihn eben so wenig an als die alte Kirche, er überläßt beide ihrem unausbleiblichen Verfall. Thätig und treu geht er seinem Berufe nach, er lebt in ihm und in den großen Geschicken des Vaterlandes; Auge und Sinn hat er offen für die Geschichte, die Kunst und die Wissenschaft. Für die ganze empfindende Natur beseelt ihn ein warmes und tiefes Mitgefühl. Erhebung und Trost, Erbauung und Freude sucht und findet er in unsern großen Dichtern, bei unsern großen Musikern. Hier knüpft sich zwanglos eine begeisterte, wenn auch nicht eben tiefgehende Schilderung Lessing's, Goethe's, Schiller's und Gluck's, Haydn's, Mozart's und Beethoven's an die früheren Auslassungen: in ihr ist gleichsam das Festprogramm des neuen Glaubens gegeben. Leset Goethe, höret Mozart, das ist der ganze Kultus. Schwerlich wird man mit allen hier niedergelegten ästhetischen Urteilen Strauß's übereinstimmen: aber die schöne Wärme und der Glanz der Darstellung ergreifen uns. In dieser reinen und lichten Sphäre bewegt er sich mit den Seinen:

„So leben wir, so wandeln wir beglückt."

Rund und voll, abgeschlossen in sich, klar und zusammenhängend: diese Vorzüge wird nicht leicht Jemand diesem Bekenntniß absprechen, und da es zuletzt ja nur dem, der es ausspricht, zu genügen hat und sich Keinem aufdrängt, ist Alles in Ordnung. Wenn aber Strauß glaubt, daß in der Wirklichkeit, wie er sie wünscht, sich dieser neue Glaube festsetzen und das Christentum verdrängen könnte, so scheint er

mir in einen verhängnisvollen Irrtum zu verfallen. In den Irrtum Voltaire's und Diderot's: weil sie nicht glaubten, nahmen sie an, es müsse doch einmal die Zeit kommen, wo Niemand mehr glaubten würde und alle Philosophen wären. So weit uns indessen die Entwickelung der Menschheit vorliegt, sehen wir immer nur eine verschwindende Minderheit der Philosophie, eine überwältigende Mehrzahl der Religion folgen. In ganzen Zeitaltern verstummt die Philosophie, in keinem noch schwieg die Stimme der Religion. Ob eine ferne Zukunft hierin eine Änderung hervorbringt, ist weder zu bejahen, noch zu verneinen. Allein in diesem und im nächsten Jahrhundert wird der Materialismus die Kirchen noch nicht umblasen. Wie Strauß zu der Ansicht gekommen ist, daß die Entwickelung des Christentums gerade jetzt abgeschlossen sei, vermag ich nicht zu sagen. Weil dem apostolischen Glaubensbekenntniß die Wahrheit abgeht? Weil kein „Vernünftiger„ mehr diese Dogmen im Ernst behaupten wird? Aber gab es nicht ein Christentum, ehe ein apostolisches Glaubensbekenntniß vorhanden war? Ist nicht vom 9. und 16. Jahrhundert das Christentum in seiner äußeren Erscheinung, mit seiner Verehrung der Heiligen und Reliquien durchaus Polytheismus und Fetischdienst gewesen? Und Wahrheit? Was ist Wahrheit! Die Götter verwandeln sich eben, nur die Gottheit bleibt ewig. Gegen die Moral des Christentums wendet der Philosoph nichts ein; was ihm übertrieben und fremdartig erscheint, erklärt sich leicht aus Zeit und Ort, aus Stimmung und Beleuchtung, in der die Lehre entstand, wuchs und reifte. Aus dem Dogmatischen dieser Religion heben sich zwei Punkte hervor, auf welche die Menschheit — oder genauer die christliche Menschheit — nur schwer verzichten wird: denn für Mohamedaner und Buddhisten hat ja auch Strauß sein Buch nicht geschrieben. Es sind einmal der Glaube an eine den-

kende und vorsehende Weltursache und an die Unsterblichkeit und dann die Persönlichkeit Christi. Die spöttischen Fragen des Philosophen, wo Gott wohnt, wohin die „Seelen" der Menschen denn alle untergebracht werden sollen? sind doch harmlose und halbwegs thörichte Scherze. So materialistisch und mathematisch denkt sich oder träumt sich eben Niemand das Übersinnliche. Wo steckt der Liebreiz dieses Weibes? fragt ein Nüchterner den trunkenen Liebhaber. Er kann lange fragen, der andere weiß keine Antwort: nur liebt er darum nicht weniger. Es ist sehr möglich, daß mit dem Tode alles aus ist, und das Erquickliche und Beruhigende dieser Anschauung leuchtet ein, aber vermag sie die Ungewißheit, die um das Grab schwebt, zu verbannen? Ist nicht der Gedanke des Fortlebens — gleichviel wie und in welcher Unklarheit und Dumpfheit — der erste im Menschen und kömmt er nicht einzig von ihm aus zu seinem Gegensatze, der Vernichtung? Wir wissen von Jesus wenig, beinahe nichts, behauptet Strauß. Mir fällt es nicht ein, den gelehrten Theologen auf seinem eigensten Gebiete bestreiten zu wollen. Allein thut diese Unkenntniß dem Zauber jener Persönlichkeit Eintrag? Wirkt sie nicht noch heute auf jedes unbefangene Gemüt? Hat sich dieser „Zauber", die „Idee" meinetwegen, nicht durch alle Umgestaltungen und Formen hindurch als mächtig und unzerstörbar bewiesen? Wir wissen so wenig, und das Wenige hält, selbst wenn wir von den Wundern Christi absehen, die Kritik nicht aus. Ja, was wissen, was haben wir denn von Phidias? Sein Leben kennen wir nicht, seine Werke sind zerstört seit mehr denn tausend Jahren. Gilt er darum weniger für die Krone aller Bildhauer?

In dem Sinne freilich, wie Strauß verlangt, daß wir nämlich buchstäblich an die Glaubenssätze und Dogmen des

Christentums glauben, die Wunder der Evangelien als Wunder betrachten, die Moralsätze buchstäblich erfüllen sollten, sind „wir längst keine Christen mehr". Nur fürchte ich, hat es in diesem Sinne nie einen oder immer nur sehr wenige Christen gegeben. Denn die Lehre wandelte sich, mit ihr die Dogmen, mit ihnen die moralischen Grundsätze. Das Vorbild blieb Christus; aber es ist gewiß, daß er selbst weder in dem streitbaren Patriarchen Cyrillus von Alexandrien, noch in dem dreigekrönten Innocenz III., weder in Calvin und John Knox, noch in dem heiligen Dominicus und in Ignatius von Loyola seine Jünger würde erkannt haben. „Viele Wohnungen sind im Reich meines Vaters," soll der Heiland gesagt haben. Strauß raubt der Religion ihre Entwickelung und mißt an einem Abstraktum die lebendige, beständig sich anders entfaltende, anders schillernde Wirklichkeit. Geschichtlich aber liegt diese Ausbildung vor, eine unleugbare und zwar fortschreitende, vom Buchstaben zum Geiste vordringende Entwickelung. In eine neue Phase dieser langen Reihe der Wandlungen und Läuterungen sind wir eingetreten. Wohin sie führen wird, vermag kein Einzelner zu bestimmen. Dies ist zu sagen, daß eine Annäherung zwischen dem Urgrund der Religion und der errungenen Bildung erstrebt und schließlich auch gefunden werden wird. Von diesem Kampfe sich zurückziehen, heißt den Gegnern der Entwickelung einen Dienst erweisen. Der katholische wie der protestantische Jesuitismus ist nur innerhalb der Kirche und des Glaubens zu bekämpfen: auf diejenigen, die sich selbst freiwillig und endgültig von ihr geschieden haben, verzichtet er gern. Die gefährlichsten Feinde haben ihm damit unbedacht das Feld geräumt. Und die Philosophie, indem sie ausruft: Mit der Kirche, mit dem Christentum, mit der Religion ist unsererseits keine Einigung wie ihrerseits keine Erneuerung möglich! ge-

steht nur ihre Unfähigkeit ein, über die Gemüter der Menschen, über die Seele der Menschheit Macht zu gewinnen. Für einen Lessing wird beständig nach der Wahrheit zu streben, sie zu begreifen und zu erkennen ein Genuß und seines Wesens bester Inhalt sein; für die Mehrheit der Menschen aber wird, wie vor so noch nach tausend Jahren, ein Göttliches zu glauben und zu ahnen ein unabweisbares Bedürfnis bleiben.

David Friedrich Strauß.

Oktober 1874.

Daß unmittelbar nach dem Tode eines bedeutenden und hervorragenden Mannes sich die Nekrologe, Nachrufe, allerlei wichtige und unwichtige Mitteilungen von ihm und über ihn drängen, ist natürlich. Die einmal angeregte Neugierde des Publikums verlangt Befriedigung, jede kleine Notiz wird in den ersten Wochen nach einem solchen Falle mit Teilnahme aufgenommen: wie sollten sich da nicht überall geschäftige, mehr oder minder berufene Federn finden, diesem Verlangen Genüge zu leisten? Aber nur selten tritt Einer auf, der wirklich etwas über den Verblichenen zu sagen weiß, nicht das Herkömmliche und allgemein Bekannte, das einzig der Auffrischung bedarf, sondern Eigentümliches; der die Persönlichkeit des Verblichenen anders sah, anders begriff, als die Mehrzahl der Zeitgenossen, und dem es zugleich gegeben ist, seine Eindrücke und Erfahrungen in lebensvoller Darstellung niederzulegen. Eine Photographie von Strauß kannten wir alle; es ist nicht möglich, daß irgend Einem, der sich mit den Fragen dieser Zeit auch nur in Mußestunden beschäftigt hat, die scharfen, hervorstechenden, unvergeßlichen Züge der litterarischen Persönlichkeit von David Strauß fremd geblieben seien — aber ein Bild des ganzen Mannes hat uns erst Eduard

Zeller geschenkt: David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften (Bonn, Emil Strauß).

Ein Bild von Freundeshand, aber doch sicher und fest entworfen, die Züge sind ein wenig idealisirt, aber der Ausdruck ist treffend und ähnlich. Nur ganz leise klingt durch die äußerlich in klassischer Form abgerundete, innerlich mit philosophischer Ruhe erfüllte Darstellung ein bewegterer Ton der Rührung. Ist die Absicht des Buches zunächst auch nur dahin gerichtet, ein Denkstein auf dem Grabe des geschiedenen Mannes zu sein, der den Vorübergehenden in der Kürze, wie sie dem Stein geziemt, den Lebensgang und die Werke des Verstorbenen schildert, das merkt der Leser, daß derjenige, der diese Inschrift verfaßte, den Todten liebte. Die Pietät, die wir alle Strauß zollen, die Verehrung und Bewunderung, mit der wir das Gesamtwerk seines Daseins betrachten, erhalten hier einen wärmeren, seelenvolleren Ausdruck.

Zu erzählen, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, giebt es wenig in und aus dem Leben eines deutschen Gelehrten. Weitaus das Wichtigste darin ist das Werden und Wachsen seines Geistes, die Richtung, die er genommen, die Weltanschauung, zu der er sich bekannt hat. Allein diese feinsten Fäden lassen sich unmittelbar nach dem Tode des Betreffenden nicht ganz klarlegen, ihre Spuren sind hier- und dorthin verstreut. Briefe, Tagebücher, Betrachtungen entziehen sich aus den verschiedensten Gründen, unter denen die Pietät nicht den geringsten Platz einnimmt, zunächst der Veröffentlichung. Jeder weiß, daß es in Strauß's Leben einen solchen Punkt gab, den zu berühren und zu erörtern jetzt noch nicht an der Zeit ist: seine Ehe mit der einst gefeierten und liebenswürdigen Sängerin Agnese Schebest, die er im August 1842 heiratete und von der er sich nach fünf Jahren in eigentümlicher Weise schied: er wollte nicht, daß die Scheidung gesetz-

lich verkündigt werde. Zeller drückt sich ebenso vorsichtig wie rücksichtsvoll darüber aus: „Die Charaktere, die Bildungsformen und die bisherigen Lebenswege der beiden Gatten waren zu ungleich, ihre Ansprüche an einander und an das Leben zu verschieden und beide in ihrer Eigentümlichkeit zu festgewurzelt.“ Ein anderes Verhältnis, das auf die Entwickelung des Charakters von Strauß nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ist das zu seinem Vater; eine tiefe Kluft muß beide zuletzt getrennt haben: den radikalen Sohn, der mit seinem „Leben Jesu“ beinahe jede vermittelnde Brücke mit dem dogmatischen Christentum abgebrochen hatte, und den Vater, der sich im Mysticismus wohl fühlte. Auch hier verhält sich Zeller nur andeutend; einer späteren Zeit muß die Aufgabe, uns ein vollständiges, allseitig entwickeltes Lebens- und Charakterbild des seltenen Mannes zu geben, überlassen bleiben.

David Friedrich Strauß war das dritte Kind seiner Eltern und am 27. Januar 1808 in Ludwigsburg, dem württembergischen Potsdam, geboren. Die kleine Stadt hat außer ihm in Justinus Kerner, Eduard Mörike und Friedrich Vischer drei berühmte Söhne gehabt. In wohlhabenden Verhältnissen, im eigenen Hause und Garten lebten die Eltern, der Vater war Kaufmann. Strauß hat in einer liebenswürdigen Skizze seine Jugend, vor Allem seine Mutter geschildert; diese Neigung des Sohnes zu der schlichten, einfachen Frau ist einer der rührendsten Züge seines Charakters. In allem Guten war er ihr echter Sohn. „Von ihr,“ schreibt Zeller, „hatte er nicht blos das längliche, feingeschnittene, beim ersten Anblick ansprechende und gewinnende Gesicht geerbt, das von einer schöngewölbten Stirne und großen, geistig durchleuchteten dunklen Augen beherrscht war: auch in seiner geistigen Physiognomie ließ das Bild seiner Mutter sich nicht verkennen.

Der helle Geist, die Freude am Lernen, das eiserne Gedächtnis, das er an ihr hervorhebt, ist nicht das Einzige, worin er ihr glich: auch die Feinheit der Empfindung, den heiteren, freien Humor, den Sinn für das Einfache und Natürliche, die Fähigkeit, in die Vorstellungsweise des Volkes, der Kinder, der Ungelehrten liebevoll einzugehen, die verständige Lebensauffassung, den realistischen Zug seiner Natur hat er mit ihr geteilt". Vom Vater erbte er nach Zeller: das heftige Temperament, den durchgreifenden Willen; sogar die vollendete Kunst der schriftlichen Darstellung, die Strauß besaß, war in der Fertigkeit des Vaters in solchen Arbeiten und in seinen ästhetischen Neigungen vorgebildet.

Strauß wurde zum Studieren bestimmt: er hat den gewöhnlichen Studiengang eines württembergischen Theologen durchgemacht. Vom Herbst 1821 bis zum Herbst 1825 lebte und lernte er in dem niederen evangelischen Seminar zu Blaubeuren, ging dann nach der Tübinger Universität und beschloß im Herbst 1830 sein theologisches Studium mit einer glänzenden Prüfung. Wie aus seiner Jugendzeit, hat er uns auch aus seinen Universitätsjahren ein Skizzenblatt hinterlassen: es ist seine Biographie Märklin's. Jugendfreundschaften waren geschlossen worden, schon hatte mancher bedeutende Umschwung in dem Denken und Empfinden des Jünglings stattgefunden. Schleiermacher erschien ihm damals noch als Vorbild und Muster, die von ihm eingeschlagene Richtung als der aussichtsvollste und lohnendste Weg für einen Theologen. Daneben sind kleine lyrische Versuche vorhanden, auch eine Reise nach dem romantischen und mystischen Lande ward zu Justinus Kerner und seiner Seherin nach Weinsberg angetreten. Im praktischen Kirchendienst übte sich Strauß, nach seinem Abgang von Tübingen, als Vikar bei dem Pfarrer Zahn in dem Dorfe Kleiningersheim. Im Sommer 1831 unterrichtete

er dann im Seminar zu Maulbronn. Eine Reise nach Berlin, um Hegel zu hören und kennen zu lernen, muß als ein entscheidender Wendepunkt in seiner Entwickelung betrachtet werden. Zwar Hegel sah er nur sterben, aber mit Schleiermacher fing er an, sich auseinanderzusetzen. Dessen Vorlesung über das Leben Jesu war der erste Keim zu dem berühmtesten Buche Strauß's, zu seinem „Leben Jesu". Nach Württemberg zurückgekehrt, las er einige Semester in Tübingen, gab aber die akademische Thätigkeit bald wieder auf, um sich ganz der Vollendung seines Werkes zu widmen. „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet", erschien im Sommer 1835 in zwei Bänden, es hatte, nach dem alten lateinischen Spruch nicht nur sein Schicksal, es machte auch das Schicksal seines Autors.

Mit jedem staatlichen Lehramte war es nach der Veröffentlichung dieses Buches für Strauß vorbei. Von seiner Stellung in Tübingen wurde er entfernt; eine Lehrerstelle am Lyceum in seiner Vaterstadt gab er freiwillig auf: er war nicht der Mann, unreife Knaben in den Anfangsgründen der Wissenschaft zu unterrichten, und die gute Absicht der liberalen Züricher Regierung, die ihm 1839 an ihrer Hochschule eine Professur der Theologie anbot, endete mit einem Volksaufstand und dem Sturz der Regierung. In demselben Jahre starb ihm die Mutter, zwei Jahre darauf der Vater: auch die Vaterstadt wurde ihm so gleichgültig und fast verleidet. Ganz und ausschließlich ergab er sich seitdem der freien Wissenschaft und führte ein litterarisches Nomadenleben. Auch die Ehe vermochte ihn nicht dauernd zu fesseln. Der politischen Bewegung stand er kühl und zweifelnd gegenüber; es war natürlich, daß in den Frühlingstagen des Jahres 1848, als es galt, die besten deutschen Männer zur Gründung eines neuen deutschen Reiches nach Frankfurt zu senden,

die Augen vieler sich auf Strauß richteten: ein solcher Mann dürfe in der Paulskirche nicht fehlen. Eine Weile widerstand er dem Drängen der Freunde und Mitbürger; diese ganze politische Bewegung mit ihrem trüben Gähren, schrieb er in jener Zeit an Zeller, sei ihm in ihren Ergebnissen noch allzu problematisch, als daß er sich darein zu mischen Lust haben könnte, ungerechnet noch, daß sie für einen Mann des beschaulichen Lebens, wie er, etwas Unbehagliches habe. Zuletzt ließ er sich doch bestimmen und bewarb sich um ein Mandat für das Parlament in seiner württembergischen Heimat. Allein auch hier schadete ihm sein erstes Werk. Die Landbevölkerung stimmte gegen den „unchristlichen" Verfasser des Lebens Jesu; er erlag seinem Mitbewerber, ward indessen von der Stadt Ludwigsburg als ihr Vertreter in die württembergische Ständeversammlung geschickt. Nicht zum Glück und zur Freude für ihn: die radikale Mehrheit stieß ihn ab, die Rechte scheute sich vor ihm, er stand einsam, vielfach verlästert und angegriffen. Auch nach außen, bei seinen Wählern, erregte er den stärksten Anstoß, als er „bei einer sehr erregten Verhandlung über die Erschießung Robert Blum's das Verhalten des österreichischen Kriegsgerichts entschuldigte, das des Erschossenen streng verurteilte." Im Dezember 1848 legte er sein Mandat nieder; in keiner Weise war er in der damaligen Stimmung der Geister zu einer politischen Rolle befähigt. Aus einem Briefe vom 30. Mai 1849 teilt Zeller eine Stelle, die Strauß's politisches Glaubensbekenntnis enthält, mit: „Rechts und links, bei Fürsten und Volksmännern, ebenso wenig Einsicht als Redlichkeit, und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Ratlosigkeit beiderseits zu groß ist. Mein Glaubensbekenntnis in diesen Wirren, ist kurz beisammen. Ich war aufrichtig für die Durchführung eines wahren Konstitutionalismus und einer

festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden: geht es aber damit nicht, und habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren. . . Du magst mich darüber verketzern, aber ich kann nicht anders, der letzte Blutstropfen in mir verabscheut noch Massen- und Demagogenherrschaft als das äußerste aller Übel."

Wie merkwürdig doch! Der Mann, der in Sachen der Religion und des Übersinnlichen, auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung, die verschiedensten Glaubensmeinungen bekannte und von Schleiermacher bis zu Darwin nach links vorschritt, ist sich in seinen politischen Ansichten unwandelbar treu geblieben. Wie er 1848 die Hinrichtung Blum's verteidigte, redete er 1866 — er fast allein gegen das ganze Württemberg und Bayern — den Preußen und der preußischen Sache das Wort. Die direkte allgemeine Wahl war ihm 1848 so verhaßt, wie 1871, als er in seinem letzten Buche „Der alte und der neue Glaube" sich für einen Census, für die Erhaltung der Aristokratie erklärte. Radikal in der Philosophie, konservativ in der Politik — erkannte Strauß hier nicht den verhängnisvollen Dualismus seiner Weltanschauung? Der Staat, die bürgerliche Gesellschaft, die Kunst, wie er sie liebte, wie er sie eingerichtet wünschte, beruhen auf dem Christentum. Man sagt wohl, der Staat sei atheistisch und habe keine Religion — aber das ist ein Wort ohne tieferen Sinn. Die vollkommene Umgestaltung unserer religiösen Begriffe führt mit Notwendigkeit eine Umwandlung aller staatlichen und gesellschaftlichen Formen herbei. Mit der Aufhebung des Gottesbegriffes, mit der Vernichtung der Unsterblichkeitshoffnung — selbstverständlich nicht bei den hochgebildeten Hundert oder Tausend, die Strauß unter dem Worte „Wir" zusammenfaßte, sondern bei der Masse des Volkes — zerfällt

der bestehende Staat, die bestehende Gesellschaft, die bestehende Kunst: eine Wandlung, wie sie sich vollzogen hat, als das Christentum die antike Welt besiegte; wie sie sich ohne Zweifel in der Zukunft vollziehen wird, um die Menschheit zu einer höheren Kultur und zu einem glücklicheren Dasein zu erheben. Man kann, wenn man dem Alten anhängt, mit schmerzlichem und melancholischem Bedauern diesem Untergang entgegensehen, wie so viele edle und große Geister den unaufhaltsamen Zusammensturz der glorreichen olympischen Herrlichkeit, der römischen Macht und der hellenischen Bildung zuschauen mußten; aber daß ein Denker wie Strauß, nachdem er den Himmel in die Luft gesprengt hatte, sich an den bestehenden Staat anklammern, nachdem er die Gottheit aus der Welt entfernt hatte, von den Demokraten fordern konnte: sie sollten sich in Ehrfurcht vor Bismarck und Moltke neigen — das ist eins von den Räthseln, einer von den seltsamen Widersprüchen des menschlichen Geistes, die sich eben nicht durch die mechanische Weltanschauung lösen lassen. Was Strauß vorschwebte, was er anstrebte, ist klar. Die vornehme römische Gesellschaft zur Zeit des Cäsar und Augustus dachte über Götter und Jenseits, über die Entstehung und den Untergang der Welt, in und nach dem Maß ihrer naturwissenschaftlichen Kenntnis, etwa wie er: Zeugen sind Lucretius und Horaz; im vergangenen Jahrhundert hatte sich an der Tafelrunde Friedrichs zu Sanssouci, bei den Mittagsmahlen des Baron Holbach in Paris eine ähnliche Stimmung entwickelt; hier wie dort setzte man die Götter ab und suchte sich durch die Philosophie über die Schrecken des Todes zu erheben. Keineswegs aber wollte man die Erde wie sie ist aufgeben; kein Römer wollte seine Sklaven als seinesgleichen betrachten, kein Jünger Voltaire's die Herrschaft der Marquise von Pompadour oder den Despotismus der russischen Katharina mit einer demo-

kratischen Republik vertauschen. Wie erstaunten darum die Römer, als der „neue Glaube“, der sich aus der Zersetzung des Heidentums als Religion der Zukunft entwickelt hatte, nicht nur die Götterstatuen zerbrach, sondern auch die Sklaven befreite und alle, zunächst innerhalb der Kirche, vor dem Priester gleich machte! Den Freunden und Verehrern der „Encyklopädie“ ging ein schrecklicher Morgen auf, als die „Vernunft“, die sie so begeistert, so nachdrucksvoll angerufen hatten, endlich zur Masse herabstieg. In den gleichen Irrtum war Strauß gefallen. Die Kirche war ihm verhaßt, die Gottheit ein überwundener Standpunkt, die absolute Vernichtung durch den Tod feste Überzeugung: allein die Demokratie in Hemdärmeln sollte ihm nicht nahe rücken. Er zerstörte die Himmelsburg, aber die Demokraten sollten ihm sein Königtum und die Todesstrafe bestehen lassen. Ihm entging die innige Verbindung zwischen Religion und Staats- und Gesellschafts-Ordnung. Wenn man sich von der Gesellschaft der Heiligen scheidet, wird man auf die Dauer die Duzbrüderschaft der Masse nicht vermeiden können. Strauß's „neuer Glaube“ kann nur in einer demokratischen Gesellschaft, unter sozialistischen Formen, eine Wirklichkeit, ein Bekenntnis der Mehrheit werden; in der Welt, wie sie ist, bleibt er innerhalb der ausschließlichen Kreise der gebildeten, geistreichen Männer und Frauen, die in ihren Salons und Büchereien gar nicht das Bedürfnis nach äußerlichen Zeichen und Beweisen ihrer Ansichten haben; aber während sie an den Kirchen vorübergehen, wird und muß die Menge, ihrer Natur nach, dieselben zerstören, wenn sie die Unvernunft und Schädlichkeit des „alten Glaubens“ einsieht. Strauß ist eben in seinem tiefsten Wesen der geniale Nachfolger der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts; in der Kühnheit seiner religiösen und philosophischen Forschung, wie in seiner politischen konservativen

Gesinnung, in seinem Kampf gegen die Götter und in seiner Verehrung der großen Männer; ein geschworener Feind des außerweltlichen göttlichen Despotismus und ein Anhänger der fürstlichen Gewalt auf Erden, berührt er sich mit Voltaire und Lessing, er ist der Dritte in ihrem Bunde.

Der Leser verzeihe die lange Abschweifung, ich kehre zu Zeller's Buch zurück und verfolge in kurzen Zügen die irdische Laufbahn seines Helden. Wie wenig seßhaft auch Strauß war, er hatte ein lebhaftes Heimatsgefühl und kam, so oft er auch den Ort seines Aufenthaltes wechselte, über den Bannkreis Süddeutschlands nicht hinaus. Wir finden ihn in Stuttgart, mit seiner jungen Frau weilt er eine Zeit lang auf einem Schlößchen bei Heilbronn, dann ist er in München, in Köln, in Heidelberg gewesen, Berlin hat er nur flüchtig im Herbst 1860 berührt, um Gräfe's Hilfe gegen ein Augenleiden in Anspruch zu nehmen, dann wieder 1864. Aber im Leben eines Schriftstellers sind nicht die Orte, wo er länger oder kürzer verweilt, sondern seine Werke die eigentlichen Stationen seiner Wanderung. Sie werden bei Strauß durch die Biographien Schubart's, Frischlin's, Hutten's, Reimarus', Voltaire's; durch die theologischen Streitschriften wider die Gegner seines Lebens Jesu, durch die durchsichtige Satire: Ein Romantiker auf dem Thron der Cäsaren — die in der Schilderung Julianus Apostata's das wohlgetroffene Bild Friedrich Wilhelm's IV. enthält — durch die Schrift gegen Schenkel: „Die Ganzen und die Halben"; durch seine politischen Gespräche und die Briefe an Renan, zur Zeit des französischen Krieges, ruhmvoll bezeichnet. Die letzten Jahre seines Lebens 1865—1872 hat er in Darmstadt zugebracht, hier hat er sein letztes Buch „Vom alten und vom neuen Glauben" geschrieben, das einen ebenso großen Sturm aufregen sollte, wie das erste. Mitten in diesem Sturm, dessen

Windstöße ihn doch empfindlicher berührten, als man von einem Manne erwarten durfte, der so schonungslos, wie nur je Bonifacius seine Axt an die heiligen Bäume der heidnischen Deutschen gelegt hatte, die Vorurteile seiner Mitbürger zu vernichten sich bemühte, ist er in seiner Vaterstadt Ludwigsburg am 8. Februar 1874, in der Mittagsstunde, in den Armen seines Sohnes gestorben. Dorthin war er im Herbst 1872 von Darmstadt hinübergezogen und hatte die letzten Monate seines Lebens in einer freundlichen Behausung, unter sorgsamer Pflege, trotz seiner Schmerzen strebend, teilnahmsvoll, standhaft und ruhig zugebracht. „Wenn Freunde, die ihn besuchten," schreibt Zeller, „mit Empfindungen von ihm schieden, wie sie uns Plato am Schluß seines Phädo geschildert hat, so war dies nicht ohne Grund: bei aller Verschiedenheit der Lage und der Persönlichkeiten sah man einen Philosophen unseres Jahrhunderts in ähnlicher Fassung und Gesinnung, mit derselben Klarheit und Geistesfreiheit den letzten Weg wandeln wie dort den alten. Er selbst las noch in seinen letzten Tagen den Phädo in der Ursprache." Eine eigene, tief rührende Milde hatte den alten trotzigen Streiter ergriffen; in zarten, vielleicht wider seinen Willen melancholisch angehauchten Gedichten strömte er den letzten Atem seines Geistes und seines Herzens — wenigstens er, ein Leugner der Unsterblichkeit, mußte es so annehmen — aus. Zeller teilt sie uns mit; sie allein würden genügen, um die thörichte Behauptung zu widerlegen, daß in Strauß keine Gemütssaite geschwungen, daß ein kalter und scharfer Verstand ihn einseitig gelenkt habe. „Nur kein Zagen, nur kein Zittern" schreibt er dem besorgten Sohn:

Selbst in Nächten ist's noch hell
Und zur Seite jedem bittern
Sprudelt auch ein süßer Quell."

Und in dem Gedichte, das er seiner Tochter zu Weihnachten sendet, finden sich die Verse, aus denen mich wenigstens eine Ahnung anklingt, als ob auch für Strauß sein „neuer Glaube“ — das reichere Wissen, die tiefere Einsicht in die Erscheinungswelt — nicht alle Fragen der Seele gelöst, nicht alle Schmerzen des Herzens gestillt habe:

„Auch Du ohne Klage
Gedenke der Tage,
Die froh wir verlebt.
Wer Gutes empfangen,
Der darf nicht verlangen,
Daß nun sich der Traum in's Unendliche webt.

„Bescheid'nes Vermächtnis
Zwar ist mein Gedächtnis;
Doch lass' ich es hier.
Wir bleiben verbunden;
In einsamen Stunden
Gedenkst Du des Vaters, erscheint er vor Dir.“

Aber das ist ja gewiß, nicht in dieser Gestalt eines ruhigen, sinnenden Weisen wird die litterarische Persönlichkeit David Friedrich Strauß's in der Erinnerung des deutschen Volkes lebendig bleiben. „In dieser zürnenden Stellung halten wir seinen Schatten fest“, hat er selbst von Ulrich Hutten gesagt; in dieser zürnenden Stellung, sagt Emil Kuh mit Recht, werden wir auch David Strauß festhalten in der deutschen Litteratur. Strauß ist ein „Aufklärer“ im edelsten Sinne des Wortes, allen seinen Arbeiten liegt diese Tendenz zu Grunde. Wie die Bibelkritik der Aufklärungszeit, will auch die seine einen reineren Glauben, eine idealere Gottesverehrung herstellen; die Aufklärer suchten das „Übernatürliche“ aus der Religion zu entfernen, Strauß, auf einer höheren Stufe der Erkenntnis, das „Mythische“ in ihr nachzuweisen und von ihr loszulösen. So stark ist der Trieb, „die Menschen

zu bessern und zu bekehren“ in ihm, daß selbst sein „Glaubensbekenntnis“ nicht anhebt: ich glaube, sondern betont: „wir sind keine Christen mehr“, und nicht schließt: ich habe mir mein Leben so eingerichtet, sondern: „so leben wir“. Daher sein Erstaunen, als sich nun diese stille Gemeinde durchaus nicht zusammenfinden wollte. Die Schönheit war den Aufklärern nur in der Verbindung mit der Moral, in unmittelbarer Beziehung auf einen edlen Zweck etwas wert: die erhabenste poetische Schöpfung der ganzen Richtung ist ein didaktisches Gedicht „Nathan der Weise.“ Ähnlich verwertet auch Strauß die Kunst; die Lekture Schiller's und Goethe's gute Konzertaufführungen Mozart'scher und Beethoven'scher Musik sollen künftighin den Gottesdienst und die Predigt ersetzen. Die Schöpfungen der Kunst sind wesentlich nur zur Erbauung, zur Erhebung da. Diese Anschauungen, diese Gesinnungen haben auch die Wahl seiner Helden bestimmt. Als ein Tapferer liebte er die Tapferen. Ihm war der lehrende handelnde, vielumhergeworfene Mann verständlicher und sympathischer, als der nachdenkliche, still in sich und für sich lebende; mehr zog ihn das kräftige, unstäte, ringende Talent, als das zarte und in sich vollendete an. Alle seine Biographien sind dessen ein Zeugnis; Frischlin, Schubart, Hutten und Voltaire haben in ihrem Leben und Wirken etwas Meteorartiges, Strauß fühlte sich ihnen wahlverwandt. Wie sie, wurde er verlästert und verfolgt; wie sie, hatte er beständig sich seines Lebens zu wehren; wie ihnen, standen ihm alle Waffen der Dialektik, des Witzes und des Grimmes zu Gebote. Sein Pathos wird von keinem unter ihnen übertroffen, und wenn Voltaire's Spott tiefer dringt, seine Behandlung der Dinge freier und genialischer ist, so besitzt dafür Strauß einen stärkeren Gemütston der Überzeugung. Und auch das kam ihm bei der Schilderung dieser Männer zur Hilfe, daß

die Kämpfe, die sie geführt, die seinen waren; daß er die Untersuchungen, die sie angestellt, wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht hatte. Darum sind diese Biographien recht eigentlich auch Spiegelbilder seines eigenen Wesens, unbewußte Selbstoffenbarungen, die uns den „ganzen Mann" treuer und lebendiger vorführen, als seine kritisch-theologischen Schriften, wo die Persönlichkeit vor der wägenden Forschung und dem überlegenen Verstande zurücktritt.

David Friedrich Strauß war mehr als ein Gelehrter, mehr als ein hervorragender Schriftsteller: er war ein Künstler, mit vollem Recht stellt ihn Karl Gustav Reuschle in einer kleinen, seinem Andenken gewidmeten Schrift, „Philosophie und Naturwissenschaft" (Bonn, Emil Strauß) Lessing zur Seite. Ursprünglich überwog seine kritische Befähigung, sein zersetzender Scharfsinn so ganz seine Phantasie und seine künstlerische Empfindung, daß wer die erste Ausgabe seines „Lebens Jesu", seine ersten Streitschriften durchblättert, nur geringe Spuren von dem glänzenden Stilisten, der die Briefe an Renan geschrieben, und von dem gestaltenschaffenden Historiker findet, dem es gelang, in gleicher Anschaulichkeit den Ritter des Reformationszeitalters und den König des Rococo vor uns hinzuzaubern. Erst allmählig, seit er angefangen sich von dem Banden der Theologie zu befreien, entwickelte sich der Künstler in Strauß. Seine Biographien, eine jede in ihrer Art, von dem ausgeführten Porträt- und Zeitbild Hutten's und Schubart's bis zu der Skizze, die das Jugendleben Klopstock's in so farbensatten Tönen entwirft, und den Bleistiftzeichnungen seiner württembergischen Landesgenossen sind Muster historischen Stils; nicht nur dem Wert und der Bedeutung des Mannes, dessen Laufbahn sie schildern, werden sie gerecht, enthüllen uns nicht nur nach allen Seiten seinen Charakter, sondern treffen auch den Lokalton seiner

Umgebung, das Wesen und die Erscheinung der damaligen Welt. Mit dem Blick für die malerische Eigentümlichkeit einer Zeit besaß Srauß auch den Sinn und die Neigung für die Vergangenheit, gern vertiefte er sich in die wunderliche, krause, zopfige und doch vom Geiste der Freiheit erleuchtete, von Humor und Witz sprühende Aufklärungsepoche. Hier liegt eine der tiefsten Wurzeln seines Talents und seiner Anschauungen. Das Handwerk seiner Kunst, die Sprache, wußte Strauß mit vollendeter Meisterschaft zu behandeln. Weitaus von der Mehrzahl auch der hervorragenden Schriftsteller in der Jetztzeit kann man nicht behaupten, daß sie eine eigene Sprache, einen eigenen Zug und Duktus des Stils haben, an dem man sie zu erkennen, durch den man sie von einander zu unterscheiden vermöchte. Die Meinung, die Weltanschauung, der Gedanke macht den Unterschied, selten noch die Form. So abgeschliffen und so ausgebildet ist die Sprache, eine so große Anzahl von Wendungen und Phrasen steht, wie abgegriffene, aber immer und in jeder Hand noch vollwichtige Silbermünzen, jedermann zu Gebote, daß es langer Übung, eines angeborenen Gefühls und eines originalen Geistes bedarf, diesem durch den Gebrauch so abgenützten Instrument einen besonderen Klang zu entlocken. Strauß hatte diese Gabe: die entscheidenden Stellen seiner Werke tragen auch äußerlich sein Gepräge, man wird sie niemals mit den Münzen anderer verwechseln können. Ihm war das scharfe, schneidige Wort eben so gut wie der Schwung der Begeisterung gegeben, aber nicht in der lyrischen Erregtheit des Hasses oder der Liebe, in der gleichmäßigen Fülle und Ausrundung der Darstellung zeigt sich sein Stil am reinsten und schönsten. Denn in dem Kämpfer steckt bei ihm zugleich der Lehrer, der Weise seines Volkes; er hat gleichsam auch ein Schwert in der einen und ein Buch in der andern Hand.

Daß der Kritiker des „Lebens Jesu“, des Christentums und des Gottesbegriffs einen stärkeren Nachhall im Guten wie im Bösen finden mußte, als der Geschichtsschreiber; der Bekenner mehr als der Künstler, liegt in der Richtung und Stimmung der Zeit. Das erste wie das letzte Buch Strauß's haben die meisten Leser gefunden und den tiefsten Grund der deutschen Volksseele aufgewühlt. Über die wohlthätige Wirkung des „Lebens Jesu“, nachdem der erste Gewitterschauer vorübergegangen, wird nicht mehr gestritten; eine neue historisch-kritische Schule der Theologie hat sich daraus entwickelt: Baur, Keim, Hausrath, Renan stehen auf diesem Eckstein. Das Einzelne dieser Untersuchungen wird immer nur von ausschließlichen Kreisen verstanden und gewürdigt werden können; der Versuch, den Strauß machte, sein „Leben Jesu“ für das „deutsche Volk“ zu bearbeiten, ist ein verfehlter gewesen. Anders verhält es sich mit dem Hauptresultat der ganzen Kritik. Es ist jetzt ein Gemeingut der Gebildeten, daß wir in den drei ersten Evangelien nicht die Geschichte, sondern den Mythos von Jesus von Nazareth haben, nicht die Erzählung oder die Erfindung eines Einzelnen, sondern den Ausdruck und die Anschauung der gesamten Christengemeinde des ersten Jahrhunderts. Dies bewiesen zu haben, sichert Strauß allein schon einen Platz unter den tiefsinnigsten Denkern unsers Volkes, ja der Weltkultur. Welche Nachwirkungen sein letztes Buch vom „alten und neuen Glauben“ haben wird, bleibt der Zukunft überlassen. Niemals aber wird die Strauß'sche Religionslosigkeit sich mit seinem politischen Ideal für eine Gesamtheit verschmelzen, niemals wird die Beschäftigung mit der Kunst einem Volke die Religion ersetzen. Das vermochte sie nicht einmal unter den Hellenen. In der ringenden Zeit wird der kämpfende Mann am höchsten geschätzt; aber wenn die Schlacht ausgetobt hat, tritt

auch der Friedliche in sein Recht. So wird auch der Tag für Strauß nicht fern sein, wo man seinem Künstlertum Anerkennung und Bewunderung zollen wird. Lange hat man in Lessing nur den streitbaren Kritiker sehen wollen und den Dichter wenig beachtet, aber dem wahrhaft Großen und Schönen wird die Nachwelt immer gerecht. Im vollen Sinne des Wortes wird man dann Strauß zu unsern klassischen Schriftstellern zählen und die zürnende Stellung des Fechters, in der er jetzt noch vor uns steht, wird sich in die ruhigere und gelassenere des Siegers verwandeln.

Ein Kapitel vom Atheismus.

November 1875.

Jeden Tag verrichtet das Wasser von Lourdes neue Wunder; im Jahre 1873 ist die Mutter Gottes auf dem verhältnißmäßig kleinen Erdenraum, der vom Elsaß bis nach der Bretagne reicht, ein Dutzend Mal in ihrer Herrlichkeit sichtbarlich den Menschenaugen erschienen; in diesem Frühling und Sommer verging keine Woche, in der nicht eine fromme Pilgerschaar in den Gemächern des Vatikans um den Segen des heiligen Vaters flehte und ihn bat, ihr Scherflein in Gold und Silber anzunehmen; zugleich wächst die Zahl der Spiritisten in's Riesenhafte; nach Millionen zählen sie in Nordamerika, nach Hunderttausenden in Frankreich, Belgien, England; sie haben Zeitungen und Zeitschriften, sie halten zahlreich besuchte Versammlungen und verfügen, wie die Papstkirche, über bedeutende Geldmittel. Sieht es nicht aus, als ob die ganze Welt wieder auf „geistlich" gestimmt werden sollte? Dem gegenüber erhebt sich nun die andere Partei, die götterlose. Wer will es bestreiten, fragt sie, daß die Zahl der bewußten und „unbewußten" Atheisten täglich im Wachsen begriffen ist? Man halte das Wort „unbewußte" Atheisten nicht für eine bedenkliche Erfindung von mir; Jeder, der für diesen Gegenstand sich eine müßige Stunde abgewinnt, wird ihm wiederholt in dem Buche von Julius Duboc „Das Leben

ohne Gott“ (Hannover, Carl Rümpler) begegnen; und ich denke, daß wir die Kutscher und Arbeiter Roms, die sich im Prozesse gegen die Mörder Sonzogno's für „Freidenker“ erklärten und die Ableistung des Eides, der ein höheres Wesen voraussetzt, so pathetisch verweigerten, etwa für „unbewußte“ Atheisten im Sinne Duboc's hinnehmen können. Bisher war man der Meinung, daß zu dem Bekenntniß des Atheismus wenigstens eine gewisse philosophische Bildung gehöre; man betonte innerhalb der Anhänger dieser Anschauung das Selbstdenken, die eigene Gedankenarbeit und sah mitleidig auf die Volksmenge, arm im Geiste, herab, die blindlings einer durch viele Geschlechter auf sie vererbten Religion anhing. Jetzt begnügt man sich hüben und drüben mit den „unbewußten“ Jüngern und scheint nicht einmal mehr die Kenntniß des Lesens und Schreibens als unbedingt notwendig für den Atheismus vorauszusetzen. Mit dieser Erweiterung der Gemeinde geht folgerichtig der Hochmut der Hohenpriester Hand in Hand. Wie der Papst Pius IX. es unwillig vermerkt, wenn man seiner Unfehlbarkeit nicht huldigt, „forderte“ Strauß „für unser Universum dieselbe Pietät wie der Fromme alten Stils für seinen Gott.“ Und Julius Duboc erklärt ebenso herausfordernd den Unsterblichkeitsglauben „als einen kindischen, der Würde der Lebensauffassung widerstreitenden Wahn.“ Ich gestehe gern, ich bekomme das Gruseln. Wenn die Herren Atheisten jetzt schon so verwegen auftreten, wo sie keine Macht haben, was würden sie erst thun, wenn sie die Herrschaft im Staate hätten! Die Inquisition verbrannte die Leute, weil sie nicht an die Unsterblichkeit glaubten; der Atheismns guillotinirt sie, weil sie daran glauben. Das sind keine Phantasien; wie die „bewußten“ Atheisten mit den Gläubigen verfahren, das hat die Schreckenszeit mit ihrem Kultus der Vernunft genügend bewiesen. Kultus des Atheis-

mus? Duboc beschenkt uns auch damit, er hat nur vergessen, uns zu sagen, wer die Kosten dieser atheistischen Feste bezahlen soll.

Duboc's „Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus" schließen sich an das Buch von Strauß „Der alte und der neue Glaube" an und suchen eine bedenkliche Lücke desselben, die Frage nach der Einrichtung des Lebens ohne Gott auszufüllen. Viel anzufangen mit diesen „Untersuchungen" weiß ich nicht, gerade so wenig wie mit einem katholischen Gebetbuch. Für Duboc mag es außerordentlich interessant sein, sich sein Leben ohne Gott einzurichten: da ich mir aber das meinige längst mit einem göttlichen Prinzip eingerichtet habe, so ist, nach unsres Philosophen eigenem Ausspruch, „der Bruch zwischen uns auch sittlich unvermeidlich geworden." Worüber soll ich mich nun mit ihm unterhalten? Er wird die Güte haben, mich für so dumm zu halten, daß alle seine Beweise keinen Eindruck auf mich machen; ich halte ihn für so klug, daß es mir gar nicht einfällt, mit ihm eine Debatte: ob ein Gott ist, ob nicht? einzugehen. Nur ein großer Unterschied besteht zwischen uns beiden; Duboc will, genau wie der Papst, mich zu seiner Ansicht bekehren; mir ist es dagegen durchaus gleichgültig, ob er ein Atheist oder ein Spiritist ist. Ich habe nur den bescheidenen Wunsch, daß er meine religiöse Meinung nicht kindisch, nicht einen sich selbst überhebenden Wahn schimpft; daß er den Pessimismus Schopenhauer's nicht im Pfaffenton eine „Blasphemie" schilt, sonst vermöchte ich nur achselzuckend zu erwidern, was Blanche von Bourbon in Heine's Gedicht ihrem Gemahl Don Pedro auf die bekannte Frage antwortet. In's Allgemeine übersetzt: ganz ohne Not greifen die Atheisten die anderen religiösen Ansichten an; wie die Jesuiten wünschen sie Proselyten zu machen; wie diese die Tradition der Kirche, so rufen die

Atheisten die Naturwissenschaften zu Hülfe; die einen erschrecken die Thoren und die Furchtsamen mit der Hölle und dem Fegefeuer, die andern mit dem Gespenst der Dummheit. Ein Dummkopf, wer an die Unsterblichkeit, an die Gottheit glaubt! Ein Dummkopf, wer nicht auf den Uraffen schwört! Goethe, sagt Duboc, „behauptet unsere Fortdauer nach dem Tode auf Grund einer subjektiven, nur zeitlich und individuell gültigen Thatsache und begiebt sich damit außer allem Zusammenhang logischen überlegten Denkens." Die Atheisten haben die Logik allein für sich gepachtet und nur, weil „das logische Ausbauen von einem gegebenen Standpunkt aus dem Menschen überhaupt nicht leicht fällt", besteht schließlich noch eine Religion. Nun bekenne ich gern, daß es nicht sehr angenehm ist, sich von so ausgezeichneten Leuten, wie unser Autor einer ist, als Garnichts behandelt zu sehen. Wer empfänglichen Herzens, geht in sich; warum soll er sich im Hintertreffen der Civilisation befinden, warum sich mit Achselzucken betrachten lassen, wenn es so leicht ist, in's Vordertreffen zu kommen? Mit der Annahme, daß die Materie in sich selbst auch die Bewegung trägt, daß mit dem Tode Alles vorüber ist, kann er mit einer Umdrehung der Hand vom Trainsoldaten zum Offizier im Heere der Civilisation vorrücken. Dazu die Mode, die offenbar den Uraffen mehr begünstigt, als den Gott, der Moses im feurigen Busche erschien. Kein Wunder, daß die „unbewußten" Atheisten dieser Art ein Paar Legionen bilden. Ob aber daraus den bestehenden Kirchen, von der Religion selbst ganz abgesehen, eine wirkliche Gefahr entsteht, glaube ich bescheiden bezweifeln zu dürfen.

Über die letzten Dinge werden sich kaum jemals zwei Menschen, die sich auch ihrer inneren Persönlichkeit bewußt sind, einigen; zwischen Duboc und mir giebt es nun gar keinen Berührungspunkt. Er ist ein großer Logiker, ich bin ein

Phantasiemensch; er denkt mit Beweisen Eindruck machen zu können; ich halte die Religion für eine durchaus individuelle Gemütserfahrung; seine Beweise thun darum meinen Erfahrungen weder Gutes noch Böses. Jeder erklärt sich eben das Rätsel der Welt in seiner Weise und somit könnten wir gelassen auseinandergehen, der eine rechtwärts, der andere linkwärts, wenn dieser Duboc'sche Atheismus nicht mit bedenklichen Mitteln Propaganda zu üben versuchte. „Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus" — ja hat denn der Atheismus ein festes Sitten- und Moralgesetz? Daß der einzelne Atheist ein tadelloser Mensch sein könne, versteht sich von selbst; der erste, größte bewußte Atheist, der Buddha, ist das Urbild aller Frömmigkeit und Reinheit. Und eine lange Reihe von mehr oder minder bewußten Atheisten ließe sich aufzählen, die mit fleckenlosen Gewändern gerade wie die Erwählten des Lammes vor Gottes Thron stehen könnten. Nur Unkenntniß und Priesterwahn bestreitet dem Atheisten die Moral. Anders aber stellt sich doch die Sache, wenn man den Begriff in's Auge faßt. Wie viele meiner Jünger auch sündigen und fehlen mögen, sagt die Kirche, und mit Recht, ich als ein Ganzes ragend durch die Jahrhunderte bin heilig und rein; ob Keiner mein Gesetz ganz erfüllt, sagt das Christentum, mein Gesetz ist erhaben und gut und schön Umgekehrt kann der Atheist „edel, hülfreich und gut" sein, der Atheismus selbst aber hat zunächst noch keinen ethischen Gehalt. Duboc beweist es, wie es vor drei Jahren David Strauß bewiesen hat. Beide nehmen den ethischen Gehalt ihres Atheismus frisch weg aus dem Christentum — oder wenn sie dies Wort beleidigt, aus all' den Lehren und Grundsätzen der Moral und Weisheit, die aus Indien, Ägypten, Palästina, Persien, Griechenland her ihren letzten Niederschlag im Christentum gefunden haben. Als Strauß Gott aus dem Himmel

gestürzt und die Religion bis auf einen kleinen Rest aus dem Menschenherzen verbannt hatte, wie richtete er da das Idealbild der Erde ein? Weit ab von sich wies er „die banausische Republik Nordamerika's“ und die gemeine „Duzbrüderschaft“ der deutschen Demokraten, er verlangte ein starkes Königtum, eine erbliche durch Einführung von Majoraten gesicherte Aristokratie, die Wahl der Volksvertreter nicht auf das allgemeine Stimmrecht, sondern auf einen hohen Census basirt, die Beibehaltung der Todesstrafe. Fügt man zu diesen Forderungen nur noch die eine der Glaubensfreiheit, daß nämlich die Atheisten, wenn sie das Staatsruder in Händen haben, nicht die Kirchen und Gebethäuser der Gläubigen schließen, so vermag ich wenigstens zwischen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und dem Strauß'schen Ideal keinen absoluten Unterschied zu erkennen. Der „Kirchenschatten“, der Strauß noch den Lebensweg verdüsterte — ein Vorwurf, den Duboc wiederholt — ist seitdem beträchtlich kleiner geworden. Jeder kann aus der Kirche austreten; weder bei der Geburt noch bei der Trauung, weder im Leben noch im Sterben steht der Priester neben dem Atheisten. Selbst der Religionsunterricht seiner Kinder in der Schule braucht Duboc keinen Seufzer auszupressen; er kann sie ja in seinem Hause erziehen und unterrichten lassen. Einer meiner Bekannten — er ist als Schriftsteller auch weiteren Kreisen wohl bekannt — giebt das thatsächliche Beispiel dafür; er hat selbst unter Mühler seine Knaben halbwegs atheistisch erzogen. Ich fürchte, unter uns, daß sein Atheismus denselben Stich hat, wie der Duboc'sche.

Duboc lebt, wenn wir seinem Buche trauen, genau so wie jeder Theist, wie jeder gebildete Christ; wo wir Gott sagen, sagt er Universum; wo wir auf Unsterblichkeit hoffen, ist er von der Sterblichkeitsgewißheit, von der Notwendigkeit des individuellen Vergehens überzeugt und er wie wir „er-

greifen von allen sittlichen Konsequenzen dieser Annahme Besitz.“ Es ist natürlich, daß diese „sittlichen Konsequenzen“, in Handlungen umgesetzt, sich vollständig — „bei den gebildeten Menschen“, und nur von diesen und zu ihnen will Duboc reden — decken. Der schwierigste Punkt bei diesen Erörterungen ist die Frage nach der Erziehung der Kinder. Duboc findet nichts dagegen einzuwenden, daß man dem Kinde von Gott und den Engeln „wie von Zauberern und Feen“ erzählt; später macht ihm die Schule Sorge, indessen, fährt er wörtlich fort, „wird es sich hier immer nur um zwei Möglichkeiten handeln: entweder das Kind erfaßt den ganzen Inhalt der christlichen Glaubenslehre nebst Allem, was ihm im Zusammmenhang mit derselben als angebliche Thatsachen vorgetragen wird, als bloße Erzählung dessen, was in der christlichen Religion an Vorstellungen enthalten ist, ohne daß es in denselben jemals gewissests Wahrheit anschauen zu müssen glaubt, — dann ist der Eindruck des Ganzen ohnehin ein unverfänglicher und er läuft schließlich nur auf das hinaus, was wir dem Kinde, je älter und reifer es wird, ja unter allen Umständen zu Teil werden lassen müßten, nämlich eine zu seiner Orientirung notwendige, gewissermaßen historische Bekanntschaft mit den religiösen Formen und Begriffen seiner Umgebung. Oder das Kind bemächtigt sich — was ebenso von seinem besonderen Naturell wie von der Art seiner Einführung auf das religiöse Gebiet abhängig sein kann — der Glaubensvorstellungen als Wahrheiten, dann wird die Remedur, die während der Schulzeit nicht vorgenommen werden kann, ohne die Autorität des Lehrers bedenklich bloßzustellen und damit ein wesentliches Fundament der Erziehung in Frage zu stellen, einem späteren Zeitabschnitt des Lebens vorbehalten bleiben müssen.“ Als ob dasselbe nicht immer geschehen wäre! Ein Kind nimmt die mosaischen oder christ-

lichen Glaubensvorstellungen als längstvergessene Geschichten, ein anderes als Wahrheiten auf. Die Erfahrungen seines Lebens entscheiden dann darüber, auf welchem Standpunkt es zuletzt als Mann festen Fuß faßt. Und wenn nun — was doch auch eine Möglichkeit ist — die Duboc'sche atheistische „Remedur" nicht anschlägt, so stecken wir so tief, wie heute, in dem theistischen Sumpf. Noch harmloser als an dieser Stelle arbeitet der Atheist am Schlusse seiner „Untersuchungen" mit unsern religiösen Anschauungen. Die Stelle ist so merkwürdig, daß ich sie trotz ihrer Länge hierher setze: „Denken wir einen Augenblick, daß die atheistische Auffassungsweise Form und Gestalt, Kraft und Betonung gewonnen hätte, daß die Hoheit und Würde des Lebens an sich unseren ethischen Betrachtungen, auch in ihrer Anwendung auf das zu bildende Jugendgemüt, ebenso zu Grunde läge, wie ihm jetzt ein sonderbares Gemisch von christlicher Weltverachtung und kluger Weltanpassung zu Grunde liegt, daß jenes Prinzip ferner in unsern gemeinschaftlichen Festen, die sich so leicht und dem natürlichen Gefühl eines Jeden entsprechend auf die Feier des Lebens gründen lassen, sowie in Formen des Kultus eine ausdrucksvolle ästhetische Geltung gewönne, so daß auch der Schlußakt des Lebens, dem entsprechend, nicht mit einem Hinweis auf ein mit erborgtem Lebensschimmer prunkendes Jenseits begangen würde, sondern in dem demütigen Gedanken an das Allen gemeinsame unaufhebbare Gesetz der Vergänglichkeit, — so vermag ich nicht einzusehen, warum unsere Sinnes- und Auffassungsweise von jenem prinzipiellen Standpunkt her nicht einen wesentlich bestimmenden ethischen Gehalt entlehnen könnte. Jetzt freilich, wo alle diese Stützpunkte fehlen und der Einzelne sich die Vermittlung mehr oder minder künstlich erst konstruiren muß, erscheint Vieles der rechten Unmittelbarkeit zu entbehren, die dem, was aus dem Innersten

quillt, niemals fehlen darf. Aber indem wir dies ertragen, weil wir es nicht ändern können, beugen wir uns nur dem Gesetz der Zeit und wir ergänzen, so viel wir können, aus uns selbst, was uns aus dem Ganzen nicht erwachsen kann. Aus der quellenlosen Sandwüste eines Glaubens, der keiner mehr ist, einer Weltanschauung, die keine innere Wahrheit mehr besitzt, pilgern wir aus, um dem Verschmachten zu entgehen und wir suchen das Neue, das uns volle Labung gewähre, mit dem Ruf des Psalmisten: „Wie eine Hindin nach den Wasserquellen, so lechzet meine Seele, o Gott, nach dir! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!“

Wenn dies Atheismus ist, so ist es wenigstens ein seltsamer Atheismus. Mit einem solchen Atheisten als Kultusminister der Vereinigten Staaten von Europa könnte ich mich trotz des „sittlichen Bruchs, der zwischen uns unvermeidlich geworden“, wie man so sagt, leidlich vertragen. Unter einer einzigen Bedingung. Daß er mir und meinen theistischen Genossen dieselbe Freiheit bewilligt, die er mit seinen Freunden jetzt unter uns genießt; die Freiheit, meinen Theismus so ungestraft bekennen und so ungestraft ausbreiten zu dürfen, wie er und Karl Vogt, Büchner und alle die großen und kleinen Propheten jetzt ihren Atheismus lehren. Ich habe nämlich eine große Achtung vor der Geschichte, ich halte sie für eine bessere und wahrheitsvollere Lehrerin der Menschheit als die Philosophie, und ich sehe aus ihr, daß die einzige atheistische Genossenschaft, die innerhalb der fünftausend Jahre, deren Verlauf wir kennen, die staatliche Gewalt in die Hände bekommen hat, an Unduldsamkeit mit den Jesuiten gewetteifert, ja ihnen den Rang abgelaufen hat. Die Pariser Kommune, die vom 10. August 1792 bis zum März 1794 Frankreich beherrschte, hat gezeigt, daß man trotz der zuckersüßen Reden Duboc's sich mit den Herren Atheisten vorsehen muß. Die zweite

Pariser Kommune im Frühling 1871, gleichfalls Vollblut-Atheisten, setzte das Werk der ersten fort; sie schloß die Kirchen, warf die Hostien in den Kot und ließ die Priester erschießen. Trotz des „ethischen Gehalts des Atheismus“ bestehe ich also darauf, daß Denk- und Lehrfreiheit in dem zukünftigen atheistischen Staate gründlich gesichert werden. Und auch in Duboc selbst schlägt diese Ader der Unduldsamkeit. Wie würde er sonst beständig über das Gesetz der Zeit klagen! Wer hat ihm ein Haar gekrümmt? Niemand kümmert sich darum, ob er seine Kinder zu Atheisten oder zu Christen erzieht; wenn er noch ein Jahrzehnt am Leben bleibt, was ich ihm von ganzem Herzen wünsche, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem konfessionslosen Gemeindekirchhofe einem gestorbenen Freunde eine atheistische Grabrede halten können. Auch das Polizeiverbot der Leichenverbrennung wird dann aufgehoben sein und der Siemens'sche Ofen in dem „Kultus des Atheismus“ wenigstens in Gotha die ihm gebührende Stellung einnehmen. Wenn nun Duboc sich dennoch unbehaglich fühlt, so kann das nur den Grund haben, daß ihm die Freiheit nicht genügt, sondern einzig die Herrschaft.

So wahr und inhaltsvoll diese Betrachtungen dem Verfasser selbst erscheinen — und so weit sie ein individuelles Glaubensbekenntnis enthalten, hat die Kritik selbstverständlich nicht das Geringste mit ihnen zu schaffen — so wenig berühren sie das Wesen des Atheismus. Innerhalb einer religiösen Gemeinschaft stehend, muß der einzelne Atheist wohl oder übel sich den herrschenden Gesetzen fügen. Was er in seinem Geiste denkt, in seinem Herzen empfindet, kümmert Keinen, aber seine Handlungen verfallen dem Gesetz. Unwillkürlich werden seine ethischen Grundsätze sich nach denen seiner Umgebung richten; und wenn der Christ nicht mordet, weil es ihm Gottes Gebot verbietet, und der Atheist Duboc

nicht, wegen der „Hoheit und Würde des Lebens", so ist das Resultat in beiden Fällen dasselbe. Wer noch so kühn in seiner Spekulation vorgeht, hütet sich weislich, das bürgerliche Gesetz zu übertreten; er fürchtet sich nicht vor Gott, sondern vor dem Zuchthaus. In diesem Sinne genommen, bleibt denn freilich der Atheismus eine harmlose philosophische Meinung mehr, so bei Lucretius wie bei Diderot und bei unserm Verfasser. Er brauchte es nicht ausdrücklich zu wiederholen, daß er nur für die Gebildeten redet, der ganze Duktus seines Buches zeugt dafür. Die „demokratische Duzbrüderschaft" ist wie bei Strauß ausgeschlossen; es handelt sich um die auserlesene, wohlhabende, viel lesende und viel schreibende, gelehrte Minderheit. Diese trägt eben ein gewisses Gesetz der schönen Menschlichkeit und einen ethischen Gehalt in sich, die weder von ihrem Glauben noch von ihrem Unglauben jemals berührt werden. Diderot liebt die Tugend wie Fenelon, Spinoza ist in seinem Wandel so rein, wie der heilige Borromäus. Aber die Frage nach dem „ethischen Gehalt des Atheismus" gewinnt eine ganz andere Gestalt, wenn wir ihn aus dem Studirzimmer, von den Theetischen, aus den Salons befreien und auf offenem Markte Tausenden predigen. Welches Sittengesetz würde der Atheismus erzeugen, wenn das ganze Volk einmal atheistisch wäre? Das ist es; nicht, welche Moralgrundsätze der einzelne Atheist in Dresden oder Berlin befolgt. Da sorgt ja schon die christliche Polizei dafür, daß er sich erträglich aufführt. Eine atheistische Gesellschaft aber kann nur bestehen, indem sie das Königtum, das Eigentum und die Ehe vernichtet. Die irdische Verkörperung des Atheismus ist der Kommunismus. Ich bin fest überzeugt, daß sich auch im Kommunismus moralische Grundsätze ausbilden werden, daß es auch in ihm einen „ethischen Gehalt" geben wird, aber beide werden von den

Ansichten Duboc's himmelweit verschieden sein, gerade wie der „ethische Gehalt“ Chaumette's und Hebert's nichts mit der Moral Diderot's gemein hat. Die evangelische Freiheit Luther's bedeutete für die Bauern den Umsturz der bestehenden Besitzverhältnisse; die Befreiung vom Joche des Theismus, welche die modernen Atheisten predigen, bedeutet für die Massen den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, eine andere Verteilung der Güter. Denn die bloße „Absetzung des lieben Gottes“ macht niemand satt, sie bleibt ein sehr mäßiges intellektuelles Vergnügen, da wir uns mit einem unsichtbaren Gegner streiten, mit einem Schatten, der selbst den Sieger noch äfft. Von diesen Dingen hütet sich Duboc wohl, auch nur ein Wörtchen zu sagen, er malt ein Bild in Rosenfarben und scheut sich gar nicht, wenn er diese Farben nicht auf seiner trockenen Palette findet, sie von der des Psalmisten zu nehmen. Nein, da denke ich von dem Atheismus großartiger. Ist es ihm bestimmt, die herrschende Weltanschauung der Zukunft zu werden, so wird er auch eine neue Ordnung, ein neues Sittengesetz, eine höhere Kultur herbeiführen. Er wird nicht wie Duboc jungen Wein in alte Schläuche füllen und den Menschen einreden wollen, eine Revolution der religiösen Anschauungen könnte sich ohne eine Umgestaltung aller Verhältnisse von Grund aus vollziehen. Die heftigsten Stürme und Umwälzungen mögen die Durchführung des neuen Prinzips begleiten; Jahrhunderte der Barbarei eintreten, endlich aber wird es als eine neue Geistessonne am Horizont der Menschheit leuchten, und wie der ethische Gehalt des Christentums größer und tiefer ist, als der des Heidentums und der mosaischen Lehre, so gewiß wird an jenem Tage der Zukunft der ethische Gehalt des Atheismus größer, menschlicher und reiner als der des Christentums sein. Wenn dem Atheismus eine weltgeschichtliche Mission bestimmt

ist, so kann es nur diese sein — und wie weit Anschauungen, Erfahrungen und Stimmungen mich von ihm entfernen, es fällt mir nicht ein, ihm seine Größe und die Möglichkeit seiner Zukunft zu bestreiten.

Ich für meinen Teil glaube freilich, daß die religiöse Bewegung unserer Zeit, die „Selbstzersetzung des Christentums“, Schopenhauer's Pessimismus und Duboc's Atheismus an einem anderen Ziele ankommen werden, als die Philosophie sich träumen läßt. Wenn scheinbar alle Philosophen geworden, wird plötzlich etwas wie eine neue Religion auftauchen. So ist es im ersten, so ist es im fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschehen. Als das Brahmanentum, innerhalb seines Kreises, beinahe alle religiösen Elemente ausgestoßen hatte und nur noch Philosophie und Spekulation war, erhob sich der Buddha und zwang das Brahmanentum, im Gegensatz zu seiner Lehre, wieder seine Zuflucht zu den populären religiösen Vorstellungen zu nehmen. Ja der Buddha selbst, der zunächst nur eine atheistisch-kommunistische Mönchsgenossenschaft beabsichtigt hatte, ward wider seinen Willen zum Religionsstifter. Thöricht, über Dinge sich den Kopf zu zerbrechen, die sich im besten Falle um das Jahr 2000 ereignen werden. Aber diese Analogien beweisen wenigstens das Eine, daß die Philosophie und die götterlose Weltanschauung bisher noch immer unfähig gewesen sind, aus sich heraus Staat und Gesellschaft zu gestalten. Die Massen, die im Herbst 1793 die Göttin der Vernunft im Triumph durch die Straßen von Paris geführt hatten, feierten im Juni 1794 das Fest des höchsten Wesens und liefen 1795 zu den Kartenschlägerinnen, in die theosophischen Vereine, in die Kirchen. Duboc ist so verständig, auch von seinem Atheismus keine großen praktischen Resultate zu erwarten. Es bleibt eben Alles im Großen und Ganzen

beim Alten. Aber er hat sich das Herz freigeschrieben, er hat sich gleichsam selbst durch seine „Betrachtungen" bewiesen, daß man ein „Leben ohne Gott" führen und doch ein vortrefflicher Mensch im Sinne des bestehenden Sittengesetzes sein könne. Dagegen ist nichts einzuwenden, „singe, wem Gesang gegeben." Klingt es mir nüchtern, vielleicht klingt es meinem Nachbar bedeutsamer. Warum soll ich ihm die Freude verderben? Und so sei das Buch Duboc's allen „gebildeten" Atheisten und Solchen, die es werden wollen, als Erbauungsbuch empfohlen. Erbauung — so weit eben dieser Begriff bei den Verächtern der Religion noch anwendbar ist, vor mystischen Tiefsinn oder dithyrambischen Schwunge brauchen sie sich nicht zu fürchten; es geht bei Duboc alles natürlich zu.

Das Urchristentum.

Februar 1888.

Seit etwa hundertundzwanzig Jahren, seit Voltaire's und Gibbon's Geschichtswerken, sind die Anfänge und die ersten Entwickelungen des Christentums, über den Kreis der theologischen Forschung hinaus, Gegenstand der Betrachtung und der Theilnahme der Historiker und der Philosophen geworden. Welche Förderung diese Studien in unserer Zeit durch David Friedrich Strauß und Renan, durch Keim und Hausrath erfahren haben, ist allbekannt. Wenigstens die Kenntnis dieses Teils der Kirchengeschichte gehört fortan zu der allgemeinen Bildung auch der Laienwelt. Die Vorstellung einer blos kirchlichen Genossenschaft, einer ausschließlich religiösen Gemeinschaft, die man so lange für die ersten christlichen Gemeinden festgehalten hat, weicht immer mehr zurück, ebenso stark wie das religiöse Element, offenbart sich das soziale im Urchristentum, ebenso mächtig wie die Hoffnung auf die unmittelbar bevorstehende Wiederkunft Christi und die Neugestaltung aller Dinge, hat die Aussicht auf Unterstützung und Krankenpflege, die Versorgung der Wittwen und Waisen zur Ausbreitung der neuen Lehre beigetragen. „Für Keinen, der die Menschen kennt," sagt Otto Pfleiderer, „kann ein Zweifel darüber bestehen, daß in der ältesten Gemeinde der Christen nächst dem frommen Glauben und Hoffen auf den Messias Jesus die genossenschaftliche Bethätigung der

Bruderliebe in weitgehender Gütergemeinschaft und in gemeinsamen Mahlzeiten das wesentlichste Band des Zusammenhalts gewesen sein wird." Was hier von der Gemeinde in Jerusalem gesagt ist, gilt für die Anfänge aller christlichen Gemeinden. Nur daß der Sozialismus, der für die verhältnismäßig kleine und arme Gemeinde in Jerusalem sich leicht bis zu den äußersten Konsequenzen durchführen ließ, in den ungleich zahlreicheren und wohlhabenderen Gemeinden in Antiochia und Ephesus, in Korinth und Rom der Natur der Sache nach sich bald zur Wohlthätigkeit und Armenpflege abschwächte. Bis zur Zeit des Constantin ist das Christentum fast ausschließlich eine Stadtreligion; wie die moderne Sozialdemokratie an die Fabrikarbeiter, richtet es sich an die unteren Schichten der städtischen Volksklassen, an die Sklaven, die Freigelassenen, die kleinen Leute; unter den Bauern zählt es wie unter den Soldaten und der Beamtenschaft nur wenige Anhänger, in die eigentliche Bildungssphäre der antiken Welt ist es erst gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts eingedrungen.

Otto Pfleiderer hat in seinem trefflichen Buche: „Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren" (Berlin, Georg Reimer), wie richtig er auch die soziale Seite der religiösen Bewegung erkennt und in ihrer grundlegenden Bedeutung würdigt, doch aus dem Wesen und der Fülle seiner theologischen Studien heraus den Hauptton seines Werkes auf die kritische Untersuchung der neu-testamentlichen Schriften, ihres Inhalts und ihrer Entstehung, auf die Darlegung der in ihnen waltenden theoretischen Gegensätze gelegt, welche die Entwickelung des Urchristentums von dem Tode Jesu bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts bestimmt haben. Das Buch ist gleich ausgezeichnet durch seine tiefe und umfassende Gelehrsamkeit, wie anziehend durch seine lichtvolle Darstellung.

Es richtet sich keineswegs nur an Theologen und Kirchenhistoriker, jeder Gebildete, der eine gewisse Belesenheit in den Schriften des neuen Testaments mitbringt, wird es mit Anteil und Genuß lesen und neben der mannigfachsten Belehrung im Einzelnen wird er von der Innerlichkeit, dem Glauben und den Hoffnungen der urchristlichen Gemeinden eine Gesammtvorstellung gewinnen. Mit großer Klarheit stellt sich uns das Bild des geistigen Lebens dar, das in ihnen pulsirte: der Gegensatz zwischen den Judenchristen, die mit zäher Hartnäckigkeit und erregter Leidenschaft an ihrem Gesetz festhielten, und den Heidenchristen, die auf die Lehre des Paulus gestützt die Beschneidung und die mosaischen Gesetze, Fasten und Speiseverbote verwarfen, wird eingehend und scharfsinnig durch seine verschiedenen Stufen und Schattirungen verfolgt, bis er sich allmählig in den Gemeinden, mit der beständig wachsenden Mehrheit der Heidenchristen und den nach dem letzten jüdischen Aufstand des Barkochba immer seltener werdenden Übertritten der Juden zu der neuen Lehre, völlig verflüchtigt und in das Allgemeinbewußtsein des Christentums als ein Moment seiner Entwickelung, sowohl für die Ausbildung des Dogma's als für die Gestaltung der Kirche, versinkt. Ich vermag nur die Resultate der eingehenden und geistvollen Forschungen Pfleiderer's anzudeuten, die Kritik muß den Fachgenossen überlassen bleiben: mir fehlt dazu mit der feineren Kenntnis dieser Dinge auch jener subtile theologische Verstand, ohne den diese Spitzfindigkeiten des Geistes von der Rechtfertigung und der Gnadenwahl, von dem Gesetzesfluch und dem stellvertretenden Sühnetod weder recht begriffen noch gewürdigt werden können.

Nach einer kurzen Einleitung, in der die Auferstehungsgeschichte Christi und die Bildung der Gemeinde zu Jerusalem geschildert und erläutert werden, wendet sich Pfleiderer der

mächtigen Gestalt des Paulus zu. Er bringt dem Heidenapostel mit der wärmsten Sympathie auch das reifste Verständnis seiner Theologie entgegen, der ein ganzer Abschnitt gewidmet ist: mit Recht, da Paulus ebensowohl der Ausbreiter des Christentums in der heidnischen Welt wie der Begründer seiner Dogmatik ist. Ohne ihn wäre das Christentum als jüdische Sektenlehre verkümmert und im besten Falle eine Schulmeinung geblieben wie die Theosophie Philo's in Alexandrien. Als echt von den unter dem Namen des Paulus im Neuen Testament gesammelten Briefen erkennt Pfleiderer den Brief an die Galater, den ersten Brief an die Thessalonicher, die beiden Briefe an die Korinther, den Brief an die Philipper und den Brief an die Römer an, ihre Abfassungszeit fällt ungefähr in die zehn Jahre von 52 bis 62. Der zweite Abschnitt behandelt die Apokalyptik: die Bücher Daniel und Henoch, die Apokalypse des Johannes und die Paulinische Apokalypse in dem zweiten Kapitel des zweiten Briefes an die Thessalonicher. In dem Glauben und in den Hoffnungen des Urchristentums spielt die Wiederkunft des Herrn die entscheidende Rolle. Vielleicht wäre ohne diese feste und unerschütterliche Erwartung die Gründung des Christentums unmöglich gewesen. Wie die Juden von dem Messias die Wiederherstellung des Davidischen Reiches, erwarteten die Armen und die Verlassenen von Christus die Neuordnung aller Dinge, das Reich Gottes, das himmlische Jerusalem, wo „Gott abwischen wird alle Thränen von ihren Augen." Historisch festzustellen sind die Äußerungen Jesu, die zu dieser seltsamen Hoffnung Veranlassung gaben, in keiner Weise, aber sie müssen so bestimmt gelautet haben, daß sie bis zu der Regierung des Trajan der feste Ankergrund des christlichen Glaubens wurden. Die politischen Ereignisse der Zeit kamen diesen Vorstellungen von einer Weltrevolution

in phantastisch bewegten und abergläubischen Gemütern bis zu einem gewissen Grade entgegen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Brand Rom's, der Untergang Nero's, die Bürgerkriege nach seinem Tode, das Gerücht von seiner Wiederkunft aus dem Reiche der Parther, die Gräuel des jüdischen Krieges, die Zerstörung Jerusalems, der Übergang der Reichsgewalt an Vespasian, an den König, der aus dem Osten kömmt, den tiefsten Eindruck gerade auf die Volksmassen in den Städten machten und den Christen als Bestätigungen der Weissagungen ihrer Lehrer, als die Vorboten des Tages erschienen, wo der Menschensohn auf den Wolken des Himmels nahen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Als Niederschlag dieser Meinungen, Anschauungen und Stimmungen ist für uns die Offenbarung des Johannes geblieben. Pfleiderer weist in ihr sehr verschiedene Bestandteile nach: der älteste, durchaus jüdischen Ursprungs, ist wenige Monate vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben, daran reihen sich Prophezeiungen und Gesichte aus der Zeit Domitian's, die einleitenden Kapitel gehören der Regierung Trajan's an.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Geschichtsbüchern des Urchristentums: den drei synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte. Hier hat Pfleiderer ein Meisterstück scharfsinniger und einschneidender Kritik geliefert. Es handelt sich um die Stellung des Evangeliums nach Matthäus. Daß wir in dem Markus-Evangelium das erste ursprüngliche Evangelium besitzen, ist seit Holtzmann's Untersuchungen, die 1863 veröffentlicht wurden, ziemlich allgemein anerkannt worden. Auch den Laien wird, wenigstens aus der Schilderung der letzten Tage Jesu, von seinem Einzuge in Jerusalem bis zu seinem Tode, ein Hauch der Unmittelbarkeit und des lebendig Miterlebten entgegenwehen, der den andern Evangelien fehlt. Als Verfasser gilt Johannes Markus, dem wir

öfters in der Apostelgeschichte begegnen und der mit Paulus die Gefangenschaft in Cäsarea teilte; in dem Hause seiner Mutter Maria hielt die christliche Gemeinde in Jerusalem zuweilen ihre Versammlungen: so an dem Abend, als Petrus wunderbar aus dem Kerker des Herodes befreit wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Markus jener Jüngling war, von dem es im Evangelium, bei der Verhaftung Jesu durch die Wache des Hohenpriesters, heißt: „Und es war ein Jüngling, der folgte ihm nach, der war mit Leinwand bekleidet auf der bloßen Haut, und die Wächter griffen ihn. Er aber ließ die Leinwand fahren und floh bloß von ihnen.“ Bei Jesu Tode ein Jüngling, zählte Markus etwa fünfundfünfzig bis sechzig Jahre, als er sein Evangelium um die Zeit der Belagerung, vielleicht sogar erst unmittlbar nach der Zerstörung Jerusalems schrieb. Die zweite Stelle wies die Kritik dem Evangelium nach Matthäus an, manche Forscher neigten sich zu der Ansicht, der Evangelist habe eine noch über das Markus-Evangelium hinausreichende Spruchsammlung des Herrn benutzt, die der Apostel Matthäus aufgezeichnet, die Zeit der Abfassung verlegte man in die letzten Jahre Domitian's. Diese Stellung des Matthäus-Evangeliums erschütterte zuerst Volkmar in seinem Buche „Markus und die Synopse der Evangelien“ 1876; in dem weiteren Ausbau und der tieferen Begründung dieser Untersuchungen hat Pfleiderer nun nachgewiesen, daß dies Evangelium eine Umarbeitung aus Markus und Lukas ist, nicht ohne manche freie Zuthat des Schriftstellers, nicht ohne die Aufnahme von Alters her in den Gemeinden fortlebender Sprüche, Äußerungen und Gleichnisse, die auf den Herrn zurückgeführt wurden. Er nennt es das vorzugsweise katholisch-kirchliche Evangelium; „Dogma, Moral, Kirchenverfassung der werdenden katholischen Kirche“, sagt er, „zu allem finden sich die

Ansätze in diesem Evangelium", und er betont in dieser Hinsicht „die trinitarische Taufformel; die Christuslehre, in welcher der Sohn David's und Abraham's friedlich zusammengedacht ist mit dem wahrhaftigen übernatürlichen Gottessohn; die Heilslehre, nach der alle Zutritt zur Christusgemeinde haben, so aber, daß nur diejenigen des Heils teilhaftig werden, welche sich mit dem hochzeitlichen Kleid der Rechtthaten der Heiligen schmücken." „Katholisch", schließt er seinen Hauptsatz, „ist die Moral, nach welcher das ascetische Leben in freiwilliger Armut und Ehelosigkeit schon als höhere Vollkommenheit gilt; katholisch ist endlich die dem Petrus zugesprochene Bedeutung als Fundament der allgemeinen Kirche und Inhaber der Schlüsselgewalt, dessen Binden und Lösen zum Voraus im Himmel sanktionirt ist." Aus all diesen Anschauungen und Vorbedingungen, aus der Abhängigkeit des Werkes von dem Lukasevangelium und der Offenbarung des Johannes „ist die Entstehung des Matthäusevangeliums nicht vor Hadrian anzusetzen und zwar eher im vierten als im dritten Jahrzehnt": also mit einer ungefähren Zahl um das Jahr 135. Dadurch rückt die Entstehung dieses Evangeliums in die Zeit, in der das Johannesevangelium geschrieben ward, „wie weit auch die Kreise, in denen sie entstanden, auseinander lagen." Meine geringe Kenntnis reicht nicht dazu aus, Pfleiderer's Behauptung zu bekräftigen oder zu widerlegen: ich erlaube mir nur den Gefühlseinwand eines naiven Lesers. So lange ich der geistvollen Auseinandersetzung Pfleiderer's aufmerksam folge, liege ich im Bann seiner Sätze, Schlüsse und Beweise und kann mich der überzeugenden Macht derselben nicht entziehen, lese ich aber darauf in dem Evangelium des Matthäus, so empfange ich wenigstens daraus einen Eindruck des Altertümlichen und phantastisch Traumhaften, dem gegenüber mir die pragmatische Darstellung des Lukas nüchtern erscheint.

Aus den Reden Jesu im Matthäusevangelium klingt es mir wie ein Echo der Wirklichkeit entgegen, trotz aller Zusätze, die der Schreiber gemacht hat: ein Echo, das im Lukasevangelium schon ganz verhallt ist. Sehr möglich, daß ich mich einer Gefühlstäuschung hingebe, aber wie groß muß dann die Kunst des Schriftstellers sein, der sie hervorzuzaubern versteht! In der Anordnung der drei synoptischen Evangelien: Matthäus, Markus und Lukas — einer Reihenfolge, durch die sie doch wohl auch das Alter, die Entstehungszeit eines jeden andeuten wollte — hat die alte Kirche schwerlich eine große kritische Befähigung bewiesen, um so richtiger ist darin die Empfindung zum Ausdruck gekommen, die den Leser bei der Lektüre derselben erfüllt. Das historisch Thatsächliche oder auch nur Wahrscheinliche in den drei Evangelien ist ja, so wie wir uns aus dem Bereich des Mythischen, der Weissagungen und des Offenbarungsglaubens entfernen, außerordentlich gering: der Reiz der Erzählung ist Alles und unwillkürlich giebt jeder Leser, da dieselben Geschichten mit geringen Wandlungen und Ausschmückungen bei allen drei Evangelisten wiederkehren, demjenigen den Preis, der ihn am tiefsten zu rühren und am reinsten in die Märchenstimmung zu versetzen weiß. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß aus dieser Betrachtung das dogmatische Element ganz herausfällt. Mit den Evangelien als Grundlagen der christlichen Glaubenslehre hat sie nichts zu schaffen, sondern sieht in ihnen Geschichtsbücher, wie in dem Werke des Herodot oder in den römischen Stadtsagen des Livius.

Wenn das Matthäus-Evangelium in der Zeit Hadrian's entstanden ist, so ergiebt sich als Zeit der Abfassung des Lukas-Evangeliums und der Apostelgeschichte die letzte Hälfte der Regierung Trajan's. Beide rühren von demselben Verfasser her; ihm lag bekanntlich für die Missionsreise des Apostels

Paulus nach Macedonien und Griechenland und dessen letzte Reise nach Jerusalem, sowie für seine Überführung von Cäsarea nach Rom der Bericht eines Begleiters vor, den er wiederholt wörtlich in sein Buch aufgenommen hat: es sind die mit „wir“ erzählenden Schilderungen der Apostelgeschichte. „War der Urheber dieser Quelle“, sagt Pfleiderer „Lukas, so erklärt sich hieraus am einfachsten, wie die kirchliche Überlieferung dazu kommen konnte, das Doppelwerk, in welches die Lukasquelle verarbeitet war, für ein Werk des Lukas selbst auszugeben und damit wenigstens mittelbar es unter apostolische Autorität zu stellen, dem kirchlichen Brauche gemäß.“ Auch dem Laien müssen bei der Lektüre der Apostelgeschichte die Umständlichkeit der Beschreibung, die Zurückhaltung jedes schärferen Wortes, die Versuche, die Römer zur Duldung der neuen Lehre zu bestimmen, überall da auffallen, wo der Apostel Paulus mit den römischen Behörden in Berührung kömmt. Man hat die Empfindung, daß der Verfasser aus Verhältnissen und Stimmungen heraus schrieb, in denen die Vertheidigung des Christentums vor der römischen Obrigkeit eine Hauptsorge für alle Gemeindeglieder, in erster Reihe für die Presbyter und die Diakonen geworden war. Zum ersten Male aber wurden in einem ordentlichen Gerichtsverfahren, mit Anklage, Verhör und Vertheidigung, kleinasiatische Christen über ihre Religion unter dem Kaiser Trajan von der Staatsgewalt vernommen; von jener Zeit an bildete das Verhältniß des Christentums zu dem römischen Staate eine der Lebensfragen der Gemeinden. Schon aus diesem Grunde wird man die Entstehung der beiden Lukasschriften mit einiger Sicherheit in das zweite Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts setzen können. Als Ort, wo die Apostelgeschichte niedergeschrieben wurde, giebt Pfleiderer Ephesus an: einmal wegen des breiten Raumes, den Ephesus darin einnimmt, und dann wegen der Ver=

wandtschaft, die sie „in ihrer ganzen Lehr- und Sprachweise mit den deuterdpaulinischen Schriften verrät, welche ohne Zweifel größtenteils aus Kleinasien stammen, wie schon aus den Adressen des Kolosser- und Epheserbriefes und aus dem vorausgesetzten Schauplatz der Wirksamkeit des Timotheus und Titus zu erschließen ist."

Von den Geschichtsbüchern wendet sich die Untersuchung in den beiden letzten Abschnitten des Buches — der vierte ist „christlicher Hellenismus", der fünfte „antignostischer Katholicismus" überschrieben — der christlichen Theologie, Ethik und Spekulation zu. Alle christliche Theologie knüpft an Paulus an. Die Reden Jesu enthalten wohl das tiefste religiöse Gefühl und eine unvergleichliche moralische Erhebung des menschlichen Herzens zum Guten, aber kein theologisches Atom. In ihnen ist eine Mystik der Empfindung, aber keine Mystik des Intellekts. Diese ist erst durch Paulus in das Christentum hineingebracht worden. Aus der Natur und der Not seiner Persönlichkeit heraus, da er sich selbst aus dem Zwiespalt erlösen wollte, in den er, der Pharisäer, durch seinen Abfall von der alten Lehre geraten war. Der Gegensatz, in dem er sich zu den ersten Jüngern Jesu, den Aposteln, und der ganzen Christengemeinde zu Jerusalem befand, trieb den leidenschaftlichen, wanderlustigen, bekehrungseifrigen Mann in die heidnische Welt. Seine Kenntniß der griechischen Sprache, sein römisches Bürgerrecht gaben ihm hier vor den Aposteln, die vermutlich nur den aramäischen Dialekt sprachen und als arme Juden in keiner Weise auf Rücksicht bei den römischen Beamten rechnen durften, einen mächtigen Vorsprung. Wo er nun in den Synagogen auftrat, begegneten ihm die Juden als einem Abtrünnigen, wenn nicht von vornherein mit Feindseligkeit, doch mit Mißtrauen, wogegen ihn die heidnischen Proselyten, die sich zu dem jüdischen Glauben an einen Gott,

den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, hingezogen fühlten, mit Begeisterung aufnahmen. Das Evangelium, das er ihnen predigte, bot ihnen eine stärkere und nähere Hoffnung auf Unsterblichkeit und eine Umgestaltung der Welt als die jüdische Lehre und hatte nichts Ausschließliches, Häßliches und Fremdartiges wie das mosaische Gesetz, dem sie sich unterwerfen sollten, um der Verheißungen Jehovah's theilhaftig zu werden. Den Heiden war das jüdische Gesetz mit seinen Ceremonien, seinen Speiseverboten, seiner Sabbathfeier und seinen Fasten lästig und als das Gesetz einer fremden Rasse verhaßt. Da sie keine gemütliche Beziehung zu ihm hatten, genügte ihnen die äußerliche Befreiung von demselben, die ihnen die Predigt des Paulus brachte, vollkommen. Um Christen zu werden, brauchten sie nicht jüdische Gesetze zu befolgen, um in das Himmelreich zu gelangen, nicht durch die jüdische Pforte zu schreiten: nur dies entnahmen sie aus seiner Lehre. Nach einer tieferen Begründung fragten die einfachen Leute, um deren Bekehrung es sich in jener Zeit überhaupt nur handelte, nicht: dem schlichtesten Verstande war es klar, daß mit dem Ballast des mosaischen Gesetzes beladen das Evangelium nicht bis zu den Enden der Welt getragen werden konnte. Dazu war der Rassenhaß zwischen Griechen, Römern und Juden viel zu tief. Paulus hingegen bedurfte einer theoretischen Befreiung vom Gesetz, als Kind, Knabe und Jüngling war er mit dem Gesetz und den Propheten verwachsen gewesen, die Rechtfertigung vor Gott, nach der es ihn verlangte, war zugleich eine Rechtfertigung seines Abfalles vor seinem eigenen Gewissen. Aus seiner Lage, wie aus seiner Eigenart und Gemütsbeschaffenheit erklärt sich seine Spekulation. Pfleiderer zeigt, wie sich in dieser die Ansichten und Anschauungen der Pharisäer mit denen des alexandrinischen Hellenismus in dem Buche der Weisheit und

den Schriften Philo's vermischen. Die vielfachen und unvermeidlichen Beziehungen, in die gelehrte Juden in Alexandrien mit den griechischen Rhetoren, Philosophen und Lehrern gerieten, hatten Philo zu den Schriften des Plato geführt und allmählig für seine Ideenwelt begeistert. In wunderlichen Büchern hatte er eine Verquickung des Jehovahglaubens mit der Philosophie Plato's unternommen. Fanden diese Schriften auch in Palästina keinen Anklang, so waren sie doch unter den Juden und den Proselyten in der Heidenschaft um so verbreiteter; ich vermute vor Allem darum, weil sie eine Art Bindeglied zwischen der heidnischen Kultur und dem jüdischen Schrifttum bildeten: in ungleich stärkerem Grade sollten sie es für Heidentum und Christentum werden.

Die erste theologisch-dogmatische Frage, welche die Gemeinden nach dem Zeugnisse der Briefe an die Korinther und die Galater bewegt, aufgewühlt und zerrüttet hat: ob der Christ das jüdische Gesetz erfüllen müsse, um das Bürgerrecht im himmlischen Jerusalem zu gewinnen? hatte mit dem Tode des Paulus ihr persönlich reizendes und verbitterndes Moment verloren und war nach der Unterdrückung des jüdischen Aufstandes gegenstandslos geworden. Nach der Zerstörung Jerusalems konnte an die Menge der Heiden nicht mehr im Ernst die Forderung gestellt werden, sich den Sitten und Gebräuchen eines gehaßten und verachteten Volkes, dessen Ausschließlichkeit und Gesetzesstolz eine so furchtbare Niederlage erlitten, anzubequemen. Fortan handelte es sich in den Christengemeinden einzig um die Hinüberführung des alten Testaments, in dessen Gottesglauben, Schöpfungsgeschichte, Hymnen und Prophezeiungen man die Grundlage der neuen frohen Botschaft erkannte, in die christlichen Anschauungen und das christliche Bewußtsein. Die Theosophie Philo's ausbildend fingen christliche Schriftgelehrte an, die Geschichten des alten Testa-

mentes als Allegorien zu erklären und hinter seinen praktischen Vorschriften geistige Beziehungen zu suchen. Schon der Brief an die Hebräer — Pfleiderer setzt ihn in die Zeit zwischen 95 und 115 — sieht in den priesterlichen Einrichtungen der Juden „objektive Typen der höheren christlichen Wahrheit.“ In dem Brief des Barnabas wird Alles im alten Testament bis auf die Zahl der Knechte Abraham's, 318, herab zum Sinnbild. Je mehr sich die Bekehrung in dem griechischen Heidentum ausbreitete und von dem Judentum abwandte, desto stärker wirkten hellenistische Gedanken, allen andern voran die Platonischen Ideale, zu der spekulativen Ausgestaltung des Christentums mit. Der eigentliche Sitz des Christentums war damals Kleinasien, nicht annähernd hatte die römische Gemeinde schon die Bedeutung, die sie am Anfang des dritten Jahrhunderts besaß, und auch in ihr überwogen damals noch die griechisch Redenden die eingeborenen Römer und Italiker. Aus Ephesus stammen eine größere Anzahl neutestamentlicher Schriften, aus den Landschaften Pontus und Bithynien werden die ersten Prozesse gegen die Christen berichtet. Die Verschmelzung hellenistischer und christlicher Ideen mußte auf diesem Boden leichter als auf jedem andern sein, wo schon so viele Götter und Dämonen, Kulthandlungen und Mysterien, Weissagungen und Orakel sich begegnet waren, sich mit einander verbunden und Wesen und Namen umgetauscht hatten. Diese Verknüpfung der oberen Welt Plato's mit der Zukunftswelt der Christen stellte sich grüblerischen Köpfen und empfindsamen Seelen als ein harmonischer Ausgleich „zwischen der griechischen Weltweisheit und der hebräischen Gottesweisheit“ dar und befriedigte, möchte ich den tiefsinnigen Auseinandersetzungen Pfleiderer's hinzufügen, die unausrottbaren Bedürfnisse hellenistischer Bildung, die zweifellos in den Bewohnern von Ephesus und Milet, von Antiochia und Korinth

größer waren, als bei den galiläischen Fischern und den Kleinbürgern Jerusalems. Diese Spekulation der Gottesgelehrten befreite auf der einen Seite den Glauben an den einen unsichtbaren Gott von allen Volks- und Gesetzesschranken, mit denen er in dem alten Testament behaftet war, und raubte auf der andern der Gestalt Jesu allmählig jede festere geschichtliche Menschlichkeit. Immer mehr verdünnte sich seine Leiblichkeit zu einem bloßen Scheinleib; in dem Brief an die Kolosser, dem Pfleiderer neben dem Hebräerbrief eine hervorragende Rolle in der Entwickelung des christlichen Hellenismus zuschreibt, ist Christus der uranfängliche Grund und Zweck der Welt, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. Für den Unbefangenen aber offenbaren sich in diesen Schriftstücken, den Briefen an die Hebräer, die Kolosser und Epheser, in dem ersten Brief des Clemens an die korinthische Gemeinde und in dem Briefe des Barnabas, leider nicht nur Schwärmereien, Spitzfindigkeiten und Phantasien, die unschuldig sind, weil sie Niemand hindern, anderen Vorstellungen nachzuhängen, sondern auch die Anfänge jener Verketzerungssucht, jener haarspaltenden Wort- und Buchstabenklauberei und jener theologischen Wuth, welche die Geschichte der christlichen Kirche so blutig und so fratzenhaft entstellt haben. In diesen hier noch rein litterarischen Angriffen gegen anders Denkende schlummern die Scheiterhaufen, die Albigenserkriege und die Bartholomäusnacht, in diesen Spekulationen alle Streitigkeiten über die Stellung des Sohnes zum Vater, über das Wesen des Sohnes, über die beiden oder die eine Natur, über den Doppel- oder über den einfachen Willen in ihm. Das Johannes-Evangelium ist der glänzendste und höchste Gipfel dieses christlichen Hellenismus der nachapostolischen Zeit.

Dem Johannes-Evangelium spricht Otto Pfleiderer in seiner eingehenden Untersuchung jeden historischen Wert ab,

er reiht es darum auch nicht in die Geschichtsbücher, sondern in die Lehrbücher des Urchristentums ein, als „die reifste und gehaltreichste Frucht der vom Hebräerbrief ausgegangenen Entwickelung der hellenistischen Lehrbildung“. Nicht nur die abenteuerlichen Wunderberichte und die Reden Jesu: die ganze Führung der Geschichte und jeder einzelne Zug darin, der an Historisches anzuklingen sucht, entfernen sich von der Wirklichkeit und der Wahrheit. Einen schlagenden Beweis dafür will ich aus Pfleiderer's Abhandlung anführen. Johannes nennt bei der Verurtheilung Jesu den Kaiphas „den Hohenpriester jenes Jahres“ und deutet damit an, daß er das jüdische Hohepriestertum für ein alljährlich wechselndes hält. In völliger Unbekanntschaft mit den Verhältnissen in Jerusalem überträgt er die kleinasiatische Sitte, die er von Ephesus her genau kannte: von Jahr zu Jahr einen Hohenpriester für den neuen Tempel des Kaiserkultus zu bestellen und nach ihm in der Provinz Asia das Jahr zu benennen, auf das jüdische Hohepristertum. Das geschichtliche Material, dessen ein Bericht von dem Leben und Leiden, den Reden und Wundern des Heilands doch nun einmal nicht entbehren konnte, entnahm der Erzähler in erster Reihe aus dem Evangelium des Lukas, in zweiter aus dem Evangelium des Markus und dem Evangelium der Hebräer. Wie Johannes kunstvoll aus einzelnen Notizen, Daten und Namen, die er bei Lukas vorfand, eine Geschichte zusammenzusetzen verstand, hat Pfleiderer überzeugend in der Legende von der Erweckung des Lazarus gezeigt. Geschrieben ward das Johannes-Evangelium nach ihm in der Zeit zwischen 135 bis 150. Über den Verfasser entscheidet sich Pfleiderer dahin: „Der Evangelist hat sich zwar nicht unmittelbar selbst für den Apostel Johannes ausgegeben, aber er hat seinen Geistesverwandten und Vorgänger, den Apokalyptiker Johannes, mit dem Apostel identifizirt und sich

selbst mit diesem apostolischen Geisteszeugen in so enge Verbindung gesetzt, daß die Vollziehung auch nach dieser weiteren Identifikation für einen Dritten nahe genug gelegt war. . . War aber einmal das Evangelium unter dem Namen des Apostels aufgekommen, so verstand es sich von selbst, daß man seine Entstehungszeit so nahe wie möglich an die der Apokalypse hinaufdatirte und daß man den Apostel Johannes, als den vorausgesetzten Verfasser beider Werke, nach Ephesus versetzen und so lang wie möglich dort leben und lehren lassen mußte."

Das Johannes-Evangelium ist aus zwei Wurzeln entsprungen: der christlichen Lehre und Überlieferung und den paulinischen Briefen hier und der Philosophie Philo's dort. Wie der Logos Philo's oder die Weisheit Gottes zwischen der unsichtbaren Gottheit und der irdischen Welt vermittelt, so ist der eingeborene Sohn Gottes, der schon vor der Weltschöpfung vorhanden war, der Mittler zwischen dem Vater und dem Teil der Menschheit, der an ihn glaubt. „Der johanneische Christus ist nicht ein eigentlicher Mensch, der von der Erde her ist, sondern wesentlich der göttliche Logos oder Gottessohn vom Himmel", sein Menschenleib ist nur eine „Zeltwohnung", die er abstreift, um in seine eigentliche Heimat, den Himmel, hinaufzusteigen. Diejenigen nun, die an ihn glauben, sind Gotteskinder und der Seligkeit teilhaftig, die Masse der Übrigen aber, die sich gegen seine Lehre verstocken, Kinder des Teufels und zur Finsterniß verurteilt. Solche Anschauungen und Vorstellungen greifen schon in die Gnosis hinüber, deren Bekämpfung durch die johanneischen Briefe, die Briefe an Timotheus und Titus, den zweiten Brief des Petrus, den Brief des Jakobus und andere nicht in die Sammlung des neuen Testaments aufgenommene Schriften in dem fünften und letzten Abschnitt des Pfleiderer'schen

Werkes geschildert wird. Die Wanderung durch dies Labyrinth voll Schwärmereien, Verzückungen und Aberglaubens, das „christliche Gnosis“ genannt wird, bleibe den Theologen überlassen: ich habe keinen Ariadnefaden dazu. Wenn Pfleiderer die Gnosis als „eine Entwickelungskrankheit des jungen Christentums“ bezeichnet, so mag er ja, was den Inhalt der Lehren des Basilides, des Valentin, des Karpokrates und des Marcion betrifft, Recht haben, der Urkeim indessen, aus dem diese Bewegung entsproßte, ist auch heute noch im Christentum wirksam und aus seinem Wesen unausrottbar. So lange die christliche Kirche besteht, hat es in ihr gehässige Streitigkeiten über Übersinnliches und Jenseitiges, gegenseitige Verfluchungen und Verfolgungen, Ketzer und Sekten gegeben, und es ist nicht abzusehen, daß sich dies jemals ändern werde.

Wenn man die Fülle der in unserem neuen Testamente vereinigten Schriften betrachtet, die in dem einen Jahrhundert von 50 bis 150, um ungefähre Grenzen zu stecken, verfaßt wurden, so fragt man sich unwillkürlich, für welches Publikum waren sie bestimmt? Wer waren diese Galater, Römer, Korinther, Epheser, an die Paulus, Markus, Lukas und Johannes schrieben? Welche Hoffnungen die Schreibenden von der Ausbreitung des Evangeliums hegen, wie groß und weit sie sich auch ihren Leser- und Zuhörerkreis in der Zukunft vorstellen mochten, zunächst waren sie doch an ein beschränktes, ihnen bekanntes Publikum gebunden. Shakspeare schrieb seine Schauspiele für sein Londoner Publikum, nicht für seine Erklärer, für Ulrici oder Gervinus. Gerade so dachten die Verfasser der Evangelien und der Briefe an ihre Hörer und Leser, nicht an ihre Ausleger im neunzehnten Jahrhundert. Wie groß war diese Zuhörerschaft? Als Konstantin sein Toleranzedikt verkündigte, in den Jahren 312 und 313, gab es in dem ganzen römischen Reich nach Gibbon etwa fünf

bis sechs Millionen Christen, nach Theodor Keim fünfzehn Millionen. Die höhere Zahl scheint auch mir die wahrscheinlichere: sie würde in der auf hundert Millionen berechneten Einwohnerzahl des Weltreichs noch kein Sechsteil ausgemacht haben. Aber damals gab es in Spanien, Frankreich, Britannien, in Italien und Nordafrika blühende Christengemeinden und zahlreiche Bischofssitze, der mittlere Bürgerstand war fast in allen Städten dieser Länder dem Christentum gewonnen. Von alledem konnte um das Jahr 150 noch nicht die Rede sein. Über Rom hinaus war das Christentum nur mit wenigen Bekennern in die lateinisch sprechenden Völkerstämme vorgedrungen. Der Mangel einer christlichen Schrift in lateinischer Sprache, noch ein Menschenalter später, ist der unwiderlegliche Beweis dafür. Vor Tertullian und Minucius Felix hat kein Christ in lateinischer Sprache geschrieben. Unser neues Testament richtete sich an griechisch redende Männer und Frauen, an die Gemeinden in Kleinasien, Syrien, Griechenland, Rom und Alexandria. Wenn man die Zahl der Christen unter der Regierung des Hadrian und des Antoninus Pius darnach auf etwa 400 000 schätzt, wird man ihre denkbar höchste Zahl getroffen haben. Unter ihnen mochten einige wohlhabende Leute, einige reiche Wittwen sein, auch der eine und der andere gelehrte Jude, einzelne griechische Sophisten und Rhetoren mochten sich aus innerem Drang und in lebendiger Glaubensergriffenheit oder auch nur aus Sucht nach dem Neuen, aus der Unruhe ihres Geistes oder der Eitelkeit ihres Herzens, eine Rolle zu spielen, den Gemeinden angeschlossen haben, aber die Unbildung im weltlichen Sinne und die Armut überwog ohne Zweifel unter den Genossen. Die Wenigsten von ihnen konnten lesen, noch Wenigere waren imstande sich eine Handschrift zu erwerben oder sie abzuschreiben. In den Buchhändlerläden lagen die evan-

gelischen Schriftrollen nicht aus, wie die Oden des Horaz oder die Epigramme des Martial. Allein diese ganze Litteratur des Urchristentums war auch gar nicht zur Lektüre bestimmt. Nicht im stillen Kämmerlein sollte sie in Stunden der Andacht von den Einzelnen gelesen werden, wie jetzt unser neues Testament oder Schleiermacher's Monologen: sie richtete sich an die Gemeinde in ihrer Sonntagsversammlung, hier wurden einzelne Stücke aus dem Bücherschatz der Gemeinde von den Presbytern und Diakonen vorgelesen, oder vielleicht, nachdem sie auswendig gelernt waren, frei vorgetragen.

In den Versammlungen der ersten Christen galten das Zungenreden, das Lallen der Verzückung, die Ausrufungen der Ergriffenheit für eine Gabe des heiligen Geistes. Nach dem Gesange eines Hymnus, nach der hinreißenden Ansprache eines der Brüder, der vor den andern beredt war, trat wohl eine plötzliche, sich Allen wie ein springendes Feuer mitteilende Rührung und Erschütterung ein, die sich in Thränen und Schluchzen, in Zuckungen und Verrenkungen Luft machte. Genau, wie noch heute in den Versammlungen amerikanischer Sekten oder der englischen Heilsarmee. Öfters werden reuige Sünder und Sünderinnen ihr früheres Leben in Lust und Schuld, ihre Buße, ihre Bekehrung, ihre Erhebung aus dem irdischen Sumpf in das Bewußtsein der Gemeinschaft mit dem verklärten Christus in einem Ton der Wahrheit geschildert haben, der andern Sündern das Herz zerriß und die Augen mit Thränen füllte. Auf die Dauer konnten diese Dinge in den Gemeinden, die sich vor der Öffentlichkeit sorgsam abschlossen, wie alle Mysterienkulte im Altertum, zur Erbauung — und wenn ich das ketzerische Wort wagen darf — zur Unterhaltung nicht ausreichen. Es bedurfte eines Mittelpunktes, eines Rückgrats dieser Versammlungen, den ursprünglich die Bekehrungsreden der Apostel, die Erzählungen von

dem Leben, den Wundern, dem Tode und der Auferstehung Jesu gebildet hatten. Dafür traten nun die christlichen Schriften, die Geschichtsbücher und die Briefe der Apostel ein. Diese Schriften boten den reichsten und den mannigfachsten Schatz zu Vorträgen, einer konnte erzählen, der andere belehren, jener erbauen, dieser Irrlehren bekämpfen. Hier fehlte es weder an Einfalt für die Einfältigen, noch an Wundern für die Abergläubischen, die Offenbarung des Johannes regte eben so sehr die Neigung der Menschen, Rätsel zu lösen, wie die verschlungene Dialektik des Paulus den juristischen Scharfsinn an. Der Mystiker konnte sich in die phantastischen Abgründe der Kolosser- und Epheser-Briefe versenken, der Praktische sich an der schlichten Frömmigkeit, der straffen Zucht und Ordnung, wie sie die Briefe an Titus und Timotheus lehren, erfreuen. Das Alles las nicht der Einzelne, Alle hörten es aus dem Munde des Presbyters. Nicht die Schriftrolle, das lebendige Wort verband sie. Die Versammlungen der Christen sind nicht nur mit unsern sonntäglichen Gottesdiensten zu vergleichen: nicht weniger groß als mit diesen, ist ihre Ähnlichkeit mit unsern Handwerker- und Arbeiter-Bildungsvereinen. Hier wie dort ist der Vortrag zugleich der Reiz, der immer von Neuem zu der Versammlung lockt, und das Bindemittel, das die Vereinsgenossen zusammenhält. Ihr Glaube, ihre Stimmung, ihre Hoffnung, ihr Gesammtbewußtsein, ihr genossenschaftliches Gefühl wird durch diese Vorträge allwöchentlich erweckt, gekräftigt und zusammengehalten. Aber auch das Wissen der Genossen, wie gering der Drang darnach unter ihnen sein mochte, erfuhr dadurch eine Bereicherung. Denn der Vortragende knüpfte an die Stellen, die er aus den Evangelien, der Apostelgeschichte und den Episteln vorgelesen hatte, seine Bemerkungen und Erläuterungen, es war selbstverständlich, daß er aus den jüdischen Geschichten, aus

den Aufständen der Juden gegen die Römer, von Nero und Titus, von den Prozessen, die der Legat des Kaisers Trajan, Plinius, gegen die Christen geführt, von den Götzen der Heiden erzählte, was er wußte. War nun gar einer aus den griechischen Philosophenschulen zu der Gemeinde gekommen, so ist es klar, daß er sein Licht und seine Wissenschaft, seine kosmologischen Kenntnisse aus Plato, seine naturwissenschaftlichen aus Aristoteles vor den neuen Genossen nicht unter den Scheffel stellte. Damals war es eine Modesache der Gebildeten in den großen Städten, den Vorträgen der Rhetoren zu lauschen: in ihrer Weise ahmten die Christen diesem Beispiele nach.

So lange die Apostel und ihre unmittelbaren Schüler lebten, die Erinnerung an den Herrn, an Paulus und Petrus, ihre Heilsthaten, Fahrten und Gefährnisse noch lebendig, die Begeisterung der Neubekehrten noch frisch war, hatte in der Gemeinde Jeder das Recht gehabt, in Zungen zu reden, zu prophezeien, zu lehren, seine Erlebnisse und Erfahrungen mitzuteilen. Das Bedürfnis nach schriftlichen Aufzeichnungen, an die sich der Vortrag knüpfen konnte, deren Verlesung die Gemeinde in die weihevolle Stimmung versetzte, war gering gewesen: die sechs Briefe des Paulus, das Markus-Evangelium, einige Spruchsammlungen, einige Kapitel der Offenbarung hatten bis zum Jahre 100 im Großen und Ganzen dafür ausgereicht. Denn jeder neue Bekenner hatte so viel von sich selbst zu erzählen, die Zeitereignisse boten mit der neronischen Verfolgung, der Zerstörung des Tempels, dem Siege und dem Untergange der Flavier einen so unerschöpflichen Stoff; an dem Streit in den Gemeinden, ob die Heiden, welche an Christus glaubten, das jüdische Gesetz annehmen müßten, um mit dem Heiland des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, ob nicht, war jeder Einzelne persönlich beteiligt

gewesen und hatte seine Meinung und sein Gefühl darüber aussprechen dürfen, der schlichte Mann sowohl wie der tiefsinnige Paulus, denn die Frage ging Jeden an und richtete sich noch mehr an das Gemüt und Gewissen als an die Vernunft eines Jeden. Diese Zustände wandelten sich mit dem Jahre 100. Unter den drei Kaisern Trajan, Hadrian und Antoninus Pius führten die Christengemeinden ein Stillleben, hier und dort brach wohl einmal die Volkswut in einem Aufstand gegen sie aus, in Bithynien und Pontus waren sie Anklagen, Untersuchungen und Bestrafungen ausgesetzt. Ignatius von Antiochien, Polycarp von Smyrna, Justinus Martyr besiegelten mit ihrem Blute ihren Glauben: aber eine Erschütterung wie die, welche der Brand Roms, die Hinrichtung des Paulus, die Fackeln Nero's, die Belagerung Jerusalems, die Erwartung der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft des Herrn in der Christenheit hervorgerufen, ergriff sie nicht mehr. Schon war sie zu zahlreich, um durch Verfolgung eine Ausrottung zu befürchten, zu wohlhabend, um für die Erhaltung ihrer Armen und Kranken, die Unterstützung ihrer Wittwen und Waisen von Tag zu Tag besorgt zu sein. Die Streitigkeiten, die innerhalb der Gemeinden tobten, drehten sich um theologische Spitzfindigkeiten und tief- oder unsinnige Spekulationen: nur die gebildeten, schriftkundigen Mitglieder waren imstande das Für und Wider zu verteidigen. Die Gnosis wie die kirchliche Theologie war ein Sport der Hirten, die Heerde konnte keinen andern als den Anteil des Leidens daran haben. Um die Gemeinde in ihren Sonntagsversammlungen zu erbauen und zu belehren, wurde ein litterarischer Schatz nötig, da das Wort zu verstummen anfing. Der Kampf zwischen Juden- und Heidenchristen war in der Debatte ausgefochten worden, der Streit gegen die Irrlehrer wurde schriftlich geführt, aus dem einfachen Grunde,

weil der orthodoxe Bischof dem ketzerischen Lehrer in seiner Gemeinde nicht mehr das Wort gestattete. Daher die Fülle der christlichen Schriften in den Jahren von 100 bis 150. Allein in unserem Testamente stammen aus diesem Zeitraum drei Evangelien (Lukas, Matthäus, Johannes), die Apostelgeschichte, vierzehn Briefe, dazu kommen die beiden Briefe des Clemens, der Brief des Polycarp, der Hirte des Hermas, apokryphe Evangelien, Schutzschriften für die Christen an die Imperatoren: eine stattliche Sammlung, die sich mit jedem Jahre vermehrte. Gewiß besaßen die einzelnen Gemeinden nur Teile dieser Litteratur und keine einzige Gemeinde wohl die gesamte. Aber zwischen den Bischöfen fand doch nach Bedürfnis und Wunsch ein Austausch oder eine Vervielfältigung der Schriften, in deren Besitz sie waren, statt.

So jung das Christentum auch noch war, so fing doch schon ein eigener Stand von Theologen und Schriftkundigen sich in ihm mächtig zu entwickeln an und, wie einst die Priesterschaft in dem alten Ägypten und bei den Juden, alle Wissenschaft innerhalb der Gemeinde an sich zu ziehen. Das Wachstum der Gemeinden — die großen in Ephesus und Antiochien, in Alexandria und Rom zählten wohl mehrere tausend Bekenner und Bekennerinnen — hat von selbst bei den Versammlungen die Redefreiheit eingeschränkt. Nur wenige wagten in einem so zahlreichen Kreise noch das Wort zu ergreifen, nicht jedem, der es verlangte, erteilten es die Ältesten, die sich die Gemeinde ursprünglich in freier Wahl zur Aufrechthaltung der Ordnung, wie die Armenpfleger zur Verwaltung des Vermögens gesetzt hatte. Die Gaben des heiligen Geistes, das Zungenreden, die Verzückungen und die Phrophezeiungen, wurden immer seltener und hörten endlich ganz auf, als Niemand mehr das Ende dieser Welt und die Erscheinung des Menschensohnes in den Wolken zwischen heute und morgen

wie den Dieb in der Nacht, erwartete, und kein Antichrist, Nero oder Domitian, die Gemeinde der Heiligen ängstigte. Mit der Zunahme der Mitglieder wuchsen auch die praktischen Aufgaben der Genossenschaft, kluge und anschlägige Köpfe, die noch vor einem Menschenalter leidenschaftlich für und wider die Rechtfertigung durch den Glauben ohne Gesetzeswerk gestritten hätten, wandten sich jetzt diesen Zielen zu und überließen den Lehrvortrag dem Vorsteher. Hier und dort tauchte schon die Bezeichnung Bischof für ihn auf, schon vertrat er die Gemeinde vor der römischen Staatsgewalt, wie der Bischof Ignatius die Christengemeinde Antiochiens vor dem Tribunal des Trajan. Die Sage knüpfte die bischöfliche Amtsgewalt, über die Sitten und den Glauben der Gemeinde zu wachen, und das bischöfliche Lehramt an die Apostel: diese hätten durch Handauflegen die ihnen von Christus verliehene Macht auf ihre Schüler übertragen. Wie eine Art Magie, eine geheimnißvolle Kraft pflanzte sich der heilige Geist so durch die Wissenden fort. Eine Legende, die schwerlich als Ausfluß des christlichen Gemeindebewußtseins gelten kann, sondern sichtlich das Gepräge priesterlicher Erfindung und Überhebung trägt. Stand aber einmal in der Meinung der Heerde der Bischof in einer unmittelbareren Verbindung mit dem Heiland, als die anderen Genossen, so kam ihm ein gewisser Vorrang, das ausschließliche Recht der Predigt und der Auslegung der Schrift und der Weissagung zu. Wenn es billig war, daß die Gemeinde angemessen für seinen Unterhalt sorgte, so war es seine Pflicht, sie vor Irrtum und in der Furcht des Herrn zu bewahren. Ihm fiel es zu, die heiligen Schriften zu sammeln, durch Abschriften zu vermehren, zu studiren, auch wohl selbst zur Feder zu greifen, die Irrlehren zu widerlegen und das Heidentum zu bekämpfen. Aus diesen Zuständen bildeten sich naturgemäß Priester und Priesterschüler, freie Theologen und Theo-

logen in Amt und Würden, die kirchliche Theologie und die ketzerische Theosophie heraus; wie in den heidnischen Philosophenschulen kamen in der Christenheit die Streitschriften, die verschiedenen Systeme, die kleinen und kleinsten Vereine, die sich um beliebte Lehrer und berufene Klopffechter zusammenschlossen, üppig in die Höhe. Welch' eifrige Litteraten die damaligen Theologen waren, mag der Leser aus der einen Thatsache entnehmen, daß man im dritten und im Anfang des vierten Jahrhunderts außer den vier allgemein anerkannten Evangelien noch ihrer etwa vierzig unter verschiedenen Titeln und Namen hatte. Durch die Briefe der Bischöfe, die Apostel- und Märtyrerlegenden, die Verteidigungsschriften, die Abhandlungen, die dogmatischen Untersuchungen der Kirchenväter schwoll diese Litteratur bis zum Jahre 312 in's Unermeßliche an.

Aber schon in ihren Anfängen unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius haftete ihr ein verhängnisvoller Fehler, etwas wie die Erbsünde an: der mehr oder minder bewußte Betrug hinsichtlich der Verfasser, denen die einzelnen Schriften zugeschrieben wurden. Weder Heiden noch Christen nahmen damals an solchen litterarischen Fälschungen den Anstoß, den sie uns, bei strengeren Grundsätzen, erregen, allein die Gleichgiltigkeit und Kritiklosigkeit, mit der die Gemeinden und schließlich auch ihre theologischen Führer dies Unwesen duldeten und wohl gar begünstigten, führte bald von der Fälschung der Namen auch zur Änderung des Inhalts. Man erlaubte sich Zusätze, Auslassungen, Umwandlungen des Urtextes, wie man sie gerade zu bestimmten Zwecken gebrauchte, sei es, um die eigene Ansicht durch ein Wort des Herrn oder der Apostel zu bekräftigen, sei es, um eine Neuerung in der kirchlichen Ordnung durch Zurückdatirung in die Vergangenheit zu empfehlen. Dies Alles ließ sich um so leichter und sicherer bewerkstelligen, da die ganze christliche Litteratur eine verbor-

gene, nur in dem Geheimbunde der Gemeinden verbreitete und weithin zerstreute war. Der römische Staat übte keine Censur darüber aus, er verbot keine Bücher und keine Flugblätter, er bestrafte weder die Verfasser noch die Abschreiber und die Verbreiter. Erst in der Verfolgung des Diocletian wurde auf die heiligen Schriften der Christen gefahndet und ihre Auslieferung an die Polizei von den Bischöfen gefordert. Damals aber waren sie schon in zu vielen Händen, als daß sie eine solche Maßregel hätte vernichten können. So wenig wie der Staat, bekümmerte sich bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die heidnische Bildung um die christlichen Schriften. Nur einzelne Rabbiner mögen sich eingehend mit ihnen beschäftigt haben, schon weil das Christentum aus dem Judentum hervorgegangen war und die Erfüllung der messianischen Hoffnungen zu sein behauptete. Lucian kannte die Christengemeinden Kleinasiens und hatte näheren Verkehr und Umgang mit den Christen, daß er aber mit ihren Büchern vertraut gewesen, glaube ich nicht. Das „wahre Wort" des Philosophen Celsus, die erste große heidnische Anklageschrift gegen die Christen, setzt Keim in die Zeit zwischen 175 bis 180: bekannt ist sie uns in ihren Einzelheiten nur aus der Widerlegung des Origines, das Buch des Celsus selbst haben die Christen nach ihrem Siege über das Heidentum vernichtet. Aus den Fragmenten, die Origines in seiner Widerlegung aus dem „wahrhaftigen Wort" mitgeteilt hat, ist ersichtlich, daß Celsus die Evangelien und die Entgegnungen der Rabbiner gelesen hatte: weiter aber ist er nicht in die eigentliche christliche Theologie eingedrungen. Die Thatsache, daß hundertundfünfzig Jahre lang die christliche Litteratur im Allgemeinen ungekannt und unbeachtet neben der griechischen und lateinischen bestanden hat, daß keine tieferen Beziehungen und Berührungen zwischen ihnen sich vollzogen, ist unwiderleglich.

Wie das Heidentum die christlichen Schriften, lehnten diese die heidnische Bildung ab. Auch nicht die leiseste Spur ist in unserem neuen Testamente auffindbar, daß diese Schriften zu gleicher Zeit mit denen des Plutarch, des Epictet und Marc Aurel's, mit den Satiren Juvenal's und den Epigrammen Martial's, mit den Abhandlungen Seneca's und den Geschichtsbüchern des Tacitus verfaßt wurden. Nur einigen Namen und Ereignissen, gewissen ethischen Grundsätzen, die damals zu allgemein gültigen Verkehrsmünzen und geflügelten Worten ausgeprägt wurden, und dem durch die Platonische Philosophie eben so sehr, wie durch die stärker als sonst im Altertum erwachte Gottessehnsucht des Menschenherzens weithin verbreiteten Gegensatz zwischen der oberen, idealen und der irdischen, nichtigen Welt begegnen wir hier wie dort: in allem Übrigen sind die christliche und die heidnische Litteratur getrennte Sphären. Die Reformationsschriften hängen auf das Innigste mit der gesammten Bildung des sechzehnten Jahrhunderts zusammen, daß Luther, Erasmus, Hutten, Hans Sachs, Albrecht Dürer Zeitgenossen sind, zeigt jeder Blick auf ihre Schriften, ihre Gedichte, ihre Holzschnitte. In all' ihrer Übertreibung und Rohheit, bei all' ihrem Hasse gegen die bestehende Ordnung sprechen unsere Sozialdemokraten doch unsere Sprache und atmen unsere Bildung; der russische Nihilismus ist von Turgenjew, Tolstoi und Dostojewskij nicht zu trennen. Zwischen den Annalen des Tacitus aber und der Apostelgeschichte, zwischen dem Evangelium des Johannes und den Schriften Lucian's gähnt ein Abgrund. Bruno Bauer hat in seinem merkwürdigen Buch „Christus und die Cäsaren“, von dem, wie die meisten Theologen, auch Pfleiderer keine Notiz nimmt, den Ursprung des Christentums aus dem römischen Griechentum, aus „Seneca's Religionsstiftung“ zu entwickeln gesucht. Andere haben zwischen den Abhandlungen Seneca's und den

Briefen des Paulus, zwischen den Johanneischen Schriften und der in Ephesus noch lebendigen Philosophie des Heraklit Beziehungen entdecken wollen. Doch ist das Alles so lose so dünn und so künstlich, daß ein naiver Leser nicht das Geringste davon spürt.

Heut wie vor achtzehnhundert Jahren ist der Eindruck der ersten christlichen Schriften auf einen solchen Leser ein durchaus originaler, und für schlichte Hörer, für Männer und Frauen aus dem Volke waren sie zuerst bestimmt. Ihre Phantasie sollten sie erschüttern, ihr Herz zerknirschen, ihre Hoffnungen beflügeln, an Hofprediger und Theologieprofessoren dachten die Verfasser nicht. Sie, die Bildungslosen, schrieben und sprachen für die Armen und die Einfältigen; selbst die Bücher des Mose, die Psalmen und die Propheten, die sie beständig im Munde führen, kannte die Mehrzahl von ihnen nur aus der griechischen Übersetzung. Was sie verkündigten, war eine populäre Botschaft, was sie schrieben, eine Volkslitteratur. Sie würden über die geistreichen und tiefsinnigen Auslegungen, die jetzt ihre Reden und Geschichten erfahren, gerade so erstaunen, wie Shakspeare, wenn er unsere Kommentare über Hamlet läse. Matthäus glaubte buchstäblich an seine Erzählung von der Geburt des Heilands, Johannes an seine Geschichte von der Hochzeit zu Kana, weder hielt der erste seinen Bericht für eine Mythe, noch der zweite seine Schilderung für eine Allegorie. Sehr wahrscheinlich, daß die Verfasser diese Geschichten halb aus Andeutungen der Schrift und aus der angeregten Phantasie der Gemeinde empfingen, halb aus eigener Schöpferkraft erfanden, einmal erfunden aber, waren sie ihnen eben solche Wirklichkeiten, wie dem Homer seine Götter und dem Aeschylus sein Prometheus. Einfach wie die Geschichtserzählung von dem neuen Glauben, war seine Lehre, waren seine Ceremonien, gegenüber den vielfachen

Vorbereitungen und Weihen, der Geheimnißthuerei der eleusinischen Mysterien, durchaus auf das Volkstümliche und Verständliche gestimmt. In dem Glauben an den unsichtbaren allmächtigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, an seinen eingeborenen Sohn Jesus, der sich aus Liebe zur Menschheit im Tode hingegeben, an dessen Wiederkehr in den Wolken des Himmels, um seine Bekenner zu sich in die Seligkeit zu erheben, kamen alle Christen überein, die Taufe der Erwachsenen und das Abendmahl, in dem die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Mitglieder der Gemeinde an jedem Sonntage gleichsam Leben gewann, verbanden sie zu einem unzerreißbaren Bunde. Nun gab es zweifellos in der Theologie des Paulus wie in der des Johannes einen Urgrund von Mystik und Spekulation über das Übersinnliche, und die Zahl derer, die sich darin versenkten, nahm mit der Ausbildung eines Priesterstandes zu, aber die tiefste Wurzel der Pauluslehre, daß der Mensch durch die Kraft seines Glaubens, auch ohne Gesetzeswerk, vor Gott gerechtfertigt wird, konnte eben so wohl von den neuen Gelehrten wie von den einfachen Laien begriffen werden, und wenn die Sätze eines johanneischen Briefes: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm; die Liebe ist von Gott und Jeder, der Liebe hat, ist aus Gott geboren und kennet Gott. Alles was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Daran erkennen wir, daß wir in ihm bleiben, an dem Geist, den er uns gegeben hat" — wenn diese Sätze einem Theologen in Ephesus die Gelegenheit zu den tiefsinnigsten Betrachtungen bieten mochten, so rührten sie doch eben so gewiß das Herz eines schlichten Mannes, das Herz einer armen Sklavin. Und

die Erzeugung dieser Rührung war ihr eigentlicher Zweck. Die christliche Litteratur war, im Gegensatz zu der heidnischen Dichtung, Philosophie und Geschichtschreibung, die sich an die oberen Zehntausend richtete, ein kostbarer Schatz der Armen und der Einfältigen: sie stärkte ihre Vereinigung auf Erden, stillte ihren Hunger nach der Unsterblichkeit und löste ihre bange und bittere Frage über die Ursache der Ungerechtigkeit hienieden mit dem Aufblick in die Seligkeit des Jenseits, wo sie nicht mehr hungern und dürsten wird, wo auch nicht auf sie fallen wird die Sonne oder irgend eine Hitze und Gott alle Thränen von ihren Augen abwischen wird.

Der Untergang des griechisch-römischen Heidentums.

Oktober 1887.

Seit der Mitte des Jahrhunderts etwa gefallen wir uns in der Vergleichung unserer Zeit und unserer Zustände mit der römischen Kaiserzeit, ihrer Macht und Herrlichkeit, ihrer Alterung und ihrem Verfalle. Der Triumph des Cäsarentums in Frankreich mochte den ersten greifbaren Anstoß dazu geben, den ersten auffallenden Punkt der Ähnlichkeit zwischen den beiden scheinbar so weit auseinander liegenden Kulturepochen darbieten. Bald genug stellten sich für die tiefer gehende Betrachtung noch entscheidendere Ähnlichkeiten heraus. Nicht nur in den Äußerlichkeiten des Lebens, in dem gesteigerten Luxus, der Sittenverderbnis oder dem immer weiter um sich greifenden Größenwahnsinn, sondern in der Gesamtlage der Civilisationen, der antiken und der unsrigen, in der Weltanschauung. Ein Gefühl, daß die Formen unserer Kultur und unserer Volkswirtschaft, unserer politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen welken und absterben, hat sich unserer bemächtigt, wie die Menschen des dritten und vierten Jahrhunderts den unaufhaltsamen Niedergang der ihrigen empfanden. Neue Elemente, geistige und materielle, bereiteten damals eine Wandlung der Welt, die größte moralische Revolution der Menschheit vor, von der wir eine genauere Kenntnis haben: was damals das Christentum bewirkte, die Umbildung der

Anschauungen über die Natur und die Stellung des Menschen in ihr, das bewirkt jetzt die Naturwissenschaft; die Barbaren, die Gothen, Alamannen, Franken und Vandalen, die damals das römische Reich von außen her bedrohten und zuletzt zerstörten, haben wir jetzt in unserer Mitte. Eine Änderung aller Besitzverhältnisse, eine Neuteilung des Bodens, ein neues Eigentumsrecht, wie sie sich damals vollzogen und ausbildeten, sind auch heute das Endziel der sozialistischen Bewegung.

Hatte der Kampf des Christentums mit dem griechisch-römischen Heidentum zu allen Zeiten die Teilnahme und das Studium der Theologen und der Geschichtsforscher erweckt, so hat jetzt das Interesse für diese Dinge weitere Kreise, als die der Gelehrten, gewonnen. Dichter wie Kingsley in seiner „Hypatia" und Ebers in seinem „Serapis" haben es unternommen, Episoden daraus allen Gebildeten zu schildern. Mit Renan's Büchern über die Geschichte Jesu und die Anfänge des Christentums ward der Zauberbann gebrochen, der bisher dies Gebiet nur den Kirchenhistorikern und Theologen, unserer Braminenkaste, zu betreten gestattete. Jedermann, der seinen Eifer und seine Mühe daran setzen will, kann jetzt dies Labyrinth durchforschen; es gehört zur allgemeinen Bildung, wenigstens die großen Schicksalswendungen in diesem länger als dreihundert Jahre währenden Kampfe zu kennen und eine ungefähre Vorstellung von jener ungeheuren moralischen Umwälzung zu haben. Zweihundert Jahre von den Briefen, die der Kaiser Trajan mit seinem Legaten in den Provinzen Pontus und Bithynien, Plinius Secundus, über die Christen wechselte, bis zu dem Mailänder Toleranzedikt Constantin's, war das Christentum die unterdrückte, verspottete, oftmals blutig verfolgte Religion gewesen; hundert Jahre, von 313 bis 415, als an einem Tage des März die wütenden Mönche und die fanatische christliche Volksmenge in einer Kirche Alexan-

dria's die unselige Hypatia mit Scherben zerschnitten, bekämpfte, verhöhnte, verfolgte es seinerseits das Heidentum. Was dem heidnischen Staate nicht gelungen war, das Christentum zu vernichten, gelang den christlichen Kaisern und Bischöfen: sie stürzten die Altäre und die Bildsäulen der Götter um, sie zerstörten die Tempel, sie wandelten den Anblick der Welt und die Herzen der Menschen.

Wer hätte in seinem Heine nicht von Heinrich Kitzler, dem berühmten Magister Artium zu Göttingen und seinem Buche über die Vortrefflichkeit des Christentums gelesen, das er in einer Dezembernacht des Jahres 1820 den Flammen opferte, weil er nicht nachträglich durch Herausgabe dieser Schrift an dem Frevel der Tempelzerstörung und der Vernichtung der Götterbilder Teil nehmen wollte? Aber zum Glück für die Wissenschaft sind nicht alle Gelehrten solche empfindsame Romantiker und Schwärmer für die verbannten und vertriebenen Griechengötter gewesen. Wie jener Kampf seine zeitgenössischen Schilderer, hat er auch in unserer Zeit seine Geschichtsschreiber gefunden. Der Leidenschaft entrückt, mit der einst Lactantius und Firmicus Maternus, Athanasius und Ambrosius auf christlicher, Julianus, Symmachus und Libanius auf heidnischer Seite diesen Kampf ausfochten, ist er jetzt ein Gegenstand ruhiger Betrachtung und Erörterung geworden — ein Ding, das war, und von all der Liebe und dem Haß, dem Zorne und der Rache, dem Schmerz und dem Triumph, die er erregte, ist nur die melancholische Betrachtung geblieben, daß in der ewigen Flucht der Erscheinungen nichts beständig und dauernd und das Erhabenste und Höchste selbst in der unendlichen Illusion, die wir Welt und Leben nennen, ein vorübergehender Schimmer ist. Nach Lasaulx' und Tzschirner's Schriften über den Untergang des Heidentums liegt jetzt der erste Band eines neuen Werkes über diesen Gegen-

stand vor: „Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidentums“ von Victor. Schultze, Professor an der Universität Greifswald (Jena, Costenoble): in übersichtlicher Weise stellt er die Maßregeln des Staates und der Kirche gegen das Heidentum, die Gesetze Constantin's, seiner Söhne, Gratian's, Theodosius' des Großen und seiner Nachfolger bis zu dem Edikt des Justinian gegen die Philosophenschulen in Athen; die Schriften, Bekehrungen, Synodalbeschlüsse und Gewaltthaten der Kirche zusammen; er erzählt den Verlauf des Kampfes und hebt seine Hauptpunkte gebührend hervor: Alles mit anerkennenswerter Unparteilichkeit, wenn der aufmerksame Leser auch die Neigung des Verfassers für die Sieger und die Abneigung gegen die Besiegten merkt, in einer klaren, aber farblosen Darstellung: so weit ich als ein Laie, der an diesen Dingen nur aus dem Interesse der allgemeinen Bildung Anteil nimmt und über keine fachgelehrten Kenntnisse verfügt, zu urteilen vermag, ein Werk, das die bekannten französischen Schriften von A. Beugnot (Histoire de la destruction du paganisme en occident) und E. Chastel (Histoire de la destruction du paganisme dans l'empire d'orient), auf denen noch im Wesentlichen die Darstellung des entsprechenden Abschnittes in Karl August Hase's Kirchengeschichte beruht, mannigfach ergänzt und berichtigt, an philosophischer Tiefe und Eindringlichkeit, im Glanze der Darstellung aber sich nicht mit Jakob Burckhardt's merkwürdigem, den Gegenstand in seinem innersten Wesen ergreifenden Buche „Die Zeit Constantin's des Großen“ (Leipzig, E. A. Seemann) messen kann.

Der Verfall des Heidentums beginnt mit den sogenannten Toleranzedikten Constantin's, die 312 in Rom und 313 in Mailand gegeben, die Freiheit aller Kulte aussprachen, den Christengemeinden Korporationsrechte verliehen und ihnen die in der Diocletianischen Verfolgung entrissenen Kirchen und

Grundstücke wieder zurückstellten. Diese Maßregel der Menschlichkeit und Gerechtigkeit war der Stoß in das Herz des alten Götterglaubens. Nicht durch eine blutige Verfolgung oder in furchtbaren Schlachten, das Heidentum erlag in der freien Konkurrenz dem neuen Glauben. Als den Christen die Freiheit ihres Kultus und die offene Predigt ihrer Lehre gestattet war, der Übertritt zu ihren Gemeinden nicht mehr mit Strafen bedroht wurde, schwand die heidnische Philosophie und der heidnische Aberglaube wie vor einem unsichtbaren Feuer dahin. Die kleine, aber rührige, siegesgewisse und überzeugungsstarke Partei verdrängte die scheinbar überwältigende Mehrheit aus einer Stadt nach der anderen, nach dem Verlaufe eines Jahrhunderts waren die Heiden nur noch auf dem platten Lande, in den Dörfern und Wäldern in größeren Genossenschaften zu finden. Selbst wenn wir die Zahl der Christen im römischen Reich, als Constantin an der Milvischen Brücke über Maxentius siegte, nach Keim's Schätzung auf fünfzehn bis sechzehn Millionen annehmen, würden sie doch nicht einmal den sechsten Teil der auf mehr als hundert Millionen berechneten Gesamtbevölkerung gebildet haben. Undenkbar, daß sie dieser erdrückenden Überzahl ihren Glauben hätten aufdrängen können, um so unmöglicher, da noch Jahrzehnte hindurch höchste Stellen in der Verwaltung und im Heere im Besitze der Heiden waren und die Aristokratie beinahe ungebrochen und unerschütterlich zu den alten Göttern stand. Aus welchen Ursachen, fragt man, diesen Erscheinungen gegenüber, keimte nun der Sieg des Christentums auf? Woher kam es, daß die freie Bewegung des Christentums genügte, das Heidentum zu überflügeln und zu überwinden? Denn welche Hülfe ihm auch die Maßregeln der christlichen Kaiser gegen die Opfer und die Befragung der Orakel durch grausame Strafandrohungen und die Schließung der Tempel

leisten mochten, so konnten sie — davon ganz abgesehen, daß solche Dekrete in dem Weltreiche keineswegs in der Strenge ihres Wortlautes und gleichmäßig in allen Provinzen durchgeführt wurden — doch überhaupt erst erlassen werden, als die seelische Widerstandskraft des Heidentums erloschen war. Der kluge und verschlagene Constantin würde nicht zu Gunsten der Christen eingeschritten sein, welche Vorstellungen er selbst sich von dem Übersinnlichen machte, wenn er nicht in dem Christentum das vorwärts dringende Prinzip erkannt hätte; und trotz seines pfäffischen Fanatismus hätte sein Sohn Constantius sich wohl gehütet, die Tempel des Heidentums hier und dort niederzureißen, den Platz, auf dem sie gestanden, seinen Höflingen zu schenken und die Heiligtümer zu versteigern, wenn er nicht überzeugt gewesen, daß solche Thaten gefahrlos verübt werden konnten.

Seinem ganzen Wesen nach war das griechisch-römische Heidentum nicht geeignet, weder einen Glaubenskampf aufzunehmen noch Proselyten zu gewinnen. Mit der Priesterkaste fehlte ihm die Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit des Judentums und des Brahmanentums, es hatte kein inneres Bedürfnis und keine unausrottbare Triebkraft sich auszubreiten, wie der Buddhismus und das Christentum. Ohne Wahl und ohne Zorn hatte es die Götter und Göttinnen Asiens und Ägyptens in seinen Olymp eindringen lassen. Isis und Athene, Zeus und Baal, Melkart und Herkules verbanden sich zu einer Gestalt. Eine abenteuerliche phantastische Göttermischung hatte stattgefunden, in der das hellenische Ideal in barbarischem Wust erstickt war. Nur die altrömischen Kulthandlungen, Weihungen und Opferungen, die auf das Innigste mit dem staatlichen Leben verflochten waren, hatten ihren ursprünglichen Charakter, ihre tausendjährigen Formen bewahrt. Aber wie der Sinn der Worte und Gebete

den Wenigsten noch verständlich war, so hatten diese nur durch ihr Alter, nicht mehr durch ihre Bedeutung geheiligten Ceremonien längst jeden Einfluß auf den Glauben und das Denken der Menschen verloren. Die religiösen Meinungen und Empfindungen der Einzelnen irrten zügellos, der Laune und der Phantasie überlassen, hierhin und dorthin. Die unabsehbare Fülle der Gottheiten in Stadt und Land ließ die Vielgötterei niemals zu jener Verdichtung des Glaubens, zu jener Gewalt der religiösen Empfindung kommen, die von ihren Anfängen her das Judentum und das Christentum ausgezeichnet haben; Propheten kennt das Heidentum so wenig wie Märtyrer. Wenn einmal viele Götter die Welt regierten, wer durfte behaupten, daß nicht auch ein „unbekannter Gott“ unter ihnen sei? Von vornherein war der einige Christengott diesem Göttergewimmel überlegen, die Kräfte, die hier die Einzelnen besaßen und zu Gunsten ihrer Verehrer gebrauchen konnten, vereinigte er in seiner Allmacht. Dort schleuderte Jupiter seinen Blitz, heilte Asklepios die Kranken, richtete Pluto die Seelen der Gestorbenen: hier war der einige Gott Weltrichter, Allerbarmer und Allsieger zugleich. Diese Überlegenheit des Begriffs der Gottheit in der christlichen Anschauung mußte allmählig dem Verstande der Einfachen wie dem Tiefsinn der Philosophen einleuchten. Während das Christentum noch in der Verborgenheit und im Dunkel der Katakomben aufwuchs, war der Kern des Heidentums, die Zersplitterung der göttlichen Kraft, schon durch den Spott und die Ironie Lucian's und die neuplatonische Philosophie zerstört worden. Mit der zunehmenden Not der Zeit, in den unaufhörlichen Kriegen gegen die Barbaren, die seit Marc Aurel's Regierung an dem Rhein, der Donau und dem Euphrat tobten, bei der drohenden Auflösung des Reiches um die Mitte des dritten Jahrhunderts, aus der nur die harte und straffe Militärmonarchie Aurelian's

und Diocletian's die alternde Civilisation noch einmal rettete, in Hungersnöten und Pestkrankheiten, die den Erdkreis entvölkerten und das Elend der Armen, wie die Belastung der Wohlhabenden bis zur Unerträglichkeit steigerten — in all' diesem Jammer, der zugleich ein Sinken der geistigen Kräfte und eine physische Entartung des Menschengeschlechts innerhalb der antiken Kultur veranlaßte, hatte sich die Sehnsucht nach einem besseren Jenseits, der Wunsch nach der Unsterblichkeit der Menschen bemächtigt. Die Griechen und Römer der Blütezeit hatten diese Empfindungen kaum verspürt, ihr Dichten und Trachten war im Irdischen und Gegenwärtigen beschlossen; sie sehnten sich weder durch Bußübungen und Sühnungen den Göttern näher zu kommen, noch bedrückte sie ein dunkles Schuldgefühl. Die Erde erschien ihnen nicht verächtlich und das Jenseits nicht begehrenswert. Aber je mehr diese Erde Allen, nicht blos den Christen, zum Jammerthal wurde, je unfreundlicher sich die Götter von den Sterblichen abwandten, je schwieriger sich der Kampf um das Dasein für die Volksmassen gestaltete, um so düsterer wurde das von unheimlichen Sorgen geplagte Gemüt, die fort und fort von Schreckensthaten erregte Phantasie, um so sehnsüchtiger das Verlangen nach einem glücklicheren Leben. Der unerschütterliche Glaube der Christen an eine Auferstehung der Toten und eine selige Unsterblichkeit mußte, allen Verspottungen zum Trotz, auch auf die Heiden eine tiefe Wirkung ausüben. Einmal geweckt, war ein solcher Wunsch, eine solche Hoffnung nicht wieder abzuweisen. Die allgemeine Not steigerte die Frömmigkeit, an allen Altären wurde gebetet, alle Götter zum Schutz und zur Hülfe herbeigerufen. Überall kamen Geheimdienste, Entsühnungen durch Stieropfer und Büßungen, durch Fasten und Enthaltsamkeit auf; die Weihen der Isis und des Mithras sollten ihren Jüngern eine besondere Anwart-

schaft auf die Unsterblichkeit geben. Das dritte und vierte Jahrhundert sind recht eigentlich pietistische Zeitalter: wenn die Heiden auch noch nicht wie die Christen von dem Bewußtsein der Sünde zerknirscht werden, fühlen sie doch dasselbe Bedürfnis nach einer Erlösung aus irdischen Schranken. Auch ihnen ist der Leib zum Gefängnis der Seele geworden, auch sie schmachten nach einer Verklärung des Vergänglichen in das Unvergängliche.

Aber es ist klar, daß sie alle, die Einfältigen wie die Klugen, die Soldaten, die sich nächtens in der Mithrashöhle zusammenfanden, wie der Kaiser Julianus und seine Philosophen, die in Zeus und Apollo nur Symbole und Spiegelungen des Göttlichen sahen, damit von der Vielgötterei etwas forderten, was diese nicht leisten konnte. Das Wesen der griechisch-römischen Religion ist nicht auf die Jenseitigkeit gestimmt, sie hatte für ihre Bekenner keine Verheißung und keine Bürgschaft der Unsterblichkeit. Indem man durch Hineindichten und Hineingeheimnissen ihren Mythen einen solchen Sinn und Inhalt zu geben suchte, beraubte man sie ihrer schönen idealischen Menschlichkeit. Gerade die Unzulänglichkeit der griechisch-römischen Mythologie gegenüber den Fragen und seelischen Bedürfnissen der in ihrem Glauben durch das Christentum, das für alle diese Fragen eine klare Antwort, für alle diese Bedürfnisse eine sichere Befriedigung zu haben behauptete, tief erschütterten Heiden hatte dem asiatischen und ägyptischen Aberglauben und Priestertrug einen so außerordentlichen Einfluß verschafft. Auf die Dauer freilich vermochten die Geheimkulte so wenig wie die pantheistischen Auslegungen der Mythen durch die Neu-Platoniker, die angeblichen Toten- und Geisterbeschwörungen so wenig wie die Trost und Hoffnung, Wiedergeburt und Unsterblichkeit verheißenden Allegorien und Symbole die Gemüter zu beruhigen,

den Verstand zu befriedigen. Denn diese Dienste und Meinungen widersprachen sich untereinander, die Priester und Beschwörer waren uneins, wie die Philosophen, in der allgemeinen Göttermischung war dem heidnischen Glauben jeder Halt, jede unerschütterliche Lehre, wie jede ungebrochene Überzeugung abhanden gekommen. Hierin aber, in der Überzeugungstreue der Bekenner, in der Einheit und Geschlossenheit der Lehre, in der Gleichheit der Kulthandlungen und des Gebets durch das ganze Reich, daß an demselben Tage dasselbe Evangelium auf der Nilinsel Philae und am Walle des Hadrian in Britannien verkündigt wurde, wurzelte die äußere Überlegenheit des Christentums über das Heidentum; seine intellektuelle war, um mit Burckhardt zu reden, darin begründet, daß es „alle Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zusammenhange beantwortete“.

Große geistige und moralische Umwälzungen vollziehen sich in der Welt, wie sie ist, niemals ohne die Zuthat menschlicher Bedürftigkeit und Begehrlichkeit. Die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habgier hier, die Not und der Freiheitsdrang dort spielen ihre Rolle darin. Weder die intellektuelle Hoheit, noch die zaubervolle Erscheinung der Kirche würden dem Christentum den beinahe unblutigen Sieg über das Heidentum und die antike Lebensanschauung verschafft haben: die Lösung materieller sozialer Fragen mußte hinzukommen, um diesen Sieg zu vollenden. Von seinen Anfängen an ist das Christentum zugleich eine Heilslehre für die Seelen wie eine Heilsanstalt für die Leiber gewesen. Der sozialistische Charakter der ersten kleinen Gemeinden ließ sich nicht aufrecht erhalten, als nicht nur die Zahl der Mitglieder wuchs, sondern auch die Verschiedenheit des Besitzstandes der Einzelnen immer größer wurde. In Rom, wo schon unter Domitian die Kette der

Christen von dem Palast des Kaisers durch Senatoren- und Bürgerhäuser bis in die Hütten der Vorstädte reichte, konnte niemals die Schilderung der Apostelgeschichte von der Gemeinde in Jerusalem: „Der Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein; es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wie viel ihrer waren, die da Äcker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füßen, und man gab einem jeglichen, was ihm not war" — wörtlich nachgeahmt werden. Aber wenn auch das Prinzip gebeugt wurde, die Barmherzigkeit blieb. Eine nie ruhende, nie sich genug thuende Pflege der Armen und Kranken, der Wittwen und Waisen begleitete überall die Predigt des Evangeliums. Das Abendmahl und die Predigt, das Hospital und der Kirchhof sind die Lebensäußerungen und Notwendigkeiten jeder christlichen Gemeinde, in ihnen offenbart sie sich nicht nur den Andern, sondern kommt sich selbst zum Bewußtsein und Gefühl ihres Daseins. Zwar hatte der Staat unter Antoninus Pius und Marc Aurel, von dem christlichen Vorbilde gereizt, auch seinerseits die Bedürftigen und Enterbten in seinen Schutz genommen und durch Gesetze wie durch Geldspenden, durch eine Reihe wohlthätiger Einrichtungen seine Fürsorge bekundet. Aber seine Einrichtungen wie seine Gesetze waren in den Barbarenkriegen, in den Aufständen der Usurpatoren bald der Zerstörung und der Vergessenheit anheimgefallen. Krankheiten und Hungersnöte hatten dafür ein so unermeßliches Elend erzeugt, die Zahl der Armen und Elenden so in das Schreckhafte erhöht, daß die Staatsgewalt, selbst wenn sie sicherer begründet gewesen wäre und über reichere Mittel verfügt hätte, keine dauernde Hilfe mehr zu leisten, keine Besserung

der Zustände herbeizuführen vermochte. Daß nun trotz alledem, obgleich vereinzelte Aufstände mit unbeschreiblichen Gräueln nicht ausblieben, das Weltelend in keiner allgemeinen sozialen Revolution, in keinem vulkanischen Ausbruch sich Luft machte, ist das Verdienst des Christentums. Kraftvoll hebt dies Viktor Schultze hervor: „In dem allgemeinen Elend, in welchem die Ordnungen des sozialen Lebens auseinandergingen, und der Einzelne aus festen Zusammenhängen sich plötzlich herausgerissen und auf sich gestellt und dem Elende preisgegeben sah, mußte die straffe Organisation der Kirche, an welche diese Wechselfälle nicht heranreichten, und die Regelmäßigkeit, in welcher die kirchliche und die private Liebesthätigkeit fungirte, eindrucksvoll wirken und durch ihre bloße Thatsächlichkeit dringend einladen, in der Geschlossenheit dieser Gemeinschaft den Halt und die Existenzsicherheit wiederzugewinnen, die man draußen verloren und draußen wiederzufinden keine Hoffnung hatte." Für die Traurigkeit und Verdüsterung der Zeit bot die Lehre Trost, für die Armut die Kirche eine Zuflucht. Was jetzt unsere Handwerker und Arbeiter, der kleine Bürgerstand in ihren Bildungsvereinen, Kranken- und Darlehnskassen, in ihren genossenschaftlichen Verbindungen suchen, leistete ihren Ahnen damals die Kirche. Sie verteilte zugleich geistige wie leibliche Nahrung, war zugleich Almosenspenderin und Festgeberin, unterrichtete die Einfältigen und erleichterte die Beladenen.

Es hieße jedoch die Wirkung des Christentums auch in diesen äußerlichen, materiellen Dingen und Arbeiten des Lebens unterschätzen, betrachtete man nur die Hilfe und Teilnahme, die es den Bedürftigen zuwandte. Es verschaffte auf der andern Seite einer Fülle von Kräften, die der Staat nicht mehr zu verwenden vermochte, Möglichkeit und Gelegenheit zu nützlicher Thätigkeit. Aus den höheren Stellen des Heeres

waren allmählig die Bürger des Reiches verdrängt worden, Gothen, Franken und andere Barbaren befehligten statt der Griechen und Römer die Legionen. Auch in der Verwaltung traten mehr und mehr die Fremden hervor. Auf immer engere Kreise wurden die Machtbefugnisse des römischen Senats und der Magistrate in den großen Städten von der despotischen Kaisergewalt, die seit Diocletian völlig orientalische Formen und Regierungsgrundsätze angenommen hatte, beschränkt. So boten Stadt und Staat nur in seltenen Fällen dem Ehrgeiz und dem Thätigkeitsdrange gerade ihrer besseren Bürger noch Raum zur Entfaltung. Ein anderes Gebiet, das bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts wenn nicht die zahlreichsten Kräfte, doch die hervorragendsten Talente in Anspruch genommen, lag nun brach: jegliche Kunstthätigkeit drohte in dem alternden Reiche zu erlöschen. Constantin ist der letzte Kaiser, der durch die Neu-Gründung Konstantinopels der Architektur, der Bildhauerei und der Mosaikmalerei bedeutende und umfassende Aufgaben im weltlichen Sinne gestellt hat. Mit der Dichtung war die Philosophie verstummt, nur die Rhetorik hielt sich noch eine Weile oben. Aber bald genug erfuhren auch die Rhetoren, daß es etwas Anderes sei, von dem Predigtstuhl einer Kirche zu einer athemlos lauschenden Menge zu reden, sie zu entflammen, in Verzückungen fortzureißen oder in Schluchzen und Thränen aufzulösen, als „unter einer einsamen Platane einen Vortrag zu halten, den nur die Cikade hört." All' diesen unbeschäftigten und unbefriedigten Elementen breitete die Kirche ein neues, jungfräuliches Land zu einer zwar unaufhörlichen, aber lohnenden Arbeit aus. Für jede Begabung hatte sie eine Beschäftigung, jede Kraft stellte sie an den rechten Platz. Vom Bischofe bis zum Almosenpfleger und Hüter der Katakomben herab standen Unzählige mittel- und unmittelbar in ihrem Dienst. Schon

hatte die Kirche in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens ihre Hand: wenn sie die Weltflucht Einzelner in die Wüste und die Wildniß begünstigte, so hielt sie mit noch größerem Eifer darauf, auf den Höhen der Gesellschaft, um die Person des Kaisers, ihre Anhänger zu haben. Längst war sie nicht mehr die Genossenschaft der Sklaven und der Armen, schon wurde die üppige Pracht der Bischöfe von den Eiferern getadelt. Im Prunk der Gewandung und im Glanz der Edelsteine wetteiferten die christlichen Frauen mit den Heidinnen. In der Theorie galt dem Christentum die Weltfreude und der Weltgenuß noch immer als sündhaft, praktisch hatte es sich friedlich mit ihnen abgefunden. Kein Temperament, kein Ehrgeiz, kein Geschmack war von der Kirche ausgeschlossen: mehr Freude war in ihr über den reichen und mächtigen Sünder, der sich zu ihr bekehrte, als über neunundneunzig Gerechte.

Welche Vorzüge und Vorteile aber auch das emporstrebende Christentum in Lehre und Moral über das sinkende Heidentum haben, welche Anziehungskraft es in seiner Machtfülle und glanzvollen Erscheinung ausüben mochte: die Frage ist erlaubt, ob es ohne den Beistand des Staates so rasch mit seinem Gegner fertig geworden wäre.

Stoßweise hatte sich der heidnische Staat der Christen zu entledigen gesucht. An die zehn Plagen Ägyptens anspielend, zählt die Kirchengeschichte zehn Christenverfolgungen auf. Aber nicht einmal die letzte und heftigste, die unter dem Namen der diocletianischen, obgleich der eigentliche Anstifter und Frevler Galerius war, eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, war eine durchgreifende, unerbittliche. Wie grausam die Behandlung der Christen, wie groß in einigen Landschaften des Reichs, und zuerst am Hofe der beiden Kaiser in Nicomedien, das Blutbad der Bekenner sein, wie viele Kirchen zerstört, wie viele Evangelienbücher verbrannt werden

mochten: nicht annähernd lassen sich die Gräuel dieser Verfolgung mit den Albigenserkriegen oder den Blutgerichten Alba's in den Niederlanden vergleichen. Bei dem lückenhaften Zustand der uns erhaltenen Schriften aus jener Zeit kann man nicht sagen, ob eine systematische Ausrottung oder nur eine Vertreibung der Christen aus dem Heer und der Verwaltung, ihre bürgerliche Herabsetzung beabsichtigt wurde: sicher ist das Eine, daß die ungeheuere Erschütterung des Reichs durch diese Gewaltmaßregeln nicht den Erfolg hatte, den sich der alte Heide Diocletian und der blutdürstige Tyrann Galerius davon versprochen. Nicht der Staat, das Christentum ging siegreich aus seiner scheinbaren Niederlage hervor. Wie vergeblich alle Anstrengungen des Staates gewesen, wie die Überzeugung von seiner Ohnmacht und der Ohnmacht der Heidengötter sich nach acht Jahren voll gräulicher Henkerscenen selbst dem Galerius aufgedrängt hatte, erweist unwiderleglich das Toleranzedikt, das er grollend, in Todesangst, 311 von seinem Krankenbette aus erließ: nachdem er den Verfolgten die Übung ihres Gottesdienstes gestattet, fordert er sie auf, für sein Heil und Wohlergehen zu ihrem Gotte zu beten.

Nach dem Mißlingen dieser letzten und gewaltigsten Anstrengung, welcher der antike Staat und das heidnische Wesen im Kampfe gegen den neuen Glauben überhaupt noch fähig gewesen waren, konnte für jeden besonnenen Herrscher die Christenfrage sich nur dahin zuspitzen, in welchen Formen die neue Religion in die alten Ordnungen einzufügen sei. Da jede Unterdrückung sich für die Zukunft als unausführbar erwies, auch darum, weil zwischen der Masse der heidnischen Bevölkerung und den Christen keineswegs jene unausrottbare Feindschaft bestand, wie später etwa zwischen den Katholiken und Protestanten, und die Zahl der Christen durch zahlreiche Über-

tritte, bei dem Nachlassen der Verfolgung, beständig im Wachsen war, ergab sich der Versuch, allen Religionen gleiche Freiheit in der Ausübung ihrer Ceremonien zu gewähren, gleichsam von selbst als die günstigste Lösung. Nicht mehr als diese Toleranz bewilligte Constantin nach seinem Siege über Maxentius, der ihn zum Herrn des Westens machte, den Christen. Victor Schultze hat das Bild des merkwürdigen Mannes eines echten Schicksalsmenschen, in das Hellere, Burckhardt in das Dunklere gemalt. Von einem innerlichen Christentum im Sinne des Geistes und der Wahrheit wird man bei diesem großen Politiker und Krieger nicht sprechen dürfen oder auch nur wollen. In jedem Zuge seines Lebens prägt sich der Gewaltmensch, der kluge Rechner und der Menschenverächter aus. Ein Gegner der Christen war er nie, seine Mutter Helena war eine eifrige und überzeugte Jüngerin der neuen Lehre, ihre Vorstellungen und frommen Übungen, wenn sie auch auf das Gemüt des Sohnes keinen Eindruck machten, näherten ihn doch dem Christentum, sein Vater Constantius Chlorus, ein tapferer Feldherr, der unter dem Oberkaisertum Diocletian's Britannien und Gallien beherrscht und mit starker Hand die Rheingrenze gegen die Barbaren verteidigt, hatte während der Verfolgung die Edikte gegen die Christen in der schonendsten Weise vollstreckt. Keiner von ihnen war in seinen Ländern gefoltert und getödtet, kein heiliges Buch verbrannt worden; er hatte sich mit der Schließung der Kirchen und Kapellen begnügt. Als nach seinem Tode Constantin von dem Heere zum Imperator ausgerufen wurde, befand er sich in offener Widersetzlichkeit gegen die Staatsordnung des Diocletian; in Galerius haßte er einen persönlichen Feind. Seine Lage wie seine Stimmung mußten ihn von der Gemeinschaft der Verfolger zurückhalten. Niemand vermag mehr zu entscheiden, welche Thatsachen der Sage zu Grunde liegen, die ihm auf

dem Zuge gegen Maxentius, den Herrn von Rom und Italien, das strahlende Kreuz mit der Inschrift: in hoc signo vinces erscheinen läßt. Sicher ist nur, daß die Christen in seinem Heere das Monogramm Christi, die in einander geschlungenen Buchstaben X und P offen auf ihren Schilden trugen: ein Zeichen, das bei dem Aberglauben der Menschen als Amulett bald genug auch von Heiden angenommen wurde. Nach dem Siege ließ er das Labarum seinem Heere als Reichsfahne vorantragen: einen Querbalken oben an einem Spieß, in Kreuzesform, mit jenem Monogramm als Spitze, unter der Querstange ein Banner von Seide mit dem eingestickten Bildnis des Kaisers.

Erst als Herr Italiens, im Verkehr mit den Bischöfen und Vorstehern der christlichen Gemeinden in Rom und Mailand, mag er eine genauere Kenntniß des Christentums gewonnen haben; mehr als die Lehre und ihre geistige Bedeutsamkeit, mußte ihm die feste Geschlossenheit und die Machtwirkung der Kirche nach außen auffallen. Mit dem Scharfblick eines kalten und durchdringenden Verstandes erkannte er in ihr ein Werkzeug der Herrschaft. Hier war etwas wie eine Heeresordnung, eine strenge Zucht, Gehorsam und Fanatismus, der gleiche Trieb zur Welteroberung wie in seiner eigenen Seele. In ihrer Weise hatte die Christenheit dieselben Beweise von Mut und Standhaftigkeit gegeben, wie die heldenhafteste Legion. Die Lebenszähigkeit des Christentums hatte sich nach der Verfolgung ohne Zweifel allen heidnischen Staatsmännern, deren Sinn nicht ganz von dem alten Glauben verblendet war, als eine Thatsache, mit der für die zukünftige Entwickelung des Reiches gerechnet werden müßte, aufgedrängt, aber nur Constantin hatte die Kühnheit, mit den Vorurtheilen der Vergangenheit zu brechen und die Konsequenzen dieser Thatsache zu ziehen. Seiner Zeit voraneilend, sicherer von seinem kühl

berechnenden Geiste als von einer leidenschaftlichen Aufwallung des Gemüts oder religiösem Eifer geleitet, begünstigte er den neuen Glauben, nahm christliche Bischöfe in seinem Rat auf, baute ihnen hier und dort die zerstörten Kirchen wieder auf, enthob die christlichen Hauptleute und Beamten in Gnaden von den heidnischen Kulthandlungen und Opferungen, zu denen sie ihr Amt verpflichtete, und zog sich selbst nach Möglichkeit von der Teilnahme an dem öffentlichen Dienst der alten Götter zurück. Dennoch waren es nicht seine Voraussicht und sein Wille allein, die ihn in dieser Richtung vorwärts trieben: auch die Umstände und der Zwang seiner Lage führten ihn auf dem Wege, den er eingeschlagen, weiter. Nur ungern hatte er bisher die Mitherrschaft des Licinius, der über die Balkanhalbinsel und Griechenland, Kleinasien und Syrien gebot, und die Teilung des Weltreiches ertragen. Die Bedrückung der Christen, zu der sich Licinius unklugen Sinnes in seinen Gebieten hinreißen ließ, vielleicht aus Argwohn, daß seine christlichen Unterthanen in einem geheimen Einverständniß mit dem großen Christenfreund und Beschützer ständen, dessen Ruhm durch die Hirtenbriefe der Bischöfe von allen Kanzeln im Westen wie im Osten erscholl, gab Constantin den willkommenen Vorwand zum Kriege. Schwerlich wird er selber in diesem Kampfe einen Religionskrieg gesehen haben, aber die Kirche gefiel sich später in dieser Auffassung und triumphirte, daß Christus endlich alle seine Feinde besiegt habe. Denn die Niederlage des Licinius und die nun von Keinem mehr bestrittene Weltherrschaft des Constantin gereichte schließlich ihr allein zum Vorteil. Die Freundschaft, die Licinius dem Heidentum erwiesen, büßte es jetzt; so gnädig sich der neue Herr der Welt gegen die Christen zeigte, in denen er zwar nicht seine Glaubensgenossen, aber doch seine Freunde und die festeste Stütze seiner Stellung ehrte, so unfreundlich

begegnete er dem Heidentum, wo es ihm als Religion entgegentrat. Schon nannte er es einen alten Aberglauben und eine Anmaßung der Vorzeit. Seit der Besiegung des Licinius und der Gründung der neuen Hauptstadt Konstantinopel, in der er den Göttern nur zwei Tempel errichtete, reifte der Gedanke in ihm, das Christentum zur staatlichen, wenn auch nicht zur alleinigen Religion des Reiches zu erheben.

Amtsgewalt und Priesterpflicht sind von jeher in der Verfassung Roms unlöslich verknüpft gewesen. Unter dem Vorsitz der höchsten Beamten vollzogen sich die Opfer, die Eingeweideschau, die Befragung der sibyllinischen Bücher. Alle Kaiser waren, dem Vorgang des Augustus folgend, zugleich die Oberpriester des Reiches. Auch Constantin führte den Titel eines Pontifex Maximus bis an sein Lebensende; er hütete sich wohl, die Gewalt über die Priesterschaften und die öffentlichen Sacra, die dieses Amt ihm verlieh, aus der Hand zu geben. Diese Verbindung zwischen Staat und Religion sollte fortbestehen, aber an die Stelle heidnischer Gebräuche und heidnischen Aberglaubens der christliche Gottesdienst und die christliche Lehre treten. Ein Staat ohne Religion erschien ihm wie seinen Zeitgenossen als ein Unding. Aber so wenig Diocletian und Galerius die Christen trotz ihrer im Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung geringen Zahl hatten zwingen können, den Göttern zu opfern, so wenig wäre eine gewaltsame Bekehrung der Heiden, eine plötzliche Unterdrückung ihres Kultus ausführbar gewesen. Constantin's Kampf gegen das Heidentum ist ein Minenkrieg. Vorsichtig gräbt er ihm eine Stütze nach der andern ab. Der eine Gott, an den er glaubte, wenn es auch nur der Gott seiner Siege war, hatte einerseits gewisse Ähnlichkeiten mit dem „allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde“ und erregte auf der andern Seite bei den gebildeten Heiden, die

bewußt und unbewußt aus dem Getümmel und Wirrwarr ihrer Götter sich zu der einen und höchsten Gottheit hindurchzuarbeiten suchten, kaum einen ernsthaften Anstoß. So offen und unzweideutig im Sinne des dogmatischen Christentums, wie es ihm sein Geschichtsschreiber, der Bischof Eusebius von Cäsarea, andichtet, hat er sich schwerlich jemals ausgesprochen, mochte er es immerhin lieben, sich in der neumodischen Kanzelberedtsamkeit zu üben und in größerer Versammlung des Hofes Moralpredigten zu halten; so weit, wie es die Kirche wünschte, hat er sich nie gegen das Heidentum vorgewagt. Was er that, genügte dennoch, das Heidentum in's Innerste zu treffen. Indem er sich von dem Opferdienst zurückzog und seine christlichen Beamten von der Pflicht, ihm beizuwohnen, entband, raubte er den heidnischen Ceremonien und Weihungen ihre Feierlichkeit und Würde, zerschnitt er das Band, das die Heiligtümer, Tempel und Götterbilder mit dem Staate verknüpfte. Nur wenige Tempel schloß er, der Unsittlichkeit der Kulte wegen, die dort geübt wurden; aber ohne Scheu plünderte er eine Menge aus. Teils wurden diese silbernen und goldenen Kostbarkeiten in die Münze geschickt, teils mit den vergoldeten Ziegeln und ehernen Thüren die Apostelkirche in Konstantinopel geschmückt. Um seiner neuen Hauptstadt einen Kranz herrlicher Skulpturwerke zu verschaffen, nahm er die Götterbilder aus ihren alten Heiligtümern fort und stellte sie im Hippodrom und auf den Plätzen Konstantinopels auf. Das Bildnis der Rhea, das der Sage nach die Argonauten bei Cyzicus aufgerichtet, wurde durch allerlei Verstümmelungen in eine betende Frauengestalt umgewandelt. Die Wiederherstellung des verfallenen Concordiatempels in Rom gestattete er zwar dem Senat, sonst aber war es schwer, die Erlaubnis zur Ausbesserung baufälliger Tempel von ihm zu erhalten. Neue zu bauen, neue Götterbilder und Altäre

aufzurichten war verboten. Die große Zahl christlicher Beamten und die eifersüchtige Wachsamkeit der Bischöfe verhinderten jeden derartigen Versuch der Heiden. Den öffentlichen Gottesdienst der Heiden, selbst die Übung der Haruspicin und die Befragung der Orakel tastete er nicht an: „Die ihr dies für nützlich haltet, geht zu den öffentlichen Altären und Heiligtümern, denn wir hindern nicht, daß die Pflichten der vergangenen Anmaßung im freien Lichte vollzogen werden." Wohl aber wurden die Hausopfer, die geheime Magie und die Zukunftserforschung mit strengen Strafen bedroht: die Fragen nach dem Todesjahre des Kaisers, die Berechnung seiner Schicksale aus der Stellung der Sterne, die Forschung, wer sein Nachfolger sein würde, galten längst als Majestätsverbrechen. In seiner Menschenverachtung rechnete Constantin mit Sicherheit darauf, daß die Kälte, die Ungunst und Geringschätzung, mit der er das Heidentum behandelte, ausreichen würden, dem alten Glauben einen zahlreichen Teil seiner Bekenner zu entfremden. Die Begünstigung, die er den Christen zu Teil werden ließ, hielt er für das beste Bekehrungsmittel. Nicht alle, äußerte er sich zu den in Nicäa versammelten Bischöfen, können von der Predigt und von der Verkündigung des Evangeliums Nutzen ziehen; auch liebten nur wenige diese Vorträge, dünn gesäet seien die Freunde der Wahrheit. Dagegen wünschten alle Schutz und Verwendung, eine freundliche Aufnahme und reiche Ehrengeschenke, gar viele würden dadurch gewonnen, daß man ihnen den Lebensunterhalt gewähre.

Nach dieser Ansicht regelte er sein Verfahren. Er unterstützte die Bischöfe und die Kirchen aus Staatsmitteln, mit Landgütern und Kornernten. Wo er immer von den Anfängen einer Gemeinde hörte, half er ihr auf. Die Erziehung seiner Söhne ward christlichen Priestern anvertraut. Da er für einen Freund der Musen gelten wollte, verkehrte er leutselig mit heidnischen Rhetoren und Philosophen, mit Behagen

schlürfte er das Lob, das sie ihm in Festreden spendeten, einige ehrte er vielleicht, über die Anerkennung ihrer Beredtsamkeit hinaus, mit seiner Freundschaft, in allen entscheidenden Dingen aber hatten die Bischöfe sein Ohr und sein Vertrauen. Er sah in ihnen die Vertreter der neuen Weltmacht. Wenn er sich auch nicht scheute, die Gefühle seiner heidnischen Höflinge und der heidnischen Aristokratie zu verletzen, so hielt ihn seine Klugheit und seine religiöse Gleichgiltigkeit doch von jeder Herausforderung der heidnischen Volksmassen zurück. Daß er den Sonntag zum allgemeinen Feiertag machte und die Gerichtsverhandlungen an diesem Tage untersagte, fand vermutlich bei allen Arbeitern und kleinen Leuten denselben Beifall. Sollten einmal der alte und der neue Glaube in allen Beziehungen einander gleichgestellt werden, so erforderte es die Gerechtigkeit, daß die christlichen Geistlichen ebenso wie die heidnischen Priester von dem Kriegsdienste und den Munizipalämtern befreit wurden. Erst im Sterben bekannte sich Constantin durch die Annahme der Taufe vor der heidnischen Welt als einen Christen.

Wir sind leider nicht über das Wachsen der Gemeinden während seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung (312—337), über die Zunahme ihres Wohlstandes und die Ausdehnung ihrer Wohlthätigkeitsanstalten unterrichtet, allein die Thatsachen beweisen uns indirekt, wie unermeßlich die Wirkung und der Erfolg der Religionspolitik Constantin's gewesen sein muß. Wenige Jahre nach seinem Tode forderte Firmicus Maternus die Söhne des Kaisers auf, die wenigen noch vorhandenen Überreste des Götzendienstes gewaltsam zu vernichten. „In die Münze und in den Schmelzofen mit den Götterbildern, damit sie das Feuer zerkoche! Nur in einigen Landschaften zucken noch die sterbenden Glieder des Heidentums“. Diese Behauptung war eine Übertreibung, aber darin hatte der Fanatiker recht, daß die Kaiser dem absterbenden

Heidentum keine Rücksicht und keine Schonung mehr zu erweisen brauchten. Die beiden Söhne des Constantin, Constans und in noch höherem Grade Constantius, sind Pfaffen auf dem Kaiserthron. In manchem Zuge erinnert die Wut des Constantius gegen die Tempel und die Götterstatuen an die finstere Unduldsamkeit der spanischen Philippe. In seinen Edikten befiehlt er die Ausrottung der Opfer, die Zerstörung der Tempel, den Glauben der Väter verhöhnt er als einen Wahnsinn. Jedem, der den Göttern oder den Penaten des Hauses ein Opfer bringt, wird die Todesstrafe angedroht. Bei einem Besuche Roms ließ er den Altar der Victoria aus der Halle des Senats, den Augustus nach dem Siege bei Actium dort aufgerichtet, entfernen. Massenhaft wurden die Tempel niedergebrochen, die Heiligtümer zerstreut oder versteigert, die Grundstücke den christlichen Kirchen, Höflingen und Günstlingen gegeben. „Wie ein Pferd oder ein Sklave, wie ein Hund und eine goldene Schale", ruft Libanius in Erinnerung dieser Zeit aus, „dienten die Tempel dem Kaiser zu Geschenken für seine Schmeichler". Nur vor den Mauern Roms blieben von der Schließung und Schleifung die Heiligtümer verschont, „an die sich für das römische Volk seit uralter Zeit die Festfreude der Spiele knüpft" — eine Rücksicht, die der Regierung wohl durch die drohende Haltung der Bevölkerung abgenötigt wurde. Hatte doch der Stadtpräfekt Tertullus auf die ungestüme Forderung der Menge im Kastortempel zu Ostia ein feierliches Opfer für die glückliche Einfahrt der ungeduldig erwarteten, von Stürmen aufgehaltenen Getreideflotte aus Ägypten bringen müssen. Ist es auch klar, daß die Befehle des Constantius keineswegs mit Strenge ausgeführt wurden, daß in dem weiten Reiche weder überall die Opfer aufhörten, noch eine Zerstörung aller Tempel erfolgte, so muß es doch unser Erstaunen erregen, daß die hundertfachen Gewaltthaten, ohne die es nicht abgehen

konnte, nirgends von Seiten der Heiden einem stärkeren Widerstand begegneten. Man bedenke nur, um wie viel geringere Beleidigungen und Vergewaltigungen die Hugenotten und die Puritaner oftmals zu den Waffen gegriffen! Nichts bezeugt mehr als diese Ruhe und Ergebung einer ihrer Zahl nach noch immer überwältigenden Majorität den verwegensten Herausforderungen der Minderheit gegenüber, daß dem Heidentum eben so sehr der moralische Mut, den eine unerschütterliche Überzeugung verleiht, wie die materielle Kraft zur Abwehr verloren gegangen waren. Das Beispiel der französischen Jakobiner, die auch eine ungeheure Mehrheit in Schrecken und Verzagtheit hielten, läßt sich nicht zum Vergleich anführen. Die Herrschaft der Jakobiner dauerte zwei Jahre und wurde beständig durch Verschwörungen, Aufstände und Bürgerkriege in den verschiedensten Landschaften Frankreichs bekämpft: die Normandie und die Vendée, Toulon und Lyon haben sich ihr widersetzt, der Dolch der Charlotte Corday hat die beleidigte Menschlichkeit an Marat gerächt. Solche Thaten haben den Fall der Götter Griechenlands nicht tragisch verherrlicht.

Die Griechengötter fielen nicht in der Schlacht, sondern flohen, wie die Christen triumphirend behaupteten, vor dem Anblick des Kreuzes. Nur ein Mann, der Kaiser Julianus, den die Gläubigen mit dem Beinamen des Abtrünnigen gebrandmarkt haben, versuchte den siegreichen Strom zurückzustauen; eine tragische Erscheinung, nicht allein in seiner Verteidigung einer Religion, die dem Untergang geweiht war, sondern noch mehr in dem Zwiespalt der eigenen Seele. Er wollte den Opfern und Orakeln des Heidentums ihren früheren Glanz wiedergeben, die Götter wieder in ihre Herrlichkeit einsetzen, und hielt selber diese Götter nur für die Geschöpfe eines höchsten Gottes, Sonne, Mond und Sterne, zu denen er betete, nur für die Sinnbilder der Gottheiten. „Eine Seele

von mehr Wärme als Helle“, hat ihn David Friedrich Strauß in seiner Schrift „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“ genannt, deren eigentliches Stichblatt nicht sowohl Julianus als Friedrich Wilhelm IV. war. Romantisch war das Unternehmen Julian's: die Wiederherstellung des alten Glaubens; romantisch seine Empfindungsweise, die Mischung von Schwärmerei und Mystik mit Ironie und trockenem Verstande, der die Mythen um jeden Preis erklären und mit den Naturgesetzen in Übereinstimmung bringen will. Julian ist im Christentum erzogen worden, sein Vetter Constantius, der allmählig alle seine Verwandten meuchlerisch aus dem Wege geräumt, hatte ihn zum Geistlichen bestimmt. Bis zum Lektor ist er in der Hierarchie aufgestiegen. Trotz der Klugheit, mit der er seine geheimsten Gesinnungen und Gedanken verbarg, fürchteten ihn die christlichen Priester. Er wußte, daß ihm Constantius nach dem Leben trachtete. Nur die Not des Reiches hatte den Kaiser vermocht, den Prinzen an die Spitze eines Heeres zu stellen, das Gallien vor dem Ansturm der Alamannen verteidigen sollte. Wider Erwarten entwickelte der Schöngeist und Gelehrte die Talente eines Fürsten und Feldherrn. Er schlug die Barbaren, er gewann die Liebe seiner Soldaten, er ordnete die zerrüttete Provinz. So, im Gegensatz zu dem Kaiser, den Höflingen und den Geistlichen, war er emporgekommen; sein Sieg war für ihn der Fingerzeig der Götter, die ihn zu ihrem Rächer auf Erden bestellt. Man darf, wie Karl Hase in seiner Kirchengeschichte bemerkt, bei der Beurteilung seines Kampfes gegen das Christentum die Kürze seiner Regierungszeit nicht vergessen. Im April 361 riefen ihn seine Soldaten in Paris, in den Thermen, zum Kaiser aus, am 26. Juni 363 starb er an einer Wunde, die ihm eine persische Lanze am Ufer des Tigris geschlagen, im dreiunddreißigsten Jahre.

An einen endgültigen Erfolg seiner Bemühungen wäre

freilich, auch wenn er zwanzig Jahre geherrscht, nicht zu denken gewesen, aber ebenso zweifellos würde er das Christentum in die schwierigste Lage gebracht haben. Die Unmöglichkeit seines Sieges lag vor Allem in dem Mangel jeder fest umgrenzten, bestimmten Lehre, die er an die Stelle des neuen Glaubens hätte setzen können. Die Menschheit verlangte nach einem klaren Dogma, nach einer Bürgschaft der Unsterblichkeit und der Kaiser irrte unruhig und unsicher von einem Tempel zum andern, wühlte selber in den Eingeweiden der geschlachteten Opfertiere, schwankte von einer geheimen Weihe zur andern, befragte Orakel, Astrologen, Wahrsager und Totenbeschwörer, daß es sogar den Heiden zu viel wurde. Mit noch so großem Scharfsinn und boshaftem Witz mochte er in seiner Schrift gegen die Christen, die wie die Bücher des Celsus und des Porphyrius von dem Hasse der Sieger vernichtet worden ist, die heiligen Sagen und Glaubenslehren bekämpfen: ihre Einfachheit und Schlichtheit im Vergleich zu seinem ausgeklügelten und verzwickten Göttersystem, das weder Religion noch Philosophie war, weder den Verstand befriedigte noch das Gefühl erregte, war des Eindrucks bei allen Mühseligen und Beladenen gewiß. Wenn Julian den Christen vorwarf, daß ein Knabe, den man einzig aus der Bibel und den Evangelien unterrichte, nicht besser sein werde als ein Sklave, so bewies er nur, daß er nichts gelernt und nichts vergessen. Zweihundert Jahre hatten den aristokratischen Hochmut des Heidentums nicht gebrochen: noch immer wähnten Julian und seine Philosophen und Freunde, daß die Welt ausschließlich den Starken und Schönen, den Reichen und den Klugen gehöre und die Sklaven und die Armen kein Recht weder zum Denken noch zum Genießen hätten.

An diesem Übermut und dieser Verkennung der Bedürfnisse und Bestrebungen seiner Zeitgenossen hätte Julian's Plan scheitern müssen auch wenn er über bessere und stärkere

Mittel zu seiner Ausführung verfügt. Aber wie er den höchsten Gott nicht fand, den er so inbrünstig in Weihen und Bußübungen suchte, sondern unschlüssig bald an den Helios und den Hermes, bald an die Persephone und die Isis sich mit Gebeten und Beschwörungen wandte, so schwankte er auch in seiner Behandlung der Christen. Sie grausam zu verfolgen, verboten ihm seine Menschlichkeit und seine Staatsklugheit. „Ich will nicht", schrieb er, „daß die Galiläer getötet oder widerrechtlich gemißhandelt werden sollen", denn sie verdienten Mitleid, nicht Haß. Wie sein Oheim Constantin das Heidentum im Allgemeinen ohne Gewaltthat durch die Begünstigung der Christen zurückgedrängt, wollte er jetzt seine Gunst und die Machtmittel des Kaisertums in die Wagschale der Heiden werfen. Die Freunde der Götter seien seine Freunde, erklärte er; wenn er die Feinde der Götter nicht für seine Feinde halten wolle, so geschehe es nur in der Hoffnung, daß sie sich zu besseren Gesinnungen bekehren würden. An den Oberpriester von Galatien, der sich zu Gunsten der Stadt Pessinus an ihn gewandt, schrieb er: „Ich bin bereit, die Stadt zu unterstützen, unter der Bedingung, daß ihre Bürger der Göttermutter wieder die alten Ehren erweisen. Thun sie das nicht, so verfallen sie — ich sage es ungern — in meine Ungnade, denn mir geziemt es nicht und meine Pflicht ist es nicht, mich der Götterfeinde anzunehmen." Den Heiden alle Gnaden, den Christen nichts über das strenge Recht hinaus. Constantin hatte den Christen die Kirchen- und Gemeindegrundstücke zurückgegeben, deren sie die diocletianische Verfolgung beraubt: Julian setzte die Heiden wieder in den Besitz der Tempelstätten, die ihnen Constantius entrissen. Wo Christen ein heidnisches Heiligtum zerstört hatten, wurden sie jetzt angehalten, es auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Um allen Religionen in seinem Reiche gerecht zu werden, wollte er den Juden ihren Tempel in Jerusalem wieder auf-

richten. Welch' scharfsinnige Kritik er auch an der Schöpfungsgeschichte des alten Testaments übte, der Opferdienst der Juden machte sie ihm dennoch sympathischer als die Christen. Wie Constantin den Götterglauben geringschätzig einen verjährten Aberglauben und eine Anmaßung der Vergangenheit genannt, so nannte Julian die Christen spöttisch die Galiläer und den Sohn Gottes den toten Juden, die Evangelien waren nach ihm die geeignete Lektüre für Sklaven, Einfältige und alte Weiber.

Diese Reden und die Haltung des Kaisers gegen sie mußten den Zorn, den Schmerz und die Besorgnis der Christen erregen. Unwillig sahen sie, wie ihre Genossen aus allen höheren Stellen der Verwaltung, der Hofdienerschaft und des Heeres entlassen wurden, wie die Soldaten, beim Empfange des üblichen Geschenks, auf einem Rauchaltar einige Weihrauchkörner opfern mußten. Sie fühlten die Zurücksetzung und die Verfolgung, wenn sie auch eine milde war: eine persecutio blanda hat sie später der heilige Hieronymus genannt. Stärker traf es schon die Stellung der Kirche, daß den Klerikern die Vorrechte entzogen wurden, die ihnen Constantin bewilligt, daß die Staatsbesoldung aufhörte. Zwei andere Maßregeln des Kaisers bereiteten der Kirche sogar ernstliche Gefahren. Die Gemeinden waren damals von dem Zwiespalt über die Stellung des Sohnes in der Dreieinigkeit: ob sein Wesen dem des Vaters gleich oder nur ähnlich sei, zerrissen. Die erste Ansicht, die Wesengleichheit, hatte noch unter Constantin das Concil zu Nicäa beschlossen, die andere, die Wesenähnlichkeit, hatte Arius verfochten. Bald waren die Arianer, bald ihre Gegner, an deren Spitze der Bischof von Alexandria Athanasius stand, obenauf. Constantius war ein fanatischer Arianer gewesen; er hatte es geduldet, daß sich an einigen Orten die Arianer mit den Heiden verbanden und die rechtgläubigen Bischöfe vertrieben, und mit Verbannungs-

dekreten gegen die Widerspenstigen nachgeholfen. All diese Verbannten rief Julian zurück: eine Maßregel der Gerechtigkeit, welche die halb erloschenen Flammen des Dogmenstreites wieder zu voller Glut anfachte und das Christentum in zwei unversöhnliche Parteien zu trennen drohte. Mit einem Anschein des Rechtes konnte Julian sagen: „Unter meinem Vorgänger haben die Galiläer Verbannung und Kerkerhaft geduldet, wechselseitig haben sie sich Ketzer gescholten und sich gemordet. Ich habe die Verbannten zurückgerufen, die Gefangenen befreit, den Verurteilten ihre Güter wiedergegeben und beide Parteien gezwungen in Frieden zu leben. So groß aber ist die Unruhe und die Wut der Galiläer, daß sie Klagen wider mich erheben, weil ich ihnen nicht erlaube, sich untereinander zu zerfleischen." Wie er die Wirksamkeit der Kirche nach Außen durch diesen inneren Zwist zu lähmen hoffte, wollte er ihr durch eine andere Verordnung die Schule entreißen. Er verbot christlichen Lehrern den Unterricht in der Grammatik, Philosophie und Rhetorik und entfernte sie aus allen staatlichen Lehranstalten. Was Philosophen und Dichter, Geschichtschreiber und Redner im Dienste der Götter geschrieben, könnten und dürften die Christen nicht auslegen; sie möchten sich mit der Erklärung ihres Lukas und ihres Matthäus begnügen. Nicht für die Götterfeinde seien die Schätze der griechischen Litteratur da. „Hat euer Paulus euch nicht verboten von der griechischen Litteratur zu kosten, da er nicht wollte, daß ihr Opferfleisch genösset?" Die große Frage, die hiermit gestellt wurde: ob das Christentum, von der antiken Bildung und Kultur abgeschnitten, weiter leben könnte? sollte nicht zum Austrag gebracht werden: der jähe Tod Julian's schaffte sie aus der Welt. Wie weit die Siegeszuversicht des seltsamen Mannes, einer echt problematischen Natur, die sich nur einmal, in der Sterbestunde, heldenhaft innerlich wie äußerlich zurechtfand, sonst aber in einer beständigen Hast aus

der Wirklichkeit in die Phantastik sehnsuchtsvoll strebte und irrte, in Augenblicken der Einkehr und der Aufrichtigkeit ging, sein Wagniß auszuführen: Niemand vermag es mehr zu sagen. Schon sein ehrwürdiges Vorbild, der Schulmeister auf dem Thron, Marc Aurel hatte die Nichtigkeit aller Tugend und Weisheit im Kampfe der elementaren Kräfte, im Verfall einer Welt erfahren. Unwiderstehlicher noch als damals erhoben sich unter Julian die zwei einzigen Mächte, die eine Zukunft hatten, die Barbaren und das die Massen erziehende und bändigende Christentum. Von vornherein war es für Julian's Unternehmen verhängnißvoll, daß er die Wohlthätigkeitsanstalten, die musterhafte hierarchische Ordnung der christlichen Kirche, den frommen Lebenswandel der meisten Bischöfe, die Ascese der Einsiedler in sein neues Heidentum einzuführen sich bemühte; es hieß Feuer und Wasser vereinigen wollen. So wurde auch die äußere Form des Heidentums gefälscht und der Rest von antiker Weltfreude, der noch in ihm war, von der Blässe christlicher Gedanken angekränkelt. Constantin's Verfahren war von dem Erfolge begleitet worden, nicht weil es an sich vortrefflich gewesen wäre, sondern weil es einen lebenskräftigen, fruchtbaren Keim förderte und als Sonnenschein die Rebe des Christentums reifte; Julian's Gunst war nicht im Stande an dem verdorrten Feigenbaum des Heidentums neue Blätter und Blüten hervorzutreiben; umsonst scheint die herrlichste Herbstsonne auf den kahlen Baum. „Bekanntlich“, schließt David Friedrich Strauß seine Schrift über Julianus, „haben die Christen, die ihrem Erbfeinde den Ruhm seines schönen Endes nicht gönnten, seine Sterbescene entstellt, indem sie ihn in verzweifeltem Wüten das Blut seiner Wunde gen Himmel spritzen lassen, mit dem Ausruf: Du hast gewonnen, Galiläer! Die Lüge ist nicht ohne Sinn, ja sie enthält eine allgemeine, auch für uns tröstliche Wahrheit: die nämlich, daß unfehlbar jeder Julian, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wieder-

herzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß."

Wie schwer die Christen auch die Ungunst des Herrschers empfanden, mit welcher Sorge sie der Zukunft entgegensehen mochten — ihre Siegeszuversicht hatten sie nicht verloren. Er wird vorübergehen wie eine Wolke, tröstete Athanasius die Seinen, und als der Sophist Libanius höhnisch einen vornehmen Christen fragte: „Was macht der Sohn des Zimmermanns?" antwortete dieser: „Einen Sarg für Deinen Freund." Jetzt nach Julian's Tode brach doch der lang verhaltene Zorn und das frohe Aufatmen der Christenheit in Liedern und Schmähreden über den gestürzten Ahab und Jerobeam aus. In Julian war die letzte Widerstandskraft des Heidentums erloschen. Die Kaiser, die ihm nachfolgten, bekannten sich sämmtlich zum Christentum, aber bis auf Theodosius ist in keinem von ihnen eine fanatische Ader. Sie beschränkten sich auf die Erneuerung der Edikte gegen die Opfer und die magischen Beschwörungen. Um den Altar der Victoria in der Halle des römischen Senats wurde mit Bittschriften von Seiten der Heiden, mit Erwiderungen von Seiten der Christen ein heftiger Federkrieg geführt, schließlich blieb es bei der Entscheidung des Gratian, der Altar und Standbild, auf Andrängen der christlichen Senatoren, hatte entfernen lassen. Die bewegte und bewegliche Rede des Symmachus für die Victoria, an den Nachfolger Gratian's, den jungen Valentinian, und die Schutzschrift für die Tempel, die der alte Libanius dem finsteren Eiferer Theodosius überreichte, sind als Zeugnisse für die Wandlung, die der Kampf zwischen dem Christentum und dem Götterglauben genommen, von besonderem Wert. Nicht mehr für das unveräußerliche Recht, die Wahrheit und Hoheit der Götter treten beide unerschrockenen Mutes ein: sie verteidigen die Tempel nur als Werke der Kunst, die eine lange Vergangenheit geheiligt, und sehen in

der Victoria nur eine Erinnerung an die alte Größe Roms, in dem Weihrauch, den die Senatoren auf ihren Altar streuen, nur ein vielhundertjähriges Herkommen; statt sich gegen die Vergewaltigung, die ihrem Glauben angethan wird, zu erheben, beklagen sie seinen unaufhaltsamen Verfall und den Wechsel der Zeiten. Die melancholische Betrachtung über die Schlechtigkeit und Dürftigkeit der Gegenwart im Gegensatz zu dem Glanz und Ruhm der Vergangenheit ist der Grundton ihrer Stimmung, nicht der Unwille des Glaubenseifers. Wie Julian sind auch ihnen die Göttergestalten zu bloßen Sinnbildern verblaßt, der Stolz des Aristokraten Symmachus wie der philosophische Hochmut des Libanius fühlen sich durch die christlichen Anschauungen und Lebensformen noch tiefer verletzt, als ihre religiösen Überzeugungen durch die neue Lehre.

Schon aber hat das Heidentum auch auf diesen Gebieten der Gelehrsamkeit und der Politik die Herrschaft verloren; Männern wie Athanasius und Ambrosius, Cyrillus und Augustinus hat es keinen ebenbürtigen Gegner mehr entgegenzustellen. Die echten Vorläufer der mittelalterlichen Gregore und Innocenze, Hierarchen vom Scheitel zur Sohle, beherrschen sie nicht nur ihre Gemeinden und die Kirche, sondern auch die Kaiser; ihre Stimme wird entscheidend im Rat, ihre Hand sichtbar in den Begebenheiten. Bald bilden ihre Schriften die Lektüre der vornehmen Gesellschaft und verdrängen die Dichtungen des Ovid und Horaz. Und was ihr eindringliches Wort nicht vermochte, das bewirkte die Unerbittlichkeit des Theodosius. Seine strenge Gesetzgebung bereitete dem öffentlichen Heidentum den Untergang. Unter ihm, auf seinen Befehl, wurde der herrliche Serapistempel in Alexandria zerstört und die Statue des Gottes zerschlagen. In die Trauer der Heiden über diesen Frevel muß sich ein Gefühl schmerzlicher Beschämung gemischt haben, als sie aus

dem inneren Holzgestell des Gottes, der für sie der Allmächtige und Allwaltende gewesen, eine Schar Mäuse springen sahen. Für die Volksmassen konnte die Ohnmacht und Nichtigkeit der Götter nicht unwiderleglicher bewiesen werden, als durch die Vernichtung ihrer Bilder und die Enthüllung der Tempelgeheimnisse. Nun schien in Wahrheit das ganze Götterwesen mit seinen Orakeln und Weihungen nichts als ein ungeheuerlicher Priesterbetrug gewesen zu sein. In Syrien und Ägypten ergriff gerade die untersten Schichten eine Art heiliger Wut gegen die heidnischen Zeichen, Sinnbilder und Tempel. Die Scenen, die sich später so oft in der christlichen Kirche bei dem Bildersturm im byzantinischen Reich, bei den Verwüstungen der katholischen Dome durch die Reformirten in den Niederlanden, in England und Schottland wiederholen sollten, wurden damals zum ersten Mal aufgeführt. In den Mönchen fanden die Massen in den Städten die Führer und Aufwiegler zu allen Unthaten, die Bischöfe die immer bereiten Vollstrecker ihrer Befehle. Die zwei Wurzeln des Christentums, die in der aristokratisch gewordenen Bischofskirche kaum noch erkenntlich waren, die Weltflucht und der Sozialismus, hatten in dem Mönchstum, wie es damals in Ägypten emporkam und von Pachomius Regel und Ordnung zugleich als Kloster und als Fabrik empfing, neue Schößlinge mit elementarer Kraft getrieben. Zwischen der Gesetzgebung und der Volksbewegung wurde das Heidentum gnadenlos wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben.

Einzelne Heiligtümer der Götter standen wohl noch Jahrzehnte bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts aufrecht, auch fehlten den Altären noch immer nicht die Opfer. In Rom und in anderen Städten brannten nach wie vor Lampen und Kerzen vor den Bildern der Laren. Hier und dort ließen sich auch die Isispriester noch sehen. Ein großer Teil des Heeres hielt an den heidnischen Gebräuchen, die er

aus der barbarischen Heimat oder aus den Grenzkastellen mitgebracht hatte, fest. Kein Gesetz verhinderte die Ehe zwischen Christen und Heiden. Theodosius II., der unter der Vormundschaft seiner pietistischen Schwester Pulcheria das Morgenland beherrschte, heiratete eine Heidin aus Athen, die schöne Athenais, die in der Taufe den Namen Eudoxia erhielt. Sie war die Tochter des berühmten Sophisten Leontius und in seiner Schule gebildet worden. Aber weder die Barbaren im Heere, noch die Philosophieprofessoren mit ihren Schülern in Athen, weder die einzelnen vornehmen Heiden aus alt senatorischen Geschlechtern, noch die kleinen Bauerngemeinden, die in abgelegenen Landschaften ihren Wald- und Feldgöttern treu blieben, waren imstande, einen Schatten auf den Triumph des Christentums zu werfen. „In dem königlichen Rom eilen, alles andere bei seite setzend, die Kaiser, die Konsuln, die Heerführer zu dem Grabe des Fischers und des Zeltmachers; in Konstantinopel aber begehren die, welche mit dem Diadem geschmückt sind, nicht bei den Aposteln, sondern draußen an ihren Schwellen begraben zu werden, und so sind die Kaiser Thürhüter der Fischer geworden“, frohlockt Chrysostomus, und ein anderer Prediger der Zeit, den Victor Schultze zur Ausmalung des Bildes heranzieht, stimmt in diesen Ton ein: „Die Dämonen haben ihre Werkstätte verlassen, es giebt kein Delphi mehr, die Seherin schweigt; wohl wird noch aus der Kastalia getrunken, aber das Wasser verzückt nicht mehr.“ So konnte Theodosius II. mit einer gewissen Berechtigung, da es sich für den Staat nur um die äußere Bethätigung des Heidentums, nicht um die Gewissensmeinung seiner Unterthanen handelte, in einem Edikte vom Jahre 423 schreiben: „Die Heiden, die noch übrig sind, obgleich wir glauben, daß es keine mehr giebt.“ Den letzten kümmerlichen Rest des antiken Heidentums, die Philosophenschulen in Athen, vertilgte Justinian: er schloß die Hörsäle

und die Studenten zerstreuten sich in alle Welt, während die Professoren nach Persien flüchteten, gerade wie vor tausend Jahren Themistokles und Alkibiades, aus Athen vertrieben, bei den Großkönigen Schutz und Hilfe gesucht hatten.

„Wenn zugestanden wird," beschließt Victor Schultze sein Buch, „daß für die griechisch-römische Menschheit die alte Religion nutzlos und hemmend geworden war, so wird damit die Notwendigkeit der Vernichtung derselben zugestanden. Der Staat hat zwei Jahrhunderte (von 312—527) gebraucht, um bis zu diesem Punkte zu gelangen, ein Beweis, daß dieser Religionskampf im Großen und Ganzen mit Schonung und Geduld geführt worden ist. Einzelne Ausnahmen heben diesen Schluß nicht auf. Die alte Religion ist fast ganz ohne große Momente untergegangen; damit bezeugte sie ihre eigene Unfähigkeit, den an sie Glaubenden noch etwas sein zu können." Freilich erscheint die Handlung der christlichen Kirche gegen das Heidentum eben so unvereinbar mit ihrer Lehre, wie unedel von dem Standpunkt reiner Menschlichkeit. Unter dem Druck einer heftigen Verfolgung hatte sie von dem Staate nichts als Duldung und Freiheit der Bewegung verlangt. Kaum aber hat sie diese Güter halb nur errungen, halb geschenkt erhalten, kaum fühlt sie sich in der Gunst der Mächtigen sicher, so wird sie selber zur Verfolgerin. Tritt die Götzenbilder unter deine Füße, so ruft sie durch den Mund des Firmicus Maternus dem Constantius zu. Das Wort des Ambrosius wirft für immer den Altar der Victoria um. Der Patriarch von Alexandrien Theophilus läßt das Bild des Serapis vor seinen Augen mit dem Beil zerschlagen, an der Hand des Cyrillus klebt das Blut der Hypatia. Aber das Christentum hatte den eifersüchtigen und neidischen Glauben des Judentums geerbt. Wie die Israeliten sich für das auserwählte Volk Gottes hielten, so kannte das Christentum nur eine Religion und eine Wahrheit, die seine. Gerade wegen der

Stärke und Unerschütterlichkeit seines Glaubens mußte es unduldsam sein, ja die unduldsamste und grausamste aller Religionen. Verfolgt oder verfolgend gehorchte es nur seinem Wesen. Nicht an der Kirche hat es darum gelegen, daß in dem Untergange des griechisch-römischen Heidentums die Blutthaten ausgeblieben sind, die sonst ihre Annalen füllen. So schwach in seinem Gewissen, so zerklüftet in seinen Anschauungen war das Heidentum, daß es weder mehr Vorkämpfer noch Blutzeugen hervorbringen konnte. Eine Thatsache bezeichnet schlagend den Unterschied der beiden sich bekämpfenden Religionen und giebt den Schlüssel für den Sieg der einen und die Niederlage der andern. Alle Verteidiger des Heidentums, von dem Beginn des Kampfes bis zu seinem Ende, von Marc Aurel und Celsus bis zu Julian und Libanius, sind Aristokraten und aristokratisch empfindende Sophisten: dagegen bilden die Armen und die Frauen, die Sklaven und die Sklavinnen, von jener Blandina an, die im Jahre 177 im Amphitheater zu Lyon unbeschreibliche Qualen für den Glauben an Jesus ertrug, den eigentlichen Stamm der Märtyrer. Aus dem unversieglichen Born der Volkskraft, wie später aus der Jugend der germanischen Barbaren schöpfte das Christentum immer neue Säfte und frisches Leben, während das Heidentum mit der verdorbenen Aristokratie und der von dem ödesten Aberglauben vergifteten Philosophie verfaulte. Nichts Schwermütigeres und Trostloseres, als die Betrachtung dieser antiken Welt, die nicht wie ihre Helden, der mythische und der historische, Achilles und Alexander, von dem jähen Sturm des Schicksals hingerissen wird, sondern sich allmählig mit Runzeln und Schwären bedeckt und in greisenhafter Abzehrung dahinwelkt, denn herzkränkender als der Tod ist die Alterung der Ideale.

Druck von August Pries in Leipzig.

Gesammelte Werke

von

Karl Frenzel.



Zweiter Band.

Deutsche Kämpfe.



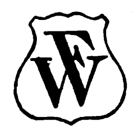
Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler
1890.



Kämpfe.

von

Karl Frenzel.



Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.

Vorwort zur ersten Auflage.

Lohnte es sich, die zerstreuten Blätter, die der Leser hier vereinigt findet, zu sammeln? War es nicht besser, daß der Sturm, der sie hervorrief, sie auch wieder verwehte? Aber mich beschleicht die Ahnung, als ob der Sturm noch nicht vorüber, der Kampf noch nicht geendigt sei. In dem großen Umsturz der alten Weltordnung, der zugleich eine Umwandlung der religiösen Anschauungen und eine Übertragung des Imperiums von den lateinischen zu den germanischen Nationen in sich schließt, ist eine Pause, ein Waffenstillstand eingetreten: nicht mit dem Stahl, nur mit dem Wort wird jetzt gestritten. Da ist ein Zusammenraffen der Kräfte auf beiden Seiten nötig und erwünscht; gleichviel, wie groß oder wie gering das Gewicht jeder Kraft sein mag, auch die kleinste ist willkommen. Die Zeit der Helden und der Einzelkämpfe ist dahin, hüben und drüben stehen alle in Reih und Glied.

Seit 1866 schwebte der Krieg der Deutschen gegen die Franzosen, ihr Kampf wider Rom in der Luft; eine geschichtliche Notwendigkeit lag vor. Einmal mußten der deutsche Einheitsdrang und der preußische Ehrgeiz mit dem Anspruch der Franzosen auf die Hegemonie in Europa zusammenstoßen. Nicht ohne Schlacht dankt eine große Nation ab und begnügt

sich mit einer zweiten Rolle auf derselben Bühne, auf der sie so lange und so ruhmreich die erste gespielt. Vor dem Urteil des nüchternen Verstandes erscheinen die Anmaßungen des sterbenden Papsttums ebenso ungeheuerlich wie unklug, und doch sind die Encyklika, der Syllabus, das vatikanische Concil der gebotene, folgenrichtige und großartige Abschluß einer mehr als tausendjährigen Entwickelung. Schon vom Todesengel gezeichnet, erhebt sich das Papsttum noch einmal in phantastischer Hoheit, mit den Himmelsschlüsseln und dem majestätischen Donnergeroll seiner lateinischen Phrasen, die so mumienhaft und so erhaben sind wie es selbst: es will stehend sterben. Der Papst, der auf Erden seine Macht beinahe täglich kleiner werden sah, wollte im Reich des Nebels wenigstens der erste bleiben. Er machte sich gottähnlich und unfehlbar. Aber es ist klar, daß die Auflösung des Kirchenstaates auch den Fall dieses Nebelthrones herbeiführen muß. Zwischen der Kriegserklärung der Franzosen und den Kanonenschüssen der Engelsburg, welche die Annahme des Dogma's der Unfehlbarkeit begrüßten, besteht ein unlöslicher, verhängnißvoller Zusammenhang. Geistlich und weltlich versuchte das Romanentum noch einmal seine erschütterte Herrschaft wieder herzustellen und zu befestigen. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkt aus betrachten und verfolgen die folgenden Blätter die gewaltigen Ereignisse, an denen, im kleinsten oder größten Maße, teilgenommen zu haben, ein unsterblicher Ruhm für die Jetztlebenden und der Neid der Nachkommen sein wird. Im bevorzugten Grade sind wir alle ein geschichtliches Geschlecht; die Namen der Einzelnen werden der Vergessenheit anheimfallen, aber die Gesamtheit lebt ein ewiges Leben. Diese Empfindung, daß es sich nicht um ein Zufälliges und Flüchtiges, sondern um ein Dauerndes handle; daß wir Zeugen und Zuschauer eines Weltgeschickes seien,

wie es tragischer nicht gedacht werden kann, beseelte mich beim Schreiben:

quo semel est imbuta recens servabit odorem
testa diu.

Nicht Einzelheiten und Anekdoten, keine Enthüllungen darf der Leser darum erwarten: nur der gedankliche Zusammenhang der Dinge, die geschichtliche Entwickelung des Papsttums und der französischen Macht sollten in diesen Studien zum Ausdruck gebracht, die vorübergehenden flüchtigen Erscheinungen auf ihren Urgrund zurückgeführt und im „Lichte des Ewigen“ betrachtet werden. Im Licht des Ewigen — wie stolz und vermessen klingt das Wort, wenn man die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes bedenkt, auf den, im besten Falle, doch nur ein schwächster Strahl dieses Lichtes fällt! Nach meinen Kräften habe ich ihn festzuhalten gesucht und inmitten des Kampfes die Wahrheit zu erkennen und zu sagen gestrebt. Denn freilich die reine, stimmungslose Objektivität fehlt den meisten der folgenden Blätter, sie sind aus einem Aufsturm des Gemüts hervorgegangen und stehen unter dem Banne der lyrischen Erregtheit. Es galt denen, die auf feindlichem Boden blutige Schlachten schlugen, die Begeisterung, die Unruhe, die Siegesfreude zu schildern, die im Vaterlande ihren Schritten folgte und sie von der Grenze bis zu den Ufern der Loire begleitete; es galt die, welche daheimgeblieben, über die Unvermeidlichkeit des Krieges und über die Bedeutung der errungenen Erfolge aufzuklären. Nicht mehr nicht weniger sind diese Aufsätze als Heroldsrufe. Absichtlich sind die schrillen Töne des Hasses nicht gemildert; wir standen und stehen noch im Kampf; nur um den Preis der Wahrheit hätte ich meinen Aufzeichnungen den Charakter der Streitbarkeit nehmen können. Von einer Ausgleichung der nationalen und der religiösen

Gegensätze sind wir noch weit entfernt; wer in diesen Fragen öffentlich das Wort ergeift, der muß Farbe bekennen, unbekümmert darum, daß er der Natur der Sache nach Manche verletzt und einer noch größeren Zahl Anstoß erregt. Aber je mehr Feinde, je mehr Ehr'. Heimkehrend aus dem Gefecht hängt der Krieger seine Waffen an der Wand des Hauses auf zum Gedächtnis dessen, was er mit erringen half, wie der Gefahren und Leiden, die er überstanden: mag es dem Schriftsteller gestattet sein, in ähnlicher Weise die Blätter, die er während des Kampfes geschrieben, den Einen zur Freude und Ermunterung, den Anderen zum Ärger und zur Gegnerschaft, zu einem Bündel zu vereinigen. Ihr künstlerischer wie ihr politischer Wert mag gering sein, den Ruhm aber wird man ihnen nicht rauben können, daß sie an ihrer Stelle in dem größten Kampfe des deutschen Volkes mitgefochten haben.

Berlin, am 18. März 1873.

Karl Frenzel.



Inhalt.

I. Wider Frankreich.

II. Wider Rom.

III. Deutsche Tage.

I.

Wider Frankreich.

Tagebuchblätter aus der Zeit des großen Krieges.

20. Juli 1870.

Nur allzu lange sind auch bei uns von Verblendeten und Böswilligen die Gewaltthaten und Raubzüge des ersten Napoleon in Versen und Prosa gefeiert worden. Der Eindruck dieser Persönlichkeit ist so stark gewesen, daß selbst Goethe sich nie ganz von ihm befreien konnte; daß ein so nüchterner Mann wie unser ehrlicher Schlosser doch immer, bei aller Abneigung, etwas Wunderbares in ihr erblickt. Zum Glück hat der Neffe durch die Veröffentlichung der Korrespondenz des Oheims dafür gesorgt, das wahre Gesicht des Mannes kenntlich zu machen. Wer noch nach diesen Selbstbekenntnissen in Napoleon einen „Mann der Vorsehung" sieht, wird den Attila's und Dschingischan's denselben Titel zuerkennen müssen: mit dem einen Vorzug, daß diese Barbaren wenigstens nicht logen, während neben dem Schauspielertum die Lüge eine der stärksten Kräfte und Waffen des Korsen war. Zu viel des Glanzes ist freilich seit Häusser's „Deutscher Geschichte" auf und an der Napoleonslegende nicht mehr geblieben, nicht nur der mit goldenen Bienen übersäete Imperatorenmantel ist verblichen, auch der kleine Hut von Marengo hat einen bedenklichen Schlag erhalten, seitdem jeder weiß, daß Napoleon durch seine Ungeschicklichkeit die Schlacht verloren und Desaix und Kellermann sie wieder gewonnen

hatten. Noch aber heißt es, so oft die Franzosen ihr Kriegsgeheul nach dem Rheine erheben: Austerlitz, Jena, Wagram: als wären dies drei schreckende Wahrzeichen von der Überlegenheit nicht sowohl des kaiserlichen Genius als der französischen Soldaten über Deutsche.

Es verlohnt sich der Mühe, die Basis einmal näher in's Auge zu fassen, auf der und von der aus die Feldzüge Napoleon's in Deutschland unternommen wurden; in jedem Geschichtsbuche ist sie mehr oder minder deutlich zu erkennen; aber unter dem Eindruck der gigantischen That verliert sich fast in vollständige Dunkelheit der Boden, aus dem sie emporkeimt. Daß die Franzosen die Russen bei Borodino besiegten, lernt jeder Schulknabe auswendig; aber erst seit einem Jahrzehnt ist es über jeden Zweifel nachgewiesen, daß nicht die Franzosen, sondern die sächsische Reiterbrigade die berühmte große Schanze endlich nahm.

Vier Feldzüge hat Napoleon in Deutschland geführt, 1805 gegen Österreich (17. Oktober Ulm; 2. Dezember Austerlitz); 1806 und 1807 gegen Preußen (14. Oktober Jena; 8. Februar Eylau; 14. Juni Friedland); 1809 gegen Österreich (22. April Eckmühl; 22. Mai Aspern; 5. und 6. Juli Wagram); und 1813, seinen letzten Feldzug, den er mit der Schlacht bei Groß-Görschen begann, 2. Mai, und mit der Schlacht bei Hanau, 30. und 31. Oktober, endete. Die Grundlage dieser Züge, ohne die sie unmöglich gewesen wären, bildeten die Eroberungen der französischen Republik, die Zerrüttung der deutschen Kleinstaaten, die gegenseitige Eifersucht Preußens und Österreichs. Trotz der Zerfahrenheit der deutschen Zustände an den Ufern des Rheins, obgleich ein großer Theil, namentlich der städtische, der Bewohner die angeblichen Befreier des Menschengeschlechts mit offenen Armen aufgenommen, und Preußen durch den Baseler Frieden schon 1795 aus der

Reihe der Kämpfenden geschieden war, hatte es acht Jahre voll blutiger Schlachten vom Treffen bei Valmy, 20. September 1792, bis zur Schlacht bei Hohenlinden, 3. Dezember 1800, gedauert, ehe die französische Republik am linken Rheinufer festen Fuß faßte. Ihre ausgezeichnetsten Generale Dumouriez und Jourdan, Hoche und Marceau, Pichegru und Moreau hatten sich hier mit wechselndem Glück gegen Österreicher und Preußen versucht; dreimal schlugen die Preußen sie bei Kaiserslautern in der Pfalz zurück, bei Amberg und Würzburg pflückte der Erzherzog Karl seine ersten Lorbern. Viel mehr waren es die Siege Napoleon's in seinen ersten italienischen Feldzügen, welche das Schicksal des linken Rheinufers entschieden, als die Heldenthaten der Franzosen uns gegenüber. Im Frieden von Luneville, 9. Februar 1801, ward das linke Rheinufer endgültig abgetreten und die sogenannte batavische Republik (Holland) anerkannt; das heutige Belgien, seit dem spanischen Erbfolgekrieg in österreichischem Besitz, war schon im Frieden von Campo Formio Frankreich überlassen worden.

Von diesem Punkte aus müssen die Feldzüge Napoleon's in Deutschland betrachtet werden: er steht schon mit beiden Füßen in unseren Landen beim Beginne eines jeden Krieges. Den Rheinübergang der Franzosen unter Ludwig XIV. im Jahre 1672 hatte Boileau in einer pomphaft schwülstigen Epistel besungen; die Dichter des Kaiserreichs konnten ihre Leier zu diesem Zwecke nicht stimmen; ihr vergötterter Held hatte stets jenseit des großen Stromes sein Hauptquartier. Wo er seine Kriegspläne auch entwarf, im Lager zu Boulogne, in Paris, in Astorga, ihre Voraussetzung ist: nicht an den Grenzen Frankreichs, in der Mitte Deutschlands wird geschlagen. Nicht Paris, Metz oder Straßburg: Mainz ist der gegebene Ausgangspunkt seiner deutschen Feldzüge. Der

Krieg von 1805 beginnt in Bayern, zieht sich im Donauthal niederwärts nach Wien und endet in Mähren. Als am 8. Oktober 1806 Preußen den Krieg erklärte, stand Napoleon mit seiner Armee bereits bei Gotha, am 10. begegnete sein linker Flügel unter Lannes bei Saalfeld der preußischen Avantgarde. 1809 spielte sich der Kampf wieder im Donauthal ab, 1813 bewegte er sich in Sachsen, Schlesien, der Mark, an der Nordgrenze Böhmens. Nicht draußen, in dem Herzen unserer Landschaften hatten wir den Feind. Daher war jede Niederlage für uns so vernichtend, weil sie unsere verwundbarsten Punkte traf, unsere Lebensadern unterband. Die Gefahr für Berlin und Wien, wenn der Feind von Mainz, München und Dresden seine Operationen beginnt, ist eine so augenscheinliche, daß ihre Gewißheit den Bedrohten etwas von jener Ruhe, Kaltblütigkeit und Besonnenheit raubt, die allein die Möglichkeit eines großen, dauernden kriegerischen Erfolgs sichern. In Paris waren die Kriegsredner im Senat, die Reichen und Müßiggänger auf den Straßen weit ab von jedem Schuß, und man muß in den Memoiren der Zeit das namenlose Entsetzen nachlesen, das sie alle ergriff, als 1814 die Deutschen und Russen auf dem „geheiligten Boden" Frankreichs erschienen. Es ist derselbe panische Schrecken, der in den ersten Septembertagen des Jahres 1792 die Stadt bei der Nachricht von dem Nahen der Preußen durchraste.

Aber die Republik hatte ihrem ungetreuesten und verbrecherischsten Sohn nicht nur durch ihre Eroberungen eine Basis seiner Entwürfe gegen Deutschland gegeben: sie hatte das Heer und den Schatz Frankreichs nach dieser Nord- und Ostseite hin um mehr als ein Drittel ihrer Stärke vermehrt. In seinen lügenhaften Bülletins übertreibt bekanntlich Napoleon die Macht seiner Gegner ebenso wie die Größe seiner

Erfolge; kein Zweifel, daß in einzelnen Zusammenstößen der Feind den Franzosen überlegen war — dann neigte sich aber auch der Sieg meist auf die Seite der Gegner, so in den Gefechten bei Stein und Dirnstein 1805, bei Eylau 1807, bei Aspern 1809 — im Großen und Ganzen war er stets an Zahl dem Feinde gewachsen, wie bei Austerlitz, wo er nach seiner eigenen Aussage 80 000 Mann, die Russen und Österreicher 82 000 Mann hatten, oder unverhältnismäßig ihm überlegen. Vor der Schlacht bei Jena betrug nach officiellen Listen die preußisch-sächsische Armee 117 000 Mann; am 30. September 1806 schreibt Napoleon an seinen Bruder Louis, den „Holländer“: „Ich werde 200 000 Menschen auf dem Schlachtfeld haben“, und an Soult am 5. Oktober: „wir werden in einem Bataillon carré von 200 000 Mann auf Dresden marschieren, mit dieser ungeheuren Überlegenheit an Mannschaften kann ich den Feind überall mit doppelter Stärke angreifen.“ Und mit dieser Äußerung vergleiche, wer Lust hat, die unergründliche Verlogenheit des Mannes nackt zu sehen, sein Bülletin über die Schlacht von Jena! Frankreich allein konnte mit seinen damaligen siebenundzwanzig Millionen Einwohnern solche kriegerischen Massen nicht aufstellen, trotzdem, daß man die Kontingente beständig vorausnahm; es wurden eben Belgier, Holländer, Rheindeutsche einfach als „Franzosen“ mitgerechnet. Dazu kamen dann die Truppen der Rheinbundfürsten: Badenser, Hessen-Darmstädter, Württemberger, Bayern. Die Klage und der Zorn über diese Schmach des Vaterlandes braucht heute nicht mehr erhoben zu werden. Aber ist auch in der vaterländischen Begeisterung und dem heroischen Aufschwung der Süddeutschen Alles vergeben und vergessen, so muß in einer nüchternen Betrachtung der Napoleonischen Siege gerade auf diese Streitkräfte als auf ein entscheidendes Element hingewiesen werden. 1805

waren es die Bayern, die den ersten Ansturm der Österreicher aushielten; 1809 gewann der Kaiser hauptsächlich mit ihnen die Gefechte vom 19. bis 24. April, die er selbst die Silberblicke seiner Kriegskunst genannt hat. 1806, als er den Rheinbundstruppen nicht recht traute, mußten sie, fünfzigtausend Mann stark, seine Verbindung zwischen dem Rhein und Franken herstellen und decken. Was sie 1813 für ihn gewesen, geht am schlagendsten aus dem leider unvollendet gebliebenen Werke des Obersten Charras über die Vorbereitungen zu diesem Feldzuge hervor; hätten im März sich nur die Sachsen den vordringenden Russen und Preußen angeschlossen, so wäre der Feldzug vermutlich schon im Mai zu Ende gegangen; die jungen französischen Rekruten, die der Kaiser hinter den Württembergern, Sachsen und Hessen einübte: die dann während des Waffenstillstandes im Juni und Juli geschult, gekleidet, bewaffnet wurden, schlugen die preußischen Landwehren trotz alledem an der Katzbach, bei Hagelberg und Dennewitz zu Hunderten mit den Kolben tot, wie würde es diesen braven, mutigen, aber völlig ungeübten Jünglingen beim Ausbruch der Feindseligkeiten ergangen sein! Erckmann-Chatrian's „Histoire d'un conscrit de 1813" zeigt an dem Beispiel eines Einzelnen, was die französische Armee damals gelitten. Mit gemischtem Gefühl, in Trauer und Unwillen liest man die Inschrift des Obelisken, der den Carolinenplatz zu München ziert: „Den 30 000 Bayern, die im russischen Kriege den Tod fanden. Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung." Ja wohl, auch sie! Aber diese Hekatombe auf dem Altar des Moloch-Napoleon soll uns hier nur zur Begründung unserer Ansicht dienen, daß ohne seine deutschen, holländischen, belgischen, polnischen Verbündeten und Unterthanen die Großthaten Napoleon's nicht auszuführen waren. Gourgaud, sein großer Bewunderer, berichtet: „Bei dem Zuge

gegen Rußland seien 325 900 Streiter gewesen: unter ihnen 155 400 Franzosen und 170 500 Verbündete.“ Die gute Hälfte der Kosten und Opfer mußte also von den Verbündeten getragen werden. Die angeblich ungeheuren und wunderbaren Kraftanstrengungen Frankreichs unter Napoleon schränken sich darum auf ein bescheideneres Maß ein; dennoch genügten selbst dieser Aufwand von Geld und diese fürchterliche Menschenschlächterei, Frankreich um Jahrzehnte in Wohlstand und Bevölkerungszahl zurückzuwerfen. Von 1792 bis 1814 hat Frankreich fünf Millionen Menschen, täglich sechshundert Mann, im Kriege verloren: um diesen Preis hat man einen Napoleon und ist eine große Nation.

Und noch ein Werkzeug schuf die Revolution Napoleon: das Heer. Die Hälfte der Armee, die er sich in Italien selbst gebildet, war dort und bei dem phantastischen Zuge nach Ägypten untergegangen; den ursprünglichen, festesten Kern des kaiserlichen Heeres bildeten die Legionen, welche die Rheinfeldzüge mitgemacht. Sein „Stern“ befreite ihn von den Feldherrn derselben: Hoche starb plötzlich, Pichegru erlosch im Gefängnis, Moreau wurde verbannt. „Bonaparte hat das Unglück, daß ihm seine Feinde unter den Fingern wegsterben,“ sagten die, welche ihn im Stillen für einen Meuchelmörder hielten. Ohne Haupt warfen sich diese an Raub und Brand, an Mord und Ruhm gewöhnten Soldaten in seine Arme. Und hier kann ich nicht besser schließen, als mit den Worten Lanfrey’s: „Wenn man an das wunderbare Werkzeug denkt, das er in den Händen hatte, und an den unwürdigen Gebrauch, den er so lange ungestraft davon machen konnte, fallen uns unwillkürlich jene magischen Mächte ein, die in den morgenländischen Märchen eine so große Rolle spielen. So lange der Held den Talisman besitzt, glückt ihm Alles, auch das Unwahrscheinlichste. Die Gesetze und Kräfte,

welche die anderen Menschen lenken, sind für ihn nicht vorhanden. Mühelos entstehen unerhörte Wunder unter seiner nichts ahnenden Hand. Er kennt weder das Gute noch das Böse, er spottet über Unmögliches. Für ihn wird die Unvernunft zum Genie, die Unvorsichtigkeit zur Geschicklichkeit, die Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit, je mehr er alle Regeln der Weisheit, des Rechts, des gesunden Menschenverstandes mit Füßen tritt, um so strahlender erhebt sich sein Erfolg ... Eines Tages aber geht der Talisman verloren oder wird zerbrochen: dahin ist der Gott! Nichts mehr haben wir vor Augen als einen armen Wahnsinnigen und wir fragen uns, ob dieser Auserlesene des Schicksals nicht vielleicht sein Opfer gewesen ist: und erschüttert schwankt unser Geist zwischen Schauder und Mitleid."

Dem blutigen Tanz, den der Neffe jetzt wieder mit uns aufführen will, fehlt der beste Musikant: unsere Zwietracht; nicht brauchen wir, wie unsere Väter, nach langer Erniedrigung Rettung zu erflehen:

„Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt" ...

Frei sind wir und stahlgerüstet, einig treten wir ihm an unserer Grenze entgegen; was wir erstrebten und ersehnten, sein Schlachtruf hat es schon vollendet: das einige Vaterland. In diesem Zeichen, früh oder spät, werden wir siegen.

---

26. Juli 1870.

Woher, werden sich gewiß Viele unter uns in den letzten Tagen gefragt haben, woher dieser Hochmut, diese phantastische Verkennung der Wirklichkeit bei den Franzosen? Daß sie sich

für die erste Nation der Welt halten, nach ihrer Meinung an der Spitze der Civilisation marschieren: gehe es ihnen doch hin; wenn wir in unsere eigene Brust greifen, werden auch wir einem ähnlichen Gefühl des Stolzes begegnen. Aber diese Thorheit ist nur die kleinere im Vergleich zu der andern. Wenn ein Rouher an der Spitze des Senats den altersschwachen Kaiser auffordert, seinen Degen zur Befreiung Deutschlands zu ziehen; wenn dieser Kaiser selbst Proklamationen an die Deutschen erläßt, die „begierig von allen deutschen Städten, allen Vereinen zu Tausenden gefordert werden;" wenn dieser wüste Taumel aus den Tuilerien sich auf die Gassen fortpflanzt: hat man da nicht das Recht zur Frage: sind wir in einem Tollhause, auf dem Maskenball in der Großen Oper? Wer ist hier der Betrüger, wer der Betrogene? Oder ist ihnen vielleicht allen der Cancan aus den Beinen in die Köpfe gefahren?

Ja, sie haben uns bei Jena besiegt, sie waren in Berlin, aber haben sie Leipzig und Waterloo vergessen? Sind wir nicht zweimal in Paris gewesen und haben die Siegesgöttin, die sie uns geraubt, glorreich zurückgeführt? Solche Gedanken sollten doch wenigstens Zweifel an ihrer Unbesiegbarkeit in ihnen erwecken. Wir selbst haben durch eine sinnlose Verherrlichung des französischen Wesens dies reizbare, in Einbildungen lebende, gern redende und prahlende Volk in seinem Übermut bestärkt. Sie ließen uns die Schwere ihres Joches fühlen und peitschten uns fünf Jahre lang mit Skorpionen, aber wir spielten 1814 und 1815 die Großherzigen; es schien, als schämten wir uns unserer Siege über dies tapfere, geistreiche Volk, das einen Diplomaten wie Talleyrand und eine Frau wie Juliette Recamier hervorgebracht. Nichts von dem Ingrimm, der die Lieder Arndt's durchglühte, zeigte sich, als wir in Paris waren. Diese verführerische Stadt wurde

das Capua unseres Hasses. Schon ein Beispiel dieser moralischen oder unmoralischen Eroberungen hatten die Franzosen zu verzeichnen; der große König, der nur auf die Hosen zu klopfen brauchte, um die ganze Armee Soubise's bei Roßbach in viel lächerlicherer Weise auseinander zu sprengen, als jemals die „große Nation“ die Preußen hat fliehen gesehen, bemühte sich doch in hundert geistreichen Wendungen seiner Briefe und Gedichte, ihnen diese Pille zu verzuckern. Auf dem Schlachtfeld mochte er sie schlagen, in seinem Schlosse, an seinem Schreibtisch, an seiner Abendtafel war er ein Bewunderer ihrer Sprache und ihres Witzes. „Wenn ich König von Frankreich wäre“, soll er oft gesagt haben, „dürfte ohne meinen Willen nicht ein Kanonenschuß in Europa fallen“: ein Beweis, wie hoch er die Macht und den Mut dieses Volkes schätzte. Und einmal in dieser Ansicht von der Vortrefflichkeit und den hervorragenden Eigenschaften der Franzosen befangen, gingen wir weiter und waren geneigt, jeden Fehler, den sie machten, jeden Frevel, den sie ausübten, von ihnen allen auf ihre Regierung allein abzuwälzen. Nicht gegen die Franzosen, nur gegen jene „Rotte von Bösewichtern“, welche den König Ludwig XVI. und Marie Antoinette gefangen hielten, wollte der Herzog von Braunschweig 1792 zu Felde ziehen; nicht mit Frankreich, nur mit Napoleon führten wir 1813, 1814 und 1815 Krieg. Was Wunder, daß die Nation sich in den Traum der Unverwundbarkeit und Unbesieglichkeit hineinschwärmte, so nach Ludwig's XIV. kläglichem Ausgang, wie nach dem jähen Fall des ersten Napoleon? Louis Blanc in seiner „Geschichte der zehn Jahre“ ist in den einleitenden Kapiteln gläubig davon überzeugt, daß die Verbündeten niemals nach Paris gekommen wären, wenn man nur die Nation entfesselt hätte.

Schon mit den alten Galliern ging die Zunge und die

Phantasie durch. Auch hing trotz Cäsar's und seiner Legionen ihnen der Himmel bei jedem Aufstand voll Geigen; dieselbe Geringschätzung des Gegners, die absichtliche Verkennung der Wirklichkeit, die Übertreibung der eigenen Kräfte finden sich in Cäsar's Büchern vom „Gallischen Krieg“ bei ihnen genau so geschildert, wie sie heute in den Pariser Zeitungen uns begegnen. Nur die Kraftausdrücke fehlen; denn Cäsar — ein vollendeter Gentleman, was weder der Oheim noch der Neffe, noch Ollivier und Cassagnac waren und sind — milderte auch in der Schilderung der Feinde ihre angeborene Wüstheit und Prahlsucht. Am bedenklichsten und ergötzlichsten hat sich die letztere immer über Deutschland geäußert. Vor den Spaniern haben die Franzosen stets Respekt gehabt, die spanischen Weltmacht ist anderthalb Jahrhunderte hindurch ihr Schreckgespenst gewesen, und da beide Napoleoniden im Kampfe gegen die Spanier — selbst gegen die herabgekommenen und entarteten Enkel der Conquistadoren in Mexico — den Kürzeren gezogen, so darf man „die Empfindlichkeit dieses edlen Volkes“ nicht reizen. Die Engländer sind ein grobes, selbstgefälliges, dummes Volk, täglich werden sie auf irgend einem Theater der Boulevards verspottet: und wer weiß, ob der Neffe die „Revanche für Waterloo“ ihnen nicht nach der Demütigung Preußens heimzahlt, sich das beste Stück zuletzt aufbehaltend. Aber Abukir und Trafalgar sind häßliche Erinnerungen und die Medaille, die der Oheim verfertigen ließ: auf der einen Seite trägt sie seinen lorbergekrönten Kopf, auf der andern einen Herkules, der den Riesen Antäus in seinen Armen erstickt, mit der Umschrift: „Landung in England“ — „geprägt in London 1804“ — ist leider nie zur Ausgabe gekommen, sondern ein Kinderspielzeug geblieben.

Darum nichts von Spaniern und Engländern. Doch die Deutschen? Unter Franz I. lernten die Franzosen die Deutschen

als Kriegsknechte der Spanier auf italienischen Schlachtfeldern kennen, bei Pavia in etwas derber Weise. Deutsche und Spanier verschmolzen auch darum für sie fast zu einer Einheit, da auf dem deutschen Kaiserthron wie auf dem spanischen ein Habsburger saß. Später, von der Schlacht bei Mühlberg bis zum Ausgang des dreißigjährigen Kriegs, verschlang der gewaltige religiöse Gegensatz den nationalen. Deutsche protestantische Fürsten wandten sich an Heinrich II. von Frankreich, ebenso warben die französischen Hugenotten deutsche Truppen. In diesen Streitigkeiten verloren wir Metz, Toul, Verdun, das Elsaß. Man kann nicht sagen, daß der Verlust dieser Städte und Landschaften als ein nationales Unglück von den Zeitgenossen tief empfunden worden wäre. Daß dadurch vor Allem das katholische Haus Habsburg eine Einbuße erlitten, war die vorherrschende Ansicht in Norddeutschland wie in Frankreich. Die Verachtung der Deutschen als politischer Gemeinschaft beginnt mit dem Zeitalter Ludwig's XIV. Wie sich an ihn die Blüte der französischen Litteratur, so knüpfen sich alle Eroberungsgelüste, aller Übermut, die ganze räuberische und mordbrennerische Kriegführung der Franzosen an diesen „großen König“. Von ihm haben die Napoleoniden den Hochmut und die Frechheit gelernt; man möchte annehmen, daß zwischen seinem Melac, dem Mordbrenner von Heidelberg, und Duras, der zu Speyer die Grabstätten unserer Kaiser der Verwüstung preisgab, und den Helden der napoleonischen Legende, Vandamme und Davoust, nicht nur eine innere, sondern auch eine Blutsverwandtschaft bestanden. Die Republikaner von 1793 haben am linken Rheinufer so arg gehaust, wie die Soldaten des „größten“ Königs. Raub, Brand, Mord: das war von jeher die Losung der Franzosen im Kampfe gegen uns. Und bei alledem fanden sie Anhänger, Bundesgenossen unter uns!

Nicht allein Reichsfürsten, voran die geistlichen Kurfürsten, Adelige, Gelehrte, Kaufleute, Männer aus den gebildetsten Ständen begeisterten sich für die Allongenperücke Ludwig's XIV. „Man hat gesagt", drückt sich Ranke in seiner vorsichtigen Weise, als er den Raub Straßburg's erzählt, aus, „einige Mitglieder des Rats der Stadt seien mit Geld bestochen worden. Bewiesen ist es nicht, und kaum sollte man glauben, daß Magistrate einer alten freien Stadt sich so tief hätten wegwerfen können. Aber anders ist es doch nicht: von der Bedrängnis ihrer Stadt, und zugleich auf eine Sicherstellung ihrer Personen Bedacht nehmend, mögen einige Ratsherren sich zu Schritten haben hinreißen lassen, bei denen sie ihre Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland aus den Augen verloren." Über allem Zweifel ist es doch, daß der Magistrat die Kanonen auf den Wällen absichtlich ohne Munition ließ. Wie hätten die Franzosen eine solche Nation achten, ja nur als Einheit anerkennen können? Wie die Stände sich vom Kaiser, so trennten sie das Reich vom Kaiser. Deutschland wurde immer mehr für die Franzosen zu einem geographischen Begriff. Es gab Badenser und Pfälzer, Hessen und Sachsen, Baiern und Württemberger, Österreicher und Preußen: aber niemals für sie ein deutsches Volk.

Im 18. Jahrhundert krähte der gallische Kampfhahn nicht allzulaut. Ludwig XV. liebte die Jagd mehr als den Ruhm. Auch war der spanische Erbfolgekrieg ein heilsames Zugpflaster gewesen, und die burlesken Niederlagen im siebenjährigen Kriege warfen auf französische Helden und Heldenthaten ein gar zu sonderbares Licht. Dennoch blieben wir von ihrem Spott nicht verschont. „Das heilige römische Reich deutscher Nation!" ruft Voltaire aus, „das weder heilig, noch römisch, noch eine Nation ist!" Erst mit der Revolution erhob sich das gesunkene Selbstgefühl der Franzosen wieder. Vierzehn

Jahre lang schmachtete deutsches Land unter ihrem Joch, folgten deutsche Männer dem fränkischen Adler. Und nachher? Lag nicht ein großer deutscher Dichter anbetend vor dem Jupiter tonans der Vendôme-Säule auf den Knieen? Schien die deutsche Sprache nicht viel zu arm, um die Verleumdung, Verketzerung und Verspottung des deutschen Staates vollgewichtig auszudrücken? Die Franzosen haben das Alles für baare Münze genommen; es ist mannhaft von Kassandra-Thiers, daß er jetzt seine tollgewordenen Landsleute vom Äußersten abzumahnen versuchte, aber er selbst gehört zu denen, die sie toll gemacht. Zwei Jahrhunderte haben sie verwöhnt, Deutschland für eine lose, stets in innerem Zwiespalt begriffene Verbindung von Staaten zu halten, deren Interessen feindlich auseinandergehen. Dazu der Ehrgeiz der Dynasten, die Gegnerschaft der Stämme — wie sollt' es mir fehlen, denkt der Neffe und läßt sich auf das Pferd des Onkels schnallen: „Divide et impera!"

Der Blutdunst der zukünftigen Schlachtfelder verwirrt und betäubt ihn, wie Macbeth, der den königsmörderischen Dolch vor sich schweben sieht. Er vergißt, daß der Krieg von 1866 kein Zufallsreich geschaffen, sondern daß sich in ihm nur die langsam gereifte Knospe des deutschen Volksgefühls zur Blüte entfaltet. Wie 1756 Europa in Waffen nicht vor einer durch blindwaltendes Glück emporgekommenen Herrschaft der Markgrafen von Brandenburg, sondern vor einer geschichtlichen Notwendigkeit, dem Staat Preußen, stand, so stehen jetzt die Franzosen vor dem deutschen Staat. Napoleon III. auf dem Thron Frankreichs ist ein ungeheurer Anachronismus, der nur die tiefe Versumpfung des französischen Volkes offenbart; der deutsche Staat ist eine Notwendigkeit. Es kam, sah, siegte und verschwand in ein unergründliches Nichts, das erste Kaiserreich, wir aber blieben aufrecht. Auch uns ist das

Orakel gegeben, das der delphische Gott der Stadt Athen erteilte:

„Viel noch schauend und Vieles ersiegend und Vieles erduldend,
Wirst du ein Aar in den Wolken dereinst sein immer und ewig!“

---

27. Juli 1870.

Ein Buß-, ein Bettag für unser Volk! Der Einwand ist leicht, daß ja auf des Gegners Seite zu demselben Gott gebetet werde, daß im Ernst Niemand annehmen könne, das Ewige und Göttliche werde durch ein Wunder in diese flüchtige Welt vorübergehender Thatsachen eingreifen: das kann der tiefere Sinn dieses Tages nicht sein. Wohl aber sollen wir Alle dadurch, so nah oder so weit ab wir von dem überlieferten Glauben stehen, aus dem Drang und Sturm des Alltagslebens zu einer Stunde ernster feierlicher Betrachtung geweckt werden. Einen Blick sollen wir hinaufrichten zu den unsichtbaren Mächten, die das Dasein des Einzelnen, das Glück und den Fall der Staaten nicht nach Willkür, sondern nach unwandelbaren Gesetzen lenken. Plötzlich schweben sie über uns in rothen Kriegswolken; feurige Reiter sahen in ähnlichen Zeiten unsere Vorfahren am Himmel kämpfen und das ängstlich lauschende Ohr vernahm aus der Höhe den Schlachtruf der Walküren — Phantasien, die alle nur dem Gefühl Ausdruck zu geben suchten, daß ein Schreckliches, Namenloses in den gewöhnlichen Kreislauf des Lebens getreten sei. Aus einem tiefen Frieden, der nichts forderte, für nichts Sinn zu haben schien, als für Erwerb und Genuß, aus einem halb bacchantischen Taumel des Vergnügens, aus den verwegensten Hoffnungen und ungemessensten Wünschen, welche die ganze Welt ergriffen haben, aus einer, um mit Schopenhauer zu reden, unermeßlichen Bejahung des Willens

zum Leben sind wir hinausgerissen worden. . . . Wir wissen nicht, zu welchem Ende. Nach Millionen zählen die Verluste welche die ersten zwölf Rüstungstage dem Handel, dem Kapital, dem Verkehr in Europa schon geschlagen haben, vor uns breiten sich Schlachtfelder aus, brennende Dörfer und Städte steigen auf. . . Genug, was bleibt dem Einzelnen in solcher Krisis der Welt?

Eins bleibt uns, was die Franzosen nicht haben noch haben können, wohin ihr point d'honneur und ihre gloire niemals hinanreichen — uns bleibt der kategorische Imperativ.

An der Ostgrenze deutscher Bildung und Gesittung hat ihn Immanuel Kant gefunden: das Soll der Pflicht. Mit Notwendigkeit und Unbedingtheit gebietet das sittliche Sollen, darum ist der moralische Imperativ ein kategorischer, ein unbeugsamer, um den nicht durch allerlei Flausen und Spiegelfechtereien herumzukommen ist. Wozu ist der Mensch auf Erden? Laßt alle übersinnlichen Fragen, bleibt auf dem Boden, den Ihr tretet, und erfüllt da Eure Pflicht. Voll und ganz. Wird sie Euch schwer und schwerer, übt Ihr sie nur mit Widerstreben, um so erhaben erglänzt ihr heiliges, unerbittliches „Soll!“ „O Karl“, sagt Schiller's Königin, „wie groß wird unsere Tugend, wenn unser Herz bei ihrer Übung bricht!“ Und nicht in der Studirstube eines einsamen, fast bedürfnißlosen Philosophen; nicht in den schwärmerischen Versen eines großen Dichters ist dieser kategorische Imperativ thatlos geblieben, wie die Götter des Epikur, die wohl sind, aber nichts thun oder leiden: nein, er war das Zauberschwert, welches die Adler des ersten Napoleon zerbrach. In der harten Schule der Unterdrückung und Knechtschaft wurde die Pflicht und ihr Gebot der Rettungsanker unseres Volkes. Klein, schwach, halb zertreten hatte uns der Korse zurückgelassen.

Alles mußte bei uns verbessert, erneuert werden, nicht blos der Staat und das Heer, vor Allem die Gesinnung und die Sitte. Aus wildem genialischen Treiben, aus einem halb sinnlichen, halb phantastischen Streben nach höchster Schönheit, nach einer Religion und Kunst über alle Religionen und Künste hinaus mußten gerade die besten Frauen und Männer unter uns zur Einfachheit, zur Schlichtheit, zur Reinigung des Leibes und der Seele im Stahlbad der Entsagung zurückkehren. Damals ging wie das Feuer, das der Sturm auf seinen Flügeln trägt, der puritanische Zug durch Preußen: fort mit dem französischen Wesen, mit ihrer Frechheit, ihrer Leichtfertigkeit bis herab zu dem Firlefanz ihrer Kleider! Erfüllt von diesem Gedanken, von diesem heiligen Ingrimm gegen ein Volk, welches seine großen Gaben und Kräfte seit Jahrhunderten nur zur Unterdrückung seiner Nachbarn frevendlich benutzt hat, haben unsere Väter und Mütter Alles darangesetzt, Gut und Blut, die Neigungen des Herzens, lange Gewöhnungen, sich von dem französischen Joch innerlich und äußerlich zu befreien. Kein Opfer erschien ihnen zu teuer.

„Laß denn zerknickt die Saat von Waffenstürmen,
Die Hütten laß ein Raub der Flammen sein.
Du hast die Brust geboten, sie zu schirmen:
Dem Lethe wollen wir die Asche weihn.
Und müßt' auch selbst noch auf der Hauptstadt Thürmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beff're Güter in den Staub zu sinken!"

ruft Heinrich von Kleist dem Könige von Preußen zu.

Auf denn! Uns droht dasselbe. Schon hat ein frecher Mann in der Versammlung französischer Abgeordneten von der Plünderung Badens gesprochen, afrikanische Räuberbanden stehen an unserer Grenze . . . geloben wir uns heute alle dem

kategorischen Imperativ der Pflicht. Der Ernst des Lebens finde ernste Menschen. Ist Reichtum und Genuß, Gut und Leben in Gefahr gestellt: sie sind das Höchste nicht. In solcher Stunde der Gefahr wird dadurch ein Volk erprobt und gewinnt die Unüberwindlichkeit, daß jeder an seiner Stelle unverbrüchlich seine Schuldigkeit thut.

In den Napoleoniden, dem Oheim wie dem Neffen, hat sich der frechste und schrankenloseste Egoismus verkörpert, den seit Tiberius und Caligula die europäische Menschheit gesehen, als Sklaven und Gladiatoren sind ihnen die Franzosen gefolgt, längst ein sittlich entartetes Geschlecht: zeigen wir ihnen, was die Tugend und die Pflicht bei den Deutschen vermag. Nicht Jeder kann auf dem Schlachtfelde sich mit ihnen messen, aber Jeder kann zu ihrer Besiegung beitragen; Alt und Jung, Männer und Frauen. Diejenigen, die kämpfen, sollen wissen, daß hinter ihnen derselbe Geist lebt, der sie vorwärts treibt. Nein, wir sind nicht in den Banden des Materialismus gefesselt, nicht in Genußsucht verloren und im Cancan verfault: alle Universitäten schließen sich, die gesamte gebildete Jugend eilt zu den Waffen und hat nur den einen Schmerz, daß sie das Schwert noch nicht zum Rächeramte schwingen kann. Überall sind unsere Frauen mit Rat und That bei der Erquickung der Ausziehenden, bei der Sorge für die Familien der Wehrmänner bereit. Ein Wille, eine Begeisterung! An der Donau, am Rhein, an der Ostsee, an den Alpen dieselbe Stimmung, dasselbe Soll der Pflicht! Mag doch nach dem Kriege der Schwabe seinen trotzigen Kopf wieder aufsetzen und der Berliner diesseit und jenseit des Mains das Stichblatt guter und schlechter Witze sein — jetzt sind wir einig und wissen, was wir sollen. Noch hat kein Feind unsere Grenzen siegreich überschritten, schon aber hat unsere freie That das Muß der Notwendigkeit überholt.

Nicht wir haben es gewollt, daß das Jahr 1870 das Jahr 1813 wiederhole: ein dritter Napoleon hat uns in unsere Waffenrüstung gezwungen. Ungewiß ist der Lauf jeder Kugel, ungewiß der Sieg: dies aber liegt, wie beschränkt wir Menschen auch in unserm Handeln sind, allein in uns: nicht ein Heer, wie in Sebastopol, nicht tapfere, aber schlecht geführte und verratene Legionen wie bei Solferino — er finde ein feindliches Volk sich gegenüber, das ihn siegend oder besiegt mit unauslöschlichem Hasse verfolgen wird.

Wohin sich an dem heutigen Tage die Blicke der Einzelnen auch richten mögen, jeder andere Gedanke ordne sich dem der Pflicht unter. Was ist Sieg? Was ist Niederlage? Daß wir besonnen und ohne Ermatten thun, was das Vaterland von uns fordert: dies allein gilt es. Nicht blind vorstürmend, wo Jeder etwas anders ausrichten möchte, als ihm obliegt; nicht in eitler Ruhmsucht, sondern opferfreudig und mit dem einzigen Lohn eines beruhigten Gewissens: so begonnen, so durchgeführt wird dieser Krieg in Wahrheit ein heiliger sein, weit über alle politischen Zwecke und Ziele hinaus wird er für Deutschland segenbringend wirken, unser Volk von vielen Schlacken reinigen, in alle Verhältnisse wieder Gesundheit und Mäßigkeit zurückführen und der hochschwellenden Flut ungezügelter Lebenssucht und Habsucht den Damm des kategorischen Imperativs für Jahre entgegenstellen.

Was ist Gott? Wer wagt es, das Unendliche in eine irdische Bezeichnung zu fassen? Wenn wir aber von dem Willen durchdrungen sind, der Pflicht zu leben und zu sterben, so laßt uns alle heute, ob Juden oder Christen, ob Gläubige oder Ungläubige, einstimmig rufen:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!“

---

2. August 1870.

Der Krieg hat begonnen. Aber es ist klar, daß er nicht immer dauern kann, daß in kürzerer oder längerer Frist wieder der Friede zwischen uns und den Franzosen herrschen wird. Und auch das ist über jeden Ausfall der Schlachten hinaus gewiß, daß weder das eine noch das andere Volk mit einer wesentlichen Einbuße seines inneren Wesens aus dem Kampfe hervorgehen wird. Im Gegenteil, schon hat das Deutschtum eine wunderbare Stärkung und Kräftigung erfahren: etwas Unerhörtes und Unglaubliches ist geschehen, in Reih und Glied, in einem Heerlager stehen alle Deutschen zusammen. Hier liegt ein unverlierbarer Schatz, ein Sieg des Gedankens, der eben darum von keiner Niederlage der Waffen betroffen wird. So wenig der Romanismus die Idee der Reformation hat vernichten können, so wenig wird Frankreich das, was wir die Einheit Deutschlands nennen, zertrümmern.

Wenn wir also doch wieder friedlich mit den Franzosen verkehren, friedlich neben ihnen wohnen werden: wie wird künftig unser Verhältnis zu ihnen, zu ihrer Kultur sein? Und hier hängt es einzig und allein von uns ab, Alles ins Grade und Gleiche zu rücken. Von der kindlichen Thorheit, daß die Franzosen außerordentlich liebenswürdige, gutmütige Menschen seien, die nach unserem Besitz gar nicht lüstern wären, die nur ein Unhold in Gestalt des kranken und steinbrüchigen dritten Napoleon in die Schlacht geißele: davon sind wir alle auf Menschenalter hinaus zurückgekommen. Nein, in der Masse des Volkes selbst lebt der Schwindelgeist, die Raubsucht, die Eitelkeit, die Frechheit. Unterstützt werden alle diese Eigenschaften von der, wir wissen nicht ob Mitleid oder Verachtung erregenden Unwissenheit dieser an der Spitze der Civilisation einherschreitenden großen Nation. Die historischen und geographischen Tollheiten, die sie uns in diesen

letzten Tagen aufgetischt haben, beweisen nur zu schlagend, daß die Hälfte ihrer Ansprüche eben aus Unkenntnis der Wirklichkeit entspringt. Wie sollte es in einem Lande, wo der Schulunterricht so vernachlässigt ist, anders sein! Bei uns wird es als selbstverständlich vorausgesetzt, daß jeder Gebildete ein französisches Buch lesen und verstehen kann. Unter allen französischen Schriftstellern sind schwerlich zwei Dutzend, die Goethe's „Faust" auch nur zu buchstabiren vermögen. Wie leicht ist es hochmütig zu sein, wenn man immer nur sich selbst und seine Großthaten anschaut und vor denen der Andern den Kopf weislich in den Sand steckt! Die französische Nation ist der Narziß unter den Völkern, sie bewundert beständig ihr eigenes Spiegelbild.

Leider haben die andern Völker und vor Allem wir Deutsche uns stets beeilt, ihr diesen Spiegel vorzuhalten. Schlagen wir an unsere Brust, mea culpa, maxima mea culpa! Zwar möchten wir jetzt, in gerechtem Zorn über den Friedensbruch des bösen Nachbars, alles „Welsche" abthun, die Possen Offenbach's, die Couplets der Mademoiselle Antoinette, die Chignons und die französischen Ladenschilder. In unserer Berserkerwut fegten wir am liebsten die ganze französische Kultur fort, die uns nichts als den Cancan und die Cameliendamen gebracht. Aber wer wüßte nicht, daß dies Strohfeuer in einem Monat verraucht sein wird. Im nächsten Karneval wird wieder eine Oper Offenbach's in prächtigster Ausstattung ihren Einzug in die Theater unter allgemeinem Beifall halten, auf den Bällen werden wieder die neuesten Pariser Moden glänzen; ja noch mehr, eine Anzahl hochgebildeter Frauen wird wieder eine neue Novelle About's bewundern — desselben About, der jetzt ihre bei unserm Heere weilenden Männer, Brüder und Freunde wie der gemeinste Gassenjunge verhöhnt und beschimpft. „Kein Charakter, doch

ein Talent": damit wird in alter leichtsinniger Weise Alles wieder gut gemacht werden. Warum sollten dem gegenüber die Franzosen nicht überzeugt sein, daß sie, Sieger oder Besiegte, doch die tonangebende große Nation in Europa bleiben werden? Wissen sie nicht, daß, fünfzehn Jahre nach der furchtbarsten Erbitterung Deutschlands gegen sie, Heine und Börne der „großen Befreierin" der Welt die Füße küßten?

Jede Übertreibung schadet sich selbst; das künstlich aufgebauschte deutschtümelnde Wesen erlöst uns nicht von dem französischen Zwange. In das Conzert Europa's, und wir meinen nur das friedliche, gehört der französische Genius. Er ist nicht durch eine geistige Grenzsperre fernzuhalten; nur wir selbst würden verarmen, wenn wir nicht die Entwickelung unserer Nachbarn beachteten, von ihnen lernten, was zu lernen ist, in unserm Sinn und Wesen ihre Erfindungen, Entdeckungen weiterführten, und umgekehrt. Mir ist das Theater des zweiten Kaiserreichs — es ist fast der einzige Zweig der schönen Litteratur, in der die Franzosen noch etwas Hervorragendes leisten — durchaus nicht sympathisch: mein Gemüt wie meine Kunstanschauung wendet sich von Le demi-monde ebenso wie vom Fils de Giboyer oder von Montjoye ab und höchstens in der Rangstufe meines Widerwillens schwankt die Wahl. Aber wer vermöchte diesen Stücken Leben, Bewegung, eine vortreffliche dramatische Zusammenfügung, innere Wahrheit abzusprechen? Eine häßliche Wahrheit, aber doch Wahrheit und Wirklichkeit, von der das moderne deutsche Theater kaum eine Ahnung hat. In ihrer Gesamtheit betrachtet, steht die französische Malerei sowohl in Gedankentiefe als in Mannigfaltigkeit des Dargestellten weit hinter der deutschen zurück, können wir aber darum nichts von dem Glanz ihres Colorits, von ihrer Erfassung der Wirklichkeit lernen? Und wie im Großen so hinab bis zu den Künsten des Toilettentisches,

dem zierlichen Schnitt der Kleidung, jenen tausend Kleinigkeiten, die uns zum Schmuck des Lebens, der Wohnung notwendig geworden sind! Puritanische Einfachheit predigen ist so leicht, jetzt hat es noch überdies den patriotischen Firniß. Werft all' diesen Flitter ab; kleidet euch in Linnen, statt in Seide und Sammet von Lyon! Fort mit den französischen Frechheiten von unserer Bühne, fort mit den französischen Fabrikaten aus den Läden! In dieser Weise läßt sich der Kulturzusammenhang der beiden Nationen nicht zerreißen. Die altdeutschen Kragen unserer Studenten, die schlichte Tracht unserer jungen Mädchen nach Waterloo haben uns nicht vor der Schmach bewahrt, in Heinrich Heine den größten Sänger des „imperialen Märchentraums" dem erstaunten Frankreich gegeben zu haben. Diese puritanische Umkehr, die in einer Aufhebung der geistigen, künstlerischen und industriellen Weltverbrüderung bestände, würde nicht von langer Dauer sein und nur zu bald in ein anderes Äußerstes, in die albernste Nachäfferei des Franzosentums umschlagen. Nein, habt endlich den Mut, unsere deutsche Kultur der französischen für ebenbürtig zu halten. Sagt nicht, weil es aus Paris kommt, ist es besser, als wenn es aus Berlin oder Frankfurt käme! Staunt nicht jedes französische Bild an, als wäre es vom Monde gefallen, als könnte ein Deutscher „so etwas gar nicht machen!" Überlaßt es doch unseren Phrynen, die phantastischen Trachten und Eva-Costüme der Pariser Camelien-damen nachzuahmen! Seid doch, ihr Frauen, womit ihr so gern prahlet, Frauen im Sinne Stuart Mill's! Anständig nicht nur im Sein, sondern auch im Schein; deutsch nicht nur eures Namens wegen, sondern in eurem Wesen durch und durch! Von uns Männern erwarten die Franzosen keine Gnade, aber vor den Augen der Frauen haben sie dieselbe noch immer gefunden.

Ernsthaft gesprochen: ihre Unwissenheit des Fremden und unsere Überschätzung der französischen Kultur: aus diesen beiden Wurzeln ist das schiefe Verhältniß hervorgegangen, in dem die beiden Völker nicht seit 1866, nicht seit zehn Jahren, sondern ein halbes Jahrhundert lang zu einander stehen. Dasselbe Kriegsgeheul, anders kann man die Ausbrüche der sogenannten französischen Begeisterung und Vaterlandsliebe nicht nennen, das jetzt an unser Ohr tönt, haben sie 1840 erhoben, als sich Thiers zu Pferde setzen wollte, um die Schlachten Napoleon's, die er bis dahin studiert, selbst zu schlagen! Immer wird sich dies traurige und lächerliche Schauspiel wiederholen, bis wir ihnen mit gleichem Stolz, mit gleich ausgebildetem Nationalgefühl begegnen. Unsere Kultur ist gerade so viel wert wie die ihre; besitzt jene mehr Glanz, so hat die unsrige mehr Inhalt. Wagt es nur einmal, deutsch zu sein, wie der Engländer englisch, der Yankee amerikanisch ist, voll und ganz, mit allen Tugenden und Fehlern, und die französische Überlegenheit wird wie eine Seifenblase zerplatzen. Es ist richtig, bis jetzt haben in der Kulturgeschichte Europa's die romanischen Nationen die vorwiegende Rolle gespielt. Die italienische Renaissance mit ihren Bauten, ihrer Malerei, ihrer Dichtkunst, ihrer Tracht, Lebensgewohnheit und Sitte hat zwei Jahrhunderte hindurch Frankreich, Deutschland, England sich unterworfen. Nur in dieser Form war die Bildung offenbar geworden, sie wurde das internationale Bindeglied der Völker. Vorübergehend suchte sich das spanische Wesen an ihre Stelle zu setzen. Aber seine stolze, umständliche, ceremoniöse Ausschließlichkeit, der Span phantastischer Tollheit, der in allen Castilianern des 16. Jahrhunderts, nicht nur im Don Quijote steckt, verwehrte dem spanischen Genius einen großen und dauernden Einfluß außerhalb seiner Grenzen. Er konnte fremde Stämme

beherrschen, unterdrücken, aber nicht umbilden. Diese Aufgabe übernahm und führte das Frankreich Ludwig's XIV. durch. Nicht allein auf eigene Kosten; es hatte die italienische Renaissance und die spanische Grandezza in sich aufgenommen und mit seiner Natur verschmolzen; aus dem italienischen Lustspiel machte es Molière's Komödie; aus der Grandezza des Hoflebens zu Aranjuez die leichtere Galanterie des Hofes zu Versailles. Der französische point d'honneur ist nur eine Abschwächung des spanischen bis zum Wahnsinn gesteigerten Ehrgefühls. Die Vorzüge der streng gegliederten französischen Sprache, ihre Klarheit und Schärfe in der Wiedergabe des Wirklichen befähigen sie trefflicher als jede andere zum Weltverkehr. Anschmiegender auf der einen und selbstbewußter auf der anderen Seite als wir, weiß der Franzose sich alle Sättel zurecht zu machen und doch immer als Hutmacher in Berlin oder Tanzmeister in Moskau ein Sohn der großen Nation zu bleiben. Nur in einem Lande kommt er und kam er niemals recht fort: in England, weil ihm hier eben ein Ganzes, eine eigenartige Bildung geschlossen entgegentrat. Daß wir in Folge der religiösen Trennung und der Kleinstaaterei diese Bildung weder im 17. noch im Anfang des 18. Jahrhunderts hatten, machte Deutschland zu dem Versuchsfeld der Franzosen, sowohl in politischer wie in litterarischer und sittlicher Hinsicht. Und nicht allein der edelste, auch der giftigste Samen wurde hier ausgestreut.

Jetzt aber, worin stehen wir den Franzosen nach? In unserer Staatsform? Ich glaube nicht, daß ein einziger Deutscher Lust hätte, die Segnungen des napoleonischen Regiments zu genießen. In Staatsmännern, in Rednern? In Kunst und Wissenschaft? Wir wollen uns nicht pharisäisch unserer Sittlichkeit rühmen; der Ernst, die Tiefe und Tugend unseres Wesens aber ist gerade in diesen Tagen dem

französischen Übermut gegenüber so leuchtend zur Erscheinung gekommen, daß wir die Bewunderung der Welt erweckt haben. Wenn dem so ist, so habt den Mut, es auszusprechen! Haltet an unserer Art, an unserer Bildung fest, nicht allein auf dem Schlachtfelde, wo ihr müßt, sondern im Hause, auf der Straße, im Theater, wo euer Betragen nur von euerm Belieben abhängt. Fühlt sich jeder Einzelne als das stolze Glied einer Kette; ist er nicht gewillt, leichtsinnig, um der Laune und der Mode eines fremden Volkes zu fröhnen, seine Stammeseigentümlichkeit aufzugeben; dann wird jede der beiden Civilisationen sich ruhig und bescheiden in ihren Geleisen bewegen. Sie werden ihr Gutes an einander austeilen, ohne daß die eine sich zur Herrin der andern zu erheben sucht. Gleichberechtigt werden sie mit einander wetteifern. Ihre Unwissenheit können wir den Franzosen nicht nehmen, dies ist die Sache ihrer Gesetzgeber, Lehrer und Schriftsteller, die freilich bisher diese Aufgabe nur im umgekehrten Sinne verstanden haben. Wohl aber können wir ihnen den Spiegel zerbrechen, in dem sie ihre Eitelkeit, ihre gloire triumphirend beschaut, bis sie darüber toll geworden sind. Ehret den französischen Genius, wo er euch als Genius gegenübertritt, aber seid nicht seine Affen in all' seinen Sprüngen und Narrheiten. Prüfet, ehe ihr annehmet, und bewahrt selbst dann noch, im Kleinen wie im Großen, deutsche Art und deutschen Sinn! Die Frauen wünschen so sehr den Männern gleichberechtigt zu sein. Wohl, die Bahn ist offen. Das französische Wesen in Sprache, Tracht, Lektüre — und was für Lektüre: Ernest Feydeau, Alexandre Dumas Fils, Flaubert! — haftet mehr an dem schöneren Geschlecht, als an den Männern. Unter uns haben alle ernster Gesinnten sich längst von der verdorbenen und verfaulten Bildung des zweiten Kaiserreichs abgewandt: wir erkennen darin nicht mehr das

Vaterland Molière's und Racine's, Voltaire's und der konstituirenden Versammlung von 1789 — mögen doch die Frauen unserem Beispiel folgen und sich zunächst dadurch als „gleichberechtigt" erweisen, daß sie mit uns hassen und lieben, deutsch fühlen und deutsch denken. Es sei nicht länger der höchste Ruhm einer deutschen Frau, ein französisches Buch auf ihrem Tisch zu haben, sich ihre Kleider aus Paris verschreiben zu lassen und in mangelhaftem Französisch ihre Erlebnisse aus Baden-Baden zu erzählen. Diese Dinge sind lächerlich, aber sie helfen mit die französische Überlegenheit begründen, wie ja bekanntlich das „Prestige" der französischen Soldaten zum Teil auf ihren roten Hosen, den Beduinenmänteln und den Katzen der Turkos beruht, von denen ein „namenloser Schrecken" ausgehen soll. Der Pariser Hochmut erfindet es und die deutsche Gutmütigkeit lallt es geschäftig und geschwätzig nach.

Auf dem Schlachtfeld haben wir uns den Franzosen als ein Volk gegenübergestellt: laßt uns auch im Frieden all' ihren Künsten und Talenten gegenüber ein großes, selbstbewußtes Volk sein.

---

14. August 1870.

Schwere, blutige Niederlagen, gewaltige Verluste kann ein Volk erleiden, ohne von der moralischen Höhe herabzusinken, die es erstiegen. Im Gegenteil, häufig ist das Unglück für wahrhaft große und zukunftreiche Nationen eine Schule der Läuterung und Erhebung gewesen. Nicht durch seine Siege, durch die Standhaftigkeit, mit der er seine Niederlagen ertrug und wiederherstellte, was wiederherzustellen war, ist Washington einer der größten Feldherrn geworden. Was jetzt, seit acht Tagen, wie ein ungeheures Staunen, wie ein

Märchen Europa durchzieht, sind es die deutschen Siege, sind es die Niederlagen der Franzosen? Doch nur zum Theil; den stärksten Eindruck auf den ruhigen Beobachter wird die Haltung des französischen Volkes hervorbringen. Dies Volk in seiner Mehrzahl hat auf allen Straßen Krieg und wieder Krieg! gerufen; wer will genau bestimmen, in welchem Grade dies Raub- und Schlachtengebrüll den kranken Kaiser zu seinem Tollhausstreich getrieben hat? Die großen und kleinen Blätter, die „berühmten“ Schriftsteller und die unberühmten Reporters, die Rechte und die Linke, Ollivier und Kératry, alle haben „Revanche für Sadowa“ gefordert. Marie Saß hat mit Madame Theresa im Gesang der Marseillaise gewetteifert, alle haben sie uns die Turkos und die Civilisation versprochen. Noch mehr, unser Schweigen haben sie der Reihe nach als Ironie, Verachtung, Furcht, Todesangst ausgegeben. Unsere Landwehren waren „Schuster und Schneider“, mit den Säbeln trieben sie die Feldgendarmen in die Schlacht.

Wir sind von Natur nüchterne Menschen und zogen von all diesen Herrlichkeiten und Prahlereien die Hälfte ab; die andere übrigbleibende Hälfte schien aber doch unter allen Umständen auf ein Volk zu deuten, das einen großen Krieg mit entschlossenem Mute angefangen habe und zu Ende führen werde. Jetzt fassen wir uns an die Stirn und fragen: konnte im Ernst diese Nation sich fort und fort nicht nur für die erste Nation der Welt halten, sondern auch dafür gehalten werden? Sie beginnen den Krieg bei Saarbrücken mit einer Scene aus dem Circus Franconi: ein siecher Mann, der kaum noch zu Pferde sitzen kann, führt einen vierzehnjährigen Knaben in eine „Mordschlacht“, das Kind muß eine Kugelspritze abschießen — wenn wir nicht im Circus sind, wo Alles nur Scherz und Spiel ist, sind wir unter Rothäuten? Haben wir es mit dem „gefleckten Hunde“ und seinen Braven oder

mit dem Cäsar Napoleon und seinen Legionen zu thun? Darüber ein Freudenrausch in den Zeitungen, in Paris — von Saarbrücken führt eine gerade Straße in acht Tagen nach Berlin, es ist nichts als eine Promenade. Ein gewandter Börsenspieler weiß diese Cancan-Stimmung auszubeuten: in denselben Stunden, wo zwei ihrer Heere von den Deutschen zermalmt werden, begeht Paris einen Fasching bei Sommersonnenschein. Nichts offenbart mehr die vollständige Verlumptheit der Menge als dies Schauspiel. Jetzt aber, nach diesen Niederlagen, heraus mit der Wahrheit; rette du uns, heilige Wahrheit, da die Lüge, der Schwindel und die Großmannssucht nicht weiter helfen. „Franzosen, wir haben euch die ganze Wahrheit gesagt!" Die ganze, die selbstverständlich noch immer durch Verschweigungen lügt. „Waffen! Waffen!" schreien die Pariser, wie Masaniello in der „Stummen von Portici." Denn diese Waffen sollen sich nicht gegen die eingedrungenen Deutschen, die „Eroberer" — nein, gegen die Regierung sollen sie sich richten. Diese versteht die „begeisterte Erhebung" in ihrem tiefsten Kern und verhängt eiligst den Belagerungszustand über das Reich. Mut! schrie Danton 1792, als die Preußen über Verdun hinaus vordrangen, Mut und Schrecken! Und um beides zu schaffen, ließ er fünfzehnhundert Gefangene abschlachten. Die „große" Nation hat jetzt einen Palikao zum ersten Minister, einen Bazaine zum ersten General. Der tapfere Graf Kératry, der Karlsruhe in Brand stecken wollte, kann jetzt unter dem Marschall Bazaine, den er selbst für einen Spitzbuben erklärt hat, (L'empereur Maximilien, son élévation et sa chute) das „bedrohte" Vaterland verteidigen. „Unerschöpflich ist Frankreich an Menschen, Kriegsmitteln, Geld!" Am 2. August „erobert" der Kaiser Saarbrücken, am 10. August wird der Landsturm zusammengerufen, am 12. der Zwangscours eingeführt. „Wir brauchen keine

Alliancen!" Am 9. August bettelt das „Journal Officiel" um den Beistand Europa's, es fehlt nur noch, daß es auch die Hoheit Marokko's von dem Ehrgeize Preußens gekränkt und verdunkelt sieht und die Mauren auf das Schlachtfeld ruft. 1866 wollte sich Napoleon III. nicht mit Österreich, „einem Leichnam", verbinden; blutig geben ihm jetzt die Österreicher den Schimpf mit der Frage zurück: „Was kann ein Leichnam dem Sterbenden nützen?"

Liegt aber nur das Kaiserreich im Sterben? Ist nur seine Lüge offenbar geworden? Täuscht nicht Alles, so befindet sich die „große" Nation selbst in einer Krisis auf Leben und Tod. Der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit ist dahin; auch eine siegreiche Schlacht stellt ihn nicht wieder her. Wer die Franzosen dreimal schlug, kann sie auch zum vierten Male schlagen. Und nicht nur besiegt sind sie, auch die Kunst ihrer Führer, ihre angebliche Unwiderstehlichkeit im Angriff haben, wie das Volk sagt, ein Loch bekommen. Nicht Alles, aber die gute Hälfte ihrer militärischen Prahlereien ist Lüge und Schwindel gewesen. Vierzehn Tage lang haben sie sich unthätig an den Grenzen umhergetrieben und betrunken in den Schenken gelegen; statt vorwärtszugehen ein beständiges Schwanken. Als hätte ihr Kaiser eine Vorahnung des Kommenden gehabt. Ihre politische Lage erscheint noch ungünstiger, als ihre militärische; mit drohend erhobenen Armen stehen sich die Parteien gegenüber. „Das Vaterland" Palikao's ist ein anderes als das Gambetta's. Den Bonapartisten bedeutet Frankreich das Kaisertum, ihre Ämter, Stellungen, Gehalte und Dotationen den „Unversöhnlichen" die Republik. Von Brüssel aus klopfen die Orleans an die Thore, um dem Vaterlande zu dienen. Dies Vaterland ist für sie ein Thron. Wie lange noch — und die Legitimisten werden sich ebenfalls rühren. In dieser — nicht für uns, die wir mit Blut und

Thränen durch sie hindurch wandeln müssen, wohl aber für das nachfolgende Geschlecht phantastisch bunten Fastnachts-komödie müßte schließlich noch Rochefort zum „König der Pariser“ ausgerufen werden. Die provisorische Regierung von 1848 hatte, ihrem Wesen getreu, einen Lamartine, in der provisorischen Regierung von 1870 muß nach einem Palikao Rochefort, der Laternenmann, einen Platz haben.

An diesen Rand des Abgrunds und des Bankerotts ist die „große“ Nation in fortschreitender Entsittlichung gekommen. Wie wohlfeil ist es, alle Schuld von sich abzuwälzen und immer nur Napoleon, seinen Hof, seine Freunde anzuklagen! Als ob sie nicht aus der Mitte des Volkes aufgestiegen wären! Als ob nicht dies Volk statt Cavaignac's den Abenteurer von Straßburg zum Herrn sich erwählt! So handelnd, erlitt es nur, was es verdient. Es rede nicht von unverschuldetem Unglück; so gut wie 1870 den Krieg, hat es 1848 Napoleon zum Herrn und Meister gewollt. Im Kaiserreich ist der Krebs, der die Nation zerfrißt, nur sichtbar geworden. Wo keine Schande und keine Scham mehr herrscht, wo mit einem wahnsinnigen point d'honneur die feilste Bestechlichkeit Hand in Hand gehen kann, wo die Tugend der Frauen eben so zur Fabel geworden wie die Ehrlichkeit der Männer, wo der Cancan vom Bal Mabille sich auf das Schlachtfeld fortgepflanzt hat: da beginnt der letzte Akt der Tragödie. Hoch hinauf bis in die Wolken kann die Lüge ihren Thurm von Babel bauen, aber einmal trifft ihn doch der Blitz. Dann stürzen die Mauern, die bisher wie von Granit erschienen, wie elende Theaterdekorationen von Pappe zusammen, im Nu steht das ganze Gebäude in Flammen und die bestürzten Zuschauer rufen: Wie ist es nur möglich? In sieben Tagen ist das französische Kaiserreich bis in seine Grundfesten erschüttert, und wenn die „Unversöhnlichen“ nicht eben so nichtige

und leere Menschen wären, wie ihre Gegner, könnte Napoleon schon heute in London gerettet sagen: fuimus Troes!

Wiederholt hat man auf den Zersetzungsprozeß der romanischen Nationen hingewiesen und behauptet, daß Spanier, Italiener und Franzosen ihre Rollen ausgespielt, daß die Zukunft nur noch den Germanen und Slaven angehöre. Darüber ist wie über eine weltgeschichtliche Phantasie gelacht und gespottet worden, aber man betrachte die Hypothese einmal ruhig im Spiegel der Thatsachen. Welches Bild, selbst in kulturgeschichtlicher Hinsicht, gewähren denn diese drei Völker? Noch erscheinen die Italiener, eben weil sie Strebende und von einer idealen Empfindung durchweht sind, als die Begabtesten. Wir Deutsche wünschen den Niedergang der Romanen nicht, auch nicht den der Franzosen. Die Stellung, die ihnen gebührt, ihnen streitig zu machen, würden wir die letzten sein. Eine stärkere und härtere Prüfung, als sie ihnen unsere Siege auferlegt, haben sie sich selbst bereitet. Nur zeigen können wir ihnen die Schwären, von denen ihr Leib bedeckt ist, wie sie sich davon heilen, ist ihre Aufgabe. Die „große" Nation ist nicht mehr die unbesiegbare — nicht auf ihre Tapferkeit in der Schlacht, auf die Gestaltung ihrer inneren Verhältnisse wird es ankommen, ob sie künftig noch eine Kulturbedeutung für Europa hat.

---

1. September 1870.

Wiederholt ist von Malern und Dichtern die tiefsinnige Sage von dem Sturz Lucifer's und seiner Engel aus der lichten Höhe des Himmels in die finstere Tiefe des Abgrunds dargestellt worden. In der Pinakothek zu München hängt aus der Schule des Rubens und zum Theil von ihm selbst gemalt der berühmte Engelsturz: sausend und gewaltig, Sturm

und Flamme zugleich, schleudert der Erzengel Michael mit leuchtendem Schild und Schwert die Stolzen und Übermütigen, trotz ihrer Anzahl und Wut in das Bodenlose.

Milton singt:

„Mit ehrsücht'ger Absicht
Begann er gegen Gottes Thron und Obmacht
In stolzer Schlacht ruchlosen Kampf im Himmel.
Fruchtlos jedoch. Es stürzt ihn der Allmächt'ge
Blitzschleudernd häuptlings vom ätherischen Sitze
Mit schreckenvollem Fall und Brand zum Abgrund."

Wohl mochten unsere Väter, als sie zweimal die Herrschaft des ersten Napoleon zerbrachen, an diese Sage gedenken: fürchterlich tobte der Kampf, derjenige, den zu stürzen es galt, gehörte recht eigentlich zu der „Greuelrotte schrecklichster Dämonen". Nicht nur betäubend, auch kläglich war sein Fall. 1814 zu Fontainebleau spielte der große Kaiser sich und seinen Getreuen die bekannte Komödie mit dem Gift vor, das er bei sich trug und zeigte, wie Mithridates, aber nicht nahm, wie jener Barbarenkönig. 1815 in der Schlacht von Waterloo, als Alles verloren war, gab es für einen Napoleon nur noch einen Weg — den des Todes, er aber wandte sein Pferd zur atemlosesten Flucht, gerade wie er, in einen kostbaren Zobelpelz gewickelt, auf leichtem Schlitten von der Beresina entflohen war. „Das Leben ist der Schlechten einzig Gut." Ein Menschenalter hindurch, seit dem Tode des Kaisers auf St. Helena, ist die Phantasie Europa's durch die Legende von und über ihn verwirrt und wie von einem Zauberschimmer geblendet gewesen. Nicht genug, daß all' seine Absichten in das Edle und Große verkehrt, und die schlimmen Züge seines Charakters in das Heroische und Majestätische, nach klassischem Muster, verwandelt wurden, auch die Thatsachen entstellte, verschwieg oder verklärte die Ruhmeslegende.

Nach der Schlacht von Waterloo entschwand der Kaiser, wie in einer Wolke von Pulverdampf, um dann als unglücklicher Verbannter, ein zweiter Themistokles, der die Gastfreundschaft Englands anflehte, auf dem Bellerophon zu erscheinen und als ein wunderbares Meteor vor den Augen der bestürzten und erstaunten Menschheit in die Meereswüste hinauszuziehen. „Segle westwärts," ruft ihm der Dichter zu:

„Segle westwärts, sonne Dich am Lichte,
Das umglänzt den stillen Ozean;
Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte:
Wie ein Herold segelst Du voran!"

Die ganze klägliche Geschichte, die sich vom 21. Juni bis zum 16. Juli 1815 in Paris, Malmaison und Rochefort mit Napoleon abspielte; wie er sich an jeden Strohhalm anklammerte, seine Feigheit, männlich und groß von der Bühne abzutreten, dies Schwanken hinüber und herüber, die völlige Abhängigkeit, in die der stolze Imperator von einem Menschen wie Fouché geraten war — das Alles war wie nicht dagewesen. Es stand wohl in den Geschichtsbüchern, aber die Menge wußte nichts und sprach nicht davon. Das Ganze kleidete sich in Form und Maske der Tragödie, Europa erlebte einen Himmelssturz.

Den Nachkommen wird es unbegreiflich sein, daß wir dennoch, Völker wie Fürsten, den Dämon wieder über uns kommen und als Alp auf uns lasten ließen, beinahe zwanzig Jahre lasten! Nicht den Dämon in der Gestalt des Heldenspielers, sondern in der problematischen Maske eines Abenteurers, eines Seiltänzers und Charlatans. Mit dem ganzen Hochmut Lucifer's gebot dieser Mann dem Weltteil. An einem Tage, auf einen Schreckschuß hin, warf sich ihm die „große" Nation zu Füßen. Dreimal, viermal wird sie um

ihre Meinung befragt, Millionen und wieder Millionen Stimmen sagen: du bist Cäsar, wir wollen, was du willst. Sein Name und die Legionen, die hinter ihm stehen, flößen seinem Volke wie den anderen Völkern einen lang anhaltenden Schrecken ein. Er erkrankt — und während Europa vor fünfzig Jahren gezittert, wenn sich der Oheim zu Pferde setzte, zitterte es jetzt, wenn sich der Neffe zu Bett legte. Was wird aus Frankreich werden? Was aus uns? Lebt er oder stirbt er? Wird er Frieden halten oder den Krieg beginnen, um seinem Sohne den Thron zu hinterlassen? Und diese Fragen haben uns nicht vorübergehend, Jahre lang haben sie uns beschäftigt, unseren Handel, unsere Entwickelung gelähmt. Ja wohl liegt in den Napoleoniden ein Dämonisches, und damit es zur Erscheinung komme, hat sie das Geschick zu Herren über ein Volk gemacht, in dessen tiefstem Innern die bestialische Natur des Menschen vorherrscht; wieder und immer wieder bricht sie durch allen Firnis einer flüchtigen Bildung, sogenannter Ritterlichkeit und Großmut hindurch. Dann zeigt es sich, zum Entsetzen der Welt, daß dies Volk eben nur eine Legion losgelassener Dämonen ist, an deren Spitze mit Recht ein Napoleon stehen muß. Wenn der Stolz und die Lüge die Wurzeln des Übels sind, wo hätten beide tiefere Wurzeln geschlagen, als in diesem Geschlecht? Nicht uns Deutschen steht es an, zu wägen, auf wessen Haupt die schwerste Schuld dieses Krieges fällt, ob auf das Volk, ob auf den Kaiser — genug, in seinem Namen, unter seinen Adlern ist er begonnen worden, für uns ist Napoleon III. der Höllenfürst dieser Rotte. Ein im Cancan entsittlichtes Volk konnte nur einen Gaukler zum Imperator haben.

Für mich hat im Anfang des Krieges der Gedanke geradezu etwas Grauenhaftes gehabt, daß ein Mann, neben dessen Lager schon seit länger als einem Jahre der Todes-

engel steht, der, von einer schleichenden Krankheit unterhöhlt, doch wohl überreich Ursache hat, die letzten Dinge zu bedenken; daß dieser Sterbende den Befehl zu einem fürchterlichen Massenmorde gab. Im Voraus wälzte und berauschte er sich in Schlachten. Die Äußerung, daß er seine Dynastie im preußischen Blute stählen wolle; die Schilderungen der Wunderthaten seiner Kriegsmaschine, die man ihm zuschreibt, mögen erdichtet und übertrieben sein: unbestritten ist, daß sein Gesicht vor Freude strahlte, als er seinen „Krieg“ hatte, daß er seit Monaten nicht so gesprächig und huldreich zu seiner Umgebung gewesen war; unbestritten ist der tragisch-komische Aufzug mit seinem Knaben vor Saarbrücken. Sein Oheim, wenn er zu Pferd über die Brücke der Beresina ritt und auf die in den Wellen des Stromes Ertrinkenden, mit den Eisschollen Kämpfenden zeigend, mit satanischem Lächeln zu seinem Gefolge: voilà ces crapauds! rief, hatte etwas von jenem Reiter der Apokalypse, in dem wir die Verkörperung des Krieges sehen, aber dieser zweiundsechszigjährige, leiblich und geistig gebrochene Mann, der zu Pferde steigen will und nicht kann, und um ihn her die Leichenfelder von Metz — welch' ekelerregendes Bild!

Und wo ist er jetzt? Niemand kümmert sich um ihn, Niemand fragt nach ihm — schon bei Lebzeiten ausgelöscht von der Tafel der Lebendigen! „Blödsinnig“ in seine Zeitung stierend, will ihn der eine oder der andere Berichterstatter beim Vorüberfahren des kaiserlichen Wagens gesehen haben. Wie ihn, den Unentschlossenen und Zaghaften, in jener Dezembernacht 1851 die vorgehaltene Pistole Fleury's zum Unterzeichnen der Proklamation des Staatsstreiches zwang, so haben ihm jetzt seine Marschälle die Gewalt genommen und behandeln ihn als einen Überflüssigen, einen Lästigen. Wären sie Römer, würden sie ihn unter den Kissen seines

Bettes, wie einst den Tiberius, erstickt haben; eines Todes auf dem Schlachtfelde halten sie ihn nicht für würdig. Der Widerschein des Flammenschwertes, das bei Wörth und Spicheren seine Legionen schlug, hat den Obersten der Hölle in die tiefste Nichtigkeit hinabgeschleudert. Herabgefallen ist der blutrote Kriegsmantel von Magenta und Solferino, abgefallen die Sphinxmaske des großen Staatsmannes, abgeworfen ist das Kleid des Gauklers, der seinen Sohn vor dem schaulustigen Publikum eine Mitrailleuse abschießen läßt — geblieben ist nichts als ein armer, nackter, hinfälliger Mensch. Was in dem Himmelssturz seiner Nation tragisch ist, er für seine Person hat es wunderbar verstanden, daraus eine Posse zu machen. Dies sollte das Ende sein; die Napoleonslegende war eine Tragödie, der Neffe mit Eugenie und Lulu hat das Satyrspiel dazu geliefert — auch der Humor habe in diesen Schreckenstagen sein Recht: plaudite! plaudite! Um aus dem ersten Napoleon für immer einen stillen Mann zu machen, dessen Thaten, Schatten und Name die Welt nicht mehr ängstigen werden, mußte der dritte kommen. Indem er die Correspondenz des Oheims veröffentlichte, stellte der Neffe diesen „unerreichbaren Heros" als einen der größten, frechsten und schamlosesten Lügner und Raubgesellen an den Pranger; indem er ihm im Kriege nachäffen wollte und sich an Deutschland vergriff, sank er nieder, „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle." Nicht auf den Höhen des Ruhmes, nur noch im Staube ist der Name Napoleon's zu suchen; nicht das Blut der Deutschen, nur der Straßenkot der Flucht hat den Kaisermantel des dritten Napoleon bespritzt.

Das war vorauszusehen, daß uns Europa die Befreiung von diesem Alpdruck nicht danken würde. In ihrer gegenseitigen Eifersucht, bei ihrem Neide, brauchen die Mächte zur Aufrechthaltung dessen, was sie „europäisches Gleichgewicht"

nennen, eine Art Ober-Popanz. Der bricht nun freilich das Gleichgewicht zu seinen Gunsten in schnödester Weise, aber dafür hält er alle anderen in der gleichen Erniedrigung. Nach einander waren so Ludwig XIV., Napoleon I., Napoleon III. die Popanze unseres Weltteils. Als Louis Philippe in Frankreich regierte, wurde diese Rolle dem Czaren Nikolaus übertragen, und dies war mit ein Grund für die Franzosen, ihren König davon zu jagen. Napoleon III. fühlte, einmal Herr in Frankreich, daß diese Rolle ihm eigentlich von Rechtswegen gehöre, einmal, weil er Napoleon hieß, und zweitens, weil er der Kaiser der „großen“ Nation war. Bei Sebastopol fiel das Popanzentum des Czaren, Napoleon III. spielte zehn Jahre hindurch den Einrichter und Gebieter der Welt. 1866 schlug die Karte gegen ihn um; wir siegten bei Königgrätz, die Nordamerikaner forderten ihn mit Yankee-Grobheit auf, die neue Welt von seinen, die Kultur nach Westen tragenden Turkos und seinem Bazaine zu befreien. In Europa aber sagten sich die anderen Mächte leise in's Ohr: Preußen ist stark, doch er ist noch stärker! Kein Wunder, daß sie jetzt noch ängstlicher als nach Königgrätz die Köpfe zusammenstecken und den gefallenen Dagon, den Philistergötzen, wieder aufrichten möchten. Viel erstaunlicher war es, daß die „große“ Nation gleich ihre erste Niederlage nicht an dem rächte, der sie verschuldet.

Die boshaften Witze und Wutausbrüche gegen die Person des Kaisers ändern nicht, daß die Gewalt in den Händen Palikao's ist, eines Mannes, den man wegen seiner Thaten in China am würdigsten mit der Herrschaft über Paris belohnte. Die Franzosen sind des Herrn wert, den sie sich selbst gewählt; wie er der geborene Fürst der Lüge, sind sie seine auserlesenen Trabanten. Wie in der Bartholomäusnacht, wie in der Schreckenszeit, ist Paris wieder zu einem brodelnden

Hexenkessel geworden. Wahre Großmut, wahre Ehre kannte dies Volk nicht; in den Feldzügen Napoleon's hatte es diese Tugenden verlernt, verlernen müssen, jetzt hat es die Mühe aufgegeben, auch nur den Schein derselben zu bewahren. Die neuesten Ankündigungen Trochu's: die Ausweisung Aller, die sich nicht verproviantiren können, der Schwachen, Kranken und Wehrlosen aus Paris, das nach Hausmann's Ausdruck doch nur der große und wunderbare Vergnügungsort und die Hauptstadt der civilisirten Welt sein sollte, erscheinen wie die Ausgeburten des Wahnsinns. Noch ehe das deutsche Heer vor ihren „unbezwinglichen" Wällen angelangt ist, zerfleischen sie sich selbst und zerstören ihren Wohlstand für Jahrzehnte. Und über dem Ganzen lagernd eine Wolke von Lüge, von gegenseitigem Haß, von Wut und Tollheit. Allüberall preußische Spione, während doch nur überall Lügner, Maulhelden und verschmitzte Börsenspieler zu finden sind, die eine leichtgläubige, leidenschaftliche Menge aufhetzen und aufstacheln. Um tapfer zu sein, müssen die Pariser erschreckt werden, war Danton's Ansicht, als er die Septembermorde 1792 anordnete und ausführte. Wohl hat der Convent damals Armeen aus der Erde gestampft, aber womit? Man vergesse es doch nicht: mit der Guillotine und dem Staatsbankrott! Und nachdem der Wahnsinn fünfundzwanzig Jahre getobt, was war das Ende? Der Himmelssturz von 1814 und 1815. Unaufhaltsam, stahlgerüstet rückt das deutsche Heer gegen die Hölle an: voll Ernst, Stille, Gefaßtheit und Heldenmut; mit ihm ziehen nicht allein die sittlichen Mächte, mit ihm ist die Zukunft Europa's. Endgültig, wie in Amerika, muß auch in unserem Weltteil entschieden werden, daß die romanischen Nationen nicht zur Herrschaft in ihm berufen sind. Drüben ein Kochen und Sieden, ein Geifern und Wüten, ein Lavastrom von Schmutz, Schlacken und Feuer. Bei uns eine eherne

Ruhe, der Geist der Puritaner: „Vorwärts! Gebt Gott die Ehre und haltet euer Pulver trocken!“ So beginne denn, nach dem Sturz des Dämons, der Sturz seiner Rotte, es schalle von den Thürmen jener stolzen Stadt, die uns fort und fort mit ihren Drohungen, Schmähungen, ihrem Spott und Hohn überschüttet hat, mitten in ihren letzten Cancan hinein:

„Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.“

---

5. September 1870.

Der Kaiser der Franzosen, seinem Namen nach ein Napoleon, sich der Gnade des deutschen Siegers unterwerfend! An der Spitze seiner Armee kriegsgefangen! Nein, dies ist keiner jener glorreichen Siegestage nur, an denen der Erntemonat dieses Jahres für uns Deutsche so blutig und so überreich war, dies ist ein Tag, denkwürdig für alle Zukunft! An ihm vollzog sich ein Weltverhängnis, und damit es den einfachen wie den tiefsinnigen Mann gleich berühre, erstaune und erschüttere, erschien es in einer allgemein verständlichen Gestalt.

Was erlag denn am zweiten September der Tapferkeit unserer Krieger, dem Feldherrnblick ihrer Führer? Nur das Heer Mac-Mahon's? Ein in zwei schnell aufeinander folgenden Schlachten erschüttertes und in sich selbst zerfahrenes Heer? Ein kranker, gebeugter und in keiner Ader seines Leibes heroischer Mann, dem es eben so wenig, wie einst seinem Oheim bei Waterloo, glücken wollte, an der Spitze seiner Truppen bei Sedan zu sterben? Schon von diesem einseitigen militärischen Standpunkt betrachtet, würde unser Triumph ein berauschender sein. Die Ergebung und Waffenstreckung eines Heeres von mehr als 80 000 Mann steht ohne Beispiel in

der neueren Kriegsgeschichte da. Als der österreichische General Mack am 28. Oktober 1805 in Ulm kapitulirte, überlieferte er Napoleon I. doch nur 25 000 Mann Unteroffiziere und Soldaten, 60 Kanonen und 40 Fahnen. Noch weiter in die Vergangenheit zurück reicht die Unterwerfung eines französischen Königs auf dem Schlachtfeld. Im Park von Pavia, am 24. Februar 1525 war es, daß Franz I., nach männlichster Gegenwehr, sein Schwert dem Vicekönig von Neapel überreichte. Deutsche Landsknechte und spanische Hakenschützen hatten sein Heer vernichtet, beim Rückzug erstach ihm Nicolaus von Salm das Pferd: so fiel er, ein Ritter und ein Held, in die Gewalt des spanischen Königs und deutschen Kaisers Karl's V. Zu ihrer Zeit sind beide Ereignisse als Thaten hier unvergleichlicher Tapferkeit, dort bewunderungswürdigen Feldherrntalents gefeiert worden. Wie treten sie vor dem zweiten September dieses Jahres in den Schatten! Aber es ist nicht die Zahl der Feinde, die vor uns die Waffen streckten; nicht die Gefangennahme ihres Kaisers; nicht einmal, daß die Vernichtung dieser letzten französischen Feldarmee uns den Weg zu den Wällen von Paris frei macht — nicht diese Dinge geben dem Tage seine unvergängliche Bedeutung — nein, an ihm fiel für immer die Weltherrschaft der Franzosen und das neulateinische Cäsarentum. Zwei Gedanken, die in eins geschmolzen und allmählig unzertrennlich geworden waren, sind im jähen Sturz dahingesunken. Nicht das neidische Europa von heute, die Nachwelt wird den Deutschen diese endgültige Befreiungsthat danken. Mit dem zweiten September beginnt ein neues Zeitalter, die Hegemonie des germanischen Geistes. In ein Symbol, das Jeder begreift, hat das Geschick diese Thatsache gekleidet.

Der Anspruch der Franzosen, der Nachahmer der Römer, auf die Weltherrschaft stützte sich einzig und allein noch auf

ihre Legionen und deren Unbesieglichkeit. Längst waren sie auf allen anderen Gebieten, wenn nicht aus dem Felde geschlagen, wie in den Naturwissenschaften und in der Philosophie, so doch in die zweite Linie gedrängt oder gezwungen, andere Völker gleichberechtigt neben sich anzuerkennen. Ihre hervorragende kulturhistorische Bedeutung endet mit ihrer konstituirenden Versammlung von 1789; seitdem haben sie nichts mehr hervorgebracht, was die Leistungen anderer Völker weitaus überträfe; ja bei ihnen selbst ist das Echo jener gewaltigen Bewegung von Jahr zu Jahr schwächer geworden; Alles in und an ihnen hat sich auf Hohlheit und Schein zugespitzt; Eitelkeit, Sinnlichkeit und Ruhmsucht haben einen unermeßlichen Abgrund zu ihren Füßen geöffnet. Aber mochten sie doch Sklaven, jetzt ihre Ketten schüttelnde, jetzt sie küssende Sklaven sein; mochte doch die Cameliendame alle Ideale und der Cancan jede Kunstform verschlungen haben: das Dogma der kriegerischen Unbesieglichkeit und mit ihm das Recht, der Welt zu gebieten, blieb unangetastet. Ein anderes Recht auf die Welt hatte auch die Siebenhügelstadt nicht gehabt. In vierjährigen Kämpfen, 1812—1815, hatte ganz Europa nach französischer Anschauung — wobei sie nur vergaßen, daß die Hälfte: Italien, die Schweiz, die Niederlande, das Deutschland des Rheinbundes, ihnen Vasallendienste leisten mußte — mühsam sie gebändigt: jedem einzelnen Volke fühlten sie sich überlegen. In Friedenszeiten tanzte zwar auch die Armee den lächerlichsten Cancan, aber sobald dumpf in der Ferne, hinten in China oder in Mexiko, die Kriegstrommel rasselte, strömte ein Glorienschein des Ruhmes auf jeden Lumpen, der zu ihr gehörte. Haben nicht die beliebtesten Schriftsteller Frankreichs ein Gesindel wie die Turkos und Zephyrs, das man aus guten Gründen nicht in die französischen Städte zu legen wagte, als heilige Scharen

begrüßt? Gab es ein Wort, das für diese „afrikanischen Legionen“ zu kostbar gewesen? Hannibal's Soldaten von Cannä waren Schneider und Schuster dagegen, wenn wir Edmond About glauben wollten. Und so mit allen — wunderbare Artilleristen — ritterliche Chasseurs d'Afrique, jeder einzelne ein Bayard, zuletzt die unbesiegliche Garde — jeder Korporal war ein Halbgott, bei ihnen und bei Heinrich Heine.

Sie hat sich ergeben, die glorreiche Schaar! Mit ihr sank die Unbesieglichkeit der Franzosen, ihr Anspruch auf das Imperium. Die unverwüstliche Eitelkeit der „großen Nation“ wird freilich noch oft diesen Ruf erschallen lassen, aber wonach schrieen Kinder und Narren nicht? Lächelnd werden wir sie dann in friedlicheren Tagen an diesen 2. September mahnen. Wolltet ihr nicht beim Beginne des Krieges ein caudinisches Joch haben? Ihr habt es gehabt; ihr selbst seit darunter weggeschritten. Ein Volk, von dem Dämon der Ehrsucht besessen, von dem Gedanken nach der Weltherrschaft verzehrt, wird früher oder später einem Despoten zufallen. Als sich bei den Römern diese Idee verhängnißvoll festsetzte, in der Curie des Senats wie auf dem Forum Wurzel schlug und alle Entschließungen zu beeinflussen anfing, hatte die Stunde der Monarchie geschlagen: es handelte sich nur noch um die Person des Dictators. Ähnlich in Frankreich. Unter der Bedingung, ihnen nach dieser einen Richtung Genüge zu schaffen, ließen sich die Franzosen von Ludwig XIV., dem ersten und dem dritten Napoleon das Schmählichste gefallen. Es war nicht ein kaiserlicher Traum, sondern ein Cäsarenwahnwitz, der sie alle befallen. In seinem Träger hat sich jetzt dieser Gedanke uns unterworfen und vor uns gedemütigt. Die Krankheit wird noch nicht so bald gehoben sein, aber die Diagnose ist da. Bei dem Herren wie bei den Sklaven ist der Wahnsinn ausgebrochen; das einzige Heilmittel für Beide ist die Zwangsjacke.

Macht die Gestalt und das Wesen des dritten Napoleon's auch durchaus nicht einen kriegerischen oder kaiserlichen Eindruck, so war er doch immer der Träger dieses Princips, und wenn wir ihn nicht in seinem Niedergang, sondern auf seiner Höhe betrachten — wer hat das System des Cäsarentums besser und gründlicher durchgeführt, wer war schrecklicher als er? Was ist der Brand Roms, den Nero angestiftet haben soll, gegen die Anzettelung dieses furchtbaren Krieges? Alle Frevelthaten des Oheims gegen seine Feinde in Frankreich reichen nicht an die Massenschlächtereien und Verbannungen nach Cayenne, die der Neffe im Dezember 1851 und im Sommer 1858 nach dem Mordversuch Orsini's vollführte. Die Aufgabe, ein Volk vollends zu entsittlichen, hat er mit Meisterschaft vollbracht. Ob er am zweiten September nur für seine Person kapitulirte und die Großmut des Siegers anflehte: immer liegt in ihm der Dämon zu Deutschlands Füßen. Auf das Haupt des Drachen setzen wir stahlgepanzert den Fuß, das welterobernde Cäsarentum der Romanen ist niedergeworfen, wie einst das der Römer. Ob die „große" Nation uns das Schauspiel der Byzantiner noch einmal aufführen will, uns kann es gleichgültig sein. Der Sieg des Himmels über die Hölle ist der zweite September. Unwillkürlich fügte sich der erschütternden Wahrheit ein Schimmer des Phantastischen bei. Während auf unserer Seite das Poetische und Heroische erglänzte, vollendete sich auf der des Gegners die Schmach. Zu der Schande der Niederlage gesellte sich ihre Lächerlichkeit. Alles verloren, nur die Ehre nicht, durfte Franz I. aus seiner Gefangenschaft in die Heimat schreiben; was kann der dritte Napoleon den Seinen zum Trost sagen? In seiner napoleonischen Begeisterung seufzte Heine verzweiflungsvoll: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!" Für alle Zeiten von heute ab hat der „gefangene Kaiser"

den Schein des Martyriums verloren; hart neben der Tragödie steht die Posse; neben dem „marmornen Imperatorengesicht mit den ewigen Augen“ die Caricatur; die Fäulnis des zweiten Kaiserreichs, die Ohnmacht, gepaart mit der Prahlsucht, die Verderbtheit an Haupt und Gliedern: in einem großen Beispiel ist sie zur Erscheinung gekommen. Die Leere seines Anspruchs und seines Wesens hat sich in dem Zusammensturz auch dieses Thurmes von Babel offenbart. Die in allen Tonarten und Lügen das vae victis! gerufen, bitten den Sieger um Gnade. Selten hat die Sonne auf Erden einen schöneren Sieg des Rechts und der Wahrheit gesehen. An diesem Tage ist nicht zu mäkeln; nicht im Bündnis mit „Kosaken und Baschkiren“, nicht einmal in Waffenrüstung geeint mit unseren Brüdern in der Ostmark, allein haben wir ihn gewonnen, aber über uns in den Wolken stritten mit uns alle Ideale für den Frieden und die Freiheit der Welt.

Als Luther die Bannbulle Leo's X. verbrannte, endete das Zeitalter des Glaubens, es begann das Zeitalter der Vernunft in Europa; als wir den zweiten Kaiser der Franzosen, seine Marschälle und Soldaten auf dem Schlachtfelde von Sedan gefangen nahmen, endete das Zeitalter französischer Gewaltthaten, französischer Halbbarbarei, es begann die Periode des deutschen Friedens und der deutschen Bildung.

---

25. September 1870.

Keinen, der die Geschichte nicht nur nach Thatsachen, sondern um Gedanken befragt, wird die Theilnahme Wunder nehmen, die das kämpfende Frankreich, die große Nation in Waffen findet. Zuerst, beim Anfang des Kriegs, herrschte bei den „Neutralen“ der Schauer und das mit einer gewissen Wollust gepaarte Entsetzen, wie bei dem Ausbruch eines

Vulkans. Frankreich hat sich erhoben, der Dampf von hundert Schlachtfeldern steigt auf. Wo man uns nicht geradezu haßte und nicht schadenfroh Niederlage auf Niederlage wünschte, ein mitleidiges Bedauern: armes Deutschland, wie wird es dir ergehen, aber freilich, wie kam es dir, Aschenbrödel unter den Völkern, auch in den Sinn, die große Nation zu beleidigen! Da plötzlich schlägt die Karte um, auch nicht den kleinsten Sieg trägt das kriegsmächtige Frankreich davon, aber es errichtet, weil es uns nicht besiegen kann, rasch und fröhlich die Republik, und mit einem Zauberspruche hat es wieder die „Sympathien“ von Bebel und Jacoby, von Garibaldi und Castelar. Alle Völker müssen sich ihm anschließen, demütig mit abgezogener Mütze die Sieger von seinem geheiligten Boden weichen. Der Ruhm und Glanz französischer Waffenthaten, noch mehr das vortrefflich ausgebildete Selbstberäucherungssystem der großen Nation seit dem Anfang dieses Jahrhunderts haben die Welt geblendet, betäubt, verwirrt. Immer haben die Franzosen mit Bewußtsein „im Angesicht des Weltalls“ geredet, gefochten und getanzt. Unsere diesjährige Kunstausstellung zählt ein Dutzend Schlachtenbilder, gelungene oder weniger gelungene Darstellungen glorreicher Tage aus Preußens Geschichte, und allgemein sagen die Beschauer verstimmt: „Schon wieder ein Schlachtbild!“ Dagegen finden sie es ganz in der Ordnung, daß Horace Vernet immer auf's Neue die Großthaten der Franzosen in Algier malte, daß die Galerie von Versailles nichts als die künstlerische Verklärung französischer Siege ist. Wie im Kleinen, so im Großen. Alles, was die Franzosen tun, gewinnt durch die Weise, in der sie es beginnen und vollenden, eine Beziehung auf die Welt. Hierin liegt ihr eigentlicher Genius, und das Unglück ist nur, daß dieser Genius mit der Revolution seine schaffende Kraft erschöpft hat.

Seitdem ist wohl der Anspruch, die geistige Leitung der Welt zu haben und zu halten, derselbe geblieben, aber keine That hat ihm mehr entsprochen.

Vom ersten bis zum zweiten Kaiserreich ist in Frankreich Alles ein Traum geblieben: dem kaiserlichen Märchentraum ist der republikanische, St. Simon's Utopien und Fourier's Phâlanstère gefolgt; Träume, Schäume, die auf die Umgestaltung der europäischen Verhältnisse nicht annähernd mehr den früheren Einfluß ausgeübt. In Wirklichkeit ist nur die Sittenlosigkeit und die physische Erschlaffung der Nation gewachsen; was darum an innerer Kraft und nachhaltiger Tiefe fehlte, mußte durch Verdoppelung und Übertyrannung der Phrase nach Außen ersetzt werden. Voltaire, der sein Jahrhundert in Wahrheit beherrschte, schreibt den einfachsten, klarsten — ich möchte sagen, einen Sommersonnenstyl, Victor Hugo, der seine Zeit beherrschen möchte, schreibt blühenden Unsinn, Lavagluth. Dieser Niedergang des französischen Geistes offenbart sich vor Allem in der Unfähigkeit, Neues zu schaffen, in der blöden Nachahmung des längst Geschehenen. Napoleon III. versucht es mit der Nachäffung des Oheims, die jetzigen Republikaner mit der Nachahmung des Convents. Jeder Mann soll, nach Victor Hugo — was? Etwa seine Pflicht thun? Nicht doch, er soll ein Camille Desmoulins werden, jede Frau — eine Théroigne de Méricourt! Théroigne de Méricourt war eine Dirne und hat die Zwangsjacke der Wahnsinnigen in der Salpetrière getragen; ich glaube nicht, daß dies Beispiel etwas Verführerisches für Frankreichs Frauen hat. Wer dürfte einer großen Nation die Zukunft absprechen? Aber es ist naturgemäß, daß nach Perioden einer so vollständigen Umwühlung, wie sie das französische Volk von 1789—1815 erlitten, ein Jahrhundert der Erschöpfung eintritt; uns Deutschen ist es nach dem dreißigjährigen

Kriege so ergangen; die Italiener fangen erst jetzt allmählig wieder an, emporzusteigen, nachdem sie durch einen langen Schlaf unter der Herrschaft spanischer und deutscher „Barbaren“ die gewaltige Kraftanstrengung ihrer Renaissance gebüßt. Der Ruhm zehrt wie der Geist.

Noch aber hat sich die Welt nicht von dem französischen Alpdruck befreit, noch blendet selbst im Erblassen der Glanz der „großen Nation“ die blöden Augen. Diese hoffen auf Frankreichs Siege, jene fürchten sie. Die Schwärmer in Kopenhagen wissen nicht, daß der einzige „Vorteil“, den ihnen bisher eine französische Allianz gebracht hat, das Bombardement ihrer Stadt durch die Engländer und die Fortführung ihrer Flotte gewesen, bei alledem: vive la France! Im ganzen Verlaufe der Geschichte giebt es nichts Rührenderes und Lächerlicheres zugleich, als die Liebe der Polen zu Frankreich. Nicht Ludwig XV., nicht die Republik hat einen Finger gerührt, als Polen dreimal geteilt ward. Die freche Ausnutzung ihrer Volkskraft durch Napoleon, das höhnische Spiel, das er mit ihrer Vaterlandsliebe trieb, haben sie keines Besseren belehrt. 1830, 1848, 1863 haben die Schreier zu Paris tausendstimmig vive la Pologne! gebrüllt, aber den Degen weislich in der Scheide stecken lassen. Trotz alledem begeistern sich die Polen für das „edle Frankreich“, gerade wie Brüssel sich stolz „Klein-Paris“ und die Schweden die „Franzosen des Nordens“ nennen.

Diese Dinge kümmern uns nicht, um so weniger, da alle diese Sympathien, dem französischen Genius, dem sie dargebracht werden, gemäß, bei der Phrase bleiben. Es ist mit ihnen genau so, wie mit den Großthaten, welche die Pariser Zeitungen die französische Flotte in der Nord- und Ostsee verrichten ließen. Viel Rauch und gar kein Feuer. Näher gehen uns die Franzosenfreunde im eigenen Lande an. Nach so

vielen Beleidigungen, so grausamen Gewaltthaten, nach Länderraub und Plünderung, die wir von den Franzosen erfahren, nach der Anzettelung dieses letzten Krieges — Herz und Verstand sträuben sich, es für möglich zu halten, aber auch in unserer Mitte wird das Loblied der Franzosen gesungen. Zwar an der Mehrzahl unserer Franzosenfreunde kann man schweigend und nicht ohne Lächeln vorübergehen. In ein gebildeteres Deutsch übertragen, ist ihre Weisheit die des „gebildeten Hausknechts“: „Ein bischen Französisch ist doch wunderschön“. Der Besuch von Paris, der prächtigsten Stadt der Welt, eine oberflächliche Kenntnis der französischen Sprache, eine noch flüchtigere der französischen Litteratur, ein Abonnement in einer französischen Leihbibliothek und ein Stuhl im französischen Saaltheater: hier sind die Wurzeln ihrer Liebe. Nichts würde harmloser sein, als diese Neigung, wenn sie in ihren Grenzen bliebe. Schon zur Zeit, als die ehrlichen Pegnitzschäfer und der Palmenorden die edle deutsche Sprache vor dem Einbruch der Fremdwörter in komischer Grandezza zu bewahren suchten, war Deutschland das Land in dem für fremde Narretei der höchste Preis gezahlt wurde. Wenn nicht aus Paris, ein Teil unserer Gesellschaft würde seine Moden zur Not aus Peking beziehen, denn „fremd“ und „vornehm“ deckt sich in seiner Anschauung. Von ihrer Bewunderung der französischen Sprache und Kunst, des französischen Geschmacks und leichten Umgangstons aber schreiten sie weiter auch in das politische Gebiet vor. Da es nun nach Sedan mit den ruhmreichen Franzosen ein wenig kläglich aussieht, sind es plötzlich die „armen Franzosen“, die ihr Mitgefühl erwecken. Nach der Schlacht bei Wörth sagten sie: ja, Mac Mahon ist geschlagen, aber Bazaine! Das ist der Mann! Als Bazaine sich in Metz eingeschlossen fand, erblickten unsere Franzosenfreunde ein neues unzählbares Heer auf den

katalaunischen Gefilden. Unsere Trommeln wirbelten, unsere Kanonen donnerten — und dies tapfere Heer wird unsere Straßen bauen helfen. Ja, aber vor Paris, meinten die Bewunderer der Franzosen wieder, dahin kommt ihr nicht! Nun gar bei einer Republik! Die Republik, diese arme Eintagsfliege der Verzweiflung, hat den Marsch unserer Kolonnen nicht aufhalten können. Jetzt ist das Bedenken jener Freunde in Jammer und Klage umgeschlagen: Also ein Racenkrieg? Nein, gebt euch zufrieden, begnügt euch mit dem Siege, für Victor Hugo und die Franzosen bleibe der Ruhm; geht nach Hause, hochherzige Deutsche!

Wie gesagt, das Ganze macht den Eindruck einer Posse. Möchten sich doch diese Klageweiber und Heulemänner mit dem Studium des Chignons und der Cravatten, des „Petit Journal" und des „Charivari" ihr Lebelang beschäftigen; möchten sie doch zu Ehren der französischen Bildung die Sprache der Cocotten und Petits Crevés, die sich zur Sprache Molière's und Voltaire's, wie die Gassenhauer einer Wiener Lokalsängerin zu den Versen Goethe's, verhält, Jahr aus Jahr ein radebrechen; nur sollen sie sich nicht um Helden und Heldenthaten kümmern. „Eines schickt sich nicht für Alle." Gerade jene „oberen Zehntausend", in deren Kreisen noch von Urgroßväter Zeiten her der französische, damals mit Recht weltgebietende und weltbeherrschende Ton vorwaltete, haben dem fürchterlichen Gotte dieses Krieges einen schrecklichen Tribut darbringen müssen, sie werden hoffentlich auf ein Menschenalter hinaus der großen Nation die Rechnung nicht vergessen. Wenn wir im Stolz unserer Bildung und unserer Kraft diese Bewunderer und Nachäffer fremdländischen Wesens als das behandeln, was sie sind, als Fremde, als Schmarotzerpflanzen, die nicht in unseren Boden gehören, wie schnell wird ihnen da die Erkenntnis aufgehen! Das „Prestige"

der Franzosen bestand in dem Lärm des Raufbolds: ich schlag' dich nieder, wenn du nicht schweigst. Zeigen wir uns nicht lärmsüchtig, aber stolz, nicht eitel, aber selbstbewußt. Die große Nation mache es doch der deutschen in Bildung nach und besser, wenn sie es kann. Wir kennen nur einen Wahlspruch, einen Weg zur Größe auf allen Gebieten des Lebens:

An's Vaterland, an's teure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Was, Vaterland! sagt spöttisch die zweite, die gefährlichere Gruppe der Franzosenfreunde. Wir sind Menschen, Weltbürger! Was kümmert uns Preußen und Deutschland! Die internationale Arbeiterverbindung umschließe uns alle, es leben die vereinigten Staaten von Europa! Wen bestrickte nicht der ideale Zauber eines allgemeinen Weltfriedens, der Weltverbrüderung? Niemand kann die Sprüche der Bergpredigt ohne Rührung, Niemand ohne tiefes Sinnen den Traum des Plato lesen. Es rauscht etwas darin über den Fluten der Zeit wie von himmlischen Palmen. So aber wollen die Anhänger des allgemeinen Menschentums diese Lehre keineswegs verstanden wissen., Im Gegenteil, sie halten sich an das Gegenwärtige mit derb realistischer Faust. Nicht durch Bildung und Belehrung, sie wirken am liebsten mit dem Knüttel, wie auf dem Friedenskongreß zu Genf 1867. Im Anfang des Krieges, als in Frankreich noch das Kaisertum in Sommerblüte stand, hielten sich diese Franzosenfreunde als „reine Menschen", der Einzige und seine Zukunft, musterhaft neutral. Daß es nicht ganz ohne Sticheleien auf Preußen abging, war bei Neutralen selbstverständlich. Kaum aber erwachte, als Napoleon gefangen war, der „republikanische

Genius" in Paris, da wußten die Weltbürger, wohin sie gehörten. Wo eine Republik errichtet wird, und wäre es bei den Fellahs in Ägypten, da wird man sie finden. Der Glaube an die alleinseligmachende Kraft dieser Staatsform ist bei ihnen zum Fanatismus ausgebildet. Sie hätten vielleicht ein Recht, wenn sie auf Posa's Standpunkt blieben: „Ich liebe die Menschheit und in Monarchien darf ich Niemand lieben, als mich selbst!" Aber indem sie heute auf die Kantönliherrlichkeit der Schweiz, morgen auf eine Republik der Südslaven, nach einander auf Garibaldi und die Fenier, Castelar und Rochefort schwören, und Jeden lieben, der die Deutschen haßt, werden sie zum Gespött der Welt. Im Reichstag wagten die Männer dieser Partei nicht zu erscheinen. Draußen hüllten sie sich in den Philosophenmantel und beklagten das Elend des Kriegs. Da sie weder in Wort noch That, weder mit Gut noch Blut das Geringste für diesen Kampf gethan, wäre es anständiger für sie gewesen, auch bis zum Ende zu schweigen. Aber ein Weltbürger schweigen, wenn das Morgenrot einer französischen Republik aufgeht! Unmöglich! Mit beiden Füßen springt er aus dem Nichts seines Weltbügertums in diesen realen Tempel der Vernunft. Ein König von Preußen wagt es, eine französische Republik anzugreifen! Die Majestät der Menschheit ist verletzt! Alle Völker zusammen, rettet Paris! Wie darf man dem herrlichen Volke der Franzosen Elsaß und Lothringen abfordern? Wenn Victor Hugo so rast und Renan in seiner Antwort an David Strauß in gemäßigt akademischer Form dasselbe sagt, so zieht man trotz alledem und alledem den Hut davor und denkt: es ist Vaterlandsliebe darin, selbst in dieser Tobsucht, in gleicher Not sprächest du vielleicht ebenso. Von Deutschen aber Ähnliches zu hören ist eine Schmach. Wenn ihr den Krieg verabscheut, so mischt euch nicht darein, lasset

die Kämpfer und diejenigen, die bei ihnen stehen, ihre Sache ausmachen. Sitzet abseits, wo ihr immer gesessen. Verehrt die Republik, sucht nach eurer Kraft diese Gesinnungen im Volke zu verbreiten, eins aber kann man von den Genossen desselben Landes fordern, daß sie im Kampf das Vaterland nicht verraten und verunglimpfen. Niemand hat von den Männern der „Vereinigten Staaten Europa's" gefordert, daß sie den dreihundert Spartanern oder dem Tyrtäus nachahmen sollen; wenn sie ihn nicht freiwillig geben, Niemand hat von ihnen einen Obolus für die Kämpfer erbeten: was in aller Welt erregt ihre Galle, uns unseren Siegespreis zu begeifern? Was kümmert sie, reine Menschen, internationale Wesen und Weltbürger, Elsaß, Lothringen, die französische Republik? Ihnen, denen die ganze Welt offen steht? Eins ist — und das giebt mir die bittern Worte ein — der Grund des ganzen Lärms: der tiefgewurzelte Haß gegen den deutschen Staat, gegen das deutsche Wesen. Die Superklugheit und die Ohnmacht ist es, die nichts schaffen können, aber Alles bemäkeln; die sich wie die Harpyen an die Tische setzen, die nicht für sie und nicht von ihnen gedeckt wurden. Es sind die entarteten Nachkommen Heine's und Börne's, die von ihnen nichts gelernt, als die Schmähung Preußens und Deutschlands, und die Entschuldigung jener beiden nicht haben, daß für sie Frankreich ein Asyl und eine zweite Muttererde geworden war. Wären unsere Weltbürger im August zu Paris gewesen und hätten die Süßigkeiten der französischen Civilisation kosten gelernt, aus welch' anderm Ton würden die Vögel pfeifen!

Über unsere Niederlagen hätten sie schadenfroh triumphirt, unsere Siege erregen ihren Ingrimm. Ihn offen auszusprechen haben sie nicht den Mut; bald muß die Humanität, bald die Freiheit ein Mäntelchen für ihre galligen Ausfälle

hergeben. Die Kriege sind schändlich, als ob wir und nicht das ruchlose Volk der Franzosen ihn heraufbeschworen; ja wenn Preußen ein liberaler Staat wäre — aber die Junker und die Pfaffen! So schmähte Heine das damalige Symbol des deutschen Wesens, die schwarzrotgoldenen Farben, als „Affensteißcouleuren“ und liebte im Übrigen Deutschland wie seine alte Großmutter. Immer derselbe Haß, dieselbe Wut gegen Preußen. Diejenigen unter dieser Partei, die klar denken und den Mut ihrer Meinung haben, halten denn auch mit dem letzten Ziel ihrer Bestrebungen, der Zertrümmerung unseres Staates, nicht hinter dem Berge. Sie hätten nichts dawider, daß die Turcos und Zuaven unter Führung Gambetta's, dieses Austreibers der Deutschen, ihnen die „Befreiung“ und die Kultur der französischen Republik brächten.

Und fragt man, wo sie sind? Überall sind sie zu finden, vereinzelt, verloren, aber doch vorhanden! Wären wir Franzosen, wie schnell würde ihnen das Handwerk gelegt sein! Doch wir sind eben Deutsche, gutmütige, harmlose Deutsche, ein Volk von Denkern und Dichtern, der Sauerteig der Welt, der dazu bestimmt ist, sich in den allgemeinen Brei der „Vereinigten Staaten von Europa“ aufzulösen. Wir sind es gewohnt, daß die Franzosen die erste Geige spielen und wir danach tanzen müssen; und schwenkt nun gar einer das „glorreiche Banner“ der Republik, dann laufen wir ihm durch Dünn und Dick nach, gleichviel ob er ein Narr oder ein Windbeutel ist. Nicht der Staatsgewalt kommt es zu, diese Auswüchse zu beseitigen; das Volk raffe sich auf und schließe sie aus seiner Mitte aus. Die tiefe und grausame Mißachtung, mit der während der fünfziger Jahre das Volk Mailands und Venedigs die Österreicher behandelte, hat zur Untergrabung ihrer Herrschaft eben so viel wie die Schlachten von Magenta und Solferino beigetragen. Wer französisch fühlt

und denkt, der gehört nicht zu uns, er finde fortan auf seinen Wegen nicht das Martyrium, sondern ein Volk, das ihn entschlossen von seinem Leben, von seinen Versammlungen in Stadt und Staat ausschließt; es treffe ihn, was er gesucht und gewollt, der Fluch der Vereinsamung. Denn in Frieden stehe jeder rechts oder links, sei ein Republikaner oder ein Feudaler, im Kriege gilt nur eins: die Verteidigung und die Größe des Vaterlandes. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

---

25. October 1870.

Zu Tours, inmitten der heillosesten Verwirrung, die Frankreich jemals ergriffen, — um ein Gegenbild zu finden, muß man bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückgehen, wo nach der Gefangennahme des Königs Johann und der Vernichtung des Adels in der Schlacht bei Poitiers gegen die Engländer Alles aus Rand und Fugen brach und der wildeste Krieg Aller gegen Alle aufloderte — in den Tagen, als bei Orleans das Heer der Loire von unsern Soldaten auseinander gesprengt ward, hat der Spanier Castelar das Wort von der Vereinigung der lateinischen Nationen ausgesprochen — einer Vereinigung, die nach der Hoffnung des heißblütigen und schwärmerischen Mannes der Grundstein des idealen Zukunftsbaues der „Vereinigten Staaten von Europa“ werden wird. Einige Spanier, einige Portugiesen, vor allen andern die phantastische Gestalt Garibaldi's gaben dem Ausspruch auch für die Gegenwart wenigstens den Schein und Schatten einer Wirklichkeit. Der feurigste Redner Spaniens, der edelste Held Italiens boten dem besiegten, zerschlagenen Frankreich ihre Unterstützung an, mit ihnen, offenbar war dies die Anschauung Castelar's, trat gleichsam der Genius

Castiliens, der Genius der klassischen Erde der ehemaligen Weltbeherrscher auf die Seite des gedemütigten Schwesterlandes zur Vertreibung der nordischen Barbaren. Die Apostel, die über dem Haupt des Papstes Leo in den Wolken erschienen, mit feurigen Schwertern drohend: sie waren es nach der Sage, die Attila's Horden von der ewigen Stadt zurückschreckten. Da die „materielle" Unterstützung an Leib und Gut, die Italien und Spanien den Franzosen gewähren können und mögen, eine mehr als dürftige bleiben wird, so mußten schon die Ideale — wohlverstanden, die Ideale der Lateiner — in die Schlacht geführt werden.

Nirgends, nicht einmal in ihrem Vaterlande, haben Garibaldi und Castelar so viel aufrichtige und uneigennützige Bewunderer gefunden, wie in Deutschland. In Garibaldi war ein neuer epischer Held auferstanden, in Castelar schien alles Edle und Große aus Mirabeau's Seele wieder aufzuleben. Auch nicht im Kleinsten wurde unsere Begeisterung für beide Männer durch Hoffnung oder Furcht beeinflußt. Uns konnten in unseren Nöten die Reden des Spaniers so wenig wie die Thaten des Italieners nützen. Ein Blick auf unser Volk und unsere Verhältnisse mußte für jeden in der Wirklichkeit lebenden politischen Mann genügen, um ihm die Einwirkung einer spanischen oder italienischen Föderativ-Republik auf Deutschland als Chimäre erscheinen zu lassen. Wir verehrten in beiden Männern ohne Nebenabsicht die Vertreter des Guten und Edlen, der Freiheit und des Rechts. Noch mehr, obgleich Garibaldi in unserm Streit mit den Dänen, unaufgefordert, unberufen, in der heftigsten Weise sich gegen uns erklärte und die Engländer wider uns aufzureizen suchte, haben wir es ihm nicht nachgetragen; als er bei Mentana, doch eben nicht als klassischer Held, flüchtete, statt mit den Seinen unter den französischen Kugeln ruhmvoll zu sterben,

haben wir ihn bedauert und nicht mit einem Wort, wie die Franzosen, als deren Feldherr er jetzt seinen Degen zieht, sein Unglück und sein weißes Haar gekränkt. Die Reden Castelar's, die von allgemeiner Menschenliebe, von der Brüderlichkeit der Nationen überströmten, haben eine Zeit lang die Schaufenster aller deutschen Buchläden erfüllt, die demokratischen Zeitungen betrachteten und priesen sie als ein neues Evangelium der Freiheit. Vielleicht bekehrt uns das jetzige Auftreten beider Männer für immer von der thörichten und kindischen Bewunderung fremder Helden und Narren. Denn was haben wir Castelar gethan, daß er uns als Barbaren verflucht? Sind wir 1808 über die Pyrenäen gestiegen? Haben wir 1823 die liberale Verfassung seines Vaterlandes gestürzt? Bisher haben wir geglaubt, daß es die Franzosen des Kaiserreichs und der Restauration gewesen, die solche Thaten verübt. Und wenn Garibaldi in Besançon zu Pferde steigt, wird er an seiner linken Seite die französischen Republikaner sehen, die ihn 1849 aus Rom verjagten, und rechts die päpstlichen Zuaven, mit denen er bei Mentana schlug. Uns kann es nicht bekümmern, wenn beide Männer weder die Haltlosigkeit noch die Lächerlichkeit ihres Benehmens erkennen, aber wir werden sie fortan für das nehmen, wofür sie sich zuerst erklärt, für unsere Feinde. Wie es endlich, zu unserm Heil und Segen, zwischen uns und den Franzosen klar geworden, so werde es auch klar zwischen uns und den Vorkämpfern der lateinischen Nationen.

Aber besteht nicht, nach demokratischem Grundsatz, eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen allen Republikanern? Eine französische Republik zieht, wie der Magnetberg alle Schiffe, so alle freien Seelen an. Sei es doch, Keiner wird Favre und Gambetta die „Sympathien Europa's“ beneiden, nur müssen sich diese „Sympathien“ in jenen Schranken

halten, jenseits derer unser Recht beginnt. Denn wenn wir Deutsche einmütig uns den neuen „Attila“ als unsern Herrn und König gefallen lassen, was geht es Garibaldi und Castelar an? Wenn wir „Barbaren und Sklaven“ bleiben wollen, wer hat sie berufen, uns mit Feuer und Schwert zu Republikanern nach ihrer Schablone zu bekehren? Fürchten sie nicht, daß ihr waghalsiges Beginnen auch uns vielleicht über unsere „Interessen“ aufklären könnte? Die verbündeten lateinischen Nationen thäten wohl daran, ehe sie sich zu Feindseligkeiten gegen uns hinreißen lassen, ihre Geschichte zu befragen, um welchen Preis man das einige deutsche Volk bekämpft.

Eine Vereinigung Italiens, Spaniens und Frankreichs hatte schon im vergangenen Jahrhundert der Minister Choiseul in dem sogenannten bourbonischen Familientraktat zustande gebracht; freilich werden Castelar und Garibaldi über dieses Bündnis gekrönter Häupter und verschlagener Minister spotten; thatsächlicher aber war es bei alledem doch als die hoffnungsvolle Vereinigung der Lateiner, die sich bis jetzt nur in der Depesche der spanischen Republikaner in Tours an ihre Freunde in der Heimat geäußert: „kommt nicht als Freiwillige, die französische Republik giebt euch keine Löhnung!“ Die Verbindung der bourbonischen Höfe hat einen tiefsten Wunsch des 18. Jahrhunderts: die Aufhebung des Jesuitenordens durchgesetzt; sie hat mittelbar im Kampf gegen England die Befreiung Nordamerika's erringen helfen. Abseits von dieser dynastischen Vereinigung haben sich die lateinischen Nationen bisher noch blutiger und unerbittlicher bekämpft als die deutschen Stämme.

Ursprünglich bei der Gründung der deutschen Staaten auf gallischem, spanischem und italienischem Boden beherrschte der scharfe Gegensatz zwischen Franken, Gothen und Langobarden

die weitere Entwickelung; im Zerfall des karolingischen Reiches gewann dann die römische Bildung und der ursprünglich eingesessene Stamm der Gallo-Römer in Norditalien und Südfrankreich die Oberhand; zu Zeiten des Rotbarts war die provenzalische Sprache die eigentliche Weltsprache, der Südfranzose streng in Sitte und Lebensgewohnheit von dem Nordfranzosen geschieden und mit dem Catalonier und Aragonesen vertraut und verwandt. Die Albigenserkriege sind der Ausdruck der Todfeindschaft, die Nord- und Südfranzosen gegen einander beseelte. Nach einander unterlagen die reichen Städte des Südens, Beziers, Toulouse, Marseille, den Rittern von der Seine, der Marne und Loire. Im Laufe des Mittelalters schmolz Frankreich zu einem Einheitsstaat zusammen, während Deutschland, Italien und Spanien vielgliedrig und vielstaatlich blieben. Der erste Angriff der so geordneten einigen französischen Macht galt den lateinischen Nationen. Nicht um Deutschland, um die Herrschaft in Italien und im Mittelmeer tobte der Wettkampf Franz' I. und Karl's V. Man mag Thiers altmodisch nennen, daß er mit der zähen Hartnäckigkeit des alten Cato beständig gegen die Einigung Italiens geeifert, er hat damit nur den ersten Gedanken aller französischen Politik, die Wurzel, aus der die Bedeutung und der Waffenruhm Frankreichs emporgekeimt ist, verteidigt. Der Einfluß in Italien ist ein Lebenselement für Frankreich. Natürlich traten die Franzosen auch schon damals, im 16. Jahrhundert, für eine „Idee“ ein: für die Freiheit von Florenz und Siena, für die Unabhängigkeit der kleinen Dynasten gegen die deutschen und spanischen Barbaren; was nicht hinderte, daß der Papst Julius II. sie die ärgsten Verderber und Vernichter Italiens schalt; daß sie selbst gegen den einzigen, noch lebenskräftigen Staat der Halbinsel, die Republik Venedig, die schändliche Liga von Cambray schlossen, die

Venedig's Macht auf dem italischen Festlande brach. Wie die französische Republik und der General Bonaparte 1796 und 1797 mit Erpressungen, Plünderungen und dem unerhörten Raube der Kunstwerke die Befreiung Italiens vollführten, mag Garibaldi in Mußestunden in Lanfrey's Histoire de Napoléon nachlesen; vielleicht, wenn er dabei auf die Befehle trifft, die der General seinen Offizieren und Soldaten gegen aufständische lombardische Bauern erteilte, wird er über die Milde erstaunen, mit der die deutschen Barbaren die Franzosen behandeln. Verstehen Spanier und Italiener die Vereinigung der lateinischen Nationen dahin, daß die Franzosen in dieser Trias die Hegemonie besitzen, so ist kein Zweifel daran, daß sie in Paris willkommen sein wird, dann aber, Castelar mag es verzeihen, ist sein Gedanke nur eine Bastardgeburt, er will unter der phrygischen Mütze der ersten Revolution die „Idee" des dritten Napoleon verwirklichen. Die Schlachten bei Magenta und Solferino, die Besetzung des Kirchenstaats, der Zug nach Mexiko, die Beseitigung jedes Thronkandidaten in Spanien, dessen Erhebung dem vielgeprüften Lande auch nur einen Schimmer der Hoffnung versprach, was waren sie im letzten Grunde anders, als eben so viele Schritte zur Vereinigung der lateinischen Race? Einen andern Bund als den, an dessen Spitze sie stehen, werden und können die Franzosen nicht eingehen.

Auch übt ihre Civilisation, ihre Litteratur und Geistesrichtung einen unwiderstehlichen Einfluß über die Spanier und Italiener aus. Richelieu und Ludwig XIV. ist es gelungen, die militärische und politische Überlegenheit Spaniens zu brechen, die französische Litteratur hat darauf seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die alte, nationale Litteratur der Spanier verdrängt. Jedes künstlerische Schaffen hat sich nach französischen Vorbildern gerichtet, die politischen

Ideale der Franzosen sind auch die der Spanier geworden. Louis Philippe gedachte durch die berüchtigten spanischen Heiraten die Halbinsel in eine gewisse Familienabhängigkeit von sich zu bringen, Napoleon III. wollte einfach aus Spanien und Italien französische Vasallenstaaten machen. Richtet sich ein „neues" Frankreich aus dem Zusammensturz dieses Krieges wieder auf, so wird naturgemäß sein politischer Ehrgeiz nach der lateinischen Seite Bethätigung und Machterweiterung suchen. Der Wettstreit mit Deutschland hat ihm einen zu teuren Preis gekostet, als daß es ohne Hilfe und Bundesgenossen noch einmal die Schlacht mit ihm wagen wird. Garibaldi wie Castelar mögen sich also freuen, das Wort von der Vereinigung der lateinischen Völker ist in Frankreich schwerlich auf Felsgrund gefallen. Es drückt nur einen alten Wunsch, ein altes Streben dieser Völker in einer neuen republikanischen Form aus. Die Italiener fühlten sich durch das Papsttum in gewissem Sinne als die Herren der Welt; bei allem Hasse gegen die Priester und den jeweiligen Statthalter Gottes auf Erden gefallen sie sich in der Bemerkung, daß Rom, die Königin der Städte, zweimal den Erdkreis beherrscht hat. Nach den Italienern erhoben die Spanier, auf ihre indischen Besitzungen und Reichtümer gestützt, als Vertreter des Katholicismus, den Anspruch auf die Hegemonie Europa's. Die Franzosen glauben beide Seiten dieser Führerschaft, die geistige und litterarische, wie die staatsmännische und kriegerische, in sich zu vereinigen und das berufene Volk, durch das der Weltgeist sich am herrlichsten verkündigt, zu sein. Noch ist ihre Überlegenheit über Italiener und Spanier anerkannt und unbestritten: in Bezug auf die Deutschen hat sie eine schmähliche Niederlage erlitten. Um so sicherer werden sie die lateinischen Nationen in Abhängigkeit zu erhalten sich bemühen. Napoleon III. lenkte den König

Victor Emanuel am Gängelband, die französische Republik: Garibaldi und Castelar. Dasselbe Puppenspiel, nur mit anderen Figuren.

Ich weiß wohl, daß der edle Spanier eine ganz andere Vereinigung der lateinischen Nationen meint, als sie sich mir als geschichtliche Notwendigkeit vorstellt. Ihm ist sie der Anfang der allgemeinen europäischen Republik, das Ideal mit der Unterschrift von 1793: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Wie alle Politiker seines Schlags vergißt er eins: daß unsere Zeit gar nicht zur Erledigung von Freiheits-, sondern nur von Machtfragen bestimmt ist. Fortwährend hören wir von religiösen, politischen, sozialen Fragen und Bewegungen, die Parteiführer thun, als gelte es einen Himmelssturm der Titanen und Giganten, und was wird die Nachwelt erkennen, wenn sie die Geschichte von 1858—1870 überblickt? Machtveränderungen, Umgestaltungen der Karte von Europa, neue Staatengebilde. Die Fragen der Freiheit und der Arbeit gehen bescheiden nebenher. Der Genius des Kriegs waltet, nicht der des Friedens, viel lauter und gebietender spricht die Kanone als das Gesetz. Auch im 19. Jahrhundert bestimmt der Degen das Geschick und die Entwickelung der Welt. Und die wunderbare Ironie des Schicksals will, daß dieselben Männer, die in Friedenskongressen eine hervorragende Rolle spielen und die Verbrüderung der Völker beständig auf den Lippen haben, überall als Anstifter blutiger Aufstände und Kriege erscheinen und daß der einzige Zweck der Vereinigung der lateinischen Nationen, die sie herbeisehnen, der Kampf bis an's Messer mit den Deutschen sein soll. Und nun, brave Deutsche, bewundert noch weiter Garibaldi und Castelar und betet ihre Ideale an! Mir fällt ein Epigramm von Kästner ein, achtzig Jahre ist es alt und sieht doch aus, als sei es gestern geschrieben.

„Allemands grands admirateurs.

Bewundernd haben sie sonst die Messieurs verehrt,
Wie sie bewundernd nun die Citoyens begaffen,
Nie waren sie des Namens Deutsche wert,
Sie sind ja nichts als Franzenaffen."

---

20. November 1870.

Unter den vielen Wunderlichkeiten in Worten und Thaten, mit denen das französische Volk in den letzten Wochen uns überrascht hat, ist mir keine wunderlicher erschienen, als die von Guizot und Thiers, Renan und Taine geäußerte, mit tiefem Schmerz betonte Behauptung, daß mit dem Verluste dieses Kriegs, mit der Abtretung von Elsaß und Lothringen auch Frankreichs Weltstellung für immer dahin sei. Kennen denn, fragt man sich, diese erfahrenen Politiker und Geschichtsschreiber, diese Denker des neuen Frankreichs die Entwickelung ihres Volkes und die Macht seiner Kultur so wenig, oder sind sie trotz ihrer beharrlichen Proteste ganz und gar unter dem Bann der kriegtobenden Menge, daß sie den Einfluß einer Nation auf die Welt einzig und allein von ihrem Waffensiege abhängig machen? Sind sie so sehr in Barbarei versunken, daß sie den Krieg nicht mehr als eine schreckliche Notwendigkeit, sondern als das Ideal des Volkslebens betrachten? Nicht in ihren Worten, aber unwillkürlich in ihren Anschauungen. Es lohnt sich, einmal zu überlegen, worin denn in Wahrheit Frankreichs Kraft besteht, wodurch es bis heute, und wir hoffen, noch auf lange hinaus, in der Entwickelung der Menschheit eine hervorragende Rolle gespielt hat und spielen wird.

Zuerst springt eins in die Augen, daß die Epoche der wahren französischen Weltherrschaft durchaus nicht die Epoche

der größten französischen Siege ist. Ein Jahrhundert lang, von 1660 bis 1760, hat es in Europa keine Äußerung, keine That des menschlichen Geistes gegeben, die nicht französisch angehaucht war. Descartes ist nicht der größte, aber der einflußreichste Philosoph der Zeit; erst viel später erlangte Spinoza die Geltung, die ihm gebührt. Leibniz, in cartesianischen Banden, schreibt französisch oder lateinisch. Die französischen Lustspiele und Tragödien verdrängen in Spanien und England das nationale Drama. Neben Poussin, Claude Lorrain und Lesueur wagt sich, in der Meinung der Zeit, kein Maler zu stellen. Welcher Schriftsteller bliebe an Weltruhm und Bedeutung in diesem Zeitraum nicht weit hinter Voltaire zurück? Nicht nur, wie immer mit einem tugendhaften Seitenblick auf die Verderbtheit der Höfe ausgesprochen wird, die kleinen und großen Fürsten Deutschlands ahmten Ludwig XIV. nach: in den oberen Schichten auch der bürgerlichen Gesellschaft galt die französische Sprache als das Zeugnis einer höheren Geistes- und Herzensbildung. Mit den englischen und deutschen Edelleuten machten die Söhne Frankfurter, Hamburger, Danziger Patrizierfamilien ihre „große Tour“ oder ihre „sentimentale Reise“ durch Frankreich. Überall im Norden wie im Süden Europa's erstehen Schlösser und Gärten im Stil von Versailles. Dies selbe Jahrhundert, das somit den französischen Geschmack und das französische Ideal zur Herrschaft bringt, schließt aber neben dem kriegerischen Ruhm Ludwig's XIV. und seinen Eroberungen die Schmach Ludwig's XV. ein. Den Anspruch einer Weltmacht im politischen Sinne des Wortes hat Frankreich gerade damals verloren, als ihm die Engländer Kanada und seine Besitzungen in Ostindien nahmen. Reichlich wurden die Siege der Turenne's und Catinat's durch die Niederlagen von Höchstädt und Turin, die Erfolge des Marschalls

von Sachsen durch die eine Schlacht von Roßbach aufgewogen. Wie mager sind die Lorbeern der einzelnen französischen Feldherren, wenn man sie mit denen Eugen's und Marlborough's, Karl's XII. von Schweden oder gar Friedrich's des Großen vergleichen will!

Umgekehrt ist der kurze Zeitraum von 1794—1813, der den höchsten Stand der Macht Frankreichs in Europa, die Blüte seines Kriegsruhms bezeichnet, aus dem alle kriegerischen Thorheiten, Eitelkeiten und Ansprüche der Nation entsprungen sind, zugleich die Epoche des sinkenden französischen Geschmacks und Einflusses. Neben der französischen erhob sich die deutsche Litteratur; Goethe als Dichter, Kant als Philosoph haben die besten Geister Frankreichs in dunkler Ferne weit hinter sich zurückgelassen; Schiller, Herder, Jean Paul Tieck, Kleist treten mehr als ebenbürtig an die Seite der französischen Dichter und Schriftsteller. Von dem großen Gebiet, das die französische Sprache um 1760 in Deutschland einnahm, ist sie 1812 beinahe ganz verdrängt. Nicht mit demselben Eifer und denselben Erfolgen, aber im Streben nach demselben Ziele wie Deutschland suchen sich Italien und Spanien von dem geistigen Joche Frankreichs zu befreien; in beiden Ländern ersteht wieder eine nationale Litteratur, ein nationales Schaffen und Dichten. In England verschwindet der französische Einfluß bis auf die letzte Spur. Alle Siege und Eroberungen Napoleon's befördern und stärken dort nur den nationalen Widerstand gegen alles Französische.

Unter der Regierung der heimgekehrten Bourbons macht der französische Geist etwas wie eine Wiedergeburt durch. Die Kräfte und Mächte, die sie ihm erleichtern, sind die deutsche Romantik und die englische Verfassung. Wieder überschreitet der Genius Frankreichs die Rheingrenze, in Weimar bewundert der alte Goethe die Schriften der jungen

Männer, der Guizot's, Villemain's, Cousin's, er freut sich der Verse Béranger's, wohlwollend betrachtet er die Versuche der französischen Romantiker. In dem Gedächtnis Aller lebt es noch, wie die französische Komödie Scribe's, die Romane der George Sand, die sozialistischen Träume St. Simon's und Fourier's, die Debatten der französischen Kammern anregend und aufregend, begeisternd und befruchtend auf Deutschlands Entwickelung zurückwirkten, und das Alles in Tagen, wo nach der Meinung der „echten Söhne Frankreichs" die Trikolore im Staub umhergeschleift wurde, und der König mit dem Birnengesicht und dem Regenschirm unter dem Arme den „Ruhm" und die „Ehre" der großen Nation verschacherte. Den Ruhm hat ihnen dann der dritte Napoleon in Fülle bei Sebastopol und Solferino, in China und Mexiko verschafft, bis die Schmach von Sedan die ganze Ruhmeskomödie beendigt.

Worauf beruht nun der kulturhistorische Einfluß, den Frankreich ausgeübt? Die eine seiner Wurzeln ist die Leichtigkeit, Feinheit und Schärfe der französischen Sprache; die andere die Eigenschaft des Volkes, die Dinge der Idee gemäß zu gestalten und aus dem Beschränkten zum Allgemeinen zu erheben; nicht die Schönheit, aber den Geschmack, nicht die Vernunft, aber den Verstand zu befriedigen. Verständlicher als der deutsche, englische oder spanische Genius spricht der französische zu einer gewissen mittleren Masse aus allen Völkern; vermag er uns nicht das Höchste und Tiefste zu sagen, so bleibt er doch vom Verworrenen und Dunklen gleich weit entfernt und giebt allen seinen Gedanken eine klare, durchsichtige Form. Nicht nur die Taschenspielerkunst, Verfängliches im wohlanständigen Ausdruck anzudeuten und geistreich zu scherzen, auch die edlere Kunst, schwierige und verwickelte Probleme in übersichtlicher Form darzulegen

zeichnet ihn aus. Man vergleiche einmal nach dieser Seite des Durchsichtigen und Verständlichen hin Pascal's „Pensées“ mit einem deutschen Mystiker, oder Montesquieu's „Esprit des lois“ mit Hegel's „Philosophie der Geschichte“. Daher die unermeßliche Wirkung der französischen Litteratur; in ihren erhabensten wie in ihren alltäglichen Schöpfungen richtet sie sich an ein mittleres Maß des Verständnisses. Mit Recht können die Franzosen sich rühmen, daß ihren Arbeiten Anmut und Geschmack gleichsam angeboren sei, während die andern Nationen dieselben wohl nachzuahmen, aber nicht aus sich selbst herauszubilden im Stande seien. Daß die französische Sprache und die Mode von Paris zu Beherrscherinnen der guten Gesellschaft geworden, ist für die eine so wenig als für die andere ein Zufall. In ihnen steckt eben ein Etwas, das sich überall als ein Angemessenes und Passendes herausstellt oder doch herauszustellen weiß. Wirft man der Sprache wie der Mode vor, daß sie sich mehr um den Schein als um das Wesen der Dinge bemühen, so sollte nicht vergessen werden, welch' eine gewaltige Macht der Schein in dieser Welt flüchtiger Erscheinungen ist.

In Allem, was die germanischen Stämme vollführt, geschaffen und gedacht haben, bleibt ein ausschließlich nationaler Kern zurück, der Duft der mütterlichen Erde, der es entsprossen ist; dieser Beisatz macht unsere Politik und Geschichte den fremden Nationen unverständlich, unsere Philosophie gar nicht und unsere Kunst nicht ohne Mühe genießbar. Nie wird es gelingen, die englische oder amerikanische Verfassung bei Romanen oder Slaven aufzurichten; nie ist es gelungen, der deutschen Reformation eine dauernde Stätte im Herzen romanischer Bevölkerungen zu bereiten. Selbst in Frankreich haben es die Hugenotten in der Blüte und Kraft ihres Bekenntnisses kaum auf eine Million Anhänger gebracht.

Als ihnen Heinrich IV. das Edikt von Nantes erteilte, rechnete man etwa achthalbhundert reformirte Kirchen in Frankreich; „es giebt eine Nachricht“, sagt Ranke, „nach welcher man 274,000 protestantische Familien im Reiche zählte, doch möchte ich sie nicht verbürgen“. Ähnlich bleibt die Wirkung unserer Kunst, sei es, daß es sich um Schiller und Goethe, oder um Mozart und Cornelius handelt, auf einen verschwindenden Bruchteil der Romanen beschränkt. Es ist nicht die geringere Schulbildung der Romanen, sondern das Wesen der deutschen Kunst, das ihnen das Verständnis erschwert und den Genus unmöglich macht. Die Franzosen haben das italienische Lustspiel und das spanische Drama mit Glück in ihren Boden verpflanzt, eine Shakspeare’sche Tragödie haben sie nicht einmal versucht; ewig fremd ist ihnen ein Goethe’sches Lied geblieben. Aber sie wußten ihrer Kunst eine Richtung auf die Welt zu geben und, obgleich sie die nationalen Eigenheiten festhielten, in ihr dem allgemeinen Bedürfnis Rechnung zu tragen. Es ist, als hätte jeder von ihnen das Bewußtsein, immer im Angesicht der Welt und für die Welt zu malen, zu dichten, zu sprechen. Unsere Dichter und Künstler suchen der Gegenwart zu entfliehen, die französischen stürzen sich in ihren Strudel. Weder den Deismus noch die Philosophie der Aufklärung haben sie erfunden, allein sie gaben ihnen die Form, durch die sie ihre Wirkung auf Europa äußern, in der sie bahnbrechend werden konnten. Der Anstoß zu ihrer Revolution, zu ihrer Erklärung der Menschenrechte ist ihnen von England und Amerika gekommen, unter ihren Händen aber ward die politische Freiheit die Bewegerin der modernen Zeit, der Punkt, um den in Haß und Liebe alle Kräfte des Jahrhunderts treiben. Dieser Drang, für die Menschheit zu denken und zu arbeiten, oder wie die Franzosen es ausdrücken, ihr Kampf für eine Idee, hat in

politischer Beziehung denn auch für sie den verhängnisvollen, notwendigen Ausgang genommen. Kein Staat ist durch die unaufhörlichen Revolutionen und Parteizerklüftungen, durch die beständigen Deklamationen in's Blaue hinein unfähiger geworden, eine freie Verfassung zu ertragen, als der französische. In jedem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre wird Frankreich „Herr seiner Geschicke", um jedesmal sein Geschick einem Usurpator in die Hand zu geben. Nach Außen aber erscheint es als Schild und Hort der Freiheit und, weil es eine scheinbare Gleichheit eingeführt, als das Ideal des modernen Staates, wogegen England und selbst Amerika als befangen in aristokratischen Vorurteilen gelten.

Vom Größten lassen sich diese Beziehungen und Bestrebungen zum Kleinsten verfolgen. Stufenweise hat Paris seinen Charakter einer ausschließlich nationalen Stadt verloren; es war nur die Konsequenz dieser Entwickelung, wenn Napoleon III. die „Vergnügungsstadt der Welt" daraus machen wollte. Als Napoleon I. die Kunstwerke aus allen eroberten Städten dorthin schleppte, schwebte ihm ein ähnlicher Gedanke vor. In Paris sollte alles Schöne, Große, Geschmackvolle und Reizende vereinigt werden. „Die Sterne", singt Heine, der ganz in diesem französischen Dunstkreis lebt, „sind am schönsten in Paris, wenn sie dort des Winterabends in dem Straßenkoth sich spiegeln". Die natürliche Folge war, daß bald auch der Straßenkoth von Paris sich etwas Besonderes dünkte und der Welt als bewunderungswürdig empfohlen wurde. Was hat die französische Litteratur seit dreißig Jahren nicht gethan, um die Cameliendamen und die Verbrecher, die Galeerensklaven und die Kriminalpolizei, das Duell und den Ehebruch von Paris zu preisen, zu besingen, ja als die Höhe des Lebens, als die hervorragendsten Gestaltungen der Menschheit hinzustellen — immer wohlverstanden,

als ein Unbedingtes, allgemein Gültiges, nie als eine einseitige Erscheinung des französischen Dichtens und Trachtens! Der Hebel, mit welchem Voltaire seine Zeit in Bewegung setzte, war die „Raison", ihr dient Alles, überall ist sie da, die unbedingte Richterin über die Worte und Thaten, die Leidenschaften und Kämpfe der Menschen; der Hebel der jetzigen französischen Litteratur ist die „Passion". Die eine wie die andere haben dem französischen Geiste die Welt erobert, bis die Raison in die schreckliche Logik der Revolution umschlug, und die Passion in Blödsinn und Ohnmacht ausartete.

Nicht auf Waffenruhm und Siege, auf Gedanken und geistige Mächte hat sich die französische Weltstellung gestützt, ihnen verdankt die Nation die Teilnahme, die sie findet. Um der Aufklärung und Anregung, die von ihr ausgegangen, weil sie einmal der Welt die Leuchte vorangetragen, haben wir 1830 vergessen, was sie uns 1806 angethan, wie unsere Ahnen um Molière's und Voltaire's willen die Schandthaten Ludwig's XIV. vergessen und verziehen hatten. Dies sind die wahren Gesta Dei per Francos, nicht die greuelhafte Verwüstung, mit der sie nach einander Italien, Deutschland, Spanien und Rußland heimgesucht.

Wie kann, im Hinblick darauf, ein Mann, wie Renan, die Behauptung aussprechen, daß der Verlust des Elsasses und Lothringens den Untergang Frankreichs in sich schlösse? Ist in der That Frankreichs geistige Kraft so erschöpft, daß es nur noch durch materielle Größe einen an sich längst hinfällig gewordenen Anspruch, die erste Nation der Welt zu sein, aufrecht halten kann? Und selbst diese Größe, was bedeutet sie im Vergleich zu der Amerika's und Rußlands? Wird sie nicht mit jedem Jahre durch ein unbeugsames Naturgesetz, das die Romanen verfolgt, schwächer, während die

Deutschlands wächst? Die Franzosen vermehren sich nur in einem unzulänglichen Grade, in fünfzig Jahren sind ihrer 29 Millionen nur auf 39 Millionen gestiegen, während in derselben Zeit von 1815—1865 die Bevölkerung Preußens von 10 Millionen auf 19 Millionen sich vermehrte. Wenn die Lärmmacher auf der Straße und in dem gesetzgebenden Körper, die Renan so gründlich verachtet, keinen anderen als den kriegerischen Ruhm anerkennen, nichts anderes als den Sturz der jeweiligen Regierung oder Eroberungen im Sinne haben, so erklärt sich das leicht aus der Geschichte des Volkes und dem niedrigen Bildungsgrade des Durchschnittsfranzosen; wenn aber die Gebildetsten ebenfalls trotz aller Friedensmasken nichts Besseres wissen, als Krieg und Eroberung, um ihr Volk auf der Höhe zu erhalten, so scheint freilich diese so eitele Nation an einem Abgrund angelangt zu sein. Gewiß haben deutsche Elemente, deutsche Gedanken und Stimmungen dem französischen Volke, das der „kaiserliche Märchentraum“ geistig und körperlich niedergeworfen hatte, wieder emporgeholfen; ohne unsere romantische Schule gäbe es keinen Alfred de Musset, keinen Victor Hugo. Nur ist dieser wohlthätige Einfluß nicht aus Elsaß und Lothringen, sondern von dem anderen Ufer des Rheins herübergekommen und seine Wirkung hat sich seit der Februarrevolution mehr und mehr verflüchtigt. Immer stärker und anspruchsvoller ist das gallisch-römische Wesen des Volkes aufgetreten, immer wüster ist es in Zuchtlosigkeit und Hochmut verwildert. Was bedeuten dagegen die wenigen Gelehrten, die wider den Strom zu schwimmen versuchen? Dasselbe, was die Proteste der „Republikaner“ gegen Napoleon III. Das „demokratische“ Cäsarentum ist der einzig wahre und echte Ausdruck des französischen Volkes auf seiner jetzigen Entwickelungsstufe. 1815 hat das erste Kaisertum auf allen Gebieten mit einem

ungeheuren Bankerott geendigt; 1852 haben es die Franzosen trotz alledem erneuert. Ein zweiter Bankerott ist gefolgt und dennoch werden nicht viele Jahre vorübergehen, bis ein neuer Cäsar das Schicksal Frankreichs leitet. Durch keine Siege vermag Frankreich seine verlorene Weltstellung wieder zu gewinnen; wenn der Sieg nicht durch Thaten des Geistes vorbereitet, unterstützt und fruchtbar gemacht wird, wie rasch verwelkt dann sein Lorbeer! Nicht nur den Armeen, dem ganzen geistigen Leben Frankreichs fehlt das Mark, dem Bürger ist der Begriff der Pflicht, dem Künstler das Ideal verloren gegangen. Renan irrt wie Gambetta, wenn er glaubt, daß die „Vertreibung der deutschen Barbaren“ Alles wieder gut machen würde: nein, die Aufgabe der Franzosen ist nicht, uns zu besiegen, sondern sich selbst zu läutern. Wenn sie, nach ihrer Kraft und Natur, wieder Muster des Ewigen und Wahren für Alle hingestellt, dann, und nur um den Preis der Selbstüberwindung, werden sie wieder eine glorreiche Nation sein und die Dankbarkeit der Welt fordern können.

---

24. Dezember 1870.

Drei Bäume vor allen wachsen und gedeihen im deutschen Wald: die Linde, die Eiche und die Tanne. Nicht erst seit gestern feiern und besingen wir sie; wie sie von der Urzeit her die Zierden unserer Landschaft gewesen, so sind sie auch mit dem Gemütsleben und der Phantasie unseres Volkes verwachsen. Immer war uns die Linde der Baum des Frühlings, der Freude und der Liebe; immer wohnten im Schatten des Eichwalds unsere Götter und mit dem Laube dieses Baumes schmückten wir seit dem Siege Hermann's über die Legionen des Varus die Stirn unserer Helden; immer steckten wir zur Zeit der winterlichen Sonnenwende Tannenzweige

an unsere Thüren, aus ihrem Stamm holten wir das brennende Scheit, Julklapp. Diese Vorstellungen und Bräuche des Heidentums hat das Christentum wohl in seinem Sinne zu heiligen, aber nicht abzuschaffen vermocht. Nach wie vor ist uns die Eiche das Symbol männlicher Kraft und Treue; trotzend den Sturmwinden, knorrig und fest, aufragend mit ihrem grünen Wipfel zur Höhe des Himmels, steht sie da, ein königlicher Baum. Am Pfingsttage begrüßen wir die blühende Linde, und der fröhliche Tanz der Jugend schlingt sich darum. Vom deutschen Meer zu den deutschen Alpen glänzen am Weihnachtsabend die Lichter im Grün des Tannenbaums.

Einst feierten deutsche Kaiser mit ihren Rittern und Mannen das Weihnachtsfest zu Rom — heute, wir hoffen es wenigstens, daß ihnen allen dieser Ruhetag beschеert sei — zünden deutsche Krieger am fernen Ufer der Loire, in den Städten der Normandie, vor Paris die Lichter am Weihnachtsbaume an.

Heil ihnen und Glück, vom obersten Führer bis zum letzten Soldaten, den Gesunden wie den Verwundeten, Heil und ein fröhliches Fest!

Keine Stadt, kein Dorf, kein noch so einsames und abgelegenes Waldhaus giebt es im Vaterlande, aus denen sich die Augen und Herzen nicht in diesen Feiertagen nach Westen wendeten, voll Stolz und Wehmut, voll Hoffnung und Trauer: in jeder Hütte wie in jedem Schloß ein Ruf, ein Gruß, ein Winken in die Ferne: die Gottheit sei mit ihnen für und für!

Wer will zählen, wie oft deutsche Krieger schon in Winternacht und Graus hinausgezogen! Die Väter derer, die jetzt Paris umlagert halten, lagen wohl, eben erwachsene Jünglinge, Weihnachten 1813 am Rhein, der damals kaum

den Namen eines deutschen Stromes verdiente, auf der Wacht gegen den Erbfeind; ältere entsannen sich am Bivouakfeuer, daß sie gerade vor einem Jahre, in den Weihnachstagen 1812, gegen die Russen im Felde gestanden. Von jenem Feste, von General York's Vertrag mit den Russen an hatte der Siegesmarsch begonnen, der sie durch Schlachten und Beschwerden ohne Zahl in einem Jahr von Memel und Königsberg, von den Städten des deutschen Ordens und der Hansa, nach Köln und Aachen am Rhein, den Stätten der Heiligen und der Kaiser, geführt. Die Dichter, die mit ihnen gezogen, die in ihren Reihen standen, weckten in ihnen die alten glorreichen Erinnerungen an die einstige Macht und Herrlichkeit des deutschen Reichs; längst erloschene, ja unbekannte Geschichten und Gestalten stiegen auf. Was bedeutete damals für den Brandenburger, den Pommer, den Preußen und Schlesier die Einheit des deutschen Vaterlandes? Mehr Schemen als Wirklichkeiten schwebten die Ottonen, die Hohenstaufen in der Dämmerung der Vorwelt. Vielleicht die lebendigste Figur aus der ganzen deutschen Geschichte war dem Volke noch Hermann der Cherusker. Die furchtbare Niederlage, die er den Römern im Teutoburger Walde bereitet, lebte in den Liedern, auf der Bühne wieder auf. Das mächtigste, tiefste, Alle mit gleicher Stärke beseelende Gefühl aber war der Haß — Haß gegen die Franken und ihren Kaiser. Wenn die Vergötterer des ersten Napoleon darauf bestehen, wie unendlich überlegen er allen seinen Gegnern gewesen, und daß er endlich nur ihrer Überzahl gewichen: so vergessen sie eins, daß der Haß, der diese alle mit einer Glut durchdrang, ebenso dämonisch und gigantisch war, wie sein Genius und sein Glück. Die Herrschaft des Fremdlings von sich abzuschütteln, die Franken über den Rhein zu jagen: das galt es. Vom deutschen Reich, von der Zusammengehörigkeit und

Eintracht seiner Stämme konnte unter Männern nicht die Rede sein, die noch vor wenigen Monaten sich blutig bekämpft, wo bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig Sachsen und Württemberger wider die Preußen gefochten. Nur wie verlorene Strahlen und Sternschnuppen tauchten in jenen letzten Dezembernächten, als die Fürsten und Führer den Einmarsch nach Frankreich, mit widersprechenden Reden und langatmigen Für und Wider, gerade wie jetzt das Bombardement von Paris, berieten, Gedanken von einem deutschen Staate auf. Wie schlecht und mangelhaft der deutsche Bund, der auf dem Wiener Kongreß entstand, auch war, die herrschenden Männer konnten ihn nur schließen, weil die Stämme und Staaten für einen anderen noch nicht reif waren. Darum spannte sich damals jeder Nerv einzig zum Kriege, zur Vernichtung des Gegners.

Wie anders in diesem wunderbaren Jahre! Heute geht mit der Zerstörung Frankreichs der Aufbau des neuen deutschen Reichs Hand in Hand. Als im Sommer, unerwartet und unerwünscht, das Kriegsungewitter über uns hereinbrach, das ganze Volk sich wie ein Mann erhob, noch tüchtiger, geschlossener, begeisterungsfreudiger, opferwilliger als 1813, da wußte Keiner, zu welchem Ausgang unsere Krieger in's Feld rückten; das aber wußten wir, daß mit ihrem Fall wie mit ihrem Siege das Weltgeschick verknüpft sei.

Wie einst im ersten, so war jetzt im dritten Napoleon das Franzosentum zu einer neuen Menschwerdung gekommen. Unermeßliche Eitelkeit, nur übertroffen von der Frechheit der Ansprüche; eine barbarische Wildheit, Beutegier und Ländersucht; Lüge und Usurpation nicht nur mit der Krone geschmückt, sondern das ganze Volk durchdringend; eine Ehrlosigkeit ohne Gleichen, die Generale und Offiziere ihr Wort so leicht brechen läßt, wie sie ihre Handschuhe wechseln; ihrem

Zuge vorantaumelnd mit Tamtams und Wüstengeheul afrikanisches Raubgesindel: so brachen sie auf. Ihr Sieg würde das Geschick Europa's entschieden und die Thaten und Verbrechen des römischen Kaisertums wieder heraufgeführt haben. Aber nicht ihre, unsere Fahnen hat der Wind des Glücks und des Triumphs geschwellt. Ein Heer, wie die Welt es noch nicht gesehen, in dem die höchste menschliche Bildung mit der höchsten Tapferkeit sich paarte, wo jeder zehnte Mann im besten und edelsten Sinne des Wortes ein „Wissender" war; ein Heer, wie es vielleicht nur einmal noch, unter anderen Kulturzuständen, winzig an Zahl, auf dem Felde von Marathon, in der Bucht von Salamis gestritten, ist im Sturmschritt von Schlacht zu Schlacht geeilt. Am 4. August zog es unter Gesang und Hurrahruf über die Grenze, am 19. September stand es um Paris. Wie Stroh vor dem Atem des Feuers, war das napoleonische Kaisertum vor dem Hauch seines Grimms vergangen. Welche Waffen auch die Verzweiflung den Franzosen in die Hände geben, welche Widerstandskraft sie ihnen noch eine Weile einflößen mag, ihr militärischer Hochmut liegt seit Wörth und Sedan im Staube. Wie riesengroß und hundertarmig sich auch ihr Götze erhob, er ruhte auf thönernen Füßen, zwei Schläge that Thor's Hammer und das Götzenbild zersplitterte.

Denn mit uns waren das Recht und die höhere Gesittung. Nicht unsern, den Sturz Frankreichs hatte das Glück beschlossen. Langsam war der Weiser der großen Weltenuhr weiter gerückt, er zeigte einen neuen Tag der Menschheit an. Unbestritten hatte das deutsche Volk von der Aufrichtung eines deutschen Reiches unter dem Sachsenherzog Heinrich bis zum Ausgang Kaiser Friedrich's II. drei Jahrhunderte lang die vorwaltende Herrschaft in Europa geübt; stillschweigend oder gezwungen erkannten die Könige im Westen und Osten die

Oberhoheit des Kaisers an. Das Kaisertum erlag, weil es den gewaltigsten Kampf der Zeit, den des Staates mit der Kirche, auf sich allein nahm; inzwischen wuchs die Macht der französischen und englischen Könige durch die Zertrümmerung der kleinen Herrschaften auf ihrem Gebiet. Es ist bezeichnend, daß die Hohenstaufen Manfred und Konradin gegen einen Franzosen Karl von Anjou kämpfend hinsanken; damit wurde gleichsam die Hegemonie von den Deutschen auf die Franzosen übertragen. Solche Umwälzungen treten nicht gleich in die Erscheinung, aber während die Ansprüche der Kaiser immer mehr zusammenschrumpfen, immer zaghafter vorgebracht werden, steigern sich die der Könige Frankreichs. Franz I. und Heinrich II. wagen und unterhalten einen langdauernden Krieg gegen Karl V., dessen Ende zum Vorteil Frankreichs ausschlägt. Metz, Toul und Verdun werden vom Reiche abgerissen. Die ungeheuere Anstrengung der Reformation, die Durchführung und Behauptung der Gewissensfreiheit erschöpfen unser Volk bis in's Mark; nach dem westfälischen Frieden spielt es nur eine zweite Rolle in Europa. Seine unselige innere Verfassung vermehrt seine Schwäche, seine Leiden; der deutsche Boden wird der Tummelplatz der Fremden. Unter Ludwig XIV. haben die Franzosen das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht, sie „marschieren an der Spitze der Zivilisation". Zwei Jahrhunderte, mit wechselndem Glück, haben sie sich in dieser Stellung behauptet, widerwillig steigen sie herab. Ein unterirdisches Feuer lodert unter ihren Füßen, in dem parteizerrissenen Volke wird ein Chaos ausbrechen, sobald seine Niederlage endgültig besiegelt ist. Der Anspruch, die erste Nation der Welt zu sein, die Eitelkeit allein hält sie noch aufrecht und zusammen: diese verloren, werden sie gedemütigt in jähem Sturz in die Zustände fallen, welche seit vierzig Jahren in Spanien und den südamerikanischen Republiken der Welt ein klägliches Schauspiel bieten.

Mag man doch das Weltgesetz bedauern und beklagen, der Sieg des einen bedingt den Fall des andern. Idealisch leuchtet von fernen Höhen die Sonne der Verbrüderung der Menschheit, des ewigen Friedens, aber ach!

„Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben
Werft die Angst des Irdischen von Euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!“

In den Schranken der Wirklichkeit würde der ewige Friede nur die gleiche Ohnmacht der Schwäche sein, wie der Kommunismus nur in der allgemeinen, unterschiedslosen und im höheren Sinne nichtswürdigen Mittelmäßigkeit bestehen kann. So sieht das aufsteigende Deutschland Frankreich niedersinken. Wenn je, so war der Zusammenstoß dieser beiden Völker ein notwendiger. Nicht erst seit 1866, schon 1859, als die drohende Haltung Preußens Napoleon III. zum Waffenstillstande von Villafranca zwang, lag der Kampf in der Luft. Jene unberechenbaren Mächte, die im Stillen und für unsere Erkenntnis unfaßbar wirken, hielten die Entscheidung wieder und wieder hin. Die innere Stimme hat mehr als einmal dem Kaiser zugeflüstert, daß ein Krieg mit Preußen den Verlust seiner Krone bedeute, zuletzt wurde die Volksströmung für ihn zu gewaltig, vielleicht auch handelte er im Wahnsinn der Spieler, die alles auf eine Karte setzen, in dem Bewußtsein, daß dieselbe gegen sie fallen wird. Mit der Schlacht bei Sedan war nach menschlichem Ermessen das blutige Spiel geschlossen: eine unerhörte Katastrophe hatte das zweite Kaiserreich begraben, wie das erste, aber der Ruhm der Vertheidigung bis auf's Äußerste, der das Unglück von Waterloo verklärt, fehlte diesem Tage; durch das caudinische Joch war der Kaiser, der beste Feldherr Frankreichs, ein zahlreiches

Heer gegangen. Da erst offenbarte sich das Verhängnisvolle dieses Krieges. Ein Volk, bei dem nur der kleinste Rest von ruhiger und verständiger Überlegung vorgewaltet, hätte Frieden geschlossen, die furchtbare Wunde ausheilen und vernarben zu lassen, die es erlitten. In ihrer Verblendung jedoch stürzten sich jetzt erst die Franzosen wie rasende Bacchanten in den Krieg. Wenn irgendwo, so wird hier jenes Ewige und Unerklärliche sichtbar, das die Gläubigen den Finger Gottes nennen. Nicht wir, indem wir ungerechtem Angriff wehrten, sondern sie, die blindwütig ohne Aussicht auf Erfolg weiter schlagen, erniedrigen Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges. Das Kaiserreich hat Frankreich sieben verlorene Schlachten, etwa siebenhundert Geschütze und mehr als hunderttausend Gefangene gekostet; in den drei Monaten ihres Bestehens hat die französische Republik außer zwei mittleren zwei Festungen ersten Ranges, Straßburg und Metz, verloren; die Zahl unserer erbeuteten Geschütze ist auf 3000, die der Gefangenen auf 350,000 Mann gestiegen. In zahllosen kleineren und größeren Gefechten sind die Truppen der Republik geschlagen worden; wenn Gambetta Heere aus der Erde gestampft, so kann er jetzt meilenweit auf freiem Felde die verwundeten Kinder Frankreichs elend umkommen sehen; nach hunderten zählen die Dörfer, die sein Wahnwitz in Brand gesteckt.

So rollt dahin, ihr Würfel des Geschicks! Eine Blut- und Rauchwolke lagert über Frankreich, nach Westen, nach Nord und Süd zieht sie unaufhaltsam vorwärts, als wollte sie das ganze weite Land — la douce France sangen im Mittelalter die Troubadours und Trouveres von ihm — bedecken und ersticken. Uns aber blüht aus Schutt und Trümmern die neue heilige Eiche empor, der Bau des neuen Reiches. Freiwillig, ungezwungen, wie ihre Jugend im Kampf

neben einander steht, treten die Stämme zum Bunde zusammen, einmütig rufen Völker und Fürsten: ein Reich, ein Kaiser!

Sonst, in anderen Jahren, schallt es: „Weihnacht! Weihnacht!“ durch die Gassen unserer Städte, und wenn auf einsamen Landstraßen an diesem Abend Schlitten an einander vorüber fahren, rufen sich die Insassen lustig eine fröhliche Weihnacht zu. Von Lichtern glänzen alle Häuser wieder, ein festlich heiterer Schein glüht in die Ferne. Zusammen um den Tannenbaum sitzen die Hausgenossen und Freunde, mit ihren Geschenken lärmen und jauchzen die Kinder. Da ist ein Etwas, eine Idylle des Glücks im deutschen Hause, in der noch leise der Engelsgesang über Bethlehem wiederhallt: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

In anderen Stimmungen, ahnungsvoll schlägt heute unsere Brust; andere Klänge glauben wir von fernher durch die schneeige Luft dumpf zitternd zu vernehmen: Trommeln, die zum Angriff wirbeln, Hornsignale, Trompetengeschmetter, Kanonendonner, herausfordernd und antwortend, um die Riesenstadt her, und Alles untergehend in einem einzigen Ruf: es lebe das Vaterland! es lebe der Kaiser! So hell, glockentönig und erschütternd, als schlügen eine Million Streiter mit ihren siegreichen Schwertern auf einen Wink an den Heerschild.

Nie ward ein deutscher Kaiser unter solchen Umständen, nach größeren Thaten gewählt. Nicht aus Ruhmsucht und Kriegsbegierde, aus dem innersten Wesen unseres Volkes geht das neue deutsche Reich hervor. Wie unvollkommen es von Gestalt und Ansehen sein mag, es ist eine Schöpfung des Volksgenius. Kein Eroberer hat uns zusammengezwungen, wie Wilhelm der Norman vor Zeiten Englands Bevölkerung

zusammenschmiedete; in keinen Albigenserkriegen hat der niedersächsische Stamm den schwäbischen und fränkischen unterdrückt und an seinen Wagen gekettet, wie die nordfranzösische Ritterschaft die Städtefreiheit der Provence und Languedoc's niedertrat; Dichter und Denker haben Deutschland wieder geeinigt. Trotz aller Bürgerkriege ist dasselbe Wort von der Einheit des Vaterlandes am Ufer des Bodensee's wie an den Küsten der Ostsee immerdar mit demselben Jubel begrüßt worden; in alle Herzen war es gepflanzt, unvertilgbar, wandellos. Von ihren Zügen nach dem heiligen Lande brachten die Pilger eine Rose von Jericho mit heim, und die Sage erzählte, wenn man die längst verdorrte, stachlichte Blume in edelsten Wein senke, so blühe sie wieder auf. So aus den alten Geschichten blickte uns die Hoheit und Herrlichkeit des deutschen Reiches entgegen, eine verwelkte Rose von Jericho; mit dem edelsten Wein, mit dem Herzblut unserer Helden, mit den schönsten Versen unserer Dichter haben wir sie getränkt: nun ist sie wieder aufgeblüht, Weihnachten 1870!

Dies ist kein Fest für den still umfriedeten Bezirk des Hauses, dies ist keine Gabe für den Einzelnen: heute wird, doch auch unerwartet, wie jedes himmlische Geschenk, dem deutschen Volke seine Einheit geboren. In Sturm und Wetter, in Krieg und Drang! Denn nicht in der Stille und Ruhe kann geboren werden, was auf der Bühne der Welt gebieten soll. Jede neue Macht, die im Völkerleben auftritt, muß mit dem Schwert das Recht ihres Daseins beweisen.

„Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.

Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt."

Gewiß ist der Kampf nicht das Höchste, sondern der Friede; keiner hat es tiefer empfunden und schöner gesungen, als der Dichter, dem ich diese Strophe entlehnt, Friedrich Schiller, der, weil er selbst eine ringende Natur war, die Gnade und Glorie des Friedens am schmerzlichsten entbehrte, am sehnsüchtigsten herbeirief. Allein der Weg zum Frieden geht nur durch die Schlacht. Wenn der Gegner am Boden liegt, dann wird das neue deutsche Kaiserreich der mächtigste Schirmer des europäischen Friedens sein.

Eine feurige, eine blutige Weihnacht im Angesicht der feindlichen Stadt, unter ihren Kanonen! Unvergessen wird sie in dem Gedächtnis der Nachkommen bleiben und Mythen und Sagen sie verklären. Ein Heros ward in ihr geboren, der deutsche Staat. Auch ihn wie den jugendlichen Herkules umwickelten die Schlangen, er zerriß sie mit gewaltiger Hand. Diese Hände: es ist unsere Jugend, es ist unser Heer. Draußen im Lager schlägt unserer aller Herzen Herz; draußen im Lager hält der deutsche Genius die Weihnacht. Wieder wie Odin und Thor besucht er sein Volk in der Winterkälte, unter den Tannen des Waldes, am hochlodernden Wachtfeuer. Zum letzten Kampfe schon sausen die Walküren durch die rotglühenden Morgenwolken — alle Hände empor und alle Herzen: Dem deutschen Heere Heil! Dreimal Heil und Sieg!

---

22. Januar 1871.

Wie in der Entwickelung des Einzelnen, bildet auch im Leben und in der Geschichte der Völker die Idee, das ideale

Ziel, dem ihr Dichten und Trachten zustrebt, das geistige, beseelende und bewegende Element. Nicht an jedem Tage offenbart es sich mit gleicher Stärke, in gleich verständlicher Erscheinung: Jahrzehnte hindurch wirkt es im Stillen, unsichtbar und geheimnisvoll, nur von Wenigen geahnt, bis es in einem großen Augenblick Allen sichtbar wird und ihnen zur Richtschnur des Denkens und Handelns dient. Dann befördern die, welche ihm widerstreben, seinen siegreichen Aufschwung noch mehr, als seine Anhänger und Bewunderer. Immer aber wird der Fortgang oder der Rückschritt eines Volkes durch dies ihm bewußt oder unbewußt vorschwebende Ideal bestimmt. Wie überall, so bedeutet auch hier das erreichte Ziel die höchste Blüte und den Anfang des Niedergangs. Die Ideen leben sich aus, verwandeln sich oder verschwinden ganz aus dem Kreise der Gedanken und Anschauungen der Völker, um anderen den Platz zu räumen. Bald haben die religiösen, bald die politischen, bald die sozialen Ideale das Übergewicht und geben den Gesetzen und Gebräuchen, den Thaten und Schöpfungen ihr bestimmtes Gepräge. Wie diese leitenden Ideen der für eine gewisse Epoche allgemein gültige, wahrhafte und tiefste Ausdruck des Volkscharakters sind, so gestatten sie auch einen Schluß von sich aus auf diesen Charakter. Sie sind zugleich, immer im Rahmen der Zeit betrachtet, das Wesen und das Maß der besonderen, spanischen oder italienischen, englischen oder deutschen Volkspersönlichkeit.

In diesem Sinne erscheint die Bewegung des französischen Volkes seit 1848 in einer für sein weiteres Geschick verhängnisvollen Bedeutung. Es ist auf dem Punkte angekommen, wo seine Ideale nicht mehr vorwärts, sondern rückwärts schauen. Der Staatsstreich vom 18. Brumaire 1799 und das erste Kaiserreich schlossen, nach napoleonischer Redeweise,

„den Abgrund der Revolution". Der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und das zweite Kaiserreich eröffneten diesen Abgrund auf's Neue. Wie Waterloo das erste, vernichtete Sedan das zweite Kaiserreich. Die Fortschritte der preußischen Armee unter dem Herzog von Braunschweig hatten im Jahre 1792 die Aufrichtung der Republik in Frankreich befördert und das Schreckensregiment der Pariser Commune herbeigeführt. Genau dasselbe hat sich unter unseren Augen vollzogen. Ohne Wörth und Sedan keine französische Republik, ohne unseren Vormarsch auf Paris kein „Schrecken" unter dem Diktator Gambetta. Oft ist schon die Bemerkung gemacht worden, daß die Franzosen sich selbst kopiren; und die philosophische Betrachtung wird später aus dieser Thatsache die wichtigsten und für das französische Volk vernichtendsten Schlüsse ziehen: dann mit Recht, weil die Entwickelung ihr im Voraus Recht gegeben hat, während jetzt jeder Schluß auf die unaufhaltsame Entartung des französischen Volkes nur für eine feindselige und gehässige Prophezeiung gilt.

Das Schmäh- und Strafgedicht Victor Hugo's „Napoleon le petit" — der Kleine, im Gegensatz zu dem Großen auf der Vendomesäule — ist allbekannt. Das Eine ahnte der Dichter nicht, daß der Kleine ebenso enden würde, wie der Große. So der Erste wie der Dritte konnten — oder wußten nicht, an der Spitze ihrer Truppen zu sterben, beide überreichten ihren Degen ihrem Todfeinde, der Große den Engländern, der Kleine den Preußen, beide trennten ihr Geschick von dem Frankreichs und wollten von den Siegern als „Privatpersonen" behandelt werden. Frau George Sand hat gut reden, daß Frankreich „stehend" fallen werde. Julius Cäsar ist „stehend" gefallen und dem Kaiser Vespasianus legt man die Worte in den Mund: „ein Kaiser muß stehend

sterben.“ Die beiden Napoleon's sind in keiner Weise diesem Beispiel gefolgt und da Gambetta, die neue „Seele Frankreichs“, sich weislich vor jeder Schlacht auf den Rückzug begiebt, so werden ihm die deutschen Kugeln, weder dem Stehenden noch dem Liegenden, viel anhaben können. In seinem Anfang wie in seinem Ausgang hatte somit das zweite Kaiserreich das erste nachgeahmt. Man kann diese Sucht der Nachäfferei bis in's Kleinste verfolgen; selbst die Umwandlung von Paris in eine allgemeine „heilige“ Menschheitsstadt für Vergnügungen und Welt-Ausstellungen, die der Neffe mit seinem Haußmann so glanzvoll in Szene setzte, ist nur die Ausführung eines Gedankens des Oheims. Die Anhäufung der herrlichsten Kunstwerke, der wertvollsten Arbeiten der Kunstindustrie, von Bildern und Statuen, von Manuskripten und Büchern aus allen Ländern, durch die der Siegeszug des Eroberers gegangen, in dieser einzigen Stadt sollte ebensowohl der unbändigen Eitelkeit und dem Schauspielertum der Franzosen schmeicheln, wie Paris zum Sammelplatz aller ersten Künstler und Gelehrten, zu einem ungeheuren Museum machen. Dem ersten Napoleon schwebten als einem geborenen Italiener beständig Cäsar und Rom als die zu verwirklichenden Ideale vor; der dritte verstand seine Zeitgenossen und sein Volk besser, er machte aus Paris ein modernes Babylon, wo, wie im alten, die Tänze eine bedeutende charakteristische Rolle spielten. Der Cancan ist in Paris immer getanzt worden; 1572 um die Leiche Coligny's, 1792 um die Leichname der Schweizer im Tuilerienhofe, aber erst seit 1852 ist er das Sinnbild des kaiserlichen Paris geworden. Während der achtzehn Jahre dieser Regierung schienen alle ernsthaften Franzosen die innerliche Hohlheit und die äußerliche Nachahmung des „imperialen Märchentraums“ auf das Tiefste zu empfinden; mit Spott und Erbitterung sprachen sie von

einem Bas-Empire, auf das byzantinische Kaisertum deutend, das in ähnlicher Weise der Imperatorenherrschaft der Cäsaren gefolgt war: ein Affe, der sich in das Fell eines Löwen hüllt. Auch ist nicht zu verkennen, daß die besonnensten Männer wiederholt versucht haben, dem napoleonischen Kaisertum neue Gedanken einzuflößen und es von seinem bedenklichen Wege ab in neue Bahnen zu lenken. Umsonst, die Natur war stärker als der Wille. Nachdem das Kaisertum, das der Friede sein wollte, den russischen und den italienischen Krieg begonnen, in Ostasien gekämpft und geplündert, das mexikanische Abenteuer mit der blinden Hartnäckigkeit eines Spielers, von Verlust zu Verlust forttaumelnd, ausgeführt hatte, stürzte es sich kopfüber in den deutschen Krieg.

Eine Reihe wunderbarer Ereignisse, die so blitzschnell und tragisch groß noch nie Menschenaugen sich hatten vollenden sehen, wirft den Neffen dem Oheim nach: Frankreich wird frei. An einem heitern Sommersonntag erklärt Paris lachend und lärmend: die alte Zeit ist vorüber, ein neuer Morgen bricht an, es lebe die Republik! Und was ist diese Republik? Nach vier Monaten ihres Bestehens darf man es ihr wohl sagen: die leerste und schalste Kopie von 1792. Einst war es ein Ideal, jetzt ist es eine Schablone. Wie Napoleon III. dem ersten Korsen nachahmte, so versucht sich Gambetta an Danton und Carnot. Im Übrigen hat der Kaiser eine unleugbare Ähnlichkeit mit Tiberius, der Diktator mit Caligula. Ein halbwegs vernünftiger Blick in die Geschichte der Jahre 1792 und 1793 würde genügt haben, um ihn den schneidenden Gegensatz der jetzigen und der damaligen Lage Frankreichs erkennen zu lassen. Aber die Geschichte wird nur für den betrachtenden, nicht für den handelnden Menschen geschrieben. Der Weise erblickt in ihr sichtbare Spuren ewiger Gesetze, aber die Völker lehrt sie nichts. Indem die Franzosen die

Iliade der großen Republik bewundern, scheuen sie sich nicht, das Satyrspiel der kleinen aufzuführen. Sie erröten nicht, wenn das Lied, das die Girondisten zum Schaffot begleitete, von den Lippen betrunkener Zuaven und Turkos schallt.

Die moralische Atmosphäre von 1792 hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit der von 1870. Was damals von Heldenmut, Vaterlandsliebe und Aufopferungsfähigkeit in der Luft lag, strömte ganz und voll auf die Franzosen nieder. Vergebens würde man in den österreichischen und preußischen Heeren, die 1792 das französische Gebiet bedrohten, auch nur einen Funken heroischer Begeisterung suchen; besaßen doch selbst die Bewohner der Rhein- und Mainufer, die kurtrier'schen, kurkölnischen und kurmainzischen Unterthanen, nicht die geringste Neigung für ihre Fürsten, nicht den Schatten eines Willens, sich gegen die Franzosen zu verteidigen. Der gallische Freiheitsbaum blitzte auch ihnen mit goldenen Früchten verlockend entgegen. Erst durch die Erfahrung sollten sie die Bitterkeit derselben kennen lernen. Statt dessen ging durch Frankreich ein unermeßlicher Strom von Zorn und Wut, von Schmerz und Schrecken: die Eigenschaften, die bisher nur in einem Ausbruch des religiösen Fanatismus hervorgetreten waren, erschienen jetzt bei dem Ausbruch des politischen. Es wird immer eine Streitfrage bleiben, in wie weit Rechtsgründe oder Abneigung und Haß gegen die Revolution die deutschen Fürsten zum Kriege gegen Frankreich bestimmten: genug, was auch die Girondisten zur Herbeiführung des Krieges gethan und verschuldet haben mochten — Robespierre hat sie laut deswegen angeklagt — als einmal die Preußen mit den Emigranten vereint in Frankreich eingebrochen waren; als das unkluge und thörichte Manifest des Herzogs von Braunschweig gleichsam jeden einzelnen Bewohner von Paris für das Schicksal der gefangenen Königs-

familie verantwortlich gemacht, da hatten die Franzosen wohl Recht zu ihrem Kriegsgesange: Allons enfants de la patrie! Das Vaterland und seine Selbständigkeit, die eben errungenen Freiheiten, der neue Besitz von Hunderttausenden, Leben und Wohlfahrt Aller standen auf dem Spiele. Dies war ein heiliger Krieg. Einen Einfall schlimmster Art galt es abzuwehren. Xerxes hatte Ketten mit sich geführt, die Athener zu fesseln, so führten die heimkehrenden Edelleute Stöcke und Peitschen mit sich, um ihre ehemaligen Gutsunterthanen in die alte Leibeigenschaft zurückzutreiben. Die stärksten und tiefsten Beweggründe spornten die Einzelnen, die Massen zum entschlossensten Widerstande an. Der Geist, der trotz aller Habsucht, Eitelkeit und Eroberungsgier in ihnen mächtig war, machte die Legionen der „Sansculotten" unüberwindlich.

1870 bietet der Welt gerade das entgegengesetzte Schauspiel. In Frankreich ein wüstes, hochmütiges und tolles Kriegsgeschrei: in Deutschland die edelste Glut patriotischer Begeisterung. Ein Volk, auf dessen Uneinigkeit und Zwietracht der Gegner seinen Plan gebaut, erhebt sich in einiger Waffenrüstung, wie die Stämme ihre Zwietracht, haben die Fürsten ihre Eifersucht vergessen. Indessen zieht der Kaiser der Franzosen nur darum in den Krieg, weil er in der Eroberung der Rheingrenze die Sicherheit seines Thrones und seiner Dynastie sieht, während unter ihm, in der Tiefe, die Demagogen nur den Augenblick seiner Niederlage erwarten, um ihn zu stürzen. Die Franzosen sind nicht die Angegriffenen, die Verteidiger ihres Bodens, ihrer Freiheit, sondern die Angreifer, die Eroberungslustigen. Und statt dies ungünstige Verhältnis zu verbessern, hat die neue Sonntags-Republik es nur noch verschlimmert. Wie schwierig auch die Lage der Regierung der National-Verteidigung sein mochte, selten hat sich einer neuen Gewalt eine bessere Gelegenheit geboten, sich

ruhmreich in die Geschichte einzuführen und sich den bestehenden Mächten ebenbürtig zur Seite zu stellen. In der Mitte des Septembers hätte die Republik leicht und ohne Unehre den Frieden beantragen und um einen mäßigen Preis erhalten können. Aber unfähig die Lage der Dinge zu erkennen, weil sie wie die Masse der Franzosen am Hochmutswahnsinn leiden; unfähig eines neuen Gedankens, weil sie dogmatisch beschränkte Köpfe sind, wußten die neuen Diktatoren nichts Anderes zur „Rettung des Vaterlandes“, als das Programm von 1792 auszurufen und die schwarze Fahne der „Patrie en danger“ zu entfalten. Es ist nun eingetroffen, was jeder Verständige ihnen vorausgesagt: nicht den Sieg, nur die Verwüstung haben sie organisirt. Daß eine feindliche Armee nicht imstande ist, ein Volk von fast vierzig Millionen vollständig zu unterwerfen, das brauchten sie Niemand zu beweisen; nicht so lautete die Frage: können die Franzosen den Deutschen widerstehen? sondern: vermögen sie dieselben zu besiegen? Und dies Letzte ist nicht geschehen. Die große Republik drang vor, die kleine weicht zurück; die große eroberte Mainz, die kleine verlor Metz. Fern von Frankreichs Grenzen erfochten die Heere und Hauptleute der großen Republik ihre Siege, im Rheinthal, in Belgien, in Italien; die kleine schlägt ihre Schlachten im Herzen des Landes, um Orleans und Le Mans, um Dijon und Amiens. Nie ist es Carnot und Robespierre eingefallen, zur Vertheidigung der Hauptstadt gegen die Fremden, Truppen zu versammeln, Schanzen aufzuwerfen, Barrikaden zu bauen; die kleine Republik verwüstet die „heilige Stadt“, um sie doch zuletzt, und das ist der tragikomische Zug in dem Kampf und Leid der Pariser, den Barbaren zu übergeben.

Als am Morgen des 20. September 1792 bei Valmy in den Argonnen-Pässen die Preußen und Franzosen zum ersten

Mal in den Revolutionskriegen zusammenstießen, zählten, nach deutschen Berichten, die Preußen 40 000 und die Franzosen etwa 60 000 Mann. Nimmt man zu diesen 40 000 Mann die 80 000 Österreicher, die teils am Oberrhein, teils in Belgien standen, und außer einem Angriff auf Lille nichts Größeres vollführten, so hat man die militärische Lage der großen Republik an ihrem Geburtstage. Mit List, Gewandtheit und kriegerischem Talent gelang es Dumouriez, die Preußen ohne jede heftigere Schlacht durch Unterhandlungen und strategische Bewegungen von dem „heiligen Boden“ Frankreichs zu entfernen. Ungehindert vom Feinde konnte der Widerstand organisirt werden. Gambetta übersieht diesen entscheidenden Punkt vollständig. Nicht von Tours oder Bordeaux, von Paris aus wurde die Kriegsrüstung in's Werk gesetzt. Statt bei Orleans, fochten die Franzosen bei Jemappes und Neerwinden, um Mainz und Frankfurt. Belgische, holländische und deutsche Dörfer wurden geplündert und verbrannt, nicht französische; fremde Saatfelder, nicht französische zerstampft. Selbst geschlagen, blieben die Heere immer noch in Feindesland oder auf den äußersten Grenzen Frankreichs. Und dennoch lag, Mitte 1793, nach dem Fall der Festungen Condé und Valenciennes, der Weg nach Paris den Österreichern und Preußen offen, kein Heer war da, ihnen auch nur die Stirn zu bieten. Die Schwäche der Koalition, die Eifersucht der Verbündeten gegen einander, die gewaltig in Preußens und Österreichs Verhältnisse eingreifende polnische Frage retteten Frankreich, indem sie ihm Zeit zur Rüstung, und einem kriegerischen Genius wie Carnot die notwendige Ruhe zur Ausarbeitung seiner Pläne gewährten. Zwischen dem Treffen von Valmy (20. September 1792) und der ersten großen und siegreichen Schlacht der Franzosen bei Fleurus (26. Juni 1794), die ihnen entgültig den Besitz Bel-

giens sicherte, ist, was Gambetta sich wohl hätte überlegen sollen, ein Zeitraum von 21 Monaten: er hoffte, das Kunststück der Vertreibung der Deutschen aus dem Herzen Frankreichs in drei Monaten zu vollbringen.

Trotz des Heldenmutes, den die Pariser Bevölkerung und wenigstens einzelne Teile der neuen, „aus dem Boden gestampften Armeen" beweisen, fehlt der französischen Massenerhebung der rechte Zug, die echte Begeisterung. Für das Phantom der Ehre und des Ruhmes schlagen sich kriegsgeübte, wohlgeschulte Legionen, aber nicht bürgerliche Massen. Die höchsten Güter des französischen Volkes, seine Selbstbestimmung, die Verfassung, die es sich geben will, stehen gar nicht in Frage; immer klarer muß es den Denkenden werden, daß der Diktator Gambetta die französische Freiheit ärger unterdrückt, als der oberste Feldherr der Deutschen. Und steigt man noch tiefer in die Seele der Franzosen hinab, so findet man, daß der „Schrecken" von 1792 ein sehr erhebliches Element in ihrem Widerstande gegen die „Tyrannen", welche die Republik vernichten wollten, bildete. Die ganze französische Geschichte zeigt sowohl von der Neigung der Massen, Schreckensthaten auszuführen, als von dem überwältigenden Eindruck, den sie auf die Menge der nicht unmittelbar Beteiligten machen. Noch nie haben der rote Schrecken, der von unten, und der weiße Schrecken, der von oben ausgeht, ihre Wirkung in diesem Lande verfehlt. Das halbe Schreckensregiment Gambetta's vermag wohl einzuschüchtern und abzustumpfen, aber nicht vorwärts zu treiben. Es ermüdet die Menschen, wo es sie erschüttern sollte. 1793, der Jacobinerklub, die Guillotine: es sind eben Dinge, welche waren; wenn sie wieder gewaltsam aus der Dämmerung der Vergangenheit gerissen und auf die Weltbühne geführt werden, erscheinen sie als Schemen und Caricaturen. Wer jetzt

dem Bürger Robespierre oder dem Septembermörder Danton nachspielen will, sinkt aus der Tragödie in die Posse hinab. Er köpft die geschlagenen Generale nicht, er setzt sie nur ab. Es fehlt ihm der Boden, auf dem, und die Stimmung, in der er fußen könnte. In Frankreich, und allgemach auch unter uns, hat sich nicht eine stille, sondern eine laute Gemeinde fanatischer Menschen gebildet, die auf das Credo des Jahres 1793 schwören. Beständig führen sie die Äußerung im Munde, eine Revolution ließe sich nicht „machen"; nichtsdestoweniger bedrohen sie die bestehende Welt jeden Tag einmal mit dem Zorn des Volkes, mit einem furchtbaren Zusammenbruch. Ihr drittes Wort ist der Tuileriensturm, der Konvent, die allgemeine Gleichheit vor dem Feind und der Guillotine, das Allons enfants!

Jünglingen verzeiht man gern solche Thorheiten: die französische Revolution ist, was ihre Gegner sagen mögen, der Anbruch einer neuen Epoche für die Menschheit, wert, daß sich an dem Edlen und Wunderbaren in ihr fort und fort die Herzen entzünden, daß die Töne, die sie angeschlagen hat, niemals verklingen. Aber gerade darum sollten Männer begreifen, daß sie nicht nachzuahmen ist. Mit „schaudernder Bewunderung" sieht man den Konvent an seiner Arbeit; die Thaten der kleinen Republikaner von heute erfüllen dagegen mit Mitleid und Schmerz. Denn wie wohlfeil es auch ist, den Erfolg zu schmähen — ohne den Erfolg, ohne die Besiegung der Könige, wäre 1793 nichts mehr als ein Aufstand im Stil Johann's von Leyden und der Wiedertäufer zu Münster. Der Konvent siegte, weil er eine organische Frucht der Entwickelung war, mit unerbittlicher Folgerichtigkeit aus der Stimmung des Volkes, aus seinem Ideal der Gleichheit und Freiheit, aus den Begebenheiten aufwuchs; Gambetta unterliegt, weil er nur eine abgetragene Larve ist. Die

Franzosen, indem sie sklavisch die Formeln der großen Republik nachbeten, wollen in diesem Kriege nur einen Kampf zweier Dynastien sehen; als der Hohenzoller den Napoleoniden mit seinen Marschällen und Soldaten, mit Rossen und Wagen gefangen nahm, hatte nach ihrer Ansicht der Krieg sein Ende erreicht. Die Republik angreifen: unmöglich! Paris beschießen: gottloser Frevel! Dieser Irrtum verschuldet die Fortsetzung des Krieges. Vergebens haben wir ihnen warnend in den Julitagen des vergangenen Jahres zugerufen, daß die Deutschen diesen Krieg als einen Krieg von Volk gegen Volk betrachteten und nicht von dem dritten oder vierten Napoleon, sondern von den Franzosen selbst die Sühne des frevelhaft gebrochenen Friedens fordern würden. Statt auf diese Stimmen zu hören, hat Paris sie verlacht. Nun erkennt es zu spät ihre Wahrheit und ihren Ernst. 1792 wollten die Fürsten eine Republik niederschlagen, die als etwas Göttliches den aufgeregten Massen wie den hervorragendsten Geistern des Jahrhunderts vorschwebte; 1870 ist die Staatsform vollkommen gleichgültig geworden, der Germane ringt mit dem Franzosen. Einst war das Lied der Marseiller ein Höllenzwang, das den „Fürsten dieser Welt" zu Boden warf, wie die jüdischen Trompeten die Mauern Jericho's: heute verklingt es machtlos, wo es sich nicht um die Gegensätze der Freiheit und des mittelalterlichen Feudalismus, sondern um den Streit zweier Völker handelt. 1813 hatte es bei Leipzig wie 1870 bei Orleans seine zauberische Gewalt verloren. Auch die Geister wirken nur in ihrer Sphäre.

Die Franzosen werden nicht ewig im Don Quijote'schen Wahnsinn beharren; in welchem Lichte wird sich ihnen dann die kleine Republik zeigen? Der Berg, als er mit Robespierre's Sturz zerbarst, hinterließ Frankreich und die ärmeren Klassen vor Allen am Rand des Verderbens, in Hunger und

Elend: allein er hatte die Grenzen gegen den Feind vertheidigt und im Innern die Einheit der Republik aufrecht erhalten. Was wird das Testament und das Erbteil Favre's und Gambetta's sein? In den großen Krisen der Völker genügt es nicht, daß ein begabter Mensch seinen Helden, dem „er die Wege zum Olymp hinauf“ nachzuwandeln gedenkt, mit mehr oder weniger Glück schauspielerisch kopiert: solche Krisen verlangen einen neuen Mann und ein neues Ideal. Wehe den Nachahmern, heißt es in der Dichtung; aber dreimal wehe den politischen Nachahmern, sie sind das gefährlichste Geschenk, das der Zorn der Götter einem unglücklichen Volke bescheeren kann!

---

1. Februar 1871.

„Je mehr Feinde, je mehr Ehr!“ pflegten unsere Altvorderen mit Stolz zu sagen. Ein Wort, das wir jetzt erhobenen Hauptes wiederholen können. Seit der deutschen Reformation hat sich kein weltgeschichtliches Ereignis vollzogen das mit mehr Staunen, Furcht und Neid von den „neutralen“ Zeitgenossen betrachtet worden wäre, als die Gründung des neuen deutschen Reichs. Wohin wir blicken, Mißgunst und Zorn, selbst bei den Deutsch-Österreichern, die doch mit uns eines Blutes sind, Zurückhaltung und eine beständige Nörgelei. Statt uns zu danken, daß wir die Niederlagen von Magenta und Solferino blutig gerächt, zanken und schelten sie fortwährend mit uns.

Seien wir ehrlich: einen Grund, unsern Staat zu lieben, haben die Österreicher nicht; sie fühlen sich noch als den mit Unrecht in die Fremde gewiesenen Sohn der Familie. Darum hat bei alledem ihr Streit mit uns etwas von einer querelle d'amour, von einer Gardinenpredigt. Sie zürnen

uns, weil wir unser Haus anders einrichten, als es ihnen gefällt. Aber, ihr Herren, ihr braucht ja nicht darin zu wohnen! Wir verlangen nicht von euch, daß ihr allgemeine direkte Wahlen bei euch einführt, weil bei uns diese Pandora-Büchse geöffnet ist. Euch behagt unser Mühler nicht, nun — ihr wißt von eurem Kardinal Rauscher und von dem hochwürdigen Bischof von Linz auch Lieder zu singen, die nicht fein sind. Der Dichter Moritz Hartmann ärgert sich über unsern Kaiser. Im Ernst? Hat der Demokrat Moritz Hartmann seinen Börne so wenig gelesen? „Jedes Volk hat das Recht, seinen König wegzujagen, wenn ihm dessen Nase nicht mehr gefällt": sagt der Prophet der deutschen Republikaner im Koran der „Briefe aus Paris". Warum sollten wir nun nicht einen Mann zum Kaiser wählen dürfen, dessen Bart uns gefällt? Entweder, oder! Was gilt das Selbstbestimmungsrecht der Völker, wenn es nicht weiter reicht, als eine Sonntags-Republik für Leon Gambetta aufzubauen? Nicht einen Pfifferling ist es wert, kann sich nicht jedes Volk in seinen vier Pfählen einrichten, wie es ihm gefällt. War es schon ein Kinderscherz, von dem schlecht unterrichteten König an den besser beratenen zu appelliren, so wird es vollends lächerlich, von dem, im demokratischen Sinne, „schlecht" wählenden Volk an das „besser" wählende zu appelliren. In der Wirklichkeit sind wir dann bei der ewig arbeitenden Guillotine, im Reich des holden Scheins bei den „Rittern" des Aristophanes. Doch glaube ich nicht, daß irgend einer unter uns den Deutsch-Österreichern ernstlich zürnt; im Gegenteil, da in jedem ihrer Angriffe ein Körnchen Wahrheit steckt, bewahren wir ihnen die herzliche Sympathie, die über allen deutschen Bürgerkriegen stets als Genius des Friedens geschwebt hat: die Stammesfreundschaft, das nicht zu vertilgende Gefühl innerer, geistiger Zusammengehörigkeit. Es giebt

keine deutsche Geschichte, aus der man im Guten oder im Bösen das Haus Habsburg und die Namen Wien und Aspern streichen könnte; was wäre die deutsche Bildung ohne Haydn, Gluck und Mozart? Sie sollen uns nicht böse sein, daß unser neues Reich auf dornigen Pfaden emporklimmt, in steter Schlachtordnung, das Geschick hat es so gewollt und gern entbehren wir der wilden Freiheit des Forums, um unser Ziel zu erreichen: ein großes Reich und einen ruhmvollen Frieden. Euch schadet es nicht, wenn wir so „kerzengrade geschniegelt" einhergehen, „als hätten wir verschluckt den Stock, womit man uns einst geprügelt": euch thut es nicht weh! Wir besitzen eben eine Tugend, die ihr nicht habt: Zucht und Gehorsam, und haben das Staatsbewußtsein, das euch abhanden gekommen ist. Im Übrigen keine Feindschaft!

Den österreichischen Gegensatz begreifen wir, auf die Neigung Englands haben wir nur in dem einen Falle zu rechnen, wenn das „meerbeherrschende" Albion uns braucht; was aber treibt die Italiener zu so flammenspeienden Reden an? Neulich von allen Bänken ihrer Deputirtenkammer! So heroisch, so herausfordernd, als hätten die Nachkommen der Legionen Cäsar's eine unbändige Lust, das Schicksal der Urenkel der jugurthinischen Räuberbanden zu teilen. Wenn man die Reden der Herren Arrivabene, Gonzaga, Carutti, Sineo, die Artikel beinahe sämmtlicher größerer Zeitungen Italiens gelesen, fühlt man sich unwillkürlich zu der Ansicht fortgerissen, daß der Don Quijote'sche Wahnsinn ebenso verheerend in Italien wie in Frankreich wüthet. Darüber kein Wort, daß ohne uns Italien noch immer vergebens nach Mantua, Verona und Venedig seufzen würde, Völker sind noch einmal so undankbar wie Könige. Aber haben die Herren Novara und Custozza vergessen, daß sie wieder so begierig die italienische Jugend in das deutsche Geschützfeuer schicken wollen? Oder meinen sie, die Preußen

schössen schlechter, als die Österreicher? Ein Volk, dem wir Norddeutsche nie ein Haar gekrümmt, erhebt in all' seinen öffentlichen Verhandlungen das Schlachtbeil gegen uns. Zum Glück ist es nur ein Theater-Schlachtbeil. Unsere gelehrten Professoren Mommsen und Weber haben sich die nutzlose Mühe gemacht, die „Vorurteile", die Italien gegen uns hegt, zu beseitigen — nutzlos, denn um Gründe anzuhören und mit Gründen streiten zu können, müssen die Gegner sich auf einem gleichen Niveau der Bildung befinden. Ich bezweifle aber, daß dieser Boden zwischen Germanen und Romanen derselbe sei. Darum eben werden die Streitigkeiten der Völker durch Eisen und Blut entschieden. Der Besiegte ist, wenn nicht der schlechtere, doch der schwächere Mann, und der Wille des Siegers regelt die Welt. „Weil überall auf weiter Erde die Götter mit dem Sieger geh'n!" singt Kinkel. Eine wirkliche, gegründete Klage kann Italien nicht gegen uns erheben. Nicht wir haben seine Städte geplündert, seine Kunstwerke fortgeschleppt: Napoleon I. war es; wir haben Bilder und Statuen ihm zurückgegeben. Nicht wir haben die römische Republik gestürzt und Rom mit Granaten beschossen: es war die französische Republik und ihr General Oudinot. Nicht wir haben uns von euch Nizza und Savoyen abtreten lassen, es war Napoleon III. Nicht wir haben eurem Garibaldi eine langsam tödtende Wunde beigebracht, eure Regierung war es. Nicht unsere Zündnadeln, französische Chassepots haben bei Mentana „Wunder gethan". Daß sie an euch so leicht keine Wunder mehr ausüben werden, verdankt ihr uns. Ja noch mehr, 1859, als ihr im Bunde mit Napoleon III. den Krieg gegen Österreich begannet, war unser Nationalgefühl mächtig gegen euch erregt. Eure Sache gefiel uns, weil sie die Sache der Freiheit und der Menschheit war, aber nicht euer Helfer Mephistopheles. Einige der Edelsten unter uns rieten und

drängten zum Bunde mit Österreich, und nach den Erfolgen von Wörth und Sedan heißt es wohl nicht die Luft mit Prahlereien erfüllen, wenn wir behaupten, daß Preußen und Österreich vereint das Königreich Sardinien und das Kaisereich Frankreich damals 1859 schnell zur Ruhe gebracht hätten. Es ist nicht geschehen, Italien hat sich „konstituiren“ können. Allmählig haben wir über den Fortschritt der allgemeinen Kultur, der in dieser Befreiung Italiens lag, den Schmerz der Wunde vergessen, die Solferino dem deutschen Kriegsruhm geschlagen. Aber wir hofften, daß die Befreiung von dem Joche Österreichs nicht in Knechtschaft und Abhängigkeit von Frankreich umschlüge. Leider wandeln sich die Gesetze, welche das geschichtliche Leben lenken, nicht so schnell.

Seit Jahrhunderten ist das Loos Italiens geworfen: entweder spanisch-habsburgisch oder französisch zu sein. Der Italiener haßt, fürchtet und verachtet die „Barbaren“ jenseit der Berge, aber um von den einen los und ledig zu werden, ruft er die anderen herbei. So 1500, so 1859. Daß die französische Hegemonie in anderer Form erscheint, ist nicht das Verdienst der Italiener, sondern der Einfluß der Zeit. Macchiavelli's „Principe“ hat ein unsterbliches Teil, und man erkennt es ohne Mühe in Cesare Borgia und Napoleon III. wieder, das Äußerliche wandelt sich je nach Zeit, Nation und Sitte. Dennoch ist eine auffällige Verschlechterung in der Lage der Italiener, der „Bundesgenossen der großen Nation“, eingetreten. In der Epoche der Renaissance gaben sie den Ton, die Bildung, den geistigen Zug Frankreichs an: jetzt gefallen sie sich in einer scheinbaren politischen Freiheit, während sie im Denken, Empfinden, Wollen von Paris abhängen. So sklavisch abhängen, daß Garibaldi, in dessen Leben sich doch die Franzosen schwarz genug eingezeichnet haben, auf den bloßen Ruf der Pariser Republik sein Felsen-

eiland verläßt und die friedliche Feder des Romanschriftstellers und Menschenverbrüderungs-Predigers mit dem Degen vertauscht! So sklavisch abhängen, daß auf der anderen Seite ein Mitglied der Rechten in der Deputirtenkammer den Minister beschwört, wo möglich umgehend gegen die barbarischen Horden vorzuschreiten, welche Paris beschießen! Diese Klagelieder haben wenigstens in einer italienischen Zeitung, in der „Nazione“, die gebührende Antwort gefunden; mit Recht erinnert dies Blatt an die Belagerung von Florenz im Jahre 1530 durch die Kaiserlichen. Und im ganz anderen Sinne als heute Paris, war damals Florenz „vergessenen Menschenruhmes Pflegerin“, eine Leuchte der Welt. Möge Klio's Mund verstummen, könnte sie je der Arno-Stadt vergessen! Wem die preußischen Bomben nicht gefallen, der klage die Herren Thiers und Genossen, die Paris mit einem Festungsgürtel umgeben haben, an.

Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

In dieser Abhängigkeit von französischen Anschauungen, Vorurteilen und Eitelkeiten erlauben sich die Italiener die keckſten und unverschämtesten Angriffe gegen uns. Daß sie unseren Kaiser einen zweiten Attila nennen, sei ihnen verziehen, wir haben ihren König-Ehrenmann auch nicht immer mit Sammethandschuhen angefaßt, und da sie keinen Aetius haben, der den zweiten Attila auf den katalaunischen Gefilden besiegt, und keinen wohlrednerischen, gottbegnadeten Leo, der durch seine Worte den Wütherich in seinem Vormarsch aufhält; so mögen sie noch länger, im stolzen Bewußtsein ihrer Kultur, über die Barbarenkönige sich heiser schreien. Eine neue Variation auf das einst berühmte: Zittre, Byzanz! ihrer — Sänger. Aber die Sache gewinnt dadurch eine andere Bedeutung, daß hinter dem allen ein wilder, eingewurzelter,

echt italienischer Haß schlummert; es wird nötig, den Herren jenseit der Berge einmal die deutsche Meinung unumwunden zu sagen.

Als der Krieg im Juli 1870 ausbrach, konnte Italien seine Partei nehmen; fühlte es sich Frankreich verpflichtet, es konnte vor Sedan oder nach Sedan seine Heere uns entgegenschicken. Zog es dagegen vor, neutral zu bleiben, so haben wir ein Recht zu der Forderung, daß wir mit demselben Maße wie die Franzosen gemessen werden: daß sich nicht in der Versammlung der Vertreter der italienischen Nation eine freche Stimme erheben darf, die uns Barbaren schilt und die Wilden, welche unseren Verwundeten Nasen und Ohren abschneiden, als virgilische Helden feiert. Das deutsche Volk buhlt nicht um die Liebe Italiens; es weiß zu wohl, daß in der gewaltigen Machtfrage, die jetzt entschieden wird, das Heer von Custozza nur eine Feder wiegt: es weiß, daß die Neutralität Italiens nur der Ausdruck seiner Furcht ist. Ein leiser Druck und das Königreich Italien würde, vermöge des päpstlichen Hebels, in die Luft gehoben werden. Weshalb also das tönende Schellengeklingel? Weshalb die Einmischung dieses Landes in eine Angelegenheit, die keins seiner Interessen berührt? Einmal, im Sommer 1813, hat eine neutrale Macht, Österreich, eine entscheidende Rolle gespielt. Warum? Weil es wenige Meilen vom Kriegsschauplatze eine schlagfertige Armee von 200 000 Mann hatte. Hat eine, haben alle drei neutralen Mächte zusammen ein solches Heer zur unmittelbaren Verfügung? Nein, und sie können es aus einem guten Grunde nicht haben; weil ihre schüchternen Rüstungsversuche schon genügen würden, die orientalische Frage mit der Besetzung der Donaufürstentümer im russischen, die Alabamafrage mit der Eroberung Kanada's im amerikanischen Sinne zu lösen. So liegt die Welt; jedem

unserer Gegner sei es gestattet, das blinde Glück anzuklagen, das die Barbaren begünstigt und die Vertreter der Civilisation flieht. Wenn man aber seine Ohnmacht empfindet, ist es nur angemessen, sich still und resignirt zu verhalten, durch diese weise Mäßigung erhebt man sich aus ihr und vollführt mit Würde und in einer gewissen Freiheit das Gesetz der Notwendigkeit. Und diese Tugend ist es, die den Romanen fehlt.

Die italienischen Staatsmänner schaukeln sich noch immer in der längst morsch gewordenen Wiege des europäischen Gleichgewichts. Die Grundlagen dieses Gleichgewichts waren eben die Zersplitterung Italiens und Deutschlands, und nun würde ein Blick auf die Karte Europa's im Jahre 1700 die Rechte wie die Linke der italienischen Kammer belehren, daß der Herzog von Savoyen damals im System des Gleichgewichts eine bedeutendere Rolle spielte, als der heutige König von Italien. Er besaß den Schlüssel des Hauses; nur durch seine Alpenpässe konnten die Franzosen in die Lombardei einfallen, und umgekehrt nur durch die Besetzung seiner Türme und Festen die Kaiserlichen die Franzosen von einem Angriffe auf Mailand fernhalten. Jetzt liegt dagegen bei jedem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland Italien genau so abseits vom Schauplatz wie Spanien. Mir will es scheinen, als sei mit dieser Lage auch die politische Zukunft dieser beiden Völker gegeben. Gelingt es Frankreich, eine sichere und kraftvolle Regierung zu gründen, in ihr und um sie seine Kraft zu sammeln, so werden Spanier und Italiener fortan als die „Bundesgenossen“ der großen Nation auftreten, nicht Cives romani, aber doch immerhin socii populi romani. Nicht von Deutschland, von Frankreich hat Italien die Schädigung seiner Selbständigkeit zu erwarten. Ein republikanisches Frankreich wird wie 1793 und 1848 seine „Ideen“

auszubreiten suchen und in Italien wie in Spanien eine Pulverspur finden, die beim ersten Funken in die Höhe geht. Ein kaiserliches oder königliches Frankreich wird, um sich die einzige, im allgemeinen Zusammensturz noch aufrecht gebliebene Macht: die Geistlichkeit, willfährig zu stimmen, die Sache des unterdrückten Statthalters Christi in seine starke Hand nehmen.

Wir Deutsche haben mit den Italienern nichts Anderes zu treiben, als unsere Gedanken, Erfindungen und Waaren gegenseitig auszutauschen. Unsere Grenzen berühren sich nicht; nie wird der protestantische Kaiser des neuen Reiches einen abenteuerlichen Römerzug nach den Kirchen der Apostelfürsten, zu den Häuptern des Petrus und Paulus machen. Nicht wie die Habsburger haben die Hohenzollern durch die Einigung Italiens persönliche Verluste erfahren. Wir begehren keinen Stein von Rom, uns ist es gleichgültig, ob der König Italiens im Quirinal oder im Palazzo Pitti residirt. Woher nun diese Abneigung gegen uns? Sind wir den Italienern nicht freisinnig genug? Als ob sie ihren Garibaldi und ihren Mazzini nicht wiederholt in das Gefängnis gesteckt. Nicht ehrlich? Die Italiener sollten doch an den „Fall Lobbia“ denken! Zu barbarisch? Aber wir bewundern die Briganten doch nicht, wie Giuseppe Garibaldi, der Romanschriftsteller. Zuweilen mögen bei uns die „Liberalen“ von den „Schwarzen“ durchgeprügelt werden, aber daß bei uns, wie in Süditalien und in Frankreich, Leute wegen ihrer politischen oder religiösen Ansichten verbrannt werden, ist nicht erhört. In den Italienern lebt lähmend und verbitternd die dunkle Ahnung, daß ihre junge Herrlichkeit auf Sand gebaut sei. Deutschland sieht ihrem Treiben mit kühler Ruhe zu, nicht ohne Sympathie, doch ohne jenen Sturm der Begeisterung, an den diese Südländer nun einmal gewöhnt sind. Wir

lächeln über ihre „Erstürmung Rom's“, dies Lächeln verzeihen sie uns nicht. Sie haben es übel genommen, daß wir ihre Beseitigung des Papstes für keine Heldenthat, sondern für eine wohlgeglückte Komödie halten. Deutschland, das seit mehr als dreihundert Jahren mit dem „Zauberer von Rom“ kämpft, hat vielleicht ein Recht, die Anfänger in diesem Kampfe über seine Schrecklichkeit zu belehren.

Mit einem zusammengeschossenen Thor, mit der Besitzergreifung eines Palastes ist dieser Streit nicht zu Ende geführt, er ist damit nur begonnen worden.

Die überstürzende Hastigkeit, mit der das italienische Einigungswerk sich vollzogen; diese Regierung, die von einem Deficit zu einem anderen taumelt; diese Parteien, die wie die französischen nicht um die Entwickelung der Verfassung mit einander streiten, sondern diese Verfassung selbst beständig in Frage stellen: sie haben uns nicht zu Feinden Italiens gemacht, sie haben die Besonnenen unter uns mit der Besorgnis erfüllt, daß dies einige Italien vielleicht nur die Blume eines Tages sein dürfte. Fort und fort haben die Deutschen die Italiener auf die innere Ausbildung, auf die Versöhnung der Parteien hingewiesen, als auf das einzige Mittel, dem luftigen Bau ihres Staatswesens Grund und Boden zu schaffen. Statt dessen das beständige unruhige Streben, immer weiter vorwärts zu stürmen, immer toller die Großmacht zu spielen. Wenn die Herren jetzt in Rom, Florenz und Mailand diesen herausfordernden Ton gegen uns anschlagen, so wissen wir wohl, daß unsere Langmut und Demut sie dazu berechtigt. Sie glauben noch nicht an den Löwen in uns. Auf der Bühne der Welt gilt es stolz und trotzig zu sein, hier „sind nur die Lumpe bescheiden“ — oder besser hier werden die Bescheidenen für Lumpe gehalten. Nichts erwirbt leichter, wir sehen es an den Franzosen, die Bewunderung der Welt,

als hochmütig den Besiegten auf den Nacken zu treten. Wir wünschen mit den Italienern in Eintracht und Frieden zu leben, sie vor allen romanischen Nationen sind die Nation unserer Wahl. Wir bewundern, wir lieben ihren Geist, ihre Anmut, ihre Kunst. Sonst aber mögen sie des Wortes der Römer eingedenk sein, welches, inmitten einer feindlichen Welt, auch der Schicksalsspruch und die Aufgabe der Deutschen werden könnte:

Parcere subjectis et debellare superbos!

---

19. März 1871.

Zwei Wochen schon, seit der Annahme der Friedenspräliminarien durch die französische Nationalversammlung, befinden wir uns wenigstens in einem halben Friedenszustande; überall im Vaterlande, in mannigfach bewegter und ergreifender Weise, in den Kirchen und Hallen der Rathäuser, im Hause und auf dem Markt, mit Böllerschüssen und Illuminationen, mit Ehrenpforten und Lorberkränzen, hat sich die Einstimmigkeit der Freude darüber kundgegeben. Uns versprach die Fortsetzung des Krieges nur eine Reihe neuer Triumphe, dennoch überwog im Heere wie im Volke die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Frieden. Wir verlangen nichts, als in gesicherten Grenzen den Arbeiten und Aufgaben friedlicher Entwickelung zu leben. Schon aber, während unsere Truppen noch gerüstet in Frankreich und vor den Thoren von Paris stehen, erhebt sich die Frage: werden wir es können? Ist mit diesem französischen Volke auch nur auf ein Menschenalter hinaus ein ungestörter, von Waffengerassel nicht beständig unterbrochener Friede möglich?

Daß sie sich schwer in die Rolle der Besiegten finden, wer

möchte es ihnen verargen? Jener tiefgreifende Ernst, jene strenge Sammlung und spartanische Schulung, jene Herbigkeit und Starrheit, die in den Unglücksjahren von 1807—1813 das preußische Volk läuterten und stählten, sind nicht nach französischem Geschmack. Nicht nur, daß ihm die Arndt und Schleiermacher, die Fichte und Kleist, die Stein und Scharnhorst fehlen: das leichtere Geblüt und die theatralische Haltung verbieten dem französischen Volke solche Einkehr und Umkehr. Auf lärmende Äußerungen des Hasses, auf das Geschrei nach Rache, auf Schmähungen jeder Art mußten wir gefaßt sein, und zum Glück haben wir daheim dieselbe harte Haut wie unsere Truppen am Arc de Triomphe, Weiber und Hanswurste beleidigen nicht. Eine lange Reihe der jüngsten Offenbarungen des Franzosentums bewegt sich mit so vielem Geschick in der Sphäre des Blödsinns und des Cancans, daß der Beobachter, bei allem Widerwillen, doch immer noch zum Lachen gezwungen wird. Jeder erinnert sich aus dem Cirkus eines und des anderen Clown, dessen täppisches und freches Wesen die Geduld der Zuhörer auf eine gefährliche Probe setzt, plötzlich aber gelingt es ihm durch einen tollen Sprung, eine drollige Bewegung, etwas unbeschreiblich Kindisches und Groteskes die Lacher auf seine Seite zu bringen. Der Zorn ist verflogen, ja wir schelten uns, daß wir einen Augenblick zürnen konnten. Solch' ein Schauspiel gewährt die Pariser Bevölkerung.

Wenn sich in der Hauptstadt und in den wichtigsten Handelsplätzen antideutsche Gesellschaften bilden, die sich feierlich geloben, in ihren Geschäften keine Deutschen mehr zu verwenden, so kann man den Franzosen nur Glück zu diesem Entschlusse wünschen; er wird sie zwingen, deutsch zu lernen, wie unsere jungen Leute französisch lernen müssen. Vielleicht erweitert sich auch, wenn sie selbst die deutsche Korrespondenz

führen, ihr geographischer Gesichtskreis, und die Erkenntniß, daß unsere Truppen um so viele Meilen der heiligen Stadt Paris näher stehen, als die ihrigen hinter den Vogesen der unheiligen Stadt Berlin ferner, läßt sie sich einen neuen Feldzug gegen die Barbaren zweimal überlegen. Dehnt sich nun dieser Ausschluß der deutschen Elemente auf alle Beschäftigungen aus, so werden bald auch französische und nicht mehr hessische Hände und Besen den Staub von den Pariser Gassen kehren, und jener Unrat, der bisher in den Schilderungen der französischen Dichter so wunderbar schimmerte, weil er die Geruchsnerven der großen Nation nicht unmittelbar verletzte, wird auch für sie werden, was er längst für die Anderen war, nämlich Unrat. Und noch viel Herrlicheres wird uns versprochen: die dramatischen Künstler und Künstlerinnen vierten und fünften Ranges, die alljährlich uns heimsuchten und mit ihren Frechheiten die Räume unseres Schauspielhauses entweihten, haben gelobt, uns, und zunächst die Schatulle des Königs von Preußen, nicht mehr zu brandschatzen. Welch' ein Unglück! Wir werden nicht mehr Le demi-monde und Froufrou, nicht mehr Les mémoires du diable und Un mari dans du coton zu hören und zu sehen bekommen! Madeleine Brohan wird nicht wieder in Baden-Baden spielen, und die Deutschen werden ihr Geld behalten können. Schade nur, daß nicht alle Mitglieder des Jockey-Clubs und die „Engel“ auf den verschiedenen Stufen der Halbweltsleiter, die aus den Sälen der Tuilerien bis in die Tiefe der Feydeau'schen Romane reicht, dasselbe Gelübde gethan haben. Wie viele Hannibal's und wie viele Schwestern Hannibal's! Aber die Wut des französischen Hasses ist damit nicht gestillt. Materiell wird Deutschland zu Grunde gerichtet, indem kein deutscher „commis voyageur“ und kein deutscher Gassenkehrer über den Vogesenwall gelassen wird, intellectuell wird es in

eine grause Nacht der Barbarei gestürzt. So grausig, daß die Franken, Goten nnd Allemannen, die das römische Reich zerstörten, dagegen im Sonnenglanz der Bildung lebten. Kein französisches Buch, kein französisches Lustspiel soll fortan über die Grenze gelangen. Großherzig verzichten die französischen Dichter und Buchhändler auf Ruhm und Verdienst bei den Barbaren an den Ufern des Rheins. Die chinesische Mauer sperrte das Reich der Mitte nur gegen die räuberischen Einfälle der Tataren ab,, die französische Grenzsperre gegen Deutschland trifft auch das geistige Leben. Vollkommene Aushungerung! Das gilt's! Denn wer wollte zweifeln, daß die Deutschen einzig und allein durch die französischen Bücher gesiegt haben? Die Lectüre Paul de Kock's und Ponson du Terrail's, des „Figaro" und „Charivari", die Komödien des zweiten Kaiserreichs: sie haben die unüberwindlichen Legionen von Wörth und Gravelotte geschaffen. Es ist sogar eine Vermutung, die manches Wahrscheinliche hat, daß der Stumpfsinn Napoleon's III. und seiner letzten Minister, der Ollivier und Leboeuf, sich zum Teil auf ihre Kenntniß der deutschen Sprache zurückführen und daraus erklären läßt. So lange die große Nation gar nichts von Deutschland wußte, besiegte sie diese Barbaren bei Ulm, Austerlitz und Jena; sobald sie aber mit dem Könige Jerome die deutschen Worte „immer lustigk" stammeln gelernt hatte, fing die Sache an schief zu gehen. Das hört nun auf! Nichts Deutsches in Frankreich, nichts Französisches in Deutschland! Umsonst werden die deutschen Frauen nach Lyoner Seidenstoffen, nach Points d'Alençon, nach Pariser Schminktöpfen jammern: ach, wie gar bald werden sie diesen Krieg und die deutsche Einheit verfluchen! Einen Kaiser haben sie, aber nie mehr werden sie Pariser Moden und Chignons haben! Nie mehr werden sie den göttlichen Blödsinn Victor Hugo's zu lesen bekommen! Die deutschen Städte zerfallen, das Volk sinkt auf die Stufe der Hun-

nen und Tataren herab. Frankreich dagegen erhebt wieder die Oriflamme der Kultur und marschirt mit herrlichen Tambour-majors, mit Zuaven und Dirnen an der Spitze der Civilisation.

Lassen sich diese Behauptungen und Ausrufe, in die pomphafteste Übertreibung der Sprache gekleidet, mit etwas anderem, als mit den Sprüngen des Cancan vergleichen? Ein Zappeln, Schwenken, Drehen und Wenden, als ob das ganze Volk eine Figur von Guttapercha geworden, die ein boshafter Kobold bald in diese, bald in jene fratzenhafte Form mit eisernem Drucke zwingt. Ein Caliban, der sich in Wut und Haß berauscht, wie Shakspeare's Caliban in süßem Wein! Und wenn in diesem Chaos auch nur eine einzige Stimme Vernunft predigte! Aber nein, überall dieses Hohngelächter der Verzweiflung, dies Rachegeschrei — oder tiefes, zustimmendes Schweigen. Hierin scheint mir das Bedenkliche und Gespannte der Lage zu liegen. Als Ernest Renan den ersten an ihn gerichteten Brief von David Strauß im Ausgang des Augustmonats 1870 beantwortete, fragte er: ob wir Deutsche denn nicht zwischen den Gassenhauern einer zügellosen Presse und der Gesinnung und dem Wort ernster Männer zu unterscheiden wüßten? Wo, möchte ich jetzt am Ende des Krieges Renan fragen, sind diese ernsten Männer, denen wir Gehör schenken sollen? Ist es der größte Dichter Frankreichs, Victor Hugo? Sind es die Geschichtschreiber Guizot und Louis Blanc? Oder der ehemalige Gouverneur von Paris, der General Trochu? Sollen wir uns von Edmond About zu Henri Rochefort oder zu dem Lieblingsschriftsteller der Grisetten Timothée Trimm wenden? Wer redet Wahrheit? Das „Journal des Débats", das die Entfernung und Ausschließung der Deutschen aus allen französischen Geschäften und Werkstätten mit Freuden begrüßt, oder der „Figaro", der unsere Offiziere für Diebe erklärt? Vom ersten zum letzten schwören uns diese Vertreter der französischen

Bildung: Rache! So lange sie sich mit dem Wahn des Sieges trösteten, riefen sie: Krieg bis an's Messer! Jetzt, wo der Schatten jeder Siegeshoffnung verschwunden, heißt es: Rache und Wiedervergeltung!

Wir haben eben nur die Franzosen, aber noch nicht das Franzosentum, diesen Geist der Lüge, Überhebung und Eitelkeit, besiegt. Die verblendete Eitelkeit dieses Volkes hat eine tötliche Wunde empfangen, aber sie gefällt sich darin, vor den Augen der Welt — vor einem geringeren Zuschauerkreise thut sie es nun einmal nicht — die Rolle des sterbenden Fechters zu spielen. Auch 1814 und 1815 hatte sich Paris vor den Siegern demüthigen müssen; damals jedoch hatte man sich mit einer jener kühnen Wendungen, in denen dies wetterwendische Volk unnachahmlich ist, über die Schmach der Niederlagen hinweggesetzt; nicht Frankreich, nur Napoleon war unterlegen. 1870 hat Jules Favre dasselbe Kunststück versucht, aber es ist an dem gesunden Sinn der Deutschen gescheitert. Gewiß, Waterloo war ein trauriger Tag für die französische Waffenehre, allein was vermag ein Mann gegen das gesamte Europa? Nach zwanzig Jahren voll Sieg, Ruhm und Beute konnten die Franzosen auch wohl den andern Völkern kärgliche Trophäen gönnen. Ein gigantisches Schicksal hatte sie zermalmt. „Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht." Nicht die Menschen, der Neid der Götter hatte 1812 in Rußland den Imperator gestürzt und die unüberwindliche Armee in Schnee und Eis begraben. Dazu die Verrätereien, der Abfall der Marschälle, die Ungeschicklichkeit Ney's, die Dummheit Grouchy's — mit Victor Hugo zu reden, der magere Sieg war den Engländern und Deutschen, der unsterbliche Ruhm den Franzosen geblieben. Jetzt liegt auch für den kühnsten Dichter die Sache ein wenig schwerer. Nicht, daß es den Franzosen je an Märchenerzählern fehlen würde,

die in den Niederlagen dieses Krieges tausend Bayards, die Myrmidonen des Achilles und, was weiß ich, auf Seiten der großen Nation erkennen und preisen werden — wie aber der geschickte Künstler den Stoff auch drehen und wenden, welche Sündenböcke er auch finden mag: das ist doch nicht auszulöschen, daß die Franzosen allein mit den Deutschen schlugen, daß der Kaiser eben so viel Unglück hatte wie die Republik. Diesmal giebt es für die brennende Wunde keinen heilenden Balsam, sie brennt und schmerzt bis in das Mark. Ob darum die Franzosen auch äußerlich die Friedensbedingungen erfüllen werden, in ihrem Innern wird die Feindschaft weiter lodern.

Giebt es unsererseits ein Mittel, diesen Brand, wenn nicht zu ersticken, doch unschädlich zu machen? Ja, sobald wir wollen. Jener Geist des Hochmuts und der Überhebung, der die Franzosen peinigt und sie schon im ersten Monat des Friedens einem neuen Kriege entgegentreibt, ist zu bannen. An dem Tage, wo wir als ein Volk, ein stolzes, siegreiches Volk uns fühlen; in der Stunde, wo wir mit der Ausschließlichkeit der Amerikaner und Engländer unsere Nationalität, wenn es sein muß, herausfordernd betonen, wird das Gespenst der gallischen Eitelkeit blaß und bläßer werden. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß nur unsere Anbetung diesen französischen Götzen großgezogen. Nichts würde für unsere Entwickelung heilsamer und förderlicher sein, als die Aufrichtung jener Grenzsperre, von der die Franzosen träumen. Wenn wir wirklich ein Menschenalter hindurch von den Hefen der französischen Kultur befreit blieben! Wenn nicht das französische Lustspiel auf unserer Bühne sich breit machte; nicht zwanzig Übersetzer wie Aasgeier über einen Roman von Victor Hugo oder Flaubert herfielen; nicht deutsche Frauen, ohne bis an die Schläfen zu erröten, im Kostüm

einer berüchtigten Cancantänzerin stolzirten! Bei der den Deutschen angeborenen Sucht, das Fremde anzustaunen, ist die Gefahr eines engherzigen und engbrüstigen Deutschtums nicht groß — und sei es doch um diese Engherzigkeit! Besser, unsere Jugend liest die Bardenlieder Klopstock's, als die Ehebruchskomödien der Augier und Sardou! Das machte die Hellenen zum ersten Volk der Welt, daß sie alle anderen für Barbaren hielten; das ist der Zauber der amerikanischen Größe, daß der Yankee nichts ist und nichts sein will als ein Yankee. Nehmen wir uns doch ein Beispiel an unseren Gegnern. Würden alle Tugenden und Vorzüge, Großthaten und Verdienste der Franzosen, ihr Geist und ihre Sprache diesen unermeßlichen Erfolg, diese Bewunderung der Welt gewonnen haben, wenn sie nicht selbst beständig in ihrer Rede darauf zurückgekommen wären und danach gestrebt hätten, an jedem Orte und in jedem Zuge Franzosen zu sein?

Kein Volk ist mit größerer Verehrung als das deutsche dem geistigen Leben Frankreichs entgegengetreten. Bei uns hat jede ihrer litterarischen und künstlerischen Berühmtheiten Anerkennung, Teilnahme, Nachahmung gefunden. Neben Shakspeare haben wir Molière den Ehrenplatz gegeben. Kein französischer König hat Voltaire und d'Alembert geehrt, wie Friedrich II. Nicht in Paris, in Berlin ist das Spiel der Rachel Felix am tiefsten erfaßt und gewürdigt worden. Wir haben bisher nicht ohne Molière und Voltaire, ohne Racine und Fenelon, ohne Rousseau und Beaumarchais gelebt: wir verständen ein solches Leben gar nicht. Auf den Schulbänken lesen wir zugleich mit Schiller und Goethe Frankreichs Klassiker. Wie armselig dagegen die Kenntnis der Franzosen von dem Litteraturleben Deutschlands ist, bezeichnet die eine Thatsache, daß die Akademie nicht sechs Mitglieder zählt, die deutsch verstehen. Wir drängen ihnen

unsere Bildung nicht auf, aber auf der anderen Seite würde es uns nicht schlecht anstehen, uns der neuen französischen eine Weile zu enthalten und uns weder um die französische Republik, noch um das französische Theater, weder um Pariser Unsitten, noch um die Saucen der Garküchen auf den Boulevards zu kümmern. Lassen wir den alten Gott Proteus seine Capriolen einmal ohne uns schneiden. Hören wir einmal auf, international und weltbürgerlich zu sein, rufen wir nicht mehr bei jedem Pariser Seiltänzerpas: Plaudite! Wir haben genug Narren daheim. Unsere Wissenschaft, Kunst und Litteratur ist so reich, daß wir des Fremdländischen ohne Not entbehren können, und in Beziehung auf Frankreich aus Stolz und Selbsterhaltungstrieb entbehren sollten.

Das Franzosentum beruht auf zwei Dogmen: dem der Unüberwindlichkeit und dem seiner Unentbehrlichkeit für die Weltkultur. Das erste ist gründlich niedergeworfen; zeigen wir nun auch die Leerheit des zweiten. Der mächtige Strom der Vaterlandsbegeisterung, der während des Krieges unsere Litteratur auf hochgehenden Wogen trug, braucht fortan nur in ein ruhigeres Bett geleitet zu werden; segenbringend, befruchtend, belebend wird er durch friedliche Gefilde dahinströmen. Nach dem kriegerischen handelt es sich um einen geistigen Wettkampf zwischen Deutschland und Frankreich. Darum keinen faulen Frieden! Kein Mitleid, keine Vergebung! Im Gegenteil, voll und ganz wollen wir uns des tiefen und schneidigen Gegensatzes bewußt sein und bleiben, der deutsches und französisches Wesen, Denken und Dichten trennt. Keinen Frieden mit dem Geiste gallischer Eitelkeit und Überhebung! Mag er jenseits der Vogesen sich blähen und spreizen nach Herzenslust, in unseren Grenzen wollen wir ihn nicht dulden. So lange die Franzosen sich für das auserwählte Volk Gottes oder der Idee betrachten, giebt es nur einen

trügerischen Waffenstillstand zwischen uns und ihnen. Allmählig, durch die Thatsachen werden sie zur Vernunft kommen. Sie müssen erfahren, daß wir ohne sie fertig werden: erfahren, daß die Wunder von Paris nur bis zu den Vogesen wirken. Dann stellt sich bei ihnen auch vielleicht ein innerliches Friedensbedürfnis ein. Bis jetzt ist es einzig und allein das Gefühl der Ohnmacht. Hinter den Narrensprüngen, die sie machen, verbirgt sich der Fanatismus des Hasses, derselbe Fanatismus, der die Bartholomäusnacht und die Septembermorde hervorgerufen.

Unser Heer kehrt an den heimischen Herd zurück: seine Stelle im Vorkampf hat jetzt die Litteratur einzunehmen; ihre Aufgabe ist es, dem Franzosentum zu wehren, damit es nicht wieder mit seinen zerstörenden Einflüssen unser Geistesleben vergifte; damit nicht unsere Verehrung des französischen Wesens die große Nation wieder in den Wahn der Selbstvergötterung hineinräuchere. Zu teuer haben wir im Verlauf noch nicht eines Jahrhunderts die Bewunderung der Revolution, des ersten Napoleon, der französischen Deputirtenkammer und der Frau George Sand bezahlt: bleiben wir der „heiligen Stadt" und ihren Offenbarungen gegenüber auf jenem Standpunkt kühler Ablehnung und Entfremdung, den sie selbst uns vorschlägt. Sie tanze ihre babylonischen Tänze oder den spartanischen Schwertertanz, je nach der Flöte oder der Trommel, wie es ihr gefällt — wir aber wollen ihr nicht mehr die Ehre anthun, im Zuschauerkreise zu stehen und sie gaffend anzustaunen. Wohl, es ist Frieden! Darum an die Arbeit, aber an die „deutsche Arbeit!"

— ———

30. Mai 1871.

So ist erfüllt, was seit der Aufrichtung der französischen Septemberrepublik, bald schauerlich, bald lächerlich, der Welt



geweissagt ward: eine neue Zerstörung Karthago's und Jerusalem's stände bevor. Wie die französischen Schriftsteller vor den Niederlagen ihrer Soldaten in den tollsten und üppigsten Bildern des Triumphes und der Plünderung Deutschlands schwelgten, so kam, nach der Schlacht von Sedan, der Rausch der Vernichtung über sie. Er wehte wie ein Sturm des Schreckens vor den Deutschen her und fegte den geringen Rest von verständigem Sinn, von Urteilskraft und Bewußtsein, der noch in dem aufgewühlten Paris vorhanden war, davon. Gewiß gab es wilde, unbezähmbare Instinkte der Rache, des Neides und Hasses gegen die Besitzenden unter den Armen und Elenden einer so gewaltigen Stadt; gewiß prägte sich der Gegensatz des schwelgenden Reichen und des hungernden Lazarus nirgends schärfer und herausfordernder aus, als in diesem „prächtigem Gasthaus Europa's'"; gewiß brütete in dem Babylon der modernen Kultur, unter der schimmernden Oberfläche, in verwirrten Köpfen und verbrecherischen Geistern der dunkle und finstere Gedanke einer allgemeinen Zerstörung: aber damit alle diese Elemente emportauchen und sich zu einem unwiderstehlichen, alles mit sich fortreißenden Wirbelwind vereinigen konnten, bedurfte es der Macht und Zauberkraft des menschlichen Wortes. Lange ehe in den Versammlungen der „Roten" die Verbrennung von Paris auf die Tagesordnung gesetzt wurde, um in Für und Wider die öden Sitzungen mit „angenehmen Grausen" auszufüllen, hatte die Presse der Müßiggänger und der Boulevards Numantia und Saragossa den Parisern als Vorbilder eines verzweifelten Widerstandes angepriesen; lange ehe das „Korps der Petroleurs" eingerichtet und eingeübt wurde, hatte die „Revue des deux Mondes" die vernichtende Gewalt der Petroleumbomben mit wahnwitziger Freude geschildert.

Dieser Stadt hat nichts gefehlt, weder der erfinderische

Kopf, noch die ausführende Hand, in einer Gestalt hat sie ihren Dichter, Propheten und Narren gehabt.

Das Manifest, das der größte Dichter Frankreichs Victor Hugo am 2. October 1870 an die Pariser richtete, schloß mit diesen Worten: „Wie wird sie schön sein, unsere Stadt! Möge sich Europa auf ein unmögliches Schauspiel gefaßt machen! Staunend wird es Paris übermenschlich groß werden sehen! Mag es sich darauf gefaßt machen, die außerordentliche Stadt flammen zu sehen! Paris, welches die Welt belustigte, wird sie zu Stein machen. In diesem lustigen Gaukler lebt ein Held, diese geistreiche Stadt hat Genie; wenn sie dem Spaßmacher Tabarin den Rücken kehrt, ist sie Homer's würdig. Die Welt wird sehen, wie Paris zu sterben weiß. Beim Untergang der Sonne ist Notre Dame im Todeskampf von einer stolz erhabenen Heiterkeit.“

Nicht nur ist die Weissagung Wort für Wort eingetroffen: man begreift auch, sie lesend, warum Victor Hugo der rechte Dichter von und für Paris ist. Die unheimliche Fratzenhaftigkeit seiner Helden ist das Ideal der Bevölkerung geworden. Wie in der Hölle Milton's erst die Rede Lucifer's die gestürzten Dämonen wieder sammelt, tröstet, ordnet und zu einem neuen Himmelssturm entflammt, so mußte auch in dem Pariser Pandämonium erst das Wort die Phantasie und die Herzen bearbeiten, damit die Hände zu ungeheuerlichen Thaten bereit würden. Acht Monate hindurch sind die Gemälde des Schreckens, des Kampfes und des Todes in allen Gestalten, mit einer, ich möchte sagen zitternden Wollust, aufgerollt und ausgemalt worden. Aus den Händen Victor Hugo's und Assolant's gingen sie in die der Felix Pyat's und Delescluze's über. Immer toller wurden die Farben gemischt, immer riesiger die Linien gezogen. Nichts ist bezeichnender, als daß die Massen den Ausfall am 19. Januar 1871, der

ihnen sechstausend Mann kostete, nicht blutig genug fanden. Wir hofften an einer mörderischen Schlacht teilzunehmen, sagten die heimkehrenden Nationalgarden, und es war nichts als ein Artilleriegefecht. Nicht umsonst hatten die Journalisten und die Klubredner die Schatten der Frauen von Karthago, das Bild des brennenden Jerusalem heraufbeschworen; nicht umsonst mit der Forderung eines Massenausfalls die Bevölkerung erhitzt. Jeder einzelne badete sich in Menschenblut und Feuer; die Chemiker erfanden in jeder Woche ein neues Vernichtungsmittel. Plakate, in denen der eine sein „griechisches“, der andere sein „fenisches“ Feuer rühmte und zur Verwendung empfahl, hingen an allen Mauern. Gewisse Stellen außerhalb der Umwallung durfte Niemand betreten, weil sie „unterminirt“ seien. In den ersten Tagen des Octobers 1870 besprach man in allen Wirtshäusern, auf den Straßen die Möglichkeit, die Kloaken mit Petroleum zu füllen und bei dem Vordringen der Preußen in die Luft zu sprengen. Selbst die letzte Gräuelthat der Aufständischen, die Erschießung der Geißeln, warf lange, ehe sie ausgeführt ward, ihren düsteren Schatten vor sich her. Wiederholt hieß es in den Blättern der anständigen Gesellschaft, man müsse die gefangenen Deutschen erschießen, weil diese gegen meuchelmörderische Bauern Kriegsrecht übten. Trochu und Favre duldeten die Verfolgung und Ermordung angeblicher „Spione“; ich weiß nicht, ob die Erschießung mehrerer Mitglieder des Jockeyklubs auf Befehl der Regierung, von der damals erzählt ward, sich bestätigt hat: sicherlich trugen die Gerüchte all' dieser Thaten nur zur Verschlimmerung der moralischen Atmosphäre der unseligen Stadt bei. Nicht in einer Stunde verwandelte sich der strahlende Engel des Morgens in den finstern Fürsten der Hölle. Allmählig verdichtete sich die Wolke von Blut und Feuer über Paris; schrittweise rückte der

Schrecken, die Vernichtung vor. Um ihr das Gepräge des Entsetzlichen zu nehmen, kleidete man sie anfangs in ein Narrenkostüm. War es in der That nicht die lustigste Tollheit, beständig von einem Kampf bis an's Messer und der Zerstörung von Paris zu reden, ohne daß auch nur ein Nationalgardist sein kostbares Leben wagte, ohne daß auch nur ein Haus innerhalb des Walles beschädigt wurde? Tag um Tag der ersten Belagerung verlief, ohne einen großen Brand, ohne Hunnenschlacht. Mit Ausnahme des Hungers ließ sich kein anderer Reiter der Apokalypse in den Wolken sehen. Die Männer von Belleville saßen ebenso friedlich wie die der Rue Rivoli in den Wirtshäusern; viele großwuchtigen Worte fielen, aber keine Thaten! Das Bombardement sogar vermochte diesen Charakter des Burlesken nicht aufzuheben; die Forts ergeben sich, das Heer streckt die Waffen — und statt der Scenen aus Josephus' Zerstörung von Jerusalem spielen die lächerlichen Vorfälle an der Sèvres-Brücke zwischen den deutschen Soldaten und den französischen Barrikadenbauern unter gegenseitigem Geschrei und Gelächter sich ab. Bei dem Einzug unserer Truppen gleicht Paris nun vollends dem Pechsee der Hölle, den Dante schildert — unfläthige, gemeine, zappelnde Dämonen, Weiber, Kinder, Männer, aber im Ganzen mehr lästig als gefährlich; Paris ist noch ein Vulkan, aber einer jener Vulkane auf den Inseln der Südsee, die statt feuriger Lava einen Strom von Koth und Schlamm emporschleudern.

Das Pandämonium tanzt, nicht die Carmagnole um die Leichen getöteter Feinde wie am 10. August 1792, sondern den Cancan des Vergnügens um den wieder eingebrachten Fastnachtsochsen. In dieser Komödie scheinen die nach dem Montmartre geretteten Bürger-Kanonen nur zu einem unbeschreiblich komischen Schlußeffect dienen zu sollen, etwa zu

einem Feuerwerk bei dem Abzug der „Söhne der Hunnen". Wie die Regierung und die gesammte Presse das Volk während der Belagerung mit dem Feuer spielen ließen und die Massen an den Gedanken einer unermeßlichen Zerstörung gewöhnten, so jetzt nach dem Abschluß des Präliminarfriedens mit den Kanonen. Wenn die Preußen über die ihnen vorgeschriebene Grenze gehen, rief man oben wie unten, liefern wir einen Verzweiflungskampf in Paris. Jetzt sieht jeder freilich ein, daß die heilige Stadt von einer schwer wieder zu heilenden Todeswunde verschont geblieben wäre, wenn die Deutschen weniger gewissenhaft die Bedingungen des Waffenstillstandes inne gehalten hätten. Nach ihrem Abzug fängt die Regierung plötzlich an, andere Saiten aufzuziehen; die Kanonen sollen ihr ausgeliefert, die Nationalgarden entwaffnet werden. Hier war der Punkt, wo das tanzende Pandämonium in das brüllende umschlug. Die Bacchanten und Bacchantinnen zeigten ihre wahre Natur. Denn vor ihnen erschien die Arbeit, die Ordnung, das Gesetz: drei Fesseln, von denen sie sich befreit geglaubt. Sechs Monate hatte der „Staat" die Massen gekleidet, bewaffnet, genährt. Die Pflicht, die er dafür verlangt, war leicht zu erfüllen: eine Flinte zu tragen, Posten zu stehen und durch Ferngläser von der sicheren Höhe der Wälle herab in der Ferne die preußischen Batterien zu beobachten. Ganz Paris war ein Lager, die Nationalgarde, wenn sie der Statue der Stadt Straßburg einen Blumenkranz zu Füßen legte, bewunderungswürdig. Der Traum des Socialismus war auf dem nächsten Wege zu seiner Verwirklichung. Alle macht das Käppi des Nationalgardisten einander gleich und in den Augen des Vaterlandes und der Fremden zu klassischen Helden. Ein sorgloses Schlaraffenleben, ohne die Mauerkelle und den Hammer zu schwingen. Die Stunden, in denen der tapfere Mann von Belleville nicht

mit seinem Gewehr stolzirt oder Jagd auf Spione macht, vertrinkt er, auf die Aristokraten schimpfend; Schmeicheleien, unzählige, ungeheuerliche, werden an ihn verschwendet; der Oberbefehlshaber Trochu, der leitende Minister Jules Favre, die Journalisten und Akademiker beugen sich vor ihm und schütteln ihm dankbar die Hand. „Es giebt keinen Pöbel in der Stadt Paris!" schallt es tausendstimmig dem Fürsten Bismarck entgegen. Niemals war das Gesindel besser bewaffnet und verpflegt worden; indem es die Kanonen „vor den Preußen" nach dem Montmartre schleppte, handelte es unter der Macht eines dunkeln, aber sicheren Instinkts. Es wollte nicht ohne Kampf diesen Zustand des Müßiggangs und Wohlbehagens mit der Arbeit und Anstrengung vertauschen; so lange wie möglich wünschte es die Zahlung seiner Miete hinauszuschieben und den Sold als Kämpfer für das Vaterland zu empfangen. Die Regierung stand am 15. März 1871 vor demselben Problem, wie Lamartine mit seinen Freunden bei der Schließung der Nationalwerkstätten im Juni 1848. Aus einem phantastischen Utopien, das seiner Natur nach, wie jedes Bacchanal der Weltgeschichte, nur nach Wochen zählt und mit einem schrecklichen moralischen Rückfall enden muß, galt es den Weg in die Wirklichkeit und Gesetzmäßigkeit zurückzufinden. Daß es nicht ganz ohne Blutvergießen abgehen würde, leuchtete ein, daß aber der Kampf diese Ausdehnung und diesen entsetzlichen Charakter annahm, ist nicht die Schuld der Commune, nicht die Schuld der Fremden und des düstern internationalen Vehmgerichts, welches den jetzigen Gesellschaftszuständen Vernichtung geschworen hat, es ist die Schuld der heiligen Stadt. Frechheit, Hochmut und rasende Begier hatten jedes edlere Gefühl in den Herzen ihrer Bewohner erstickt; wenn es noch Gerechte unter ihnen gab, so hatten sie die Sprache und den Mut der Wahrheit verloren. Tief beleidigt

durch die Schande, die ihm nach seiner Meinung die Nationalversammlung dadurch angethan, daß sie ihren Sitz nach Versailles verlegte, atmete Paris Rache. Ebensowenig wie die Majorität der napoleonischen Versammlungen gefiel ihm die Mehrheit der Versailler Nationalversammlung. Ehe es sich Frankreich unterwarf, stürzte es sich schwindelnd in die Arme der Commune: in die Arme des Moloch, der es verbrennen sollte.

Nun begann ein Cancan der Weltgeschichte', der nie gesehen ward. Die Kämpfe um Paris blieben in den ersten Wochen in dem Rahmen eines Gladiatorengefechts: die Menge lachte, klatschte Beifall und berauschte sich im gestohlenen Wein. Von Principien, von politischen unversöhnlichen Gegensätzen keine Spur. Seit ihrem verunglückten Zuge gegen Versailles wußte die Commune, daß sie nicht siegen konnte. Aber hinter den Festungen und dem Wall ließ sich die Orgie weiter feiern. Alle Bande lockern sich, immer wüster brodelt der Hexenkessel. Im Namen des ewigen Friedens und der Weltverbrüderung wird die Vendôme-Säule umgestürzt; das Haus Thiers' niedergerissen; im Namen des republikanischen Mißtrauens — der Argwohn ist die erste Pflicht eines Demokraten — muß ein Feldoberst dem anderen Platz machen; im Namen der Wiedervergeltung werden Geißeln eingekerkert: doch bewegt sich das Ganze noch in der Sphäre der Nachahmung. Eine Nachäfferei des Konvents, des Jahres 1793, der es ebenso sehr an Danton und Robespierre, wie an der Guillotine und einer Marseillaise fehlt. Die Commune hat keinen neuen Staat und kein neues Lied hervorgebracht. Wie alle Versuche des Socialismus und des Proletariats ist auch dieser mit Unfruchtbarkeit auf jedem Gebiete geschlagen. Als Zerrbild der großen Revolutionscommune konnte die kleine wohl in der Wut der Zerstörung mit ihr wetteifern, aber nicht in

schöpferischer Kraft. Es wiederholt sich, was die Zeitgenossen vom Reich der Wiedertäufer in Münster und von den Bilderstürmern erzählt: ein Wahnsinn bemächtigt sich Aller, ein burlesker Veitstanz, der nur in der vollkommenen physischen Erschöpfung sein Ende findet.

Da geschieht, von den wenigsten gefürchtet und geahnt, ein schreckliches Wunder. Während man in Versailles die Besiegung des Aufstandes nach allen Richtungen hin, in voreiliger Freude telegraphirt, steht Paris in Flammen. Wie dieser Umschwung sich vollzog, wer den geschlagenen Anhängern der Commune den Mut der Verzweiflung einflößte, welche neue Catilina's dem Rate vorsaßen, entzieht sich noch jeglicher Kunde. Wie Rom und Moskau, wird Paris von unsichtbaren Händen angezündet. Sind es die Kugeln der Versailler, sind es die Feuerbrände der Proletarier, die den größeren Teil der Schuld tragen? Ferner aber klagt nicht die Nero's der Grausamkeit, die Rostopschin's des Fanatismus an: weit sind sie in der Arena des Verbrechens hinter den Männern der Zukunft zurückgeblieben.

Wenn die Barbaren die reichen Städte des Südens plünderten und die Kunstwerke zerschlugen, so geschah es aus Raubsucht und Wildheit; in seinem engherzigen und finsteren Glaubenseifer wütete Gregor der Große gegen die Denkmale und die Bibliotheken des heidnischen Roms — in den Parisern und den internationalen Proletariern dagegen grollte nichts als Neid und Wut; sie hatten ein volles Bewußtsein von der Herrlichkeit dessen, das sie der Zerstörung weihten, von dem unersetzlichen Schaden, den sie der Bildung dadurch zufügten; sie genossen fallend den Triumph befriedigter Rache. Dieser Civilisation, der sie fluchten, dieser Herrschaft des Bürgertums, das sie verabscheuten, hatten sie einen tötlichen Streich versetzt. Indem sie den Louvre und den Luxemburg-

Palast mit Brennstoffen anfüllten, gefielen sich die Häupter in der Rolle des Herostratus. Die Hostien warfen sie in den Schmutz, zum Zeichen, daß sie mit der bestehenden Kirche für immer gebrochen; die Paläste steckten sie in Brand, zum Zeichen, daß jeder Schmuck des Lebens, jedes Werk der Kunst ihnen verdammenswert erschiene. In ihrem Zukunftsstaat gab es nur Proletarier und Dirnen; der höchste Genuß, von dem sie träumten, war der Rausch durch vergifteten Branntwein. Die Volksromane wie die der höheren Gesellschaft hatten seit vierzig Jahren das Ideal eines Verbrechers aufgestellt — im beständigen Kampf gegen die Ungerechtigkeit der Gesetze, die Tyrannei des Staates, die Ungleichheit der Stände spielte der Galeerensklave, der Zuchthäusler eine erhabene Rolle, er wurde das Symbol des unterdrückten Arbeiterstandes. In den Büchern besaß er selbstverständlich nur edle und hochherzige Triebe; seine bestialische Natur enthüllte er, als er im Juni 1848 und im Mai 1871 zur That auf der Bühne der Welt schritt, zu Thaten, die Balzac's, Victor Hugo's und Eugen Sue's Phantasien zu farblosen Skizzen, Grau in Grau, herabsetzen. Neben dem männlichen Ideal des Verbrechers, welcher die unterdrückte Armut und Tugend rettet und rächt, ward das weibliche der Straßendirne aufgestellt. Aus den Lelia's und Indianen entwickelten sich naturgemäß die Cameliendamen. In der Dichtung starben die Magdalenen an der Schwindsucht, in der Wirklichkeit wurden sie alt und runzelig, zu Furien und Hexen, die, würdig der Strickerinnen Robespierre's, „mit Entsetzen Scherz trieben." In die Herzen, in die Einbildungskraft des Volkes hatten sich solche Vorstellungen tief und tiefer gegraben; nichts geschah von Seiten der Wissenschaft und der Kunst, sie auszurotten und durch gesündere zu ersetzen. Die kaiserliche Regierung fürchtete das Proletariat und liebäugelte mit ihm:

sie war mit der schweigenden Zustimmung desselben zur Macht gelangt, der Staatsstreich vom 2. Dezember war nur möglich, weil die Arbeiter mit geheimer Schadenfreude die Bedrohung und Zersprengung einer Nationalversammlung sahen, die ihnen das allgemeine Stimmrecht geraubt. Die Umgestaltung von Paris hatte ihnen während der Herrschaft Napoleon's III. Arbeit und Lohn in reichlichem Maße verschafft, ihre wilden Instinkte jedoch waren nicht gezähmt worden, sie scheinen unauslöschlich zu sein, wie nach der Ansicht der Gläubigen die Flammen der Hölle.

„Adam Smith und Gibbon haben uns erzählt", sagt Macaulay in einer oft angeführten Stelle, „daß die Civilisation nie wieder durch Barbaren vernichtet werden könne. Die Flut, meinten sie, wird nie wieder zurückkehren, um die Erde zu bedecken, und sie schienen richtig zu urteilen; denn sie verglichen die gewaltige Kraft des civilisirten Teils der Welt mit der Schwäche des Teils, der noch im Zustand der Barbarei war, und sie fragten, woher diese Hunnen, woher diese Vandalen kommen sollten, welche noch einmal die Civilisation zerstören könnten? Ach, sie vergaßen, daß im Herzen der großen Hauptstädte, in der Nachbarschaft der glänzendsten Paläste, Kirchen, Theater, Bibliotheken und Museen das Laster, die Unwissenheit und das Elend ein wilderes Geschlecht von Hunnen erzeugen könnten, als jene, die unter Attila kämpften, und Vandalen, die zerstörungswütiger sind, als jene, welche Geiserich folgten." Jeder erinnert sich noch, wie die Dichter und Gelehrten Frankreichs in einem Lawinensturz von Schmähungen unsere Krieger „Söhne der Hunnen", unseren Kaiser einen zweiten Attila und Geiserich nannten. Nicht bei uns, nicht in unserem Feldlager, im Herzen von Paris wohnten die wahren Hunnen und Vandalen. In diesem Pandämonium, welches als das Babylon der Lust aller Wüst-

linge und Abenteuerer, alle Strolche und Spitzbuben mit magnetischer Kraft angezogen und eine Hefe erzeugt hatte, deren Ausdünstungen schon tötlich waren, einigte sich die Wildheit der Barbaren mit dem Neid und der Begierde des Bettlers, die Frechheit des Lasters mit jenem unversöhnlichen Haß, den ein neuer Glaube gegen die Symbole und Schöpfungen des alten hegt und nährt, zu einem schrecklichen Bunde. In einigen Führern des Proletariats lodert der düstere Fanatismus, mit dem die ersten Christen das Theater und die Kunst der Heiden, mit dem Calvin und Knox die Bilder und Statuen des Katholicismus verfolgten. Das neue tausendjährige Reich der „Tugend und Arbeit" brach mit unerhörten Orgien, mit der Götterdämmerung an. Eine Brandfackel, stolzer als die Alexander in Persepolis angezündet, leuchtete vor der erstarrenden Bildung auf. Die zwei Gegensätze, die sich in Paris eine sechstägige Schlacht lieferten, stießen nicht in Helden wie Hektor und Achilles, nicht in Soldaten wie bei Metz, sondern in verwilderten Horden auf einander. Die Grausamkeit des hauptstädtischen Proletariats wurde von dem uniformirten, eben aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Proletariat, das seine Niederlage auszutilgen hatte, noch übertroffen. Den Mordbrennereien der Commune treten die Massenerschießungen der Gefangenen durch die Generale gegenüber. Es ist wie in den Glaubenskämpfen des 13. und 16. Jahrhunderts. Es sind Katholiken in Beziers, sagt man dem Abt von Citeaux, als sich das Kreuzheer der Nordfranzosen zum Sturm auf diese feste Burg der Albigenser rüstet. „Schlagt alle tot, alle!" erwidert der Mönch, „Gott kennt die Seinen." Die Gräuel der Bartholomäusnacht erregen selbst am Hofe der Katharina Medici ein Gemurmel des Unwillens. „Warum nicht gar", ruft Tavannes, „in den Hundstagen ist ein Aderlaß gesund". So heute, wie damals. Paris

lechzte nach Blut und Feuer, nun ist es mit beiden vollgesättigt und getränkt worden. Die Anarchie verbrannte, die Ordnung schlachtete. Aus den jämmerlichen Schauerdramen der Porte St. Martin, aus den noch blödsinnigeren Reden der Klubs hat sich gigantisch die wahre Tragödie erhoben — gegen den Willen der Dichter ist sie nicht ganz so fürchterlich ausgefallen, wie sie gedacht war, denn ohne Zweifel durften in dem Schlußbilde der Brand des Louvre und der Zusammensturz der Kathedrale nicht fehlen. In diesem Sinne hat der Zufall die Commune um ihren höchsten Trumpf betrogen.

Dichter Rauch lagert über Paris. Am 4. September 1870 jubelten sie über den Untergang des Cäsars und der „Säbelherrschaft", am 28. Mai 1871 ist durch ihre eigene Schuld der Säbel in alle seine Rechte wieder eingesetzt worden. Die glorreiche Armee marschirt wieder an der Spitze der französischen Civilisation, wie nach der Junischlacht. Eine Weile wird die „heilige Stadt" sich in der Rolle der Niobe unter den Städten malerisch drapiren. Aber schon nach wenigen Wochen wird sie in ihrer unheilbaren Eitelkeit und Genußsucht wieder lachen, tanzen, brüllen; das Proletariat wird von neuen Aufständen und Brandstiftungen, Plünderungen und Festgelagen träumen; wieder wird eine Litteratur, die jede Scham und jedes Ideal der Schönheit verloren, die nur von der Lüge und dem Laster lebt und seit 1852 so gut wie keinen Widerstand gefunden, die Gebildeteren verführen und entkräften und die Roheren zum Verbrechen anstacheln. Das Amt, welches das Schicksal im römischen Weltreich den germanischen Barbaren auferlegt, üben in dem französischen Staat die Proletarier: sie vernichten nicht nur die staatliche Form, sondern die Kultur und die Bildung überhaupt. Die Gewalt, die vor Zeiten die Barbaren sänftigte, war das

Christentum; giebt es einen Glauben, das Proletariat zu bilden und zu erziehen? In der einen Hand die Fackel, in der anderen die Branntweinflasche, zieht es daher, die Civilisation zerstampfend, fechtend wie die Sklaven unter Spartacus, da ihm jede Hoffnung auf Rettung abgeschnitten ist. Indem es alle Theorien, hinter denen es sich sonst versteckte, von sich abwies, alle tugendlichen und träumerischen Larven von seinem Antlitz riß und in seiner ganzen Nacktheit sich darstellte, hat es in dieser Schlacht der übrigen Welt einen unermeßlichen Dienst erwiesen: sie kennt jetzt ihren gefährlichsten und unbarmherzigsten Feind. Paris selbst aber hat geerntet, was es gesäet.

---

16. Juni 1871.

Heute, vor sechsundfünfzig Jahren, am 16. Juni 1815, hatten die deutschen Truppen in den Ebenen Belgiens einen schweren Tag. In den Dörfern von St. Amand und Ligny standen vom Morgen bis lange nach Sonnenuntergang die Preußen unter Blücher im härtesten Kampfe gegen Napoleon; bei Quatre-Bras fiel der schwarze Herzog an der Spitze seiner Braunschweiger gegen die französischen Reiter; Hannoveraner und Nassauer, die Hilfstruppen Wellington's, stellten gegen Abend das Gefecht hier wieder her, während die Preußen, blutüberströmt, doch ohne Kanonen oder Gefangene einzubüßen, sich auf Wavre zurückzogen. Zwei Tage später, bei Waterloo, nahmen sie ihre „Revanche“, und der aufgehende Mond sah eine Verfolgung, Gneisenau an der Spitze weniger Reiter voran unter brausenden Fanfaren, wie die Welt sie in dieser Rastlosigkeit, in dem Schrecken, den sie den Weichenden einflößte, noch nicht erfahren hatte.

Heute feiert das deutsche Heer den schönsten und größten

Sieg, der je erstritten ward. Nicht nur hat es allein, ohne Bundesgenossen, im Gegenteil, überall von feindseligen oder neidischen Blicken beobachtet, je stolzer und weiter seine Fahnen flogen, den übermütigen Gegner zu Boden geschlagen, sondern sich selbst hat es zuerst überwunden.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Nicht Weißenburg war unser erster Sieg; daß jede Zwietracht verstummte, jeder Parteiunterschied ausgeglichen war; daß alle, ob die Vögel von rechts oder links flogen, eins im Herzen trugen: das Vaterland; daß Fürsten und Stämme einträchtig sich erhoben; daß im Sturm der allgemeinen Begeisterung jene wenigen ruchlosen und ehrvergessenen Menschen, die nachher mit dem Erbfeind zu liebäugeln anfingen, verstummen mußten: das war unser erster Sieg, die Bürgschaft aller übrigen, das Fundament einer glorreichen Zukunft. Das deutsche Heer eroberte nicht allein Straßburg, Metz und Paris, es eroberte auch die Einheit; es gab uns nicht nur Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder, es gab uns Allen ein gemeinsames Vaterland. Und wie das deutsche Volk in Waffen, am Anfang des Kampfes, seinen schlimmsten Feind in der eigenen Brust, den Partikularismus, die Eigensucht, bezwungen, so bezwang es, am Ende, als der Erfolg seine Anstrengungen gekrönt hatte, den anderen bösen Dämon, den Stolz.

Heute triumphiren wir nicht über Frankreich; heute triumphiren wir vor Allem, daß wir ein einiges Volk geworden sind, und freuen uns, daß unsere Haltung nach dem Siege den Schrecken, den unsere Waffen eingeflößt, in die Bewunderung der Welt verwandelt hat. Ja, einig sind wir, an einem Stamm vereinigt flattern wieder alle deutschen Fahnen.

Jedes Siegeszeichen ruft den Heimkehrenden zu: vereint habt ihr gestritten, vereint gesiegt. Nicht zu unterscheiden in dem Lorberkranze, den die Viktoria dem deutschen Heere darbringt, ist das Blatt, das die Brandenburger gewonnen, von dem Blatte, das den Bayern gebührt; nicht zu unterscheiden in dem Kanonengewühl der Siegesstraße ist das Geschütz, das die Sachsen erobert, von dem, welches die Schwaben erbeutet; unter den goldenen kaiserlichen Adlern, die den Siegern vorangetragen werden, wer will sagen, ob die Badenser dieses, die Thüringer jenes, die Hessen ein drittes der stolzen Feldzeichen Napoleon's auf dem Schlachtfelde an sich gerissen? Gemeinsam wie der Kampf, ist ihnen der Triumph. Aus einem Kriege, der für immer, durch den Verlust der Rheinlande, unsere Schwäche und innere Geteiltheit als das Gesetz unseres staatlichen Daseins festsetzen sollte, sind wir einiger als jemals heimgekehrt. Auf fremden Boden haben wir um unser Dasein als ein großes, geschichtliches Volk kämpfen müssen. Wenn die Fremden unsere Vorzüge rühmten und selbst unsere kriegerische Tüchtigkeit anerkanten, geschah es stets mit der Andeutung, bald der Besorgnis, bald des Wunsches, daß wir bei alledem nicht dem Schicksal der Hellenen entgehen würden. Wie diese, seien wir dazu bestimmt, in die fernsten Gegenden die Elemente der Kultur zu tragen, die Barbaren zu civilisiren, aber daheim ein gebrochenes, idyllisches Stillleben, unter der Majestät des französischen Volkes oder des russischen Czaren zu führen. Wir seien die Lehrer aller Völker, aber nicht einmal im eigenen Hause die Herren. Noch bei dem Ausbruch des Krimkrieges hat man uns dies Schicksal prophezeit, und es gab unter uns Philosophen und Politiker, die namentlich dies Aufgehen in Rußland für die höchste und schönste Aufgabe der deutschen Nation hielten. Wenigstens schien der Verlauf unserer Geschichte so

düstere Weissagungen zu rechtfertigen. Ob man die Eifersucht der Fürsten oder die Abneigung der Stämme gegen einander anklagte, das Resultat blieb stets dasselbe: die deutsche Zwietracht. Und diese Zwietracht konnte in der That nur durch Blut und Eisen geheilt werden.

Nicht geschlagen und zerstückelt, wie die Athener und Thebaner von Chäronea, siegreich kehrten wir aus dem Schlachtgetümmel zurück; nicht als die dienstfertigen Allerweltsmagister und Pädagogen, sondern als die Herren dieses Erdteils. Wieder hatte die heilsame Furcht vor den nordischen Barbaren die übermütige romanische Welt ergriffen. Die gewaltigsten Eroberungspläne dichtete man uns an, Schreckgespenster, die ihr Ergötzliches haben. Der Italiener sah uns über die Alpen ziehen, neue Goten unter einem neuen Alarich, neue Ritterschaaren unter einem greisen Kaiser, um den Papst wieder in den Quirinal und die Jesuiten in die römische Universität zu führen. Dem Schweizer wurde es bange für seine Kantonsfreiheit; der Holländer fühlte sich schon jammernd als Deutscher zweiter Klasse; sogar der eine und der andere der stolzen Briten fürchtete, daß England über kurz oder lang nur der Admiralstaat des deutschen Reiches sein und das Rule Britannia durch ein deutsches Lied ersetzt werden würde. Nicht eins dieser Nachtgesichte hat sich erfüllt. Statt nach neuen Lorbern, hat unser Heer von dem Feldherrn bis zum letzten Troßknecht herab nur nach der Heimat gedürstet. Diejenigen, die ihm Siegestrunkenheit und Triumphrausch noch jetzt andichten, haben nie die Geschichte siegestrunkener Heere gelesen. Nicht rückwärts, vorwärts stürmten Alexander, Cäsar, Napoleon. Mehr Kronen zum Spielen und zum Verteilen wünschten sich ihre Hauptleute, mehr Land und Beute die Reiter des einen und die Legionen der anderen.

Nein, nicht Soldaten, Bürger kommen uns heim, Bürger, die im höchsten Sinne des Wortes ihre Bürgerpflicht geübt; so kehrten die Griechen von Marathon und Salamis zurück, so sind die Tapferen, welche mit Washington die Unabhängigkeit der Union erkämpften, nach kriegerischen Thaten, friedlich zu friedlichen Geschäften auseinander gegangen. Wir feiern ihren Heldenmut, wir danken ihnen einen Triumph, dessen ganzen Wert und weltumgestaltende Bedeutung erst ein nachfolgendes Geschlecht erkennen wird, aber alle diese Empfindungen überwiegt die Freude, daß jetzt das Volk in Waffen seine Rüstung ablegt und wieder zum Volk im Bürgerrock wird. Wir sind ein kriegerisches Volk, in allen Tugenden des Krieges haben wir uns der großen Nation, die jeden Tag im Jahr mit einem Sieg bezeichnen zu können prahlt, überlegen gezeigt, aber wir sind kein Volk von Soldaten. Wir fechten für unser Vaterland, aber nicht für den Ruhm. Wie 1813 sind wir 1870 nicht ausgezogen, unseren Ehrgeiz, unsere Ländergier zu befriedigen oder einer frechen und zügellosen Hauptstadt ein Gladiatorenschauspiel zu geben, in dem ersten wie in dem zweiten Kampfe gegen die beiden Napoleon's galt das Lied Heinrich's von Kleist:

„Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeih'n:
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein!“

Zur Abwehr führten wir den Krieg, und wie schrecklich er sich nach Sedan durch den Trotz des Feindes — sie nennen es jetzt eine „heroische Thorheit“ — gestaltete, nie haben

unsere Krieger gegen die Franzosen gewütet, wie die Franzosen gegen einander. Wir haben keine Paläste mutwillig in Brand gesteckt, keine Denkmäler umgestürzt, keine Geißeln ermordet, nicht Hunderte von Gefangenen auf einmal erschossen. Wenn Arges auch von uns verübt ward, von dem Blute Unschuldiger sind unsere Hände rein. So viel die wilde Gewohnheit des Krieges es duldete, ist Menschlichkeit und Sitte gewahrt worden.

Heil darum unserem Heere! Mit Mannesmut hat es Zucht, mit Standhaftigkeit im Ertragen großer Mühen ein nie wankendes Vertrauen auf seine Führer vereint. Dem Soldatenvolk der Franzosen war die Zucht schon am ersten Tage des Krieges abhanden gekommen, nach der ersten Niederlage verlor der Gemeine jede Zuversicht, statt seinem Führer zu folgen, schalt er ihn Verräther. Freilich bleibt es mehr als zweifelhaft, ob die französischen Offiziere ihren Mannschaften ein so leuchtendes, im Schlachtensturm wie im Ausharren unter feindlichem Feuer erprobtes Beispiel der Unerschrockenheit und der Todesverachtung gegeben haben, wie unsere Offiziere ihren Leuten. Die Masse will geführt sein und ihren Herzog an der Spitze sehen.

Besser, als jedes Wort es vermöchte, rufen die Siegesmale, an denen sie vorüberziehen, diese Trophäen, diese trotzigen Gestalten von Metz und Straßburg, diese Gemälde ihrer Kämpfe, diese Bilder ihrer Führer, diese unabsehbare Reihe der Kanonen unseren Tapferen ihre Thaten in's Gedächtnis zurück. Wie mag ihr Herz bei diesem Anblick zittern! Hier schwebten sie in Todesgefahr, dort verloren sie den treuesten Kameraden; da bei St. Privat schwankte das Glück, bis die Sachsen herbeikamen; hier bei Bazeilles gingen die Baiern zum erneuten Sturm vor, als es wie eine Flamme durch ihre Reihen lief: Die Preußen sind da! Allüberall gemeinsame

Erinnerungen! Wie ein Traum muß ihnen das Erlebte erscheinen, wenn es sich jetzt, durch die Kunst irdischer Bedürftigkeit enthoben, im Bilde vor ihnen abrollt. Ein Zauberschlag, und sie stehen in voller Waffenrüstung an der Grenze des Reichs; ein zweiter — in drei siegreichen Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Spicheren sind sie drüben in Feindesland; ein dritter — und

„Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer,
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen!“

Nacheinander fallen die Festungen, zwanzig in sieben Monaten, unter ihnen das starke Straßburg, das jungfräuliche Metz, das „Centrum der Civilisation“ Paris. Von Metz nach der Normandie, von Paris nach Orleans, von Straßburg nach Dijon ziehen sie wie im Fluge, ein Adlerschwarm. Nichts vermag ihrem Ansturm zu widerstehen, auseinander wie das alte, stäubt das junge Heer Frankreichs. Beinahe eine halbe Million Männer führen sie in die Gefangenschaft, sechstausend Geschütze sind ihre Beute. Halb klingt es wie ein Märchen, und sie selbst haben es vollführt.

Und wodurch konnten solche Erfolge errungen werden? Durch Eins und Alles, durch den kategorischen Imperativ der Pflicht. Die Franzosen sagen von unserem Heer: es hätte keinen „Elan“; es hat etwas Besseres, das Gefühl der Pflicht. Der Führer weiß, daß er vorangehen, der Soldat, daß er ihm folgen muß. Da ist kein Besinnen, kein Erwägen, aber auch kein Rausch, kein Kampfwahnsinn: sie schreiten daher wie Männer, sie brauchen es nicht auszuschreien, Jeder trägt das Gesetz im Herzen: seine Schuldigkeit zu thun. Der Kaiser wie der Hauptmann, der Reiter wie der Grenadier; darin giebt es keinen Unterschied, hierin sind alle gleich. Wir Germanen kennen nichts Höheres. Als Nelson bei Trafalgar seinen

Seeleuten die Schlacht für den kommenden Tag verkündigte, richtete er keine schwungvolle Proklamation im Stil des ersten Napoleon an sie. „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thut," sagte er. Und so auch sprachen unser Volk, unsere Fürsten beim Ausbruch des Krieges. Was können wir den Heimkehrenden Besseres sagen, als: Willkommen! Und noch einmal Willkommen! Jeder von Euch hat seine Schuldigkeit gethan! Es ist gleichgültig, ob Europa oder gar die Welt voll Bewunderung auf Euch blickt, laßt Euch nicht von eiteln Ruhmesfanfaren das Ohr betäuben. Weit über allen Ruhm, der dem Ersten wie dem Letzten unter Euch zu Teil werden kann, tragt Ihr ein erhebendes Bewußtsein in Eurem Herzen: für das Vaterland kämpfend, Eure Pflicht erfüllt zu haben, rein und voll und ganz. „Ich bin nur der erste Diener des Staates", sagt unser einziger Friedrich. Wohl, ob er auf der obersten oder auf der untersten Stufe der großen Glücksleiter steht, Jeder unter uns ist ein Diener des Vaterlandes, nach seiner Stellung und seiner Kraft. Kann es für einen Mann eine stolzere Selbstbefriedigung geben, als diesem Dienst genügt zu haben? In großer Zeit zu leben, wie herrlich ist es, hat man oft gerufen. Ihr habt diese große Zeit, den neuen Weltentag des deutschen Volkes, heraufgeführt, mit Blut und Schweiß, in schrecklicher Kriegsarbeit, in Reih und Glied. Heil und Willkommen Euch Allen! Durch die Kunst verschönt, hat das Entsetzliche jetzt sein Grauen verloren; in glänzenden Gestalten, in herrlichen Bildern zieht es Euch vorüber; in den Lorberkränzen, mit denen Ihr Euere Helme schmückt, habt Ihr die idealische Blüte Eurer Kämpfe. So möge dieser Festestag mit seinem Schmuck und Jubel dauernd in unserer Erinnerung bleiben — durch den Druck, Schrecken und Jammer des Krieges sind wir hindurchgedrungen, sein verklärtes Bild schimmert heute Euch und uns entgegen —

„Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit."

Freuet Euch daran, nichts Herrlicheres können wir Euch bieten — und so im Angesichte dieser Germania, unserer Aller Mutter, Willkommen Euch und Heil dem Vaterlande!

Zur französischen Litteratur.

Die französische Litteratur während des Krieges.

April 1871.

Gleicht das Schauspiel, das Frankreich seit dem Julimonat des Jahres 1870 aufführt, nicht ganz einer Tragikomödie Victor Hugo's? Hat das Volk von Paris, das sich aus dem Kaiserreich in die Republik und aus dieser in die Anarchie der Commune mit einem plötzlichen gewaltigen Schwunge hinüberschwingt, nicht die größte Ähnlichkeit mit Quasimodo, der auf der Glocke der NotreDame-Kirche hin und her über dem gähnenden Abgrund schwebt? Die Gefahr des Unternehmens wird durch seine Tollheit aufgewogen; es ist zugleich schrecklich und lächerlich, tragisch und grotesk. Bald glaubt man Menschen, bald nur Fratzen vor sich zu sehen, die nach der Pfeife eines neuen Rattenfängers von Hameln einen Hexensabbat vollführen. Während des Krieges haben die Bewunderer der großen Nation bei den Neutralen wie unter uns eine Versündigung gegen ein tapferes, unglückliches Volk in der laut gewordenen Meinung gefunden, daß all' dies wüste Gebahren, das sich unter den Titeln „des Krieges bis zum Äußersten", der „heiligen Liga der Republikaner wider die Despoten", der „Vertreibung der Söhne der Hunnen" abspielte, nichts als der beginnende Todeskampf eines entarteten Geschlechtes sei. Weit über jeden Narrenstreich und jedes Verbrechen hinaus, das ihr ärgster Feind den Franzosen hätte andichten können, hat sich die sittliche Verkommenheit der Pariser offenbart.

In diesem beklagenswerten Zersetzungsprozeß erscheint neben den äußeren Vorfällen und Schicksalsschlägen die Litteratur als eine entscheidende Kraft: ein Vulkan, der aus dem tief unten glühenden Feuer seine verderbenbringende Gewalt schöpft und seine Lavaströme verwüstend überall hin ausgießt. Um den Massengeist und die allgemeinen Stimmungen einer Zeit zu erkennen, darf man nicht einseitig nur die Höhen oder die Abgründe der Litteratur untersuchen. In ihrer Gesammtheit aber ist die Litteratur einer bestimmten Epoche ohne Zweifel das sicherste und ähnlichste Abbild derselben, ihr genauester und untrüglichster Ausdruck. Die ernsthaften, verständigen und gebildeten Franzosen hatten darum von diesem hohen Standpunkt aus ein Recht, darauf zu dringen, daß man ihr Volk und ihr Vaterland nicht allein nach den Pariser Zeitungen und Komödien beurteile, und von dem „esprit boulevardier“ von der „blague“, von der „Affaire Clemenceau“ an die Arbeiten Renan's, Vitet's, Lanfrey's, Quinet's zu appelliren. Nach ihrer Behauptung gab es neben dem „Pariser Geist“, der das Land in Niederlage und Verwirrung gestürzt, einen „Geist Frankreichs“, der es wieder erheben würde; das Gift der kaiserlichen Herrschaft hätte langsam verzehrend Paris durchdrungen, seine Glieder gelähmt, sein Blut entzündet; wie Achilles aber in das Wasser des Styx getaucht ward, um unverwundbar daraus hervorzugehen, so würde Paris aus dem Schrecken des Todes glorreich und verklärt auferstehen. Jetzt nach der Beendigung des Krieges breitet sich eine Fülle von Büchern, Broschüren, Dokumenten und Zeitungsblättern vor uns aus, welche die geistige Bewegung Frankreichs nach allen Richtungen hin klar legt; hier haben die großen Schriftsteller gesprochen wie die kleinen, die verständigen wie die phantastischen, die ruhigen wie die erhitzten: ein objektives Urteil wird möglich.

Ein Belgier, Emile Leclercq, hat unter dem Titel „La guerre de 1870. L'esprit Parisien produit du régime impérial“ eine umfassende und im höchsten Grade für den Historiker und Philosophen anziehende Zusammenstellung der Meinungen und Urteile, der Hoffnungen und Befürchtungen, des Cancans und des Wahnsinns aus verschiedenen Pariser Zeitungen gemacht: leider bricht die Sammlung bald nach der Katastrophe von Sedan und der Errichtung der Republik mit den Manifesten Victor Hugo's ab, obgleich der Herausgeber bemerkt, daß nach wie vor, unter Napoleon III. wie unter Gambetta, der Geist der Lüge und des Hochmuts Frankreich beherrscht habe. Zum Teil sind die Tollheiten des „Figaro“, „Gaulois“, „Paris-Journal“, des „Petit Moniteur“ bekannt — im Übrigen erspart man sich gern, so viel man kann, den Pesthauch der Verwesung, der aus diesem Sumpfe emporsteigt: gerade wie an der Stelle, wo Sodom und Gomorrha stand, das tote Meer seine trägen, lebenvernichtenden Wogen dahinwälzt. Diese „unüberwindlichen Zuaven mit dem bräunlichen Teint wie florentinische Broncefiguren“; diese „afrikanische Menagerie“ und „der Triumphmarsch auf Saarbrücken“; der von Timothée Trimm und Victor Hugo, im Wetteifer um den Kranz der Beredtsamkeit, ausgemalte Winter, der uns, die Kinder des Nordens, der Nebel und der Wildnis, vernichten sollte: das Alles gehört längst zu dem Kehrichthaufen, den die französischen Schriftsteller im Sommer und Herbst des Jahres 1870 zusammengefegt, und es ist nicht nötig, in ihm zu wühlen und sie danach zu richten, wie man etwa einen Verbrecher durch die secirte Leiche seines Opfers des Giftmordes überführt. Im Gegenteil, mit dem Ekel zugleich erfaßt den deutschen Leser dieses Buches abermals jene Flamme des Hasses, die uns bei der frechen Kriegserklärung ergriff; aber wenn der Haß gut ist zur Schlacht, so

paßt er nicht für ein Gericht. Die Franzosen, sagt Leclercq, „sind was sie sind, leidenschaftliche und phantastische Menschen, durch sich selbst und durch eine Presse verwöhnt, die ihnen den Weihkessel des Lobes über die Köpfe ausgeschüttet. Ich fürchte, sie werden sich niemals mehr ändern. Ihre Treue, ihre Überzeugung, ihr Mut, ihr Wille sind nicht von derselben Natur, wie bei anderen Völkern." Ein Wort, das wir von der untersten Stufe der litterarischen Leiter bis zur höchsten bestätigt finden. Der Wahn, die „große Nation" an der Spitze der Civilisation, das „Volk-Gott" oder das „Volk-Idee" zu sein, hat seit der Revolution ihren Fähigkeiten, ihren Vorzügen wie ihren Schwächen, ein Atom des Wahnwitzes beigefügt, das fortwährend wachsend den Einzelnen wie den ganzen nationalen Körper, selbst über Frankreichs Grenzen hinaus, mit einer unheilvollen Krankheit heimsucht. Dieser selbe Leclercq, der soeben die Albernheiten seiner Pariser Kollegen geißelt, verfällt wie sie dem Fluch des Lächerlichen, wenn er, im Angesicht der jüngsten Thatsachen, noch immer „die Despoten, die Könige und Kaiser" im republikanischen Dithyrambenstil als Urheber der Kriege anklagt; wenn er im Ernst folgenden Vorschlag zur Abschaffung derselben macht: „Warum sollten wir nicht, ein ganzes Volk — die fünf oder sechsmalhunderttausend Männer Belgiens z. B. — einen Protest gegen den Krieg unterschreiben lassen? Warum sollte dieser Protest nicht seinen Weg durch Deutschland, England, Frankreich, Italien, Spanien machen?" An der Pariser Commune hat er ja gesehen, was die „Völker" thun, wenn sie „Herren ihrer Geschicke" sind. Er schreibt einen Satz wie diesen nieder: „Eine Revolution setzt ein Land für wenige Monate in Unruhe und Verwirrung, selten für mehrere Jahre." Als ob Frankreich nicht noch heute in seinen Tiefen die Revolution von 1789 empfände; als ob nicht jener Stoß es

gewesen, der es nie wieder zur Ruhe kommen läßt! Ein großer Freund Frankreichs bei alledem, schließt Emile Leclercq am 12. Januar 1871 sein Buch mit der verschämten Weissagung: „Warum sollte das Frankreich von 1870 nicht die Rolle Deutschlands von 1813 wieder aufnehmen?“ Warum nicht? Vielleicht hat ihm der Bürgerkrieg zwischen Paris und Versailles die Antwort gegeben!

Dieser vollständige Mangel des Urteils und der Unterscheidung, verbunden mit einer Eitelkeit, die jeder Niederlage trotzt, macht die hervorragendsten Schriftsteller, die Mitglieder des Instituts und der Akademie, den Gassenjungen der Journalistik ähnlich. Die Sphäre, in die wir kommen, ist reiner; unten im Schmutze fanden wir die wüsten Aufschneider, die Gecken und „Petit-Crevés“, oben begegnen wir den Don Quijote's. Nichts Großmütigeres, Edleres und Hochsinnigeres, als die Reden, die Cervantes seinem Helden in den Mund legt: in gleicher Weise kann Niemand, dem, wie unser Volk so schön sagt, an der rechten Stelle das Herz schlägt, die Briefe, die der Akademiker Vitet während der Belagerung von Paris dem Direktor der „Revue des deux mondes“ schrieb, lesen, ohne von diesem Hauch des Patriotismus, von diesem Schmerz um die Niederlagen Frankreichs auf das Tiefste ergriffen zu werden. Und wenn dann Sully Prudhomme in elegischen Versen um die Eichen klagt, hundertjährige Riesen, die einst den Teich in Auteuil beschatteten, und nun, niedergeschlagen als Verhau gegen die Feinde dienen; wenn er in seinen Stanzen die Vertheidiger von Paris feiert; wenn Auguste Barbier in kräftigeren Tönen die „Söhne der Hunnen mit den gierigen Händen und listigen Augen“ verflucht und Deutschland „die Sklavin des Preußen“ nennt, die „unter der Maske der Güte nichts als niedrige Eifersucht im Herzen hat“: wer von uns wäre so armselig, ihnen darüber zu zürnen?

Nein, wie unsere Dichtung ihre Harfe gegen Frankreich gestimmt, so mag auch Frankreichs Leier in Haß und Rache erklingen. Selbst aus den verrücktesten Äußerungen Victor Hugo's spricht eine vaterländische Begeisterung, die mein Herz bewegt. Aber die kriegerischen Gesänge Barbier's schlagen aus der Erhabenheit in eine unbeschreibliche Komik um: „Frankreich anschneiden" — der Ausdruck scheint mir nicht schlecht gewählt — „ist eine Thorheit, seine Kinder sind Löwen. Und die Löwen nach den Schlachten werden zeigen, was sie in Wahrheit sind, stolze Geschöpfe voll Herz und Mitleid, Freunde Aller, die nichts schätzen als die Güter des segenbringenden Friedens, die nichts begehren als auf ihrem Gebiet in Frieden mit der Welt zu leben in reinem republikanischen Sonnenlicht."

Et ne voulant sur leur terrain
Que vivre en paix avec le monde
Au pur soleil républicain.

Nicht die verfehlte Prophezeiung, noch die beständigen Niederlagen der „Löwen" — Löwen, sagt Leclercq einmal, meinetwegen, aber „fieberkranke Löwen!" — das Komische liegt in dem Schlusse: die Franzosen, die mit aller Welt in Frieden leben wollen, nachdem sie mit aller Welt Krieg angefangen, unter reiner republikanischer Sonne! Die Sonne republikanisch und in Frankreich!

Bei dem Akademiker L. Vitet dieselbe Verkennung des Thatsächlichen. Er freut sich, daß Preußen den von Thiers vorgeschlagenen Waffenstillstand (November 1870) abgelehnt habe. Er freut sich nicht nur — nein, er war betrübt darüber, daß man überhaupt von einem Waffenstillstand gesprochen. „Wie ein Körper, welcher die elektrische Kraft aufhält, hat dieses Wort Waffenstillstand den Strom von Geduld und Entsagung, von Mut und Disciplin unterbrochen, der

seit dem Anfang der Belagerung die ganze Bevölkerung durchdrungen hat." Er hält es für „unmöglich", daß sich eine Nationalversammlung in fünfundzwanzig Tagen bilden lasse: hat ihn der Februar 1871 eines Besseren belehrt? Und was den Frieden betrifft, „wie kann man glauben, daß er aus dem Schooße einer französischen Versammlung hervorgehen würde?" Hier folgt eine Stelle, welche zu merkwürdig für die Verblendung des Parisers und für seine Unfähigkeit, seine eigenen Landsleute zu beurteilen, zeugt, um sie nicht ganz herzusetzen. „Man vergißt, was eine Versammlung von Menschen ist und bedeutet; wie durch die Rednertribüne der Mut selbst über die Grenzen des Wahren entflammt wird. Eine französische Versammlung, und wäre sie auch von den unkriegerischsten Menschen erwählt, könnte — über die brennende Frage der Zerreißung Frankreichs zu einem Entschlusse aufgefordert — nur in feierlichster Weise das Ultimatum Jules Favre's, die beiden unbeugsamen Worte: keinen Fuß breit Erde, keinen Stein unserer Festungen! bekräftigen." Nach Vitet könnte über die etwaigen deutschen Friedensbedingungen gar nicht in öffentlicher Sitzung verhandelt werden: es würde allzu schreckliche Scenen geben! Er weiß jetzt, gerade so gut wie wir, daß die Versammlung in Bordeaux in öffentlicher Sitzung, mit einer überwältigenden Mehrheit, bei namentlicher Abstimmung, die deutschen Bedingungen, die viel härter waren, als Vitet sie im November auch nur träumte, angenommen hat. Daß die Eingeschlossenen in Paris sich mit den wunderlichsten Hoffnungen trugen, die Verluste und Bedrängnisse der Belagerer in's Maßlose überschätzten, in jeder Wendung des Windes auch die Wendung ihres traurigen Geschicks zum Besseren zu erkennen glaubten: dies Schauspiel hat sich in allen belagerten Städten wiederholt und entspringt mit zwingender Notwendigkeit aus der Natur des Menschen

wie aus den Umständen. Aber Vitet überschreitet alle Schranken des Möglichen. Er hat sich an den Großthaten der Amerikaner in ihrem Bürgerkriege begeistert und sein Herz daran gestärkt. Ahmen wir ihnen nach, ruft er aus, in Heldenmut, Standhaftigkeit, Opferfreudigkeit; lernen wir von ihnen, uns vor der Niedergeschlagenheit und dem Übermaß der Hoffnung, vor der Illusion wie vor dem panischen Schrecken zu bewahren. „Entgegne man mir nicht mit dieser Alltagsentschuldigung: sie sind von einem anderen Stamme, sie sind Angelsachsen. Um Angelsachse zu sein, braucht man es nur zu wollen (pour être Anglo-Saxon, il ne faut que vouloir).“ Ich weiß nicht, wie sich eine solche Behauptung bezeichnen läßt — und das hat kein „Blagueur“, kein Journalist, sondern ein gelehrter Akademiker gesagt! „Die Franzosen brauchten nur zu wollen, und sie wären Angelsachsen!“ Wie herrlich wäre es für die Affen, wenn sie nur einer Willensanstrengung bedürften, um Franzosen zu werden! In Amerika ging eine Million Soldaten nach vierjährigem Kriege lautlos auseinander, zu ihren Hütten und Arbeiten; die Führer wurden wieder, was sie vorher gewesen, Schneider, Farmer, Advokaten und Schuster: in Paris konnte man nicht hunderttausend Mann Nationalgarden nach fünf Monaten einer lächerlichen Kriegskomödie hinter den Forts zur Niederlegung ihrer Waffen bewegen. Ist die Hoffnung zu kühn, daß diese Thatsache dem Akademiker Vitet den unendlichen Unterschied zwischen der Natur einer Gattung und dem „Willen“ eines Einzelnen klar gemacht hat? Wir verzeihen es ihm gern, daß er uns nicht liebt. Allein seine Schmähungen gegen uns können wir nicht ohne Lachen lesen. „Möge uns Gott wieder den Sieg schenken, besonders, um ihn nicht zu mißbrauchen und an unsern Feinden eine würdige und wahre Rache zu nehmen, diejenige, ihnen nicht nachzuahmen! Ich höre Viele,

die uns sagen: sehen wir genau zu, wie sie es machen, und versuchen wir, es ihnen gleichzuthun. Nein, niemals; dies ist keine leere Prahlerei, niemals den Sieg um diesen Preis! Bessern wir uns von unseren Fehlern, aber bewahren wir die Gaben, die wir vom Himmel empfangen haben, und die der Grund unseres Seins sind. Bleiben wir uns selbst getreu, denn wahrlich! je mehr ich diese mechanischen Barbaren (ces barbares mécaniques) betrachte, um so inniger bitte ich Gott, daß wir niemals ihnen gleich werden." Nein, die Franzosen werden uns niemals gleichen; nach den Thaten, die sie in Versailles wie in Paris bei dem Aufstand der Commune vollbracht, kann Vitet darüber ruhig sein. Darf man jedoch im Hinblick auf diese Aussprüche — dem Ausdruck nach vollendete, akademische Stilübungen, gegen die Boileau nichts einzuwenden vermöchte — den armen Schächern des „Figaro" und der „Laterne", den Villemessant's und Millière's gar so sehr grollen? Sie sind Narren im Clowns-Kostume, der Akademiker ist ein Narr im Philosophenmantel.

Nach dem akademischen Schriftsteller mögen die Strategiker folgen. Am 1. September versichert Xavier Raymond den ängstlichen Parisern: „Eine Armee von 300,000 Mann, in zwei Linien aufgestellt, bedeckt nur 24 Kilometer. Das ist noch nicht der vierte Teil dessen, was zu besetzen nötig wäre, um die Einschließung von Paris ernsthaft zu machen: das ist ein unmögliches Unternehmen (c'est une entreprise impossible)." Am 15. Oktober muß er nun freilich den Lesern der Revue eingestehen, daß sich das Unmögliche vollzogen hat, aber „die Preußen, die sich durch Arbeit und Thätigkeit verdoppeln", zeigen sich „doch nur ein wenig überall"; die Linien, mit denen sie uns einzuschließen gedenken, „sind gewiß" (certainement) weder dicht noch tief" — gerade tief genug, daß die Pariser sie nicht durchbrechen konnten. Ein „Offizier"

der Nationalgarde schildert in einem Aufsatz „Ein Monat auf den Wällen" das halb kriegerische, halb zigeunerhafte Leben, welches die Nationalgardisten, wohl beschützt von den sechszehn vorgeschobenen Forts, auf dem Ringwall führten. Auch Francisque de Sarcey hat in seinem unterhaltenden Buche „Le siège de Paris" diesen tollen Scenen, die wie aus einer komischen Oper Offenbach's geschnitten zu sein scheinen, ein Kapitel gewidmet. Aber Sarcey hat etwas von einem Spötter und Voltairianer, unser Offizier nimmt den Dienst ernst. Die Preußen Paris stürmen? Oho, wir werden sie empfangen! „Wenn unsere Gräben nicht mit Wasser gefüllt oder, wie man uns versprochen hatte, mit in Petroleum getränkten Faschinen bedeckt worden sind, die man unter den Füßen der Stürmenden angesteckt hätte, so sind doch die Zugänge zu unseren Zugbrücken durch Minen, Torpedo's und Sprenggeschosse verteidigt, die, unter der Erde verborgen, im gegebenen Augenblick der Volta'sche Funken entzünden wird. Will der Feind eine nächtliche Überraschung wagen: unsere Leuchttürme mit dem elektrischen Licht verraten auf die Entfernung von einem Kilometer seinen Marsch, und naht er dennoch der Bresche, so gießen Spritzen fünfzig Meter weit die tötliche Flamme des Petroleums aus, die noch in einer doppelt so großen Entfernung brennt und auf mehrere Quadratmeter Ausdehnung ihre schrecklichen Wirkungen ausdehnt". Selbst der Held unseres Märchens, der auszog, das Gruseln zu lernen, hätte in der Lectüre dieser Schilderung seine Lernbegierde stillen können. Übrigens sind, nach unserem Offizier, die Preußen doch ganz „verteufelte Kerls!" Wer hätte es glauben sollen! „Da hat ein Preuße, einige Zeit vor dem gegenwärtigen Kriege auf den Höhen von Brimborion ein Stück Land gekauft und dort eine Villa und einen Park anzulegen angefangen, die er ohne Zweifel seinen Landsleuten ausliefern

wollte, um sich darin zu befestigen, wenn der Krieg ausgebrochen wäre und die Preußen vor Paris geführt hätte. Es war einer jener zahlreichen Spione, welche seit so lange her Preußen auf uns losgelassen hatte.“ Diese Angst hier und jene Verheerung durch Petroleum in der Phantasie dort, stammen sie nicht aus demselben Fieberwahnsinn? Fernand Papillon beschreibt in einem Aufsatz: „La défense nationale“ die Dienste, welche die Physik und die Chemie in der ersten Revolution der Landesverteidigung geleistet haben; gegen die auf's Neue eingedrungenen deutschen Horden wird vor Allem die Wissenschaft der Chemie zum Kampfe aufgerufen. Pulver, Schießbaumwolle, Dynamit, Orsinibomben, griechisches Feuer, fenisches Feuer, lotharingisches Feuer, Alles ist in Überfluß vorhanden. Aber zwei Bemerkungen, die jeder nur halbwegs verständige Mann, ohne militärische oder wissenschaftliche Kenntniß, machen mußte: erstens, daß die Preußen vielleicht gar nicht daran dächten, auch nur ein einziges Fort zu stürmen, und zweitens, daß sie mindestens über dieselben Zerstörungsmittel, wenn nicht über schrecklichere als die Franzosen verfügten, scheinen sich niemals dem Geiste dieser Männer vorgestellt zu haben.

In den Tagen der Schlacht von Sedan verglich der Statistiker Paul Leroy Beaulieu die Hülfsquellen Frankreichs und Deutschlands. Die nüchternen Zahlen üben auch auf ihn eine gewisse ernüchternde Wirkung; der Überschuß der Geburten in Preußen über die in Frankreich, die größere Anzahl der Soldaten sind Thatsachen, deren Eindruck man wohl abschwächen, aber nicht ganz vertilgen kann. Dafür verweilt er mit um so stolzerem Behagen bei dem Reichtum Frankreichs und der „fast schäbigen“ Armut Preußens. Hier liegt das Schicksal des Krieges. Preußen hat von seiner Anleihe von 100 Millionen nur einige sechszig eingenommen, Frankreich

hat in zwei Tagen seine 800 Millionen voll erhalten. „Je länger sich der Kampf hinzieht, desto fühlbarer wird für Preußen diese Geldverlegenheit werden. Es ist unmöglich, daß die Organisation des deutschen Heeres und seine Verproviantirung nicht in einigen Wochen die Spuren dieses Geldmangels zeigen.“ Wehe, wenn ein Statistiker sich zum unfehlbaren Papst erklärt: „Welches auch der Ausgang des Krieges sei; sollte selbst, das Unmögliche einmal zugegeben, die Verwüstung unserer östlichen Departements ohne Wiedervergeltung und ohne Entschädigung bleiben, so wird doch Preußen noch viel tiefer als Frankreich den Gegenschlag des Krieges empfinden. Alle diese Familien ohne Häupter, diese unermeßliche Zahl von Wittwen und Waisen, die Fabriken und Werkstätten, die schon seit sechs Wochen von ihren Leitern und Arbeitern verlassen sind, dies ganze Leben der Nation, das seit den ersten Tagen des Konflikts gleichsam aufgehoben ist, führen eine schreckliche Krisis herauf, aus der sogar ein siegreiches Volk Mühe haben würde, sich zu erheben.“ Damit vergleiche man die Wirklichkeit, daß dies „an Geld unerschöpfliche“ Frankreich am Schluß des Krieges nicht im Stande war, seinen kleinsten Verpflichtungen gegen uns nachzukommen, und dann spotte man über Victor Hugo! Wo ein Statistiker solchen Unsinn schwatzt, welche Töne muß da ein Lyriker anschlagen, um gehört zu werden!

Wenn die Aufgabe eines politischen Schriftstellers und Geschichtsphilosophen, der aus den Thatsachen der Vergangenheit Schlüsse und Lehren für die Gegenwart zieht und in den vor seinen Augen sich vollendenden Ereignissen die leitenden und schöpferischen Ideen zu erkennen sucht, in bewegten Zeiten vornämlich darin besteht, der leidenschaftlich erregten Menge, den bestürzten oder berauschten Zeitgenossen den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten und ihnen, so weit

menschliche Einsicht dies vermag, die Begebenheiten, ihren Ursprung und ihre Folgen in objektiver Ruhe darzustellen: wie wenig haben sich da die besten Köpfe Frankreichs dieser Aufgabe gewachsen gezeigt! Käme es freilich nur darauf an, heftig zu widerstreiten, die Ansichten und Behauptungen der Deutschen mit Spott und Haß zu bekämpfen, die rosigsten Zukunftsbilder zu enthüllen, so hätten die französischen Schriftsteller in dieser friedlichen Feldschlacht den Sieg über uns davongetragen. „Atmen wir, marschiren wir, kämpfen wir mit Frankreich und der Tag der Befreiung wird sich aus unseren Ruinen erheben!" ruft Edouard Schuré in einer Broschüre „L'Alsace et les Prétentions Prussiennes" am Ende aus. „Warten wir, bis die Seelen der Toten mit den Lebenden kämpfen, bis Frauen und Kinder gegen den Einbrecher nur einen Gedanken und einen Schrei haben werden: Kugeln und Pulver!" Vortrefflich als Kriegslied, aber mehr als kindisch im Munde eines Mannes, der die Elsaß-Frage vom „europäischen Standpunkt" betrachtet. Statt nach Pulver und Kugeln zu schreien, verlangt das ganze Elsaß nach Frieden. Noch toller ist Herr William Reymond; nach ihm hat es in der That einen „Besiegten" in diesem Kriege gegeben — es ist die nationalliberale oder Fortschrittspartei (le parti national-libéral ou progressiste), die im Namen der deutschen Einheit das Land in seinen Tiefen aufgewühlt hat, um bei der preußischen Hegemonie und dem Feudal-Despotismus anzulangen. Frankreich dagegen — „Dank Preußen ist Frankreich weiser, ernster (plus sérieuse), aufgeklärter als jemals!" (La Prusse, la république et les conséquences de la guerre par William Reymond). Frankreich ernster und aufgeklärter als jemals! Mit der Pariser Commune links und der Versailler Versammlung rechts!

Die Tragikomödie, die zwischen Paris und Versailles seit

dem 18. März bis zum 28. Mai spielte, ist eben, auch vom rein litterarischen Standpunkt aus betrachtet, ein lehrreiches Ereignis. Kaum kann man eine Broschüre, einen Aufsatz eines französischen Schriftstellers aus der Kriegszeit lesen, ohne den Ausruf darin zu finden: Bismarck hat auf den Bürgerkrieg gerechnet, schmählich wird er sich täuschen! In der politischen Nach- und Rundschau, die Ch. de Mazade in den vierzehntägigen Lieferungen der „Revue des deux Mondes“ gab, wird diese „Vogelscheuche des Bürgerkrieges“ bald verspottet, bald Europa zum Zeugen gerufen, daß die Preußen durch „so unritterliche Waffen“, wie den Hunger und den Umsturz der Gesellschaft, Paris zu besiegen hoffen. Aber nein, nie wird sich Frankreich selbst zerfleischen! Vor der erhabenen Eintracht, welche in Paris Alle vereinigt, entsetzen sich die Deutschen wie vor dem Haupte der Meduse. Der ironische Sarcey und der phantastische Michelet, dessen Manifest: La France devant l'Europe, freilich weit vom Schauplatz, in aller Sicherheit und Behaglichkeit des „neutralen“ Florenz geschrieben, in Ungeheuerlichkeiten sich überschlägt; die Kleinen wie die Großen rufen einstimmig: Frankreich ist einig! Nicht die drohendsten Anzeichen, Tage wie der 31. Oktober 1870 und der 21. Januar 1871 konnten in den handelnden Staatsmännern wie in den betrachtenden Politikern diese seltsame und zugleich unbegreifliche Verblendung zerstreuen. Blitzt einmal wie bei Sarcey die Ahnung des „Bürgerkrieges in naher Zukunft“ auf — „das ist der letzte unserer Thaler!“ — im nächsten Augenblick verdrängt sie die „Gewißheit“, daß es ja nur eine kleine Anzahl Verwegener sei, die eine sociale Revolution wolle, die „unendliche Mehrzahl“ der guten Bürger werde sie leicht im Zaum halten. Fürst Bismarck hatte mit seinem Scharfsinn — die Franzosen sagen mit seiner teuflischen Kälte — das Endziel des Krieges bis an's

Messer, den Gambetta predigte und in dessen Predigt die meisten französischen Schriftsteller mit ihm wetteiferten, auf der Stelle erkannt: die vollständige Zerrüttung jeder staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung.

Noch ehe der Aufstandsversuch vom 31. Oktober 1870 mit seinem Losungswort: „Die Commune!“ in Deutschland bekannt geworden war, hatte die deutsche Presse auf die bedenkliche Grundlage der Verteidigung von Paris: auf die Erhaltung der Arbeiter und ihrer Familien durch den Staat hingewiesen. Niemand, die Sieger am letzten, werden den Parisern den Ruhm eines heldenmütigen und in schlimmsten Verhältnissen ausdauernden Widerstandes absprechen; aber es gehörte doch die ganze französische Leichtlebigkeit und optimistische Anschauung in Bezug auf ihr Land und ihr Volk dazu, um die Gefahren zu übersehen, die aus dieser allgemeinen Auflösung entsprangen. Dabei hatten sie das Beispiel der großen Revolution vor Augen, die mit ihrem Massenaufgebot in der Vendée und im Calvados, in Lyon und Toulon den gräuelvollsten Bürgerkrieg erzeugt. Um welchen Preis Paris den Deutschen widerstand: selbst Victor Hugo fängt an es schaudernd einzusehen. Diese so hochgerühmten unangreifbaren Forts haben nur dazu gedient, den Bürgerkrieg von Woche zu Woche zu verlängern, mit ihm das Bombardement, die Zerstörung der Häuser, die Vernichtung der Menschen. Von der Hand der Nemesis getroffen, mußte derselbe Thiers, der diese Bollwerke gegründet, sie ärger als der deutsche Barbar von Grund aus zerstören.

Wie hätte indessen auch eine Litteratur, welche den Umsturz der kaiserlichen Regierung am 4. September 1870 mit einem bacchantischen Jubel begrüßte, die Empfindung des Rechts, die Achtung vor Gesetz und Ordnung haben sollen, um die Bevölkerung vor dem Unheil einer neuen Revolution

zu warnen? Kein einziger Schriftsteller hat es gewagt, den 4. September zu tadeln, kaum gewahrt man zwischen den zustimmenden Zeilen die Spur der Sorge, ob denn die Männer der nationalen Verteidigung, die sich so keck und leichtsinnig der Gewalt bemächtigt, imstande sein werden, ihr stolzes Programm auszuführen? Gewiß, das Kaiserreich war in Paris tief verhaßt; seit Jahresfrist der „Mann des 2. Dezember", um mit Michelet zu reden, „von einem Straßenjungen nackt an den Pranger gestellt" worden; bei Sedan hatte er sich mit einer unauslöschlichen und beinahe lächerlichen Schmach bedeckt; aber daß es unter zwei Millionen Menschen nicht einen Einzigen gab, der ausgerufen: „Schämt euch doch! Indem ihr die kaiserlichen Adler herabreißt, vergeßt ihr, daß Sedan ein nationales Unglück ist; ihr zertrümmert wie Kinder oder Tröpfe eine Regierung, welche das letzte Band zwischen euch und Europa bildet und arbeitet recht eigentlich für den König von Preußen" — gerade dies zeigte die grausame Krankheit, welche Frankreich heimsucht und ausdörrt. Von diesen Betrachtungen, die sich dem Verstande von selbst aufdrängen; von der Erkenntnis, welche Feigheit ein ganzes Volk beging, indem es dem Tyrannen, den es so lange und so knechtisch gefürchtet, jetzt nach seiner Gefangennahme durch die „Söhne der Hunnen", Steine nachschleuderte: auch nicht die flüchtigste Spur. Zwei Millionen waren trunken; ja, ruft Sarcey aus, „diese schwindelerregenden Ereignisse hatten uns berauscht und mit einem Schlage war Verstand, Vernunft, Unterscheidung, Überlegung, Alles dahin!" Mir will es scheinen, daß dies Verschwinden sich leicht erklärt; die Pariser des zweiten Kaiserreichs hatten eben alle diese „schönen Kräfte und Eigenschaften" nie besessen oder längst verloren. Das aber ist für mich wahrhaft trostlos, daß ein Schriftsteller wie Sarcey fortfahren kann: „Und ich selbst habe

niemals tiefer und voller das Glück zu leben empfunden, als in diesen wenigen Stunden!" Zwei Tage nach Sedan fühlt ein Franzose das Glück des Lebens — wohlverstanden, es handelt sich nur um öffentliche Interessen — im höchsten Grade, mit homerischem Gelächter! Die Nation hatte sich damit selbst das Urteil gesprochen.

Nicht einmal die Schändung der gesetzgebenden Versammlung erregt ihren Unwillen oder fordert die Besseren zur Abwehr auf. Mazade, der wenig zu der tollen Begeisterung seiner Kollegen neigt und als Orleanist einen gewissen Respekt vor den Vertretern des Landes in den Kammern hat, begnügt sich mit der schüchternen Bemerkung: „wir gestehen, die Bewegung gehörte nicht zu den regelmäßigsten; die Verletzung der Kammern, die Staatsstreiche der Menge, die mit den Staatsstreichen der Diktatoren abwechseln, sind immer eine gefährliche Sache, aber es spricht zu ihren Gunsten die drängende, die unbezwingliche Notwendigkeit, welche die Revolutionen legitim macht." Lucien Bordeaux, der seine Schrift: „République fédérative et présidence héréditaire" dem Herzog von Aumale gewidmet und dadurch wohl ein Glaubensbekenntnis abgelegt hat, findet an der unblutigen Revolution vom 4. September nur zwei Unterlassungssünden zu tadeln: einmal, daß die Deputirten von Paris das Heft an sich allein rissen und nicht einige Vertreter der Provinzen in die Regierung beriefen, und dann, daß sie nicht sogleich die republikanische Verfassung vom 24. November 1848 proklamirten. Wenn im Verlauf ihrer Berichte und Schilderungen Mazade, Sarcey, Cadol (Paris pendant le siège — im Übrigen ein inhaltsloses Buch) immer feindseliger und bissiger gegen die Regierung der nationalen Verteidigung werden, so geschieht es nicht aus innerem Gegensatz, sondern wegen der Erfolglosigkeit, welche die kriegerischen wie die friedlichen Versuche

Trochu's, Favre's, Gambetta's niederdrückt. Sie werden mit demselben Lobe wie Leboeuf und Palikao gefeiert, als das „erhabene Volk der heiligen Stadt“ noch Großes von ihnen hoffte; mit demselben Schmutz, wie diese, beworfen, als ihnen das Glück den Rücken kehrte. Der tapfere, ehrenwerte, geniale Trochu vom September ist im Januar ein Narr, reif für das Irrenhaus in Charenton. „In einer Proklamation“, erzählt Sarcey, „hatte er die Bewohner von Paris unter den Schutz der heiligen Genoveva gestellt, er trug Stiefeln, wie die Helden der komischen Oper sie zu tragen pflegen, und ein schwarzes Seidenkäppchen wie ein Küster.“ So war aus dem „glorreichen“ Bazaine im August ein schändlicher Verräter im Oktober geworden.

Daß die Schuld des Krieges, vor allem seine Fortsetzung nach der Schlacht bei Sedan, uns allein zugeschrieben, das Scheitern der verschiedenen Waffenstillstandsvorschläge uns auf das Gewissen gewälzt wird, ist bekannt und für mich auch selbstverständlich. Von einer Litteratur, die so innig und unzertrennlich mit ihrem Volke, seinen Leidenschaften und Stimmungen verbunden ist, wie die französische, mitten im Kriege etwas wie eine Fahnenflucht zu verlangen, hieße ihr eine Schmach, die sie nicht verdient, anthun. Alle Broschüren, alle Aufsätze, welche über die „Invasion“ klagen oder das Recht Frankreichs auf Elsaß und Lothringen verteidigen, finden in ihrem Patriotismus ihre Berechtigung. Nur will ich eines bemerken, daß nach all' diesen Zeugnissen der Krieg keineswegs, wie Jules Favre in seinen Manifesten verkündigte, bei der Masse des Volkes „unpopulär“ war. „Wir wenigstens“ — Adolphe Guéroult sagt es — „glauben, daß der Krieg nicht so unpopulär war, als man es behauptet hat.“ „Als einmal der Handschuh gefallen war“, stimmt Sarcey bei, „ließ sich die Masse der Bevölkerung von jener

kriegerischen Gemütsstimmung, welche der Grundzug jedes echten Franzosen ist, hinreißen; Lorbern zu pflücken, haßt man bei uns nicht." Und selbst Renan, der „die größte Schuld", freilich erst nach Sedan, dem „Übermaß der persönlichen Gewalt" zuschreibt, muß einräumen, daß bei dem drohenden Ausbruch des Krieges „die Journale oberflächlich, die Militärpartei hochmütig und hartköpfig gewesen sei und die Opposition, einzig nach einer falschen Volksgunst trachtend, fortwährend von der Schande von Sadowa und der Notwendigkeit der Revanche gesprochen habe." Dieser Punkt ist endgültig entschieden, das französische Volk wollte, wenn auch ohne klares Bewußtsein, den Krieg. Das Unbewußte, möchte ich mit dem Philosophen des „Unbewußten" sagen, die angeborenen kriegerischen, räuberischen und blutdürstigen Instinkte trugen in allen Franzosen den Sieg über das Angelernte davon; die Menschlichkeit floh, als der Ruhm winkte.

Das Unglück für sie war nur, daß sie sich selbst und ihre Kräfte so wenig kannten, wie uns. Sie nahmen, umgekehrt wie Don Quijote, Helden für eine Schafheerde, ein Volk von Spartanern für Phäaken; erst im Verlauf des Kampfes besannen sie sich auf die Hunnen, welche sie großmütig zu unseren Ahnen machten, und auf den Vandalenkönig Geiserich. Ein feinerer Geist, M. Maury, vom Institut, entdeckte uns sogar im griechischen Altertume: „Une Prusse dans l'antiquité." Philippos und seine Macedonier sind die klassischen Preußen, welche das „französische" Athen besiegen und plündern. Diese letztere Vergleichung: Paris-Athen, darf nicht übersehen werden, sonst wäre es für uns Barbaren zu schmeichelhaft, vor einem französischen Schriftsteller als Macedonier, Alexander's Macedonier, aufzutreten. Am Anfang des Krieges aber scheinen in ganz Frankreich nur zwei Menschen uns richtig geschätzt zu haben, der Baron Stoffel, dessen

überraschende Berichte über das preußische Heer Jedermann gelesen hat, und jener Namenlose, von dem Sarcey erzählt: „Ich erinnere mich noch, es war am 22. oder 23. Juli 1870 und wir saßen, eine zahlreiche, gute Gesellschaft bei der Mittagstafel zusammen und sprachen von dem beginnenden Feldzuge. Während wir unsere Hoffnungen, Alles, was für den Erfolg unserer Waffen sprach, herzählten, hatte uns einer der Gäste lange schweigend angehört; plötzlich unterbrach er uns und sagte mit ernster Stimme: „Meine Herren, ich kenne Deutschland genau, ich habe mehrere Jahre dort gelebt, ich weiß, was seine, was unsere Kräfte wert sind. Was gilt die Wette? Ehe zwei Monate vergehen, werden die Preußen in Waffen unter den Mauern von Paris stehen!"

Thiers widersprach dem Kriege, weil Frankreich weder genugsam vorbereitet sei, noch Verbündete habe; allein schwerlich hielt er Niederlagen wie die von Wörth und Sedan, von Le Mans und Héricourt auch nur in seinen bösesten Träumen für möglich. Die Franzosen waren lauter Ritter wie Bayard oder „alte Römer", Alles an ihnen Gold, Flitter, Klingklang und Federbusch; die Journalisten wußten genau, daß die Preußen mit Kolbenstößen über den Rhein getrieben werden würden. Nun ändert sich die Scene, und von dem ganzen französischen Parnaß, aus den unterirdischen Höhlen, wo die Herren vom „Figaro" und „Paris-Journal" hausen, bis zu den sonnenheiteren Höhen, auf denen die Akademiker thronen, vierzig Adler, leider mit gebrochenen Flügeln, erschallt ein einziges Geschrei: Wir haben diese Deutschen verkannt! Henri de Pène sagt uns im Namen der Franzosen, des „Volk-Königs" (Peuple-Roi): „es liebte das sanfte und langsame, geduldige und bis vor Kurzem noch treuherzige Wesen dieser den Studien ergebenen Race", fortan ist es aus mit dieser Liebe und Großmut. E. Caro, vom Institut, der bis in die

tiefste Seele darüber empört ist, daß Bismarck nicht im Kriege die Grundsätze Kant's befolgt (La morale de la guerre) verheißt uns eine dauernde Versöhnung mit Frankreich nur unter zwei Bedingungen: die erste: Deutschland muß zu den edelherzigen Grundsätzen Kant's zurückkehren und für immer diejenigen, die es von Bismarck gelernt hat, verleugnen. Die zweite Bedingung: „die Einheit, die — ich erkenne es an — in dem Geschick der germanischen Race notwendig begründet ist — daß also diese Einheit, die wir nicht beunruhigen noch verhindern dürfen, sich durch den deutschen, nicht durch den preußischen Geist vollziehe.“ Der deutsche Genius: das ist die Einfalt und Reinheit der Sitten, poetische Empfindung, religiöses Gefühl, wissenschaftliche Kultur. Nur — und hier nimmt die Stimme Caro's einen drohenden Ton an — „möge das deutsche Volk nicht länger die Schätze seiner Wissenschaft, seiner Arbeit und seines Herzens jenem Geiste der Eroberung und Verschlagenheit ausliefern, welcher die treibende Kraft des Genies und der Geschichte Preußens ist.“ Ist mit diesem Hochmut der Franzosen jemals Versöhnung möglich? Daß sie sich innerhalb ihrer Grenzen für Halb- oder Ganzgötter halten, darf Niemand kümmern, aber die Sucht, allen anderen die Weise ihres Lebens und den Schnitt ihrer Kleider vorschreiben zu wollen, macht sie unerträglich. Die Engländer, wir Deutsche sind doch nur „Genies oder Narren“ im eigenen Hause, der Franzose will überall Herr sein. Mir beweist ihre gesammte Litteratur das Eine, daß Chauvin noch nicht tot ist, wenn er auch nach Leclercq's Ausspruch für die nächsten fünfundzwanzig Jahre nicht mehr gloire und victoire, Français und succès reimen kann, ohne lächerlich zu werden.

Die Franzosen hatten sich also schmählich getäuscht; statt ein geduldiges, religiöses, wissenschaftlich gebildetes Volk von

„Denkern und Dichtern“, mit „blonden gefühlvollen Frauen“ zu finden, stießen sie auf eine „wilde Horde“, auf „ausgehungerte Wölfe“, auf Krieger, die grausamer waren, als die Barbaren Neu-Seelands. Warum hat Deutschland Paris beschossen? Sarcey wird es uns beantworten: Aus Eifersucht. „Deutschland hegte gegen Paris jenen wilden Haß, mit dem ein verwachsenes häßliches Ungetüm ein schönes Mädchen verfolgt.“ Ich fürchte, die Commune und Herr Thiers haben seitdem dem „schönen Mädchen“ ganz anders Gewalt angethan, als wir. Nach Renan hat die Eifersucht den Stolz bei uns verdoppelt. „Der ernste, arme, gebildete aber reizlose Mann erträgt mit Ärger und Verdruß die gesellschaftlichen Erfolge eines Nebenbuhlers, der ihm zwar in Bezug auf solide Eigenschaften untergeordnet ist, aber doch in der Gesellschaft etwas bedeutet, den Geschmack und die Mode beherrscht und durch ein vornehmes Achselzucken verhindert, daß man auf die anderen achtet.“ So steht, nach Renan, Preußen zu Frankreich. Niemals wäre es diesem traurigen Preußenvolk gelungen, die deutschen Stämme zum Kriege gegen Frankreich zu vereinigen, wäre nicht „die Furcht vor Frankreich“ gewesen; „einmal von dieser Furcht befreit, werden sich die feinsinnigen Bevölkerungen Sachsens und Schwabens der Einreihung in die preußischen Regimenter entziehen, der Süden vor Allem wird sein heiteres, freudiges, harmonisches und freies Leben wieder aufnehmen.“

Wie alle Soldaten Frankreichs, welchem Feldherrn sie auch gefolgt waren, Verrat! schrieen, so klingt durch die ganze französische Litteratur in hohen und tiefen Tönen das eine Wort: Täuschung! Ob sie nun aus eigener Unkenntniß und Überhebung sich in den „friedlichen und sanftmütigen“ Deutschen täuschten oder von den Preußen, die „keine Deutschen, sondern Slaven“ sind, — Moltke ist dann wieder nach

Michelet „ein Däne" — getäuscht wurden, bleibt unentschieden. Sicher ist allein, daß Don Quijote und Sancho Pansa, als sie „an den Rhein" zogen, auf dem Wege dahin einem für sie namenlosen Ungeheuer begegneten. Den Trost für ihre Niederlagen hat ihnen Renan verschafft: seine Behauptung, daß ohne die Furcht vor Frankreich sich die Deutschen nie geeinigt hätten, wird das Grundthema für alle weiteren Auseinandersetzungen. So eitel ist Lucifer; als ihn der Erzengel aus dem Glanz der Himmel in die Finsterniß der Hölle gestürzt, prahlte er noch mit dem Schrecken, den sein Aufstand unter den Engeln erregt hatte.

Den traurigen Anblick der Auflösung und Verkommenheit, in dem Mangel jeder schöpferisch bedeutsamen Kraft, den Frankreich jetzt als politische Macht, als Staat darbietet, gewährt auch seine Litteratur. Verrucht im Glück, ist sie ratlos im Unglück. Während die litterarischen Straßenjungen, unter denen kein Camille Desmoulins war, „auf, nach Berlin!" schrieen, getrauten sich die besseren Schriftsteller nicht, den Mund zu öffnen. Als ihnen der erste deutsche Sieg das Schloß von den Lippen entfernt hatte, nahmen sie einen schönen mutigen Anlauf, der ihnen für immer Ehre machen wird: sie vereinigten ihre Stimmen in einem Chor zur Verteidigung des Vaterlandes. Aber es fehlte diesem Ausbruch der Begeisterung jede Klarheit, jedes Verständnis des Kampfes, jeder Sinn für das Thatsächliche. Nicht einer sagte nach Sedan: Gebt nach! Nicht einer wollte einräumen, daß Frankreich auf jedem Schlachtfeld von uns besiegt werden könnte. Bis zum letzten Augenblick schwuren alle auf den Vorrang der großen Nation und erklärten einen Frieden mit der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen für ebenso unmöglich, wie den Fall von Paris. Dagegen sind die Dinge genau so gekommen, wie die deutsche Presse es ihnen vorausgesagt. Am Bettage,

am 27. Juli 1870, rief ihnen ein Dichter zu: glaubt nicht, daß nach unserem Siege —

„Daß er allein die blut'ge Zeche zahle,
Nein, diesmal halten wir uns auch an Euch."

In allen Gefahren und Schrecknissen des Krieges haben wir daran festgehalten. Keine Prahlereien, die sich nicht erfüllt, sandten wir in die Welt. Wir daheim wußten, daß unsere Brüder draußen die stolze Stadt bezwingen würden, und sie fiel in unsere Hand. Wenn Verblendete aus den Worten und Thaten ihrer Feinde Belehrung und Vernunft schöpfen könnten, wie viel des Guten in diesem Sinne hätten die französischen Schriftsteller von den deutschen lernen können! Nicht das „geizige, habsüchtige, fuchslistige" Preußen war und ist Frankreichs schlimmster Feind, der Wurm sitzt ihm in dem eigenen Herzen. Ob eine heroische Anstrengung Frankreichs Genius von diesem Dämon der Eitelkeit und Tollheit, der ihn erdrückt, wie die Schlangen den Laokoon, zu befreien vermag: ich weiß es nicht und wage es nicht zu hoffen. „Wenn der gegenwärtige Krieg endet", rief in patriotischer Entrüstung, in den ersten Tagen der Belagerung von Paris, der „Siècle" aus, „ohne in Frankreich diesen Geist des Boulevard getötet zu haben, so wird der Friede, der ihm folgt, weder dauernd noch segenbringend, sondern nichts als eine Station im Schmutze (une halte dans la boue) sein." Und die zwei Einrichtungen, an die für die nächsten Jahrhunderte der Ruhm und die Kultur der Menschheit geknüpft sind: die allgemeine Dienstpflicht und der obligatorische Schulunterricht, verwirft ein Mann wie Renan für Frankreich; es sind nach ihm „Neuerungen, die in katholischen und revolutionären Ländern wahrscheinlich zur Anarchie führen würden." Wenn „Preußen seine Nebenbuhler nötigt, den Volksunterricht auszudehnen und seine Landwehr nachzuahmen, so zwingt es sie

zu einer Lebensweise, die für Preußen gesund, für uns aber ungesund ist, wie der Trinker, der seinem Partner ein Glas Wein vorsetzt, das denselben berauschen wird, während er selber den Verstand bewahrt."

Wie denn auch die Zukunft Frankreichs sich gestalten möge, eine doppelte Erkenntnis muß wenigstens den ruhigeren Geistern unter den französischen Schriftstellern aus diesem Kriege aufgegangen sein: sie haben sich in ihrem Volke, sie haben sich in uns geirrt. Über beide werden sie eine neue Ansicht gewonnen haben. Mögen sie fortfahren, sich die Athenienser des Weltalls zu nennen — eine Wahrheit, die nach dem „Figaro" unbestreitbar ist, wie die Sonne — mögen sie eine Cäsaren- oder eine Brutustragödie spielen, wir werden sie nicht hindern; zum Ersatz dafür mögen sie nur Tag für Tag ihre „bessere Erkenntnis" von uns pflegen, stärken und erweitern. Im Bewußtsein, dadurch den Frieden des Weltalls zu sichern, werden wir glücklich und stolz sein, wenn sie uns für die schrecklichsten Barbaren oder noch besser für trockene und fanatische Puritaner, für Cromwell's Prediger und Soldaten halten wollen, deren Grimm fortan auch nicht mit einem leichtsinnigen Worte geweckt werden darf. Dann wird die glänzende, etwas zerbrechliche und theatralische Flitterherrlichkeit des neuen, freien und republikanischen Athen-Paris ungestört und ungekränkt neben dem „finsteren, kargen, eisernen" deutschen Reiche bestehen. Berührt uns nicht, und wir werden euch nicht wehe thun. Wir haben das Schwert des Brennus nicht in die Wage geworfen, als wir Herren eurer Geschicke waren und ein Wink von uns genügte, die Commune oder die Nationalversammlung dem Gefangenen von Sedan nachzustürzen. Könnt ihr euch auf dieselbe Stufe des Gleichmuts und der Mäßigung stellen — dann für heute und immer: soyons amis, Cinna!

Sie bei uns und wir bei ihnen.

Oktober 1871.

Kein französisches Buch über den Krieg, den die große Nation am 19. Juli 1870 uns erklärte, kann man öffnen, ohne zwei Klagen zu begegnen, daß die Tollheit Napoleon's III. sie unvorbereitet in den Krieg gestürzt hätte; daß wir Spitzbuben und Mordbrenner, Barbaren und Vandalen gewesen seien. Da bei dem französischen Volke leicht jede Meinung zum Dogma sich befestigt, so würde es vergeblich sein, gegen diese Behauptungen anzukämpfen — gegen Behauptungen, welche so gut den Ruhm und die höhere Bildung der „großen Nation" aus dem ungeheuren Schiffbruch zu retten versuchen. Aber die Frage ist doch erlaubt: wie konnten die Favre und Gambetta, unter allgemeiner Zustimmung, den Krieg bis an's Messer erklären, wenn Frankreich, wie Sedan und Metz unwiderleglich bewiesen, nicht vorbereitet war; wenn wir, wie wiederum die Plünderung des Elsasses, Lothringens, der Champagne ohne Widerrede zeigte, in gerader Linie von den Hunnen abstammten? Unter solchen Umständen wäre es der einzig vernünftige Gedanke gewesen, um jeden Preis Frieden zu schließen, sich von den Barbaren zu befreien und für einen neuen Krieg besser zu rüsten.

Allein rede man doch mit den Franzosen Vernunft! Ohne Grund fallen sie in friedliche Landschaften ein, so unter Ludwig XIV. wie unter den beiden Napoleon's; ohne Grund reizen sie, nur um ihre Raubsucht und ihren Blutdurst zu befriedigen, die Langmut eines greisen Königs auf das Äußerste, und wenn dann im fürchterlichen Spiel des Krieges die Karte gegen sie ausschlägt, schreien sie: so war es nicht gemeint! und verfluchen die Gräuel der Schlachten. Sie, die diese Gräuel und die Brandfackel zwanzig Jahre lang durch

ganz Europa getragen, die diesen letzten wilden Kampf begonnen, werden zu Aposteln des ewigen Friedens und rufen die Menschlichkeit und Barmherzigkeit an; sie gleichen den Wilden, die jetzt ihren Fetisch mit Füßen treten und nachher unter Liebkosungen an ihr Herz drücken. Ehe ihr durch die Straßen von Paris „à Berlin!“ jauchzend zoget, ihr Herren; ehe der würdige Graf Kératry in der Versammlung des gesetzgebenden Körpers von dem Minister die Plünderung Badens forderte, ehe Edmond About die blonden deutschen Frauen als gute Beute den unbezwinglichen afrikanischen Legionen anpries: da wäre es Zeit und euch wohl anständig gewesen, auch der Kehrseite der Medaille zu gedenken! Da hätte eine oder die andere beredte Stimme unter euch warnend ausrufen sollen: vergeßt doch nicht, daß, wenn ihr einmal in Berlin waret, die Preußen zweimal in Paris einzogen; vergeßt doch nicht, daß, wenn ihr die deutschen Schlösser und Städte geplündert und ihre Kunstwerke bei euch aufgehäuft habt, die Preußen sich ihre Siegesgöttin wiedergeholt haben; vor Allem und über jede andere Betrachtung hinaus seid eingedenk, daß der Krieg eine Barbarei ist. Statt dessen zeichnete Gustave Doré in trunkener Begeisterung das französische Heer siegreich, vom Genius der Freiheit geführt — unter Napoleon III., dem Mann des 2. Dezembers! — am Ufer des „deutschen Rheines“, bereit ihn im Sturmschritt zu überschreiten. Damals hallte ganz Frankreich wider von Ruhm und Sieg, man bezeichnete die deutschen Seestädte welche die unüberwindliche Armada Frankreichs „bombardiren“ würde, man berechnete die Beute, die in dem „armen“ Preußen trotz alledem noch zu machen sei. Jetzt erhebt sich nicht minder einstimmig die Klage, das Wutgeschrei, der Jammer. Es fällt mir nicht ein, die Franzosen darüber schelten, ja ihnen nur vorhalten zu wollen, daß die Drachensaat

des Hasses, die sie dadurch säen, zum vierten Male auf ihren Feldern in Barbarenschwärmen aufgehen könnte, aber glaubten sie im Ernst, der Krieg mit uns sei ein lustiges Turnierrennen mit stumpfen Waffen? Oder war es wider die Abrede, daß der Bär, dessen Fell sie zu teilen gedachten, mit seiner Tatze schlug?

Durchblättert man das Buch Eduard Fournier's „Les Prussiens chez nous" (Paris 1871), so kommt man trotz des Einspruchs, den der Verstand erhebt, zu der Überzeugung: die Franzosen, wenigstens ihre litterarischen Wortführer, haben den Krieg mit den Preußen für ein Schauspiel gehalten — ein Schauspiel, das für die Preußen und ein Paar Hundert „armer Teufel" aus den französischen Dörfern, aus Algier und dem Elsaß, blutig verlaufen, für sie selbst aber nicht die geringste Unbequemlichkeit haben würde. Wir sind hauptsächlich aus einem Grunde Barbaren, weil wir uns nicht schlagen ließen, weil wir den Krieg nicht in Deutschland, sondern in Frankreich geführt. Fournier hat nun, zur Erweckung des patriotischen Hasses seiner Landsleute gegen die modernen Hunnen, ein Register unserer Schandthaten angelegt; er begleitet uns, die rächende Feder in der Hand, von der Grenze des Elsasses bis nach Paris, Amiens, Orleans, Rouen, Dijon. Die haarsträubendsten Geschichten mischt er mit den tollsten. Hier sind ganze Hekatomben von Unschuldigen, die wir „geschlachtet"; dort läuft lustig der kleine zwölfjährige Junge, den die Ulanen, um einen Überfall zu rächen, „beinahe aufgehängt hätten, wenn er ihnen nicht noch bei Zeiten entwischt wäre". Auf dieser Seite finden wir die Anordnungen der deutschen Behörden über Requisitionen, die Stellung von Geißeln, die Verhängung des Belagerungszustandes — auf der anderen sehen wir den Prinzen Friedrich Karl und seinen Generalstab täglich „betrunken", jeder Deutsche trinkt den Tag

über fünf Flaschen. Fournier wird mich für den schrecklichsten aller Pedanten halten, wenn ich dagegen frage: aber wie kam es denn nur, Wertester, daß die Franzosen, eine Schaar nüchterner spartanischer Helden, niemals mit diesen Trunkenbolden fertig wurden? Es ist ebenso mit dem Schlosse von St. Cloud, das wir verbrannt haben; mit den 30 Millionen Maß Branntwein, die jährlich in Württemberg vertrunken werden; mit den vielen hundert Männern und Weibern, denen wir die Bäuche aufgeschnitten haben. So weit von dem Schauplatz der Thatsachen entfernt, wie wir es sind, vermögen wir eine Scheidung des Wahren, Möglichen und Falschen nicht anzustellen; der französische Leser findet seinen Hang zum Gräßlichen vollauf befriedigt: jede zweite Seite ein Diebstahl, jede dritte ein Raubmord, seltener sind leider die Angriffe gegen Frauen, aber auch hier weiß Fournier wenigstens einige Beispiele zu erzählen. Sehr zu bedauern ist, daß er mit den Namen all' dieser „Räuberhauptleute“ hinter dem Berge hält; für unsere Genauigkeit sind diese „Obersten“, diese „Ulanen“, diese „Offiziere“ gar zu schattenhaft, und da Fournier und die Herren, deren Briefe er kopirt, die Namen der Schuldigen „recht gut“ kennen, so mögen sie doch dieselben angeben. Oder sollte z. B. der Marschall Bazaine nicht den Namen seines Dieners wissen, nicht mehr eine Personalbeschreibung von einem Manne geben können, der monatelang im vertrautesten Verkehr mit ihm stand? Dieser Diener war nämlich ein „vornehmer preußischer Edelmann“ und hatte die Livrei des Marschalls nur angezogen, um ihm seinen Feldzugsplan zu stehlen! Den Feldzugsplan des Marschalls Bazaine! Die offiziellen Quellen Fournier's sind die Akten der preußischen Militärregierungen in den eroberten Landschaften und die emphatischen Klagen des Grafen Chaudordy in seinen Depeschen über die Barbarei der Deutschen;

ergiebiger für seine Darstellung, als diese Belegstücke, ist das Buch La Prusse au pilori geworden — wo der Titel schon sagt, was wir zu erwarten haben; daneben kommen dann die Briefe vieler Einzelnen, die, unmittelbar von der Verwüstung, dem Graus, Brand und Raub des Krieges betroffen, ihrem Ingrimm und ihrer Wut Luft machen. Daß man in solchen Fällen die Worte nicht wägt und es mit der „objektiven Wahrheit“ nicht allzu genau nimmt, weiß Jeder aus eigener Erfahrung. Unparteiische Beobachter, Amerikaner und Engländer, haben zugestanden, daß im Allgemeinen die Ordnung und das Betragen der deutschen Armee in Feindesland musterhaft gewesen — im Allgemeinen, denn wer wollte zweifeln, daß hier und dort grobe Ungebührlichkeiten, schlimme Gewaltthaten, Raub und Brand verübt worden sind?

Und hier tritt in dem Buche Fournier's ein Punkt hervor, welcher eine nähere Erörterung verdient. Gutmütige, sentimentale Leute, die sich entsetzen, wenn im Kriege Dörfer angesteckt, befestigte Städte beschossen, Hütten und Schlösser geplündert, Menschen getötet werden, sollten vom Studium der Geschichte fern bleiben. Der Krieg ist eben eine Barbarei, und es lebt selten einer, der aus diesem Gräuel „die Seele hätte rein zurückgezogen“. Selbst die Franzosen haben nur in jedem Jahrhundert einen Bayard, einen Turenne und einen Marceau gehabt. Von der Masse aber, von einer Million bewaffneter Soldaten verlangen, daß sie in ihrer Gesamtheit und jeder Einzelne aus ihr sans peur et sans reproche sei, das ist die Forderung eines Narren. Je länger der Krieg dauert, je erbitterter er geführt wird, desto mehr verwildert diese Menge, und daß dies Gesetz den Sieger ebenso hart trifft, wie den Besiegten, gehört mit zu den unvermeidlichen Übeln eines Krieges. Wollten die Franzosen nur den Gang der letzten Kämpfe verfolgen, so würden sie dies Naturgesetz

erkennen. Bis zum 2. September, bis zur Kapitulation von Sedan, weiß Fournier so gut wie keine „Barbarei“ aufzuzählen, es sei denn, wir rechneten wie er Kontributionen an Geld und Lebensmitteln, die Beschießung einer Festung wie Straßburg und die dabei durch einen unglücklichen Zufall herbeigeführte Vernichtung der Straßburger Bibliothek zu den „unsühnbaren Schandthaten der Preußen“. Diese Sentimentalität für alte Scharteken, im Augenblick, wo so viel tapfere Herzen drinnen und draußen ihr Blut im Heldenkampfe verspritzten, bezeichnet so recht das gespreizte und verlogene Wesen dieser neu französischen Schwärmerei für „humane Kriegführung“. Bis zur Schlacht bei Sedan bewahrte der Kampf die Formen eines ritterlichen Duells. Erst als Jules Favre erklärte, daß Frankreich keinen Stein seiner Festungen hergeben, keinen Zoll breit seines Bodens abtreten würde; als Gambetta den Krieg bis an's Messer erklärte; als Victor Hugo seinen Landsleuten zurief: vergiftet die Brunnen; erschlagt die Schlafenden; nehmt Sensen, Beile, Mistgabeln, um sie zu töten! — da artete der Kampf in einen Volkskrieg aus. Die Franzosen haben den Franc-tireur-Krieg heraufbeschworen und nun stehen sie jammernd, die Hände ringend, vor den Ruinen, die er ihnen hinterlassen. Sagte sich denn keiner von diesen klugen Leuten, wenn wir die Deutschen wie „wilde Bestien“ jagen, werden sie sich notwendig in Werwölfe verwandeln? Wenn wir ihre abgeschnittenen Reiterschwadronen während der Nacht in den Dörfern überfallen und erschlagen, werden sie am anderen Tage mit Kanonen kommen und das Dorf in Brand schießen? Die französische Selbstüberhebung kam zu einem ganz anderen Schlusse: das auserwählte Volk der Idee und der Civilisation darf sich alles gegen die Söhne der Hunnen erlauben, wehe ihnen, wenn sie Gleiches mit Gleichem vergelten! Mit dämonischer

Freude malten sich die Schriftsteller in Paris die Schrecken des Winters aus, der das deutsche Heer vernichten würde, und nun schreien sie, daß die deutschen Soldaten das Holzgetäfel ihrer Landhäuser und die Pianos ihrer Töchter verbrannt, um nicht zu erfrieren.

Hättet ihr doch, ruft da Fournier und mit ihm die Mehrzahl der Korrespondenten, deren Briefe sein Buch füllen, aus, hättet ihr doch von uns, den ritterlichen Franzosen, gelernt, wie man Kriege führen muß! Edel, menschlich, wie wir uns bei euch gezeigt! Die Franzosen bei uns! Die Frechheit dieser Behauptung wird nur von der Unwissenheit übertroffen, die sie eingegeben hat. Wie hat Napoleon I. uns behandelt? Die Wiese bei Wesel mag es sagen, wo eilf junge heldenmütige Offiziere, die Schill's Zug mitgemacht hatten und in Kriegsgefangenschaft geraten waren, als „Räuber und Spitzbuben" erschossen wurden. Als Galeerensklaven schmachteten die Tapferen, die mit ihnen gefochten, in Cherbourg und Brest, bis ihnen das Jahr 1814 Erlösung brachte. Wenn wir auch einen frechen Journalisten ein paar Tage lang in's Gefängniß steckten, wir haben keinen Buchhändler Palm erschießen lassen, wie der große Napoleon; keinen Chaudey wie die Commune; wir haben keinen Rochefort zur Deportation verurteilt, wie die Versailler. Grauenvoll, unerhört ist es nach Fournier, daß die deutschen Offiziere die elsässischen Bauern gezwungen haben, im Lager vor Straßburg zu schanzen. Als der Marschall Davoust im Juni 1813 in Hamburg eingerückt war, wurden alle männlichen erwachsenen Einwohner ohne Ausnahme für pflichtig erklärt, an den französischen Verschanzungen zu arbeiten. „Von Mitte Juni bis Ende des Jahres", erzählt Beitzke, „arbeiteten so täglich 8—10,000 Hamburger, Bauern von den Elbinseln, aus den Vierlanden, Arbeiter aus Bremen, Lübeck und aus dem Lüneburgischen, um die

französische Herrschaft scheinbar auf immer in Hamburg und Nord-Deutschland zu befestigen". Chateaudun ist von den Preußen mit Sturm genommen und arg zugerichtet worden. „Nie haben Franzosen so gewütet." Am 6. November 1806 drangen die Franzosen unter Bernadotte in Lübeck ein und schlugen Blücher heraus. „Der gemeine Franzose sah Lübeck als einen eroberten Platz an und verübte trotz Bernadotte's Versprechen, die Stadt zu schonen, unerhörte Exzesse. Wer sich nicht willig plündern ließ, ward mißhandelt, ja gemordet; was man nicht mitnehmen konnte, wurde zerschlagen und vernichtet. Selbst die Pforten des Irrenhauses wurden — nach dem Bericht eines unbefangenen Franzosen — erbrochen und die dort verwahrten wahnsinnigen Frauen von Soldaten des Soult'-schen Korps mißbraucht! Ungeachtet wiederholter Bitten an die Marschälle dauerten diese Bestialitäten bis zum andern Tag." So Ludwig Häusser.

Daß die Preußen nicht nur „alle Pendulen" aus sämmtlichen Schlössern, die sie besetzt gehalten, mitgenommen, sondern sich auch der „herrlichsten Gemälde der französischen Schule" bemächtigt haben, ist für die Franzosen eine unwiderlegliche Thatsache. „Wir dagegen," sagen sie, „rauben niemals Kunstwerke." Sie vergessen nur, daß man ihnen die geraubten wieder abgenommen hat. Leider nicht alle; denn ohne den Marschall Soult und den spanischen Krieg dürfte der Louvre weniger reich an Bildern Murillo's sein. Und während der erste Napoleon in kleinlicher Rache den armseligen Stein fortschleppen ließ, der auf dem Felde von Roßbach an die Niederlage Soubise's erinnerte, und sich nicht entblödete, vom Sarge des großen Friedrich den Degen zu nehmen, haben wir nicht ein Denkmal des französischen Ruhmes angetastet, und wir hatten doch in Versailles die ganze Herrlichkeit der großen Nation in Händen. In seinen

Bulletins vom preußischen Feldzug schämte sich der Imperator nicht, im Stil des Vater Duchesne die Königin Luise mit Schmutz zu bewerfen: wir haben bei dem Sturz seines Neffen dies Geschäft der Litteratur überlassen, die immer an der Spitze der Civilisation schreitet. Unerschwinglich nennen die Franzosen die Kriegskontributionen, die wir ihnen auferlegt. Unerschwinglich? Und das arme ausgesogene Preußen mußte, nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens, 14 Monate lang 200 000 Franzosen ernähren! Bis zum Jahre 1813 blieben in den Oderfestungen, dem Traktat nach, 10 000 — der Wirklichkeit nach 23 000 Mann napoleonischer Soldaten, deren Verpflegung uns monatlich 250 000 Thaler kostete. „Als der weimarische Kanzler Müller bei Daru die Unerschwinglichkeit einer von der Stadt Jena verlangten großen Fleischlieferung vorstellte und hinzufügte, daß selbst die Professoren dort dem empfindlichsten Mangel ausgesetzt seien, erwiderte der Übersetzer des Horaz: „mais je ne vois pas du tout la nécessité que ces messieurs mangent de la viande.“

Nein, es ist nicht gut für den Frieden zwischen beiden Völkern, in diesen Erinnerungen zu blättern. Wenn wir die Leiden uns vor die Seele rufen, die unsere Väter von den Franzosen erduldet, so haben wir nur die eine Empfindung, daß wir ihnen nicht annähernd heimgezahlt, was sie uns gethan. Ob sie uns Vandalen oder „pomadisirte Barbaren“ schmähen, ist uns mehr als gleichgültig, wir haben niemals den Anspruch erhoben, die Römer oder die Athener der modernen Welt zu sein. Wie um das Jahr 1800, wollten wir 1870 friedlich und für uns leben. Das aber ist das Unglück, daß unsere Nachbarn im Westen uns nicht in Frieden wachsen und blühen sehen können.

Trotz der Freundlichkeit, mit der die deutsche Regierung

die französische behandelt, geht die alte kriegerische, neidische und boshafte Ader durch die französische Litteratur. Die Franzosen hängen mehr als jedes andere Volk von litterarischen Strömungen ab. Je toller einer schreit, um so begeisterter klatscht man ihm Beifall. Nichts ist in dieser Hinsicht merkwürdiger, als folgender Vergleich. Die Rücksichtslosigkeiten, die Voltaire gegen das Christentum vorbringt — oft phantastische Übertreibungen, die sich zum Teil von selbst widerlegen — fanden zu ihrer Zeit in Frankreich auch nicht einen ebenbürtigen Gegner; Alle verstummten davor oder waren davon entzückt. In England dagegen rief jedes noch so maßvolle Buch der Freidenker den heftigsten litterarischen Widerspruch hervor. Damals war der Unglaube, jetzt ist der Deutschenhaß in Frankreich Mode. Das ehrwürdige „Journal des Débats“ predigt ab und zu, daß dem Sieger gerade die Mäßigung schön stände. Aber bleibe einer mäßig, wenn er sieht, wie der kaum bezwungene Gegner sich rüstet, ihm auf's Neue die Brandfackel in's Haus zu schleudern! So viel Lärm um diese klägliche Boulevard-Litteratur, sagt achselzuckend ein Anderer. Diese Boulevard-Litteratur war es, die im Juli 1870 der kaiserlichen Regierung zum Blasebalg des Krieges diente. Warum riet da Niemand zum Frieden? Warum warnte da Niemand vor den Barbaren? „Das verbrannte St. Cloud, das geplünderte Compiègne sind unsere besten Vorposten gegen Sanssouci und Potsdam“: damit schließt Fournier sein Buch, das ist die einzige Lehre, die er aus dem schrecklichen Kriege gezogen!

Daß wir keine Ursache haben, uns vor den Helden von Sedan oder den Bourbaki's zu fürchten, werden uns, wenn auch widerstrebend, die neuen Kriegstrompeter an der Seine zugeben; daß sie aber aus all' den Leiden ihres unglücklichen Landes und, was noch auffälliger erscheint, aus unserer

„scheußlichen, barbarischen Kriegführung“, aus unserer „Raubgier und Trunksucht“ nichts gelernt haben; daß ihr erstes und einziges Bestreben nicht ist, die Wunden, die sie empfangen haben, zu heilen, sondern nur Waffen der Rache zu schmieden — das ist eine traurige Vorbedeutung für die Zukunft. Wie soll eine gemäßigtere Stimmung Platz greifen, wenn die Litteratur an den noch glimmenden Kohlen immer neue Fackeln des Hasses anzündet? Wenn aus den abenteuerlichsten Schauergeschichten, wie sie Eugen Sue in den Mystères de Paris nicht besser erfunden hat, der Vorwand zu den schändlichsten Beleidigungen des Siegers hergenommen wird? Wir können, dickhäutige Barbaren wie wir sind, einen derben Stoß ertragen, ohne unseren Gleichmut zu verlieren, aber unsere hitzigeren Nachbarn geraten bei solcher Lektüre leicht in Wut und schreien: Waffen und Rache! Nach Berlin! Um ihret- nicht um Deutschlands willen sollten die ernsteren Schriftsteller der großen Nation einmal ihre Stimmen erheben und diesen blindwütigen Massen die Segnungen des Friedens schildern. Einen Krieg ohne brennende Städte und Dörfer, ohne Haufen von Erschlagenen, über die fühllos der Sieger hinwegschreitet, ohne Zerstörung und Thränen, ohne Raub und Mord giebt es nicht, ein solcher Gedanke ist utopischer als Utopien. Eher lassen sich die Ursachen des Krieges aus dem Wege räumen. Da gilt es nur, daß eine Nation sich nicht willfährig einem Abenteurer zum Werkzeug hingiebt, daß sie ihre kriegerischen Instinkte zähmt und den thörichten Anspruch aufgiebt, die Herrin der Welt zu spielen. Eine solche Entsagung zu üben, mag den Franzosen schwer fallen, doch übersteigt die Aufgabe nicht das Menschliche — unmöglich aber, wie 1870, wird es 1875 oder noch später sein, mit den deutschen Bären Krieg zu führen, ohne den Schlag ihrer Tatze zu fühlen.

Ernest Renan über Deutschland.

Dezember 1871.

Wenn aus dem wüsten Lärm des leidenschaftlichen Hasses, der jenseit der Vogesen noch immer aus den Gerichtssälen, von den Totenfeiern zum Gedächtniß der Gefallenen, vom offenen Markt, aus den Zeitungen, in allen Tonarten zu uns herüberschallt, eine Stimme dringt, die diesen Ausbrüchen gegenüber Maß zu halten und den Ursachen der Dinge nachzuspüren sich bemüht, so darf sie versichert sein, daß wir ihr gerne lauschen und sie nicht unterbrechen werden. Um so mehr, wenn es die Stimme Renan's ist. Die Sympathien, die sich Renan in Deutschland gewonnen, werden durch seine jetzige feindselige Stimmung gegen uns schwerlich auch nur auf einen Augenblick beeinträchtigt werden; in dem Verfasser des „Lebens Jesu", der „Apostel", des „heiligen Paulus" verehrten wir einen Jünger und Vertreter der edelsten und menschenfreundlichsten Gedanken unserer Zeit, bewunderten wir einen bedeutenden Schriftsteller; daß er ein Franzose, hatten wir beinahe vergessen; und wenn er nun, während er uns Deutsche des „engen" Patriotismus angeklagt, in die allerdürftigste nationale Ausschließlichkeit verfällt, in eine Ausschließlichkeit, welche den Deutschen sogar den Eintritt in die französischen Städte verbieten möchte — so sehen wir ihn mit Bedauern, aber ohne Groll auf dieser abschüssigen Bahn.

Wir empfinden darin größer und schöner, als das französische Volk. Wir haben nicht aufgehört, Goethe zu bewundern und zu lieben, obgleich er abseits stand, als unser Volk um Sein oder Nichtsein kämpfte. Mit schmerzlicher Ergriffenheit lesen wir die Schilderung, die er selbst von seiner Zusammenkunft mit Napoleon in Erfurt entworfen, seine Verherrlichung des korsischen Tyrannen. Aber nichtsdestoweniger

ist er für uns der göttliche Dichter. Deutschland ist nicht die Stiefmutter voll geringer Liebe, wie Dante sein Florenz schalt: Verdienste im Reich der Ideale vergißt es nicht. Wie sollten wir Renan schelten, wo jetzt die Bitterkeit und der Schmerz des Besiegten aus ihm sprechen? Verdorren müßte die Zunge, die keine Laute für den Jammer des Vaterlandes fände! Und wunderlich ist es nur, daß Renan seinem Gram, seinem Ingrimm vollen Lauf gewährt und uns unsere Freude verargt. „Triumphiren", sagt er, „ist immer ein Fehler, in jedem Falle eine sehr wenig philosophische Sache. Debemur morti nos nostraque." Gewiß, gegen das Ewige und Unendliche gehalten, gehört hienieden alles dem Tode und der Hinfälligkeit. Aber wenn der Triumph des Siegers eine Thorheit ist, hält Renan das Rachegeschrei der Besiegten für philosophischer? „Herr, gedenke der Athener", ließ sich der persische König Darius, nach der Schlacht bei Marathon, von seinen Sklaven zurufen, so oft er sich zu Tische setzte. Und was war die Folge dieses Schrei's nach Rache? Die schmähliche Niederlage seines Sohnes bei Salamis.

Die französischen Blätter haben sich beeilt, aus dem Buche Renan's: „La réforme intellectuelle et morale" die auf Deutschland bezüglichen Stellen mitzuteilen. Es sind die Vorrede und ein neuer Brief an David Strauß, vom 15. September 1871 datirt: eine verspätete Antwort auf Strauß's Brief vom 2. Oktober 1870. Jedem Betrachter französischer Zustände, wie sie sich seit dem 1. März 1871 entwickelt haben, drängen sich zwei Thatsachen auf: der rasende Haß des Volkes gegen Preußen und die sich steigernde Erbitterung der inneren Parteien. Im Hasse sind sie alle einig und schon so weit in Verkennung menschlichen und göttlichen Rechts vorgeschritten, daß die Mörder deutscher Soldaten von den Geschworenen freigesprochen und von ihren Advokaten und der versammelten Zuhörermenge

als spartanische Helden gepriesen werden; in der Frage über die Aufrichtung ihres Vaterlandes aber gehen sie in gegenseitiger Bedrohung bis an die äußerste Grenze. Zwischen Legitimisten und Radikalen handelt es sich nur noch um den weißen oder um den roten Schrecken. Wie schon früher, fordert uns Renan auch diesmal wieder auf, nicht nach der kleinen Presse, nach dem Geschrei der Zeitungen, nach den Possentheatern das französische Volk zu beurteilen. Wo aber, nach und an welchen Früchten sollen wir es erkennen? An den Tollheiten Victor Hugo's, den phantastischen Lügen Michelet's, an den Äußerungen Renan's? Er will „unerbittlich kalt und gerecht" gegen uns sein! Wenn er doch diese „unerbittliche Gerechtigkeit" seinen Landsleuten predigen wollte. Sie allein fordern wir von ihnen. Aber das ist das Unglück Renan's und seiner liberalen Freunde, sie sind feige. Wie sie am 15. Juli 1870 nicht den Mut hatten, den Kriegswütigen entgegenzutreten, so wagen sie jetzt nicht, Gerechtigkeit zu lehren. Ihre einzige Aufgabe scheint darin zu bestehen, die Vorurteile des Volkes aus der Sprache der Gassen in die der Akademie zu übersetzen.

Der Hauptvorwurf, den uns Renan macht, liegt natürlich in der Erwerbung von Elsaß-Lothringen. In langer Auseinandersetzung bekämpft er unsere falsche, grausame Eroberungspolitik. „Es war ein europäisches Verbrechen, Frankreich zu zerstückeln". Nach ihm haben nicht Frankreich, nicht Deutschland Recht, sondern einzig und allein die Elsasser und Lothringer die Frage zu entscheiden, welchem von beiden Ländern sie angehören wollen. „Wir haben durch unsere Revolution", ruft er, „das National-Bewußtsein geschaffen. Es ist unser Dogma. Darum waren wir, die französischen Liberalen, für die Venetianer, für die Mailänder gegen Österreich; für Böhmen, für Ungarn gegen den Wiener Centralismus, für Polen gegen Rußland, für die Griechen und Slaven der Türkei

gegen die Türken.“ Ja, er geht in dem Eifer seiner Rede so weit, sogar Sympathien mit den rebellischen Südstaaten der Union, mit den Römern, die das Joch des Papstes abschütteln wollten, anzudeuten. Hier kann der deutsche Leser ein Lächeln nicht unterdrücken. Ihr waret für die Freiheit und Selbstbestimmung der Völker, als ihr 1849 den General Oudinot mit einem Heere gegen die römische Republik sandtet und die ewige Stadt mit euern Bomben bewarfet? Der französische Liberalismus war es wohl, der Mexiko sein Selbstbestimmungsrecht gegen Napoleon III. und Bazaine rettete? Welche Kurzsichtigkeit eines Geschichtsphilosophen! Dieser letzte Krieg, dessen Ausgang Renan so tief beklagt, entsprang er nicht gerade aus der Überhebung, aus der Sucht der Franzosen, sich gebieterisch, nach Art der alten Römer, in die Angelegenheiten anderer Völker zu mischen? Die Franzosen wollten nicht leiden, daß wir zwischen Rhein und Weichsel uns nach unserm Belieben einrichteten. Und woher nahmen sie den Vorwand zum Kriege? Von einer frechen Einmischung in die Geschicke Spaniens. Nicht uns sollte Renan von der Freiheit der Völker reden, da wir seit 1815 die keines einzigen angetastet. Viel schöner und glorreicher würde es ihm, dem Verherrlicher christlicher Milde, Uneigennützigkeit und hülfreicher Liebe, gestanden haben, wenn er in jenen verhängnißvollen Julitagen zu seinem Volke gesprochen: Bedenkt, was ihr thun wollt! Die Spanier sind eine große unabhängige Nation, wie ihr, sie haben das Recht sich einen König zu nehmen, wo sie ihn finden. Aber damals schwieg der französische Liberalismus; von dem Dogma der Nationalitäten war keine Rede, à Berlin! hieß es auf den Straßen, in der Kammer, im kaiserlichen Palaste.

Renan bewegt sich in dem Nebel der französischen Vorurteile, er nimmt die klingenden Phrasen für Wirklichkeiten.

Es ist immer derselbe phantastische Betrug. Von ihren niedrigsten bis zu ihren erleuchtetsten Geistern vermag diese Nation nicht die reale Welt zu erkennen. So rühmt Renan die „ritterliche Hingabe der Franzosen für Polen". Kennt er die Geschichte so wenig? Hat Frankreich auch nur einen Kanonenschuß abgefeuert, um die drei Teilungen Polens zu hindern? Im Gegenteil, durch seine verkehrte Politik hat es dieselben möglich gemacht. Wozu hat Napoleon die Polen benutzt? Renan frage die Höhen von Somosierra und das Blachfeld von Leipzig. Kanonenfutter, nichts als Kanonenfutter für die große Nation! Seit 1830 ward in der Adresse der zweiten Kammer an den König Louis Philippe die Phrase von der Teilnahme für die edle polnische Nation stereotyp, es war wie ein Gebet für die Seelen der Gestorbenen. Denn eine That für Polen zu wagen, das hütete sich die Julidynastie eben so wohl wie Lamartine's Republik und das zweite Kaisertum. Noch schlimmer sieht die uneigenützige Teilnahme Frankreichs für Italien aus. Uneigennützig, wenn man Savoyen und Nizza zur Bezahlung nimmt; ritterlich, wenn man bartlose, halb bewaffnete Knaben, unter der Führung eines wunderlichen Don Quijote's, mit Chassepots niederschießt! Mir würde es nicht einfallen, die reale Geschichte gegen die Fata Morgana, welche sich die französische Phantasie selber, zum Spiegel ihrer Eitelkeit, vorzaubert, ernsthaft anzurufen, wenn Renan nicht diese Dinge mit dem vollen Tone der Überzeugung vorbrächte. Die Geschichte, wie oft muß man es den Franzosen zurufen, die jetzt mit elegischer Rührseligkeit den Untergang ihres Sterns und ihre verlorenen Schlachten beweinen, die Geschichte eignet sich nicht zur sentimentalen Betrachtung. Clio schreibt mit ehernem Griffel, sie bläst nicht ländliche oder heroische Idyllen auf der Pansflöte. Über ihr in den Lüften ziehen die Reiter der Apokalypse dahin. Nicht

Könige, nicht Völker führen Kriege aus „ritterlicher Hingabe“; nicht wie Kinder um einen Apfel streiten sich Nationen um Herrschaft und um Macht. Wie dreifach fluchwürdig wäre der Krieg, wenn es sich in ihm nicht um ein Höchstes handelte! Und wenn nach Niederlagen ohne Gleichen und ohne Zahl der französische Fanatismus den gräßlichen Brand, den wir ausgelöscht glaubten, zu einem noch wilderen Feuer entflammen möchte, dann verlangt Renan, daß wir darin die „rührende Thorheit einer armen vom Schicksal und von ihren Führern verratenen Nation“ ehren sollen. Ja, ist denn unser Blut nicht mehr wert, als der rote Wein in den Schläuchen, welche Cervantes' Held in seiner Tollheit zerhieb?

Der Krieg entschied sich zu unsern Gunsten, der Preis des Sieges war Elsaß-Lothringen. Als die Kanonen noch nicht gesprochen hatten, forderten die Franzosen trotzig die Rheingrenze, Renan sogar wünschte Luxemburg, Saarlouis, Landau wieder mit Frankreich zu verbinden. Warum versteint ihn unsere Forderung so sehr? Überall pflegt mit der Schwere der Schuld die Größe der Sühne zu steigen. Wer dies Gesetz nicht anerkennt, der bleibe daheim in seiner Bücherei und lasse die Welt verlaufen, wie es einem Gotte oder einem Dämon gefällt. Das ist ja einer der erhabensten Züge der Griechen, daß sie die Nemesis schweigend und entsagend verehrten. Aber Renan, der freilich anerkennen muß, daß wir nichts anderes gethan, als was die Franzosen von 1792 bis 1812 auch gethan, behauptet frischweg „das Recht von ehemals ist nicht das Recht von heute.“ Ach, ich fürchte sehr, im Kampf der Völker wird das „Auge um Auge“, „Zahn um Zahn“ bis zum Untergang der Welt bestehen. Um uns die Pille zu vergolden, setzt er hinzu: „Die Unthaten des ersten Kaiserreichs, wir haben sie immer getadelt, sie sind das Werk eines Geschlechts, mit dem wir wenig gemein haben

und dessen Ruhm nicht mehr der unsrige ist." So mag Renan unter seinen Büchern denken, so hat Lanfrey geschrieben, und im weiten Frankreich zählen sie vielleicht tausend Jünger. Wenn jedoch der Hahn kräht, so schlummern diese braven Tausend den Schlaf der Gerechten und die berauschte Menge folgt einem Kaiser oder Diktator zur Schlacht, zur Beute, zur Eroberung. Nach meiner Empfindung ist es nicht patriotisch, die Großthaten oder die Unthaten unserer Vorfahren von uns zu weisen. In jedem Sinne stehen wir auf ihren Gräbern. Sollten wir Roßbach und Leuthen vergessen und den Degen des großen Friedrich zerbrechen, weil sein zweiter Nachfolger bei Jena besiegt ward? In einem deutschen Herzen, in deutschen Köpfen wird es niemals ein Verständnis finden, daß eine Stadt wie Paris die Vendômesäule umstürzen ließ. Wie herabgekommen muß eine Bevölkerung sein, daß sie einem Haufen von Strolchen und Gassenjungen, von Abenteurern und Galeerensklaven gestattet, die Bildsäule des größten Imperators in den Kot zu schleudern? Nein, muß man Renan erwidern, Napoleon I. ist nicht aus der französischen Geschichte zu streichen. Haßt ihn mit eurem besten Hasse, aber so lange es ein Frankreich giebt, wird der Ruhm der großen Armee zu seinen kostbarsten Schätzen zählen. Viel vergißt sich im Laufe der Jahrtausende, aber so armselig wird keine Nachwelt sein, daß sie auf dem alten gallischen Boden nichts mehr von Molière und Voltaire, von Mirabeau und Napoleon wüßte. Renan verkennt in arger Weise den Charakter seines Volkes, dies ist kriegerisch angelegt und keineswegs ein sanftes Lamm „ohne allen politichen Sinn", wie er es uns schildert.

Das „europäische Verbrechen" ist geschehen. Deutschland besitzt Elsaß und Lothringen. Aus dem Empyreum der Vernunft und der Menschlichkeit ist es herabgestiegen: „was wir

in Deutschland liebten, ist nicht mehr". Das Vaterland Kant's und Fichte's, Herder's und Goethe's hat das Ideal verlassen und giebt sich den „Bestrebungen eines ausschließlichen Patriotismus" engherzig hin. „Deutschland ist nur noch eine Nation", nichts mehr. Es ist das alte Lied. Warum fiel es den Leuten im Reich der Schatten ein, die Nation, deren Größe recht eigentlich darin besteht, daß „sie nur eine Nation" ist, zu schlagen? Renan erschrickt, wie Thiers erschrak, daß neben den Franzosen, deren Erbteil es war, ein Volk und zwar ein eroberungssüchtiges, herrschendes zu sein, ein anderes Volk sich ebenbürtig aufstellt. Genau wie seine Landsleute bezeichnet er uns die Stelle, die wir in der Weltordnung einzunehmen hätten: wir sind, wie einst die Hellenen, die Schulmeister; die Franzosen, wie einst die Römer, die Herren der Welt. Während die Franzosen die Güter der Erde unter sich teilten, war Renan gern bereit, uns in dem Himmel des Zeus mit den Göttern wohnen zu lassen. Daß wir Herren auf Erden geworden, verzeiht er uns nicht. Er erinnert uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen; aus dem Buche des Hiob zieht er seine finsteren Weissagungen und schließt mit den schwermütigen Versen Firdusi's:

„O Welt, wie bist du böse und verderbt!
Was du erhöht hast, du zerstörst es selbst.
Betrachte, was ist Feridun geworden,
Der Held, der dem Zohak das Reich entrissen.
Fünfhundert Jahr hat er geherrscht auf Erden
Und mußte sterben, wie wir alle sterben,
Ob wir der Hirt, ob wir die Heerde waren!"

Es ist nicht nötig, daß uns Renan die Wandelbarkeit des Glücks vorhält, zu nahe liegt uns unsere eigene Geschichte, um uns jemals vergessen zu lassen, daß die Eimer im Brunnen des Lebens sinken und steigen. Welch' eine jämmliche, erniedrigte Rolle hat das deutsche Reich noch zu Anfang dieses

Jahrhunderts gespielt! So wird dereinst auch die Schicksalsstunde des neuen Reiches schlagen. Aber Renan übersieht wieder, daß der Mensch der Geschichte nur für seinen Tag da ist; daß es gilt, für diesen Tag zu sinnen, zu denken, zu streben, zu erwerben. In der Hand des Todes sind wir alle, rühren wir uns darum weniger?

Das drohende Schreckbild, das uns Renan an die Wand malt, hat für uns außerdem etwas von den chinesischen Schatten. Der französische Philosoph sieht den Panslavismus in furchtbarer Rüstung sich auf uns werfen. „Böhmen", sagt er, „das schon halb vom Germanismus verdaut war, entwischt euch, wie die von einer Boa verschlungene Beute, die im Rachen des Ungeheuers erwacht und verzweifelte Anstrengungen macht, sich daraus zu retten. Ich will glauben, daß in Schlesien das slavische Bewußtsein tot ist; aber Posen werdet ihr nie mit euch verschmelzen können." Über Posen ist Renan offenbar gar nicht unterrichtet, sonst müßte er doch wissen, daß unter den Helden, die Weißenburg erstürmten und Mac Mahon besiegten, polnische Regimenter in der ersten Reihe standen. Glaubt er, sie würden gegen die Russen schlechter kämpfen? Aber nicht genug mit den Polen — „wie der Drache der Apokalypse, der mit seinem Schweif den dritten Teil der Sterne wegfegt, wird der Slave eines Tages die Scharen Mittelasiens, die alten Stämme der Dschingischan's und Tamerlan's mit sich reißen." Kann sein; nur würde der Zug dieser Männer dorthin gehen, wohin er immer gegangen ist, nach Indien und China. Nur verlorene Fluten kamen nach Europa und wiederum scheint Renan nicht zu wissen, daß bei Liegnitz vor den Speeren und Schwertern deutscher Ritter die Mongolenflut sich staute. Die Geschichtsphilosophie Renan's übersieht den Punkt, um den die slavische Welt noch ein Jahrhundert, vielleicht auf immer, kreisen wird. Es sind

die Zinnen Konstantinopel's. Jedes Vorrücken nach Westen vermehrt nur die zersetzenden Elemente des russischen Reiches. Wenn die Nationalrussen nicht imstande sind, die Viertelmillion Deutsche in den Ostseeprovinzen zu russifiziren, was würde geschehen, wenn sie noch mehr Deutsche unter ihre Herrschaft brächten? An jenem Tage nun, wo die Barbarei sich auf die Civilisation stürzt, da, sagt uns Renan, werdet ihr bedauern, Frankreich niedergeschlagen zu haben. Denn was wird die zukünftige Politik Frankreichs sein? „Den immer wachsenden Haß der Slaven gegen die Deutschen zu schüren, den Panslavismus zu begünstigen, ohne Rückhalt allen ehrgeizigen Absichten Rußlands zu dienen, die Wiederherstellung des Papstes vor den Augen der katholischen Partei, die überall ausgebreitet ist, leuchten zu lassen, im Innern den Staat der legitimistischen und klerikalen Partei des Westens zu überlassen, die allein einen starken Fanatismus besitzt: das ist die Politik, welche unsere Lage fordert." Diese Worte haben etwas tief Beschämendes für die menschliche Vernunft; wie gering muß ihre Kraft im Vergleich zu der des Hasses und Neides sein, wenn ein Renan in rachsüchtiger Verblendung seinem Volke ein Bündnis mit dem Aberglauben und der Barbarei anraten kann. Ehe Frankreich ein deutsches Reich neben sich duldet, lieber unterwirft es sich den Nachfolgern Tamerlan's, vorausgesetzt, daß seine gehaßte Feindin in dieselbe Sklaverei verfällt. Aber Renan erlaube uns, ihm zu sagen, daß sein politischer Plan, abgesehen von seiner Gehässigkeit, eine Chimäre ist, jener „schwarze Mann", mit dem Mütter unartige Kinder erschrecken. Ein Bündnis mit Rußland raubte Frankreich die einzige Allianz, die ihm seine Stellung im Rate Europa's sichert: die England's. Um viele Dinge führt England keine Kriege mehr; um Ägypten und Indien wird es sich einen neuen Pitt und einen neuen

Nelson erzeugen. Die Absicht, den Papst in Rom wieder herzustellen, auch nur in den Versuch einer Thathandlung umgesetzt, würde das Bündnis Italiens und Deutschlands hervorrufen. Noch kurzsichtiger urteilt Renan über die Zukunft Frankreichs. Der Sieg der Legitimisten heute, führte morgen die Erneuerung der Septembermorde von 1792, die Revolution mit einem schrecklicheren Danton, als der alte war, herauf. Das Geschlecht, das heute in Frankreich lebt, ist kriegerisch und ruhmsüchtig, revolutionär und gerade so lüstern nach einer Plünderung der Reichen, wie es 1789 lüstern nach den Gütern des Adels und der Kirche war. Die Jakobiner, die nicht ein Zehntel der Mitglieder besaßen, die jetzt die Internationale besitzt, haben Frankreich vier Jahre lang beherrscht; warum sollten, zur günstigen Stunde, die modernen Barbaren und Herostrate nicht ein neues Wagnis gegen die reicheren Klassen in Frankreich wagen? Klar ist nur eins: um die Deutschen zu besiegen, schließt Gambetta einen Bund mit den „Armen und Elenden", den Strolchen, Spitzbuben und Banditen der ganzen Welt — vornehmer ausgedrückt, mit der sozialen Revolution; Renan wirft sich den Mongolen und Kosaken, den Jesuiten und dem „unfehlbaren" Papste dafür in die Arme. Wo ist der Unterschied?

Aber ich thue Renan Unrecht: er giebt nur einen Rat, er selbst will weder Päpstling noch Kosak werden, er steht beiseit — „ich werde nicht den Haß raten, nachdem ich zur Liebe geraten, ich werde schweigen." Wieder aber hat er trotz dieses Schweigens doch noch Worte gefunden, uns ebenso wie politisch, so auch gesellschaftlich zu schädigen. „Man wird," schreibt er an Strauß, „fortan Ihre reisenden Landsleute als die Vorläufer Ihrer Heere ansehen. Das geräuschlose Eindringen Ihrer Auswanderer in die großen Städte, das eine der wichtigsten und wohlthätigsten sozialen Thatsachen

unseres Jahrhunderts geworden war, wird sehr abnehmen. Der Deutsche, der seinen Eroberungstrieb enthüllt hat, wird nur noch als Eroberer vordringen können. Unter dem friedlichsten Äußern wird man einen Feind sehen, der sich bei den Fremden einzunisten sucht. Glauben Sie mir, was Sie verloren haben, wird schwach durch die fünf Milliarden aufgewogen, die Sie gewonnen haben." Über das Schiefe dieser Ansicht in rein materieller Beziehung von Gewinn und Verlust mag sich Renan bei seinem Landsmann Michel Chevalier Belehrung holen, der bei dem ersten Ruf nach der Vertreibung der Deutschen den Parisern nachwies, welchen ungeheueren Schaden der Abzug der deutschen Arbeiter für sie haben würde. Aber offenbart sich hier nicht wieder jene Feigheit des französischen Liberalismus, von der ich oben sprach? Statt der Masse Vernunft, Anstand und Gerechtigkeit zu lehren, bringt er ihre wilden und barbarischen Leidenschaften in „gesellschaftliche Formen." Der „Antiprussien" sagt: „schlagt den Preußen tot!" Renan warnt ironisch: „Bleiben Sie fern, man wird Sie totschlagen, und nicht mit Unrecht, denn Sie sind ein Spion!"

Nein, nicht wir, unsere Nachbarn jenseit der Vogesen sind ausschließlich; nicht wir, sie und Renan voran möchten den „Gegensatz" auslöschen. Was sie in der intellectuellen Welt thun konnten, deutsche Kunst und Wissenschaft herabzusetzen und von ihrem Volke fern zu halten, redlich haben sie es gethan. Renan frage jeden nur halbwegs Gebildeten unter uns, Mann oder Weib, ob er nicht seine französische Sprache bis zu einem gewissen Grade gelernt? In jeder mittleren deutschen Bürgerschule ist die Lektüre der „Henriade" oder des „Charles XII." im Schulplan vorgesehen. Niemand kann bei uns aus der ersten Klasse einer Realschule oder eines Gymnasiums scheiden, ohne Corneille's Horace, Racine's

Athalie, Molière's Tartuffe gerade so gut gelesen zu haben, wie die Antigone des Sophokles oder die Oden des Horaz. Wie die Verse: Integer vitae hat er das Qu'il mourût! des alten Horace auswendig gelernt. Was aber weiß die französische Jugend von unserer Sprache, von Schiller und Goethe? Allmählig haben uns einige ausgezeichnete Geister unter den Franzosen und nicht als der letzte Renan selbst, die Gleichberechtigung in dieser idealen Welt zugestanden. Und auch hier nur unter Bedingungen. „Habt ihr“, fragt uns Renan ein wenig von oben, „einen Dichter wie Victor Hugo, einen Prosaiker wie Frau Sand, einen Kritiker wie Ste. Beuve, einen philosophischen Geist wie Littré, eine Phantasie wie die Michelet's?“ Darauf werden wir in aller Bescheidenheit antworten, daß wir nicht diese, aber andere Geister haben: einen Mann, der Schopenhauer hieß, und einen Mann, der Helmholtz heißt; daß wir, für unser Teil, die Geschichtsschreibung Ranke's um ein gutes Stück der Michelet's vorziehen, und Verse von Anastasius Grün und Freiligrath lieber lesen, als die Tollheiten Victor Hugo's. Das beeinträchtigt nicht den Ruhm der Franzosen. Wir wollen nur für uns sein und freuen uns, daß wir keine Frauen wie Mademoiselle de la Vallière, die Maitresse eines Königs, und Ninon de Lenclos, eine öffentliche Dirne, unseren Frauen als nachahmungswürdige Beispiele aufzustellen brauchen. Wenn Renan sich im Besitz dieser Damen und der Edelleute La Roche-Foucauld, St. Evremond und St. Simon, der ganzen, in ihrer Weise unvergleichlichen französischen Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts stolz fühlt, so wird Niemand diesen Triumph beeinträchtigen wollen und können. Uns Deutschen hat dieser aristokratische Zauber, den wir nicht weniger bewundern, als Renan, nicht nur bisher gefehlt, er wird uns ewig fehlen. Wir sind ein nüchternes, puritanisches Geschlecht. Aber

jenen La Roche-Foucauld und St. Simon stellen wir unsern Hutten und unsern Stein entgegen. Unsere Könige hatten keine Geliebten wie Louise La Vallière, dafür hatte einer unter ihnen eine Frau, die Königin Luise; und über dies Alles hinaus hatten wir zwei Freunde, die Schiller und Goethe hießen.

Renan sieht, ein jedes Volk hat seine Schwächen wie seine Vorzüge. Das französische ist aristokratisch oder plebejisch, zwischen der Spiegelgalerie von Versailles und dem Jakobinerklub schwankt es hinüber und herüber; das deutsche ist bürgerlich. Eben darum bilden sie einen beständigen Gegensatz, ergänzen sich und sind einander notwendig und der übrigen Welt. Auf die Dauer werden sich die Franzosen dieser Einsicht nicht verschließen, ihre Eigenart ist nicht zerstört, nur ihr Hochmut ist gedemütigt worden. Der Abgrund, den nach Renan die Eroberung von Elsaß-Lothringen zwischen Deutschland und Frankreich gerissen, bestand schon seit Sadowa und er würde sich sehr leicht und bald überbrücken lassen, wollten nur Männer, wie Renan, ihre Pflicht gegen das Vaterland begreifen und die Menge aufklären, statt sie aufzuhetzen. Der Rückzug in den Tempel der Wissenschaft, nachdem man auf offenem Markt Haß und Rache gepredigt, steht weder einem Denker, noch einem Patrioten schön. Die Befürchtungen Renan's über das Schicksal Deutschlands bewegen uns nicht, weder zum Hasse gegen die Slaven, noch gegen die Franzosen. Den einen wie den andern wünschen wir innerhalb ihrer Grenzen jede Größe, jede Blüte, jeden Wohlstand. Jenseits dieser Grenzen werden wir ihnen zu begegnen wissen. An welche Thatsachen hat sich die Menschheit nicht gewöhnt, muß sie sich nicht täglich gewöhnen? Europa hat in der Welt des schönen Scheins je zwei Jahrhunderte lang die Herrschaft Italiens und Frankreichs ertragen. Dann hat sich in diesem Reich eine Gleichberechtigung der

Völker hergestellt, zur selben Zeit haben Goethe, Lord Byron, Chateaubriand und Manzoni die Menschen entzückt. Jetzt stellt sich in der politischen Welt eine ähnliche Gleichberechtigung der Völker her. Wie man das Übergewicht Frankreichs schweigend hingenommen, wird man nach wenigen Jahrzehnten die Freiheit und Gleichheit der Engländer und Russen, der Franzosen, Italiener und Deutschen als etwas Selbstverständliches und Natürliches betrachten. Denn nicht darin besteht der Fortschritt der Entwickelung der Menschheit, daß die Hegemonie von einem Volke zum andern übertragen wird, sondern daß mit diesem Übergang sich zugleich Kultur und Freiheit erweitern und erheben.

Jules Favre's Rechenschaftsberichte.

1872.

So kurz der Zeitraum ist, der uns von den Ereignissen des Jahres 1870 trennt, so sehr Leidenschaften aller Art Ursprung und Verlauf der einzelnen Thatsachen verdunkeln: dies kann doch schon als das unabänderliche Urteil der Geschichte betrachtet werden, daß nicht die Niederlage von Sedan, sondern die Pariser Sonntags-Revolution des 4. Septembers Frankreichs Schicksal besiegelt hat. Wenn es, von Seiten des Herrschers, ein Verbrechen und eine Handlung des Wahnsinns war, den Krieg zu beginnen, so verfiel das Volk in dieselbe Tollheit, beging dasselbe Verbrechen, als es inmitten des Kampfes die bestehende Regierung umstürzte. Wie aus dem Unglück des Kaisers auf dem Schlachtfelde der Zusammensturz seines Thrones, mußte aus der Besiegung der Republik der Bürgerkrieg folgen. Der 4. September, diese angeblich glorreiche und wunderbare Revolution hat als Kehrseite der

Medaille die Commune, wie der 15. Juli 1870, als der Genius Frankreichs sein siegreiches Banner entfaltete, den 2. September.

Diese Ansicht ist so allgemein verbreitet, der Schrei des Unwillen's gegen die leitenden Männer jenes verhängnißvollen Tages in Frankreich selbst so stark und laut, daß einer der hervorragendsten unter ihnen, Jules Favre, in einer umfassenden und sorgfältigen Arbeit diese Regierung oder zunächst wenigstens sich selbst und seinen Anteil an ihr zu rechtfertigen versucht hat. Sein Buch „Gouvernement de la défense nationale du 4 septembre au 31 octobre 1870“ ist wesentlich eine Verteidigungsschrift; um eine „Geschichte“ jener Regierung zu sein, fehlt ihr die objektive Ruhe der Darstellung, enthält sie hinsichtlich des Thatsächlichen zu viele Lücken. Jules Favre berichtet nur, was er selbst gesehen und erfahren, gethan und gelitten. Was die militärischen Ereignisse um Paris betrifft, so bescheidet sich Jules Favre von ihnen weitläufiger zu reden; als nicht seines Amtes lehnt er wie die Verantwortlichkeit dafür auch die Erzählung dieser Vorfälle ab. Die Schwierigkeiten im Innern von Paris die Ordnung aufrecht zu erhalten, die Lebensmittelfrage waren bis zum 31. Oktober noch nicht hervorgetreten. Über die mehr als zweideutige Rolle, die der General Trochu am 4. September gespielt hat, schweigt Favre sich aus. Er scheint es als selbstverständlich hinzunehmen, daß der vom Kaiser eingesetzte Gouverneur von Paris nicht einen Schuß zur Verteidigung der bestehenden Regierung abfeuert, sondern seinen Degen den neuen Gewalthabern zur Verfügung stellt, natürlich unter der Bedingung, daß sie ihn zum militärischen Diktator ernennen. Und das heißt dann Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe, Selbstaufopferung und Ritterlichkeit. Wie aus einer Posse von Offenbach! Ich schreibe nur den edelsten Franzosen nach, daß solche Schauspiele den Betrachter mit tiefstem

Ekel und einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit über das Schicksal Frankreichs erfüllen.

Nicht ohne den nachhaltigsten Eindruck auf sein Gemüt sind die Thatsachen an Jules Favre vorübergegangen. Unbarmherzig haben sie seine Luftschlösser zerstört. Er fühlt, daß sein Name auf immer mit der Schmach Frankreichs verknüpft ist — eine Schmach, die viel mehr in den Tagen des 4. Septembers, des 31. Oktobers 1870, des 21. Januars und des 18. März 1871 als in den Niederlagen gegen den äußeren Feind ihre Ursachen hat. Noch stärker ist sein Bedürfniß, sein eigenes Gewissen zu beschwichtigen, als sich gegen die Anklagen der Gegner zu vertheidigen.

Die zwei bedenklichsten Punkte in der Geschäftsführung der Regierung der nationalen Vertheidigung sind nach ihm die Losung: Krieg bis an's Messer! und die Vertagung der allgemeinen Wahlen. Wiederholt berührt Favre beide Fragen, er beleuchtet sie von allen Seiten: eine dritte, die hinter den beiden ersten verborgen ist, will oder kann er nicht sehen. Krieg bis an's Messer! hatte der Pariser Janhagel geschrieen. Darum, meint Favre, „war es schon viel für den Nationalstolz, daß ich in meinem ersten Rundschreiben vom 6. September den Frieden anbot". Weiter zu gehen, wer hätte es gewagt? „Als ich die Worte schrieb: nicht einen Zoll breit unseres Gebiets, nicht einen Stein unserer Festungen, sprach ich nur das einstimmige Gefühl der Nation aus, ja noch mehr — des gesammten Europa's." Kann die Selbstverblendung weiter gehen? Auf der nächsten Seite berichtet er dabei, daß Picard, der Verständigste unter diesen September-Männern, Narren und Tollhäuslern, an den Worten: keinen Stein unserer Festungen — Anstoß genommen und ihn auf das Lebhafteste bekämpft habe! Wenn sich Victor Hugo oder Gambetta in diesen hochmütigen Übertreibungen gefallen, würde

weder Verwunderung noch Anklage darüber laut geworden sein: sie erwarteten eben Alles von der demokratischen Begeisterung und glaubten an die Zauberformel 1792. Ihr Patriotismus war, wie Alphonse Karr so treffend und so boshaft gesagt hat, das Blut der Andern. Aber Jules Favre war in Hinsicht auf die Widerstandsfähigkeit Frankreichs durchaus nicht vertrauensselig: „ich hoffte auf die Intervention der Großmächte; ich habe Alles gethan, um uns dieselbe zu verschaffen. Auch heute noch, nach dem traurigen Mißerfolg meiner Bestrebungen, bleibe ich von der Berechtigung und Verständigkeit dieser Hoffnung überzeugt, indem es dieselbe scheitern ließ, hat Europa einen Fehler begangen, den es früher oder später büßen wird." Wenn die Franzosen geschlagen werden, so ist das nicht ihre Schuld, sondern der Verrat ihrer Feldherrn. Wenn ihre diplomatischen Verhandlungen mißglücken, so haben nicht sie, sondern Europa hat einen Fehler begangen. Daß kein Staat für das Programm Favre's gegen die Sieger von Sedan eintreten würde, bedurfte das einer Probe? Schon aus der Lektüre der fremden Zeitungen mußte er eins wissen, daß, von der französischen Kriegserklärung überrascht, kein Staat gerüstet war. Die Italiener dachten an Rom, die Russen an das schwarze Meer. In der Hofburg zu Wien hat man sich vielleicht während des ganzen Krieges mit Racheplänen getragen; wieder aber gehörte nur der gesunde Menschenverstand dazu, sich von der Gefährlichkeit dieser Absichten zu überzeugen. Ein Krieg Österreichs gegen Preußen wird, so lange Galizien ein habsburgisches Kronland ist, Rußland zum Verbündeten Preußens machen. Die Gründe Favre's, die Mächte zum Einschreiten gegen Deutschland zu bewegen, waren nicht überzeugend und mehr von rhetorischer Kraft als von politischer Einsicht erfüllt. Wenn die Rücksicht auf die

Menschlichkeit und den allgemeinen Frieden vor dem Ausbruch des Krieges nicht stark genug gewesen war, England oder Rußland zu einer ernsten Drohung wider den Friedensbrecher Frankreich anzuspornen, wie hätte es nach Sedan anders sein können? Für keinen Staat war die Aussicht verlockend, eine ähnliche Niederlage zu erfahren. Und warum? Weil Favre den Mächten eine thörichte Gespensterfurcht vor dem zukünftigen deutschen Reiche einzuflößen suchte? Weil er den Engländern durch Thiers vorstellen ließ: es wäre ihre Pflicht, für ihren Verbündeten von der Alma und von Inkerman einzutreten? Aus der Antwort Okuniew's, des russischen Geschäftsträgers, konnte Favre ersehen, daß er von Seiten dieser Macht keine Intervention zu hoffen habe; Okuniew soll sich dahin ausgesprochen haben: „Der Czar liebt Frankreich aufrichtig, er wünscht das Ende des Krieges, aber seine enge Verwandschaft mit dem König Wilhelm legt ihm eine große Zurückhaltung auf, man kann ihm selbst Dank wissen, daß er neutral geblieben ist, viele angesehene Männer haben ihm ein aktives Einschreiten geraten; er hat sich dessen geweigert und sich darin überdies der Meinung seines Volkes angeschlossen, welches den Sieg Frankreichs wünscht."

Ich meine: die Antwort ist deutlich, und wenn trotz alledem Favre sich in den Hoffnungstraum einer russisch-französischen Allianz wiegte, so beweist sein Beispiel nur, daß er wie der letzte Spaziergänger der Boulevards von seiner eiteln und thörichten Phantasie irregeführt wurde. Beide nahmen ihre Einbildungen für Wirklichkeiten.

Von welchen Widersprüchen diese Menschen hin- und hergetrieben wurden, dafür zeugt eine andere Stelle. Es ist auf dem Wege Favre's nach Ferrières. Beim Anblick der verwüsteten Dörfer vergießt er Thränen; die Schilderungen, die haarsträubenden, die der Bischof Gregor von Tours von den

Gräuelthaten der Franken entworfen, glaubt er greifbar und lebendig vor sich zu sehen. „Ein solches Elend vor den Thoren von Paris“, fährt er fort, „erschien mir wie ein entsetzlicher Traum und ich fühlte, wie sich mein Abscheu gegen den Krieg verdoppelte.“ Nichts desto weniger verwirft er die billigen Bedingungen, die für den Abschluß eines Waffenstillstandes von dem Sieger gefordert werden, und entflammt mit vollem Bewußtsein den aussichtslosen Krieg der Verzweiflung. Während er einen Teil der Verantwortung auf die Massen abwälzt — „die Bewegung in Paris, bei meiner Rückkehr von Ferrières, war ungeheuer, die begeisterte Zuversicht des Volkes war mit der Entsagung, die eine Verhandlung mit dem Feinde erforderte, unvereinbar“ —, wirft er dem Grafen Bismarck vor, daß er sich von der populären Strömung habe fortreißen lassen. Nicht der König, nicht der Kanzler: das deutsche Volk forderte Elsaß und Lothringen, ruft er aus. Der Stimme des französischen Volkes gehorchen, ist erhaben; der des deutschen folgen, ist kleinlich und unpolitisch. Mit welch' verschiedenem Maß messen doch die Franzosen! Daß es weder am 19. September zu Ferrières, noch am Anfang des Novembers in Versailles zu einem Waffenstillstande, zu Friedenspräliminarien kam, erklärt Favre damit, daß jede Landabtretung „schreckliche Zornesausbrüche“ hervorgerufen hätte. Solche Behauptungen sind doch nur gut für große Kinder. Mit überwältigender Mehrheit hat die Versammlung zu Bordeaux der Abtretung von Metz, von Elsaß und Deutsch-Lothringen, der Zahlung von fünf Milliarden, der Besetzung einer Anzahl Departements bis zur vollständigen Entschädigung Deutschlands zugestimmt, und sie sollte im Oktober viel leichtere Bedingungen von sich gewiesen haben? Favre und Gambetta wußten recht gut, daß ihre Macht vorübergehend, die ganze republikanische Partei, wie

Renan es ausspricht, noch nicht ein Sechstel der Bevölkerung sei: durch den Krieg gegen den Landesfeind suchten sie ihre Republik aufrecht zu erhalten; so hatte 1792 ebenfalls der Krieg die Republik gegründet und den Schrecken zur Tagesordnung gemacht. Jetzt wird das gedemüthigte, parteizerrissene Frankreich mit Phrasen wie diese getröstet: „Frankreich hat weder an seinem Recht noch an sich selbst gezweifelt. Bis zur Erschöpfung hat es gekämpft, und es ist ein Trost in seinem Unglück, daß es nicht nachgegeben hat, wenn nicht der Gewalt. Zu Ferrières hat es gewußt, daß es nur zwischen einer Landabtretung oder Fortsetzung eines Krieges zu wählen hätte, über dessen Ausgang es sich noch einer Glückshoffnung hingeben konnte: es hat den Krieg mit all' den Uebeln gewählt, die er mit sich führt. Ich bin heute noch überzeugt, daß es, so handelnd, ritterlich seine Pflicht gethan hat.“ Man kann sich nicht leichtfertiger von einer fürchterlichen Verantwortlichkeit lossprechen. „Frankreich hat gewählt“ — und Jules Favre hat das Seine gethan, daß es sich nicht über Krieg oder Frieden aussprechen, daß keine Wahlen stattfinden konnten! Gambetta schreibt zwar im Oktober nach Paris: „Die Wahlen werden nur von einer Minderheit im Lande gewünscht“, aber Thiers versicherte Favre das Gegentheil. Die Regierung verschanzte sich hinter Vorwänden aller Art: bald hieß es, man dürfe den patriotischen „Elan“ nicht durch die Debatten der Parteien, die von Wahlhandlungen unzertrennlich seien, stören, bald verhinderte Preußen das Land „freie Wahlen“ vorzunehmen. Vergebens drang Thiers, vergebens Renan in drei Artikeln, die er im November im „Journal des Débats“ veröffentlichte, auf die Berufung einer National- oder wenigstens einer Notabeln-Versammlung. Frankreich, so wollten es die Herren in Paris und Tours, sollte keinen Mund haben. Es ist die Doktrin der Jakobiner. Als Paris unterworfen

war, konnten wie mit einem Zauberschlage die Wahlen vorgenommen werden; mit einer Freiheit und Ordnung, wie niemals vorher.

Favre schreibt eben eine Rechtfertigung, und somit muß der Leser auf die Sophismen eines Advokaten gefaßt sein. Nach Sedan Frieden schließen, war eine Schande; nach den Niederlagen Trochu's, Faidherbe's, Chanzy's, Bourbaki's, war es ein Ruhm. Nicht unter Waffen konnte eine französische Nationalversammlung tagen. Möglich, daß diese Worte die Franzosen überzeugen. Eine Frage aber steht im Hintergrunde, und Favre hütet sich wohl, sie ernsthaft anzufassen — die Frage: wie kamen er und seine Genossen dazu, am 4. September das Steuerruder Frankreichs zu ergreifen? Hat in diesem unglücklichen Lande jeder Schwätzer, der Frechste und Keckste das Recht, eine Revolution auszubeuten? Hier liegt das wahre Übel und das Verbrechen des 4. Septembers. Favre mag die Geschichte selbst erzählen. Er befand sich mit einigen seiner Kollegen im Beratungszimmer des Palais Bourbon, als die Menge den Sitzungssaal des gesetzgebenden Körpers stürmte und Herr Schneider, der Präsident, davonlief. Es war einige Minuten über drei Uhr Nachmittags, als Favre in den Saal trat. Eine wüste Menge tobte darin auf und nieder: „Von allen Seiten rief man mir zu, die Republik zu proklamiren. Hier, erwiderte ich, kann ein solcher Akt nicht vollzogen werden, sondern auf dem Stadthause. Folgt mir dorthin, ich gehe euch voran.“ Seine Absicht, behauptet er, sei dabei gewesen, die Menge aus dem Saal zu entfernen und einen Kampf im Innern des Palastes zu verhindern. „Mein Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen; unter dem Geschrei: Nach dem Stadthause! verließ ich die Tribüne und den Saal. An der Thür, welche nach der Galerie des Pas perdus führt, wurde ich von einer großen

Zahl meiner Kollegen umringt, unter ihnen Herr Emile de Kératry und Herr Jules Ferry. Sie stellten sich mir zur Seite, und wir setzten uns in Bewegung. Als wir auf dem Quai waren, erriet ich ohne Mühe, daß die verworrene Schaar, die mit mir ging, nichts zu fürchten hatte. Die Stufen vor dem Palais Bourbon waren von Bürgern und Nationalgardisten besetzt, die uns mit Begeisterung begrüßten. In der Ferne auf den Treppen der Magdalenenkirche bemerkten wir ein ähnliches Schauspiel. Die Concordiabrücke und der Platz hallten wider von sympathischen Zurufen. Langsam kamen wir vorwärts, wir tauschten Grüße und Beteuerungen mit den Personen jedes Alters und jedes Geschlechts aus, die sich auf unserem Wege drängten. Nur mit Mühe gelang es den Nationalgardisten, die uns umringten, uns einen Durchgang zu bahnen. Bei der Wendung der Brücke erhob sich ein furchtbares Geschrei: „Nach den Tuilerien!" Wir aber winkten energisch der Menge zu, den Quais entlang zu folgen und sie gehorchten uns. Als wir über das Gitterthor Solferino hinausgekommen waren, bemerkte ich inmitten einer Volksmenge den General Trochu mit seinem Generalstab, der langsam auf uns zuritt. Unsere Kolonne machte auf einen Augenblick Halt. Ich arbeitete mich durch das Gedränge, reichte dem General die Hand und unterrichtete ihn in einigen Worten von den Ereignissen des Tages. „Es giebt keine Regierung mehr", fügte ich hinzu, „ich und meine Freunde, wir gehen nach dem Stadthause, eine aufzurichten; wir bitten Sie, sich nach Ihrem Quartier zu begeben und dort unsere Mitteilungen zu erwarten". Der General wandte nichts ein und entfernte sich im Galopp nach der Seite des Louvre."

Ist dieser Gouverneur, der sich von einem Advokaten und einem Haufen Sonntagsspaziergänger heimschicken läßt, nicht eine köstliche Lustspielfigur?

„Die Thurmuhr zeigte vier Uhr weniger fünf Minuten, als wir auf dem Grève-Platz ankamen. Hier war die Menge unermeßlich. Eine dichte Schaar, welche am linken Ufer entlang gegangen war, überschritt eben die Arcole-Brücke, um sich mit uns zu vereinigen. In den großen Saal des Stadthauses wurden wir mehr hinaufgetragen, als daß wir hinaufstiegen. Der Saal war gedrückt voll; dennoch bahnte man uns einen Weg zu den im Hintergrunde aufgestellten Bänken. Ich sprach einige Worte, die mit dem Schrei: „Es lebe die Republik!" aufgenommen wurden. Dies war eben das Symbol, welches in dem Gedanken der stürmisch bewegten Bevölkerung zugleich das Ende des Kaiserreichs und den Widerstand gegen den Fremden in sich schloß. Über diese beiden Punkte erfüllte dieselbe Empfindung alle Herzen; die Republik war die Formel dafür; sie stellte das Vaterland und die Freiheit dar; durch eine unwiderstehliche Gewalt beherrschte sie von vornherein alle Beratungen. Während ich sprach, waren nach einander meine Kollegen Picard, Gambetta, Jules Simon, Pelletan, Emanuel Arago, Cremieux angekommen; eine große Anzahl von Deputirten begleitete sie.

„Eine Beratung war dringend notwendig, und es galt, dem schrecklichen Lärm des großen Saales zu entfliehen. Man verschaffte uns endlich Eingang in ein ziemlich kleines Arbeitszimmer, mit einem breiten Fenster nach dem Platz. Auch hier strömte die Menge nach, aber wir konnten doch Tisch und Stühle finden. Wir einigten uns sogleich darüber, die Regierung aus den Deputirten von Paris und aus denen, die hier gewählt worden waren, zu bilden. Dies war ein Mittel, alle Nebenbuhlerschaften, die sich zwischen den verschiedenen Parteiführern zu erheben drohten, kurz abzuschneiden. Heftige Interpellationen wurden an Gambetta gerichtet, der den Namen des Herrn Felix Pyat sehr lebhaft zurückwies;

aber aus denselben Gründen war es uns unmöglich, den des Herrn von Rochefort nicht zuzulassen." Eine Weile später erscheint dann General Trochu, im Civilanzuge, ein Spazierstöckchen in der Hand: „Könnt ihr mir die Versicherung geben", redet er die neue Regierung an, „daß ihr die drei Prinzipien: Gott, die Familie, das Eigentum nicht antasten werdet?" Allgemeine Zustimmung. „Gut," fährt der General fort, „dann bin ich von der Partie, vorausgesetzt, daß ich Präsident der Regierung und militärischer Diktator werde."

Und diese Faschingsscene, deren Lächerlichkeit noch greller erscheint, wenn man bedenkt, daß sie auf den düstern Hintergrund der Schlacht von Sedan sich abspielte, war der Anfang eines neuen viermonatlichen Krieges! Die Regentschaft hätte auf mäßige Bedingungen hin mit den Deutschen Frieden geschlossen. Die neue revolutionäre Regierung bedurfte des Krieges bis an's Messer, es war der Schrecken, durch den sie sich allein behaupten konnte. Ihr einziger Rechtsgrund war die Verteidigung des Landes. Dem Volke, welches in seiner Mehrheit der Republik feindlich und gleichgültig gegenüberstand, wollte sie dieselbe durch den Sieg und die Befreiung des Vaterlandes wert und teuer machen. Jules Favre redet beständig von der Uneigennützigkeit, der Hingebung seiner Kollegen, der gesamten republikanischen Partei. Advokatengeschwätz — politische Parteien sind ebensowenig uneigennützig, wie Könige und Völker. Dem Kaiser warfen diese Männer vor, den Krieg nur begonnen zu haben, um seine Dynastie zu sichern: sie erneuerten den Kampf, um ihrem politischen Ideal die Herrschaft zu gewinnen. Der eine wie die anderen kümmerten sich gleichwenig um die Meinung der Franzosen. Nur mit einem Unterschied: der Kaiser wagte bei seinem Spiel Krone und Leben, er verlor die eine und rettete mit genauer Not das andere; die Herren der Regierung

der nationalen Verteidigung wagten nichts. Schimpflich wurde die kaiserliche Familie aus Frankreich gejagt, den Herren Trochu, Favre, Gambetta ward nicht ein Haar gekrümmt. Stromweise vergossen sie das Blut Frankreichs, verschleuderten seine Reichtümer, verwüsteten seine Städte — und das Alles, ohne auch nur den Schein eines Auftrags, ohne den Schatten einer allgemeinen Zustimmung zu besitzen.

Feige hatte die kaiserliche Régierung das Scepter fallen gelassen; es lag auf der Straße. Darin hat Favre Recht. Wer aber zwang ihn, es aufzuraffen und die Volkssouveränetät „in die Tasche zu stecken", gerade wie es Napoleon III. am 2. Dezember 1851 gethan? Schon im November 1870 warf Renan der neuen Regierung vor, daß sie einen ungeheueren Fehler begangen, indem sie nicht einen einzigen Vertreter der Provinz in ihren Schooß aufgenommen habe. Wie sollte sie auch? Sie war nichts als eine Regierung der republikanischen Partei von Paris, sie mußte die politischen Gegner ausschließen oder unterdrücken. Darauf beruhte sie. Sobald das Land zu Worte kam, ging ein Schrei von den Pyrenäen bis zum Kanal: Fort mit ihnen! Stellt sie vor Gericht! Der Aufstand der Commune hat dann der öffentlichen Meinung eine andere Richtung gegeben, der Schrecken des 18. März 1871, mit dem brennenden Paris als Schlußbild, hat den 4. September 1870 aus der Erinnerung verdrängt. Statt mit Geißeln ward Frankreich mit Skorpionen gezüchtigt. Künstlerisch betrachtet spielen zwischen dem Kaiserreich und der Commune die Männer der nationalen Verteidigung eine klägliche Rolle: es ist eine mittelmäßige Komödie von Scribe zwischen zwei Trauerspielen von Shakspeare und von Dumas. Von den Männern der Commune wußten wenigstens einige zu sterben, aber weder Trochu noch Favre, weder Gambetta noch Picard können auf sich auch

nur das Wort Napoleon's anwenden, worüber sie doch so sehr gespottet: n'ayant pas pu mourir à la tête de mes troupes.

Darin liegt das politische Verbrechen des 4. Septembers 1870, daß Männer, die notorisch zur Leitung eines Staates unfähig waren, die Mittelmäßigsten aller Mittelmäßigen, ohne Mandat sich der Herrschaft bemächtigten und nun in aufgeblasener Eitelkeit den Danton's und Robespierre's, den Pichegru's und Carnot's nachahmen wollten. Das Land, die Provinzen um ihre Meinung zu befragen, hüteten sie sich wohl, die wüsten Zurufe des Gesindels in den großen Städten gaben sie für die „einstimmige Billigung" Frankreichs aus. Aber es sollte nicht lange verborgen bleiben, daß ihnen selbst der Rückhalt der Massen fehle. „Ohne den Sold," erklärt Jules Favre, „wäre die Bewaffnung, die Einübung der Nationalgarde, und damit die Verteidigung von Paris unmöglich gewesen." Gegen Bezahlung wollte das Proletariat gern den Hobel und den Hammer mit der Flinte vertauschen. Hier liegt der Samen des 18. März. Einmal bewaffnet, fingen die „Armen und Elenden" Victor Hugo's an sich zu zählen. Der Mehrheit sicher, forderten sie die Commune; zunächst, um den Gemeindesäckel in ihre Hände zu bringen. Nichts ist komischer als der Zorn Favre's gegen die Aufständischen vom 31. Oktober. Sie thun dasselbe, was er am 4. September gethan. Das Kaiserreich hat die Schlacht bei Sedan verloren, sagte damals das heldenmütige Volk von Paris, reißen wir die Adler von den Schildern und errichten wir eine Republik. Die Regierung der nationalen Verteidigung hat Le Bourget verloren, Metz ist übergeben worden, rief dasselbe Volk am 31. Oktober, fort mit Favre, fort mit Trochu, versuchen wir es mit der Commune. Die Logik der einen Schlußfolgerung ist so richtig, wie die der anderen. Mit der

Schilderung der grotesken Scenen im Stadthause an jenem Tage schließt Favre seinen ersten Band. Es war eine neue „Figur“ des demokratischen Hexentanzes, der Frankreich durchraste. Jeder Verständige fühlte, daß es der Anfang vom Ende war. Die Kurzsichtigen aber führten das lecke Staatsschiff nicht in den Nothafen eines Waffenstillstandes, sondern fuhren mit vollem Dampf in's Ungewisse hinaus.

In den Weltbegebenheiten offenbart sich eine göttliche Ironie. Ein Napoleon mußte die napoleonische Legende; die schwärmerischsten Republikaner, an ihrer Spitze der Poet des Schreckens, Victor Hugo, mußten die Legende von 1792 und 1793 zerstören. Der zweite Teil von Jules Favre's „Simple récit d'un membre du gouvernement de la défense nationale“ erzählt die Ereignisse vom 1. November 1870 bis zum 28. Januar 1871. Der Wert und die Anziehungskraft des Buches bestehen in den Bemerkungen Favre's über die Ereignisse; in den mitgeteilten Depeschen, die zwischen ihm, Gambetta und dem Grafen Chaudordy gewechselt wurden. Über die militärischen Begebenheiten, über das Verpflegungswesen, den Geist und die Stimmung von Paris erfahren wir nichts Neues. Paris, wie es wirklich während der Belagerung lebte, dachte, sprach, ist in Sarcey's und Labouchère's Werken eingehender, wahrer und lebendiger geschildert worden. Favre zeigt nur, wie wunderlich sich in dem Kopfe eines Mannes die Welt abspiegelte, der ohne Mandat, ohne Beruf das Steuerruder des Stadtes in der gefährlichsten Krisis ergriffen hatte.

Nicht uns kömmt es zu die politischen Fehler Favre's zu rügen: seine Erklärung nach dem 4. September 1870, daß Frankreich keinen Fußbreit Erde und keinen Stein seiner Festungen abtreten dürfe; seine Verwerfung des Waffenstillstandes für die Ostarmee, weil Bismarck die Kapitulation von Belfort dafür forderte, und das unbegreifliche Verfahren, der

Delegation von Bordeaux diese wichtige Ausnahmeklausel nicht mitzuteilen. Die Franzosen haben selbst diese Aufgabe übernommen und Favre, der rings um sich die Flut der Feindschaft, Ungunst und Anklage steigen sieht, versäumt denn auch nicht, sich bei passenden Gelegenheiten in den Mantel des Aristides zu hüllen, den der Neid und Haß seiner Mitbürger in die Verbannung schickt, zum Dank dafür, daß er die Stadt gerettet hat. Wiederholt ruft er aus: ich wußte, daß mir diese Märtyrerrolle beschieden war! Und so gewinnt es jetzt den Anschein, als ob er und der General Trochu nur darum, weil sie keinen Erfolg gehabt, so tief in der Meinung des Pariser Volkes gesunken seien. Aber ich meine doch, nicht die Erfolglosigkeit allein ist das treibende Motiv in dieser Umwandlung der Stimmung. Die Pariser haben einsehen gelernt, daß sie in der schmählichsten Weise von den beiden Männern betrogen und belogen worden sind.

Der General Trochu that bis zum 20. Januar, als ob er Hektor sei, der Ilion verteidigen und dafür sterben werde. Zwei Monate später erklärte er in der Nationalversammlung zu Versailles, daß er von Anfang an die Verteidigung von Paris für eine „heroische Verrücktheit“ gehalten habe. Während Jules Favre genau bis auf einen Bruchteil wußte, wann die Lebensmittel zu Ende gehen würden, spiegelte er der Versammlung der Maires und ihrer Adjunkten, die er selbst berufen hatte, bis zum 20. Januar vor, daß die Regierung noch auf Monate hinaus Lebensmittel habe! Der Phrase: „wir mußten der Bevölkerung auf das Sorgfältigste den Stand unserer Lebensmittel verbergen“, begegnet man mehrfach. Als dann zuletzt die Wahrheit nicht mehr verschwiegen werden konnte, wie darf man sich über die Wut des Volkes gegen solche Schwindler und Prahler verwundern! Die Lügen, sagt Sarcey ganz richtig, haben die Regierung viel mehr als ihre

Mißerfolge gestürzt. Die einfache Pflicht des Generals Trochu wäre es gewesen, zu sagen: „Wählt, wen ihr wollt zu eurem Führer; als gemeiner Soldat werde ich in euren Reihen kämpfen und an meinem Posten sterben, aber die Verteidigung der Stadt als Gouverneur kann ich nicht übernehmen, ich halte sie für vergeblich und thöricht.“ Am 15. Dezember 1870 hätte Favre als ehrlicher Mann verkündigen müssen: Unsere Lebensmittel gehen zu Ende, unterhandeln wir. Aber die Eitelkeit, die Hoffnung auf ein Wunder hielt beide in ihrer verbrecherischen Hartnäckigkeit fest. Sie betäubten die öffentliche Meinung viel mehr, als sie von ihr betäubt wurden. Favre stellt sich selbst und seinen Kollegen bei jedem Versuch der Unterwerfung vor dem Sieger den schrecklichsten Bürgerkrieg als Folge einer solchen Verhandlung vor. Der kriegerische Feuereifer der Nationalgarde ist unbezähmbar; Familienväter haben ihm geschworen, ihr Haus in Brand zu stecken und sich mit Weib und Kind auf den Wällen der Stadt töten zu lassen. Fern sei es von uns, den Heldenmut der Pariser im Dulden bespötteln zu wollen, allein die Wahrheit ist doch dies: als der Waffenstillstand geschlossen war, sagt Sarcey, hatten wir alle die Empfindung derer, die nach langer Krankheit einen geliebten Freund durch den Tod verloren haben. Gott sei Dank, sprachen wir zu einander, eine Thräne im Auge, daß es endlich zu Ende ist! Welcher Vernünftige glaubt, daß man am 15. December nicht eben so gesprochen hätte?

Die Formen, unter denen die Pariser, ihre Regierung und ihre Zeitungen, ihre Akademiker und Klubredner die Belagerung der „heiligen Stadt“ von Anbeginn darstellten, diese lächerliche und phantastische Übertreibung, setzten zweierlei voraus: entweder einen glorreichen Sieg oder einen tragischen Untergang. Für diejenigen, welche fortwährend Troja und

Jerusalem, Karthago und Numantia im Munde hatten, war eine traurig nüchterne Waffenstreckung der Gipfel der Erniedrigung. Jules Favre gefiel sich schon im Voraus darin, vor dem preußischen Sieger zu erscheinen, wie „einst die Bürger von Calais vor dem englischen König Eduard III.“, barhaupt, barfüßig, den Strick um den Hals. Wer weiß, in welche Festung Pommerns man mich stecken wird, ruft er aus, wenn mir nicht noch ein schlimmeres Loos beschieden ist! Man kann diese tragisch-groteske Geschichte nicht lesen, ohne der niederschmetternden Worte des Amerikaners Burnside's über die Pariser zu gedenken: „Affen in einem Irrenhause!“ Nicht verständige Menschen, Fieberkranke hat man vor sich. Es ist eine Wohlthat, daß ihnen Eisumschläge gegeben werden, aber freilich die tragische Poesie hat mit einer solchen Operation nichts zu thun. Als die Preußen Notredame und die Tuilerien nicht in Brand schossen; die Museen nicht plünderten; kein Nationalgardist, wie Eleasar auf den Stufen des Tempels, seine Töchter und sein Weib ermordete, um sie vor den Barbaren zu bewahren, da ging der Glorienschein verloren. Es blieb eine große Stadt übrig, die gefaßten Muts vier Monate lang die Entbehrungen, die großen und kleinen Leiden einer Belagerung ertragen hatte, ohne jegliches Resultat, die, militärisch betrachtet, nach dem Urteil des Barons Stoffel, statt einer halben Million Feinde nicht mehr als 200,000 Mann festgehalten und trotz ihrer überlegenen Streitkräfte nicht im Stande gewesen war, den Gegner auch nur an einem einzigen Punkte zu verdrängen und einen dauernden Erfolg zu erringen. Der nationalen Eitelkeit und Ehrsucht wurden immer auf's Neue Hekatomben geopfert, und nun setzt sich Jules Favre in Seelenruhe an den Schreibtisch und weint nachträgliche Thränen über den Tod der Kinder und Greise, die bei dem Mangel jeder kräftigen

Nahrung, in der fürchterlich steigenden Sterblichkeit, umkamen. Zwei Kainszeichen auf ihrer Stirn kann die Regierung der nationalen Vertheidigung nicht wegwischen: das eine, absichtlich die Berufung einer Nationalversammlung verhindert zu haben, um ihre Gewalt zu behaupten; das zweite: den Krieg gegen den Willen der Nation bis zur Erschöpfung fortgesetzt zu haben.

Das Letzte war nur möglich durch die unglaublichsten Lügen, mit denen Gambetta und Favre sich gegenseitig betrogen Mut, schreibt Gambetta an Favre, zwischen dem 4. und 6. Dezember wird unsere Loire-Armee mit einer ihrer Kolonnen im Walde von Fontainebleau sein. Dabei wußte er, daß diese Loire-Armee am 28. November bei Beaune-la-Rolande arg zerschlagen und im Rückzug auf Orleans war. Am 4. Dezember besetzten die Deutschen Orleans wieder. Am 6. Dezember verkündet Gambetta: „Man sagt, die Preußen hätten keine Munition. Sie haben fast keine Gefangenen gemacht.“ Der Sieg von Orleans brachte den Deutschen 10000 Gefangene, 77 Geschütze und 4 Kanonenboote ein. Seinerseits schreibt Jules Favre am 3. Dezember, als die Franzosen nach den Schlachten von Champigny und Brie wieder über die Marne zurückgegangen waren und jede Offensive vertagt hatten: „Die Ankündigung eures Vormarsches hat überall, in der Stadt und in dem Heere, eine unbeschreibliche Begeisterung hervorgerufen. Mut denn, und vorwärts! Kommt zu uns, wir gehen euch entgegen!“ Gambetta war damit noch nicht zufrieden; die Depesche hatte die Besetzung des kleinen Dorfes Epinay an der Seine durch den Admiral La Roncière erwähnt, aus diesem Epinay macht er rasch ein anderes Dorf gleichen Namens in der Nähe von Lonjumeau hinter der preußischen Schlachtreihe, die somit als durchbrochen erscheint. In dieser Weise geht es fort. Bei Nuits

läßt Gambetta die „Preußen“ 7000 Mann verlieren, darunter den Prinzen Wilhelm von Baden. Der deutsche Verlust beziffert sich auf 13 Offiziere tot, 29 verwundet; von den Mannschaften etwa 700 tot und verwundet. Jules Favre teilte diese Depeschen in ihrer ganzen Ausdehnung mit; sie zu kritisiren, nachdem der Ausgang ihre Hohlheit dargelegt, wäre überflüssig, auch bemerkt Favre selbst, daß sich sein teurer Kollege zu weit von seinen patriotischen Wünschen habe fortreißen lassen. Aber er selbst ist nicht klüger und ruhiger. Am 18. Dezember schreibt er an Chaudordy: „Wir können noch einen Monat dauern und haben allen Grund zu glauben, daß der Feind Mühe haben wird, diese Verzögerung zu ertragen. Wir werden ihn hart angreifen, ihm sicherlich eine große Menge Menschen tödten und vielleicht seine Linien durchbrechen.“

Mit solchen Hoffnungen und Schwindeleien betrogen sich die Mitglieder der Regierung gegenseitig. Das getäuschte Volk mußte die Zeche bezahlen. Von diesen braven Leuten ist keiner den Tod für das Vaterland gestorben, nicht einmal der General Ducrot; dennoch verlangen sie die Bewunderung der Welt. Favre wollte zu der Konferenz der Mächte, die im Januar 1871 in London wegen der Frage der russischen Kriegsschiffe im schwarzen Meere eröffnet wurde, nur gehen, um dem Weltall die gerechte Sache Frankreichs an’s Herz zu legen! Von ihnen allen hatte Gambetta allein den Mut der Wahrheit und jene cynische Frechheit, die in der großen Revolution Danton ausgezeichnet. Während Favre und Trochu die Tradition der Girondisten fortsetzten und einzig „mit moralischen Mitteln“ regieren wollten, steht er bei der Gewalt und dem Schrecken. „Ich will keinen Waffenstillstand“, schreibt er an Favre, als im Beginn des Novembers 1870 Thiers in Versailles unterhandelte, „und keine allgemeinen

Wahlen. Sie würden die Republik vernichten. Ein rein militärischer Waffenstillstand: gut, aber kein politischer. Und allgemeine Wahlen unter der Bedingung, daß alle Diener des ehemaligen Kaiserreichs davon ausgeschlossen werden. Wollt ihr das nicht, so nehmt meine Entlassung." Und damit gar kein Zweifel über seine Ansichten sein könne, setzt er hinzu: „Gerade unsere Hartnäckigkeit und Zähigkeit, das Steuerruder des Staats im Sturm nicht aus der Hand zu lassen, wird unsere Rechtfertigung vor der Geschichte, und für das Land, wenn es eines Tages die Größe unserer Hingebung ermessen kann, der Gegenstand einer tiefen und unerschütterlichen Dankbarkeit sein." Auf diese Unverschämtheit hat Frankreich mit der Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung des 4. Septembers und der Handlungen der provisorischen Regierung geantwortet. Favre's Buch gewährt den Einblick in die Mittel dieser Regierung der nationalen Vertheidigung. Lügen, Verheimlichungen der Wahrheit, Aufstachelung der wildesten Leidenschaften, schwärmerische Proklamationen, listige und gewaltthätige Verhinderung der allgemeinen Wahlen, obgleich sie laut und dringend gefordert wurden: das waren die Werkzeuge dieser Herrschaft. Gambetta giebt das Wort des Räthsels: „allgemeine freie Wahlen, eine Nationalversammlung sind unser Tod, sind der Tod der Republik!"

Es ist natürlich, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung den „Krieg der Verzweiflung" nicht allein fortsetzen konnte: sowie der Friede, hatte auch der Krieg seine Anhänger. Aus welchen Elementen der Kern dieser Kriegswütigen, wenigstens in Paris bestand, das sollte in der Commune unwiderleglich offenbar werden. In so fern hat Favre Unrecht, sein Buch mit dem Waffenstillstand vom 28. Januar 1871 zu schließen. Der wahre Abschluß ist das brennende

Paris in der schrecklichen Woche vom 21—28. Mai 1871. Alle schlimmen Leidenschaften waren durch den Krieg, die Revolution vom 4. September, die Einschließung der Stadt in Gährung versetzt worden. Um das Vaterland zu verteidigen, aber eben so gewiß, um sich oben zu erhalten, bewaffnete die Regierung die Männer von Belleville und vom Montmartre. Im ersten Bande seiner Geschichten hat uns Jules Favre mit der Naivetät, die ihn zuweilen auszeichnet, erzählt: man habe diesen Leuten Waffen und Sold geben müssen. Zu welchem Zweck sieht man nicht recht ein, da diese Nationalgarde nur ein einziges Mal, bei Buzenval am 19. Januar vor den Feind kam. Sehr wohl aber wußten die Massen, wozu sie ihre Gewehre und Kanonen gebrauchen wollten. Favre's Ausruf in einer Sitzung der Nationalversammlung, inmitten der Gräuel des Commune-Aufstandes, daß er sich vor Gott und Menschen anklage, der Nationalgarde beim Abschluß des Waffenstillstandes die Waffen erhalten zu haben, wird jetzt feierlich von ihm zurückgenommen. Es war eine rhetorische Übertreibung „des Unwillens" und des „Schmerzes". Am 23. Januar hätte er nicht anders handeln können, als er gethan. Da er die Preußen nicht in Paris haben wollte, wer hätte die Nationalgarde entwaffnen sollen? Die Nichtbesetzung der Stadt und die bewaffnete Nationalgarde hätten untrennbar zusammengehangen, das Eine hätte das Andere bedingt. „Ich gestehe es, die Besetzung der Stadt durch die deutschen Bataillone würde vielleicht den Aufstand und die Verbrechen der Commune verhindert haben. Aber wer kann die Ausdehnung der Übel ermessen, welche sie herbeigefürt hätte?" Damit sind wir denn wieder bei der hypothetischen Geschichtschreibung angelangt, die jetzt in Frankreich blüht. Was würde aus Europa geworden sein, wenn ... Und so nach Lust und Belieben in's

Unendliche fort. In der Welt der Vorstellungen ist Raum für Alles.

Den Schluß seiner Betrachtung setze ich wörtlich hierher, er ist merkwürdig für das psychologische Problem, das uns die Franzosen bieten: „Wie oft war ich in diesen traurigen Tagen, die diesen letzten herzbrechenden Stunden vorangingen, bis in die Tiefe meiner Seele hinein erschüttert und bewegt, wenn ich die kriegerische Haltung der Nationalgarden sah, die sich auf unseren Plätzen militärisch einübten. Kummer ergriff mich bei dem Gedanken, daß sie, die noch so hoffnungsvoll waren, am Vorabend einer fürchterlichen Entscheidung standen, die ihnen eine unerträgliche Demüthigung auferlegen sollte; und als ich zwei Tage später es durchgesetzt hatte, daß ihnen ihre Waffen bleiben sollten, empfand ich einen geheimen Trost, sie bewahrt zu haben, ohne daß sie das Geringste von der Gefahr gewußt. Ich hatte Vertrauen zu ihnen, ich glaubte, daß sie die Größe der Rolle begreifen würden, die ihnen vorbehalten war; und sicherlich, wenn wir nach dem Waffenstillstand durch eine strengere Disciplin die Auswanderung von 50,000 Nationalgardisten hätten verhindern können, die eiligst, ohne sich um ihre bürgerlichen Pflichten zu kümmern, Paris verließen, so würden die gräulichen Unruhen, die nachher ausbrachen, unmöglich gewesen sein."

Freilich, ein Mann, der dem Grafen Bismarck nicht zugestehen wollte, daß es in Paris Gesindel gäbe; der sich wie ein Kind an den „kriegerischen Übungen" von Spießbürgern freute; ein Mann, der diesen armen, irregeführten, fieberhaft aufgeregten Menschen niemals die ganze Wahrheit gesagt, der sie, „ohne daß sie das Geringste davon wußten", bis an die Pforte der Hungersnot hatte dahintaumeln lassen: er freilich hatte kein Recht, ihnen das gefährliche Spielzeug der Waffen abzufordern. Im Übrigen, hätte die Klausel der Waffen-

streckung in dem Traktat gestanden, so würde die Pariser Nationalgarde, selbstverständlich mit dem nötigen Geschrei über die Unbarmherzigkeit der Hunnen und Barbaren, ihre Gewehre gelassen zusammengestellt haben. Nur sträubte sich der Hochmut Favre's diesen nüchternen Ausgang zuzugeben. Es ist mit dieser Behauptung ebenso bestellt, wie mit der feierlichen Beschwörung des Akademikers Vitet vom 1. Januar 1871: „ich schwöre, daß sich nie in Frankreich eine Versammlung finden wird, welche in die Abtretung von Elsaß-Lothringen willigt!“ Am 1. März beschloß die Nationalversammlung mit 546 Stimmen gegen 107 zu Bordeaux einen solchen Frieden. Wer möchte mit diesen Windbeuteleien ernsthaft rechten? Die schärfste Kritik über die Pariser Nationalgarde äußerten ihre eigenen Kriegskameraden, die Soldaten der Linie und die Mobilgarden. Diese tapferen, braven Burschen, die Tag und Nacht in den Forts, auf Vorposten, bei allen Ausfällen vier Monate lang die ganze Last des Krieges ausgehalten hatten und endlich wie ihre Offiziere des unnützen und geradezu wahnwitzigen Gemetzels überdrüssig geworden waren, riefen, als es am 19. Januar zum Sturm gegen die Höhen von Garches ging: „Vorwärts, ihr Herren vom Kriege bis an's Messer, vorwärts!“ Wohin die Regierung mit ihren Versprechungen eines „Massenkampfes“ und die Presse, die sich dieser Perspektive als eines „dichterischen Stoffes“, im Stil der Hunnenschlacht auf den katalaunischen Gefilden, bemächtigt hatte, die Phantasie der Krämer, Nichtsthuer und Schwätzer der Boulevards verzückt, beweist uns Sarcey: „Es war ein kleines Scharmützel“, erzählten die von Buzenval Heimkehrenden, „wir hatten auf eine Schlacht von Waterloo gerechnet“. 5000 Tote waren ihnen „noch nicht genug“.

Jules Favre kann sich und seine Kollegen nicht damit entschuldigen, daß die Raserei des Veitstanzes, der Paris

ergriffen, sie unwiderstehlich mit sich fortgerissen habe. Es hat ihnen nicht an Warnungsstimmen gefehlt. Aber sie hörten nicht darauf, und die Männer, die anderer Meinung waren, wollten durch Kundgebung ihrer Ansichten nicht Zwietracht säen. Der erste, der die undankbare Kassandra-Rolle übernahm, war Thiers. Man weiß, daß er seit dem 30. Oktober in Versailles einen Waffenstillstand unterhandelte. Der Einfluß der anderen Großmächte hatte Preußen und seine deutschen Verbündeten bestimmt, wenigstens in Verhandlungen einzutreten. Mit ihrer gewohnten Keckheit forderten die Franzosen: Aufrechterhaltung des Statusquo in militärischer Beziehung, fünfundzwanzig Tage Stillstand, allgemeine Wahlen, Verproviantirung von Paris für diese Zeit. Da die Deutschen notgedrungen diese letzte Forderung verwerfen mußten, die sie um die Früchte einer vierzigtägigen Einschließung der Stadt gebracht, scheiterte die Verhandlung. Nun mag Favre selbst reden. „Thiers verbarg uns seine persönlichen Eindrücke nicht. Ein erbitterter Gegner der Fortsetzung des Krieges, glaubte er, daß die Lage Frankreichs ihm die Notwendigkeit eines Kompromisses auferlegte. Er erkannte an, daß die Annahme eines Waffenstillstands ohne Verproviantirung schwierig sei, aber er würde die Wahlen und die Berufung einer Versammlung auch ohne Waffenstillstand gewünscht haben. Dringend bat er mich, der Regierung diesen Ausweg zu empfehlen. Mehrmals wiederholte er, daß dies der Wunsch des Landes sei; daß die Heere, die zu unserer Befreiung heranmarschiren sollten, ohne Festigkeit und Übung, ohne geeignete Befehlshaber seien. Die Berufung einer Versammlung führe zum Frieden, dessen Abschluß zu verzögern eine Unklugheit sei. Sicherlich würde Frankreich nicht ohne eine größere Landabtretung und Zahlung einer großen Kriegsentschädigung davonkommen; je länger man aber zögere, desto höher würden die

Forderungen steigen.“ Diesen weisen und gerechten Vorschlägen, die der Verlauf der Dinge, ich möchte sagen bis zum Punkte über dem I, zur Wahrheit gemacht, vermochte Favre nichts entgegen zu stellen, als: die Ehre Frankreichs, ein Wunder, die Unmöglichkeit, einen Waffenstillstand ohne Verproviantirung von den Parisern annehmen zu lassen. Lohnt es sich, solche Gründe zu widerlegen? Die Regierung hatte den Aufstand vom 31. Oktober eben besiegt, aber sie war nach dem Siege dem bewaffneten Proletariat gegenüber gerade so schwach, wie vor demselben. Um den Krieg weiter zu führen, brauchte sie die Masse; wie hätte sie dieselbe vor den Kopf stoßen sollen?

Nach dem Staatsmann der Kriegsmann. In der Nacht vom 3. zum 4. Dezember, nach den letzten Kämpfen um Champigny und Villiers, eilte Favre nach Vincennes, wo sich Trochu mit seinen Generalen aufhielt. Hier erklärte ihm der General Ducrot, die Zeit der Unterhandlung sei gekommen. Die Armee sei müde, gebrochen, erschöpft. Die Herren sollten keine gefährlichen Illusionen nähren; er glaube nicht an die Heere der Provinzen. Das wären zusammengelaufene Schaaren, die einem geübten Feind keinen ernsthaften Widerstand leisten könnten. Was die Meinung von Paris beträfe, so frage er sehr wenig danach. Übrigens — Favre hatte wieder an „den Bürgerkrieg“ erinnert — täuschten sie sich auch in diesem Punkt. Die Herren von der Regierung verwechselten das Geschrei einer tobsüchtigen Minderheit mit den wahren Empfindungen der großen Mehrzahl, welche den Frieden wollte. In Versailles hatte Thiers diese Schreier „coquins“ genannt.

Auch diese Warnung wurde in den Wind geschlagen. Endlich mußte doch das Wunder kommen, welches den eisernen Ring um Paris zerbrach und die Preußen von dem geheiligten Boden Frankreichs verjagte! Telegraphirte nicht Gambetta:

„In einer ihrer letzten Nummern erinnert die „Times“ den König von Preußen prophetisch an den Rückzug aus Rußland?“ Vielleicht vollbrachte der Winter das Werk der Zerstörung, das zu vollführen das gallische Schwert sich bisher ohnmächtig erwiesen. Schon im September hatte der Chor der Pariser Schriftsteller uns mit Kälte und Schnee gedroht. In ihrer Begeisterung hatten sie gänzlich vergessen, daß ihre eigenen Leute mindestens eben so viel von der Strenge der Jahreszeit leiden würden, als die deutschen Soldaten. Durch Favre's Buch geht denn nun auch die Klage über die Strenge des Wetters, den Frost, das Schneegestöber. Keine Brieftauben von außen, keine Steinkohlen, kein Holz im Innern. Zu dem Mangel an Lebensmitteln gesellt sich der des Feuerungsmaterials. Die steigende Kälte zwingt die Führer die Truppen, die im freien Felde gegen Le Bourget zu kampiren, in die Stadt zurück zu ziehen. Favre und Jules Simon fuhren zu den armen Burschen hinaus. Es war am 22. Dezember Nachmittags, nach dem mißglückten Vorstoß gegen Stains, Le Bourget und Chelles. „Ich werde niemals das herzbrechende Schauspiel vergessen, das sich unseren Blicken darbot. Die Straßen zum Fort Aubervilliers waren mit aufgelösten Schaaren bedeckt, die vor dem heftigen Nordwind, der ihnen einen eisigen Schnee und Hagel entgegentrieb, ein Obdach suchten. Sie rissen alles Holz, was sie auf ihrem Wege fanden, an sich; einige trugen glimmende Holzscheite auf ihren Schultern. Sie zitterten unter ihren Decken. Moskau vor den Thoren von Paris, sagte mir Jules Simon mit gebrochener Stimme. Wer von uns konnte voraussehen, daß wir die Zeugen eines so traurigen Schauspiels sein würden?“ Wer? Die Herren hatten Victor Hugo's Proklamationen vergessen. Darin war alles zu finden, was sie jetzt bejammerten. Nur war es den verhaßten Barbaren

bestimmt, nicht den Franzosen. Zufällig hat unser König an demselben Tage der Königin eine Depesche geschickt, in der des Wetters Erwähnung geschieht. Des Kontrastes wegen führe ich sie an. „Heiterer Frosttag, Nachts 5 Grad Kälte", schreibt der König. Er brauchte kein tragisches Wort hinzuzufügen, fünf Grad Kälte bedeuten für einen Norddeutschen nichts Besonderes.

Es war nur eine gerechte Ironie des Schicksals, daß vor diesen Phantasten die Not in ihrer gemeinsten Gestalt, sie an die Wirklichkeit mahnend, erschien. Die Not in der Gestalt des Hungers! Ursprünglich hatte Jules Favre geglaubt, mit den Lebensmitteln nur bis zum 15. Dezember 1870 zu reichen. Zwölf bis vierzehn Tage Frist hatten die Verpflegungsbeamten und die Eisenbahndirektoren als den Zeitraum bezeichnet, der, bei den zerstörten Wegen und Brücken, bei so vielen Hemmungen des Verkehrs, darüber hingehen würde, ehe die Stadt auf's Neue reichlich verproviantirt werden könnte. In allen Depeschen Favre's während des Monats November erscheint denn auch der 15. Dezember als der dies fatalis des Widerstandes. Kaum aber hat das Verpflegungsamt nach einer genauen Besichtigung seiner Vorräte gefunden, daß es über diesen Tag hinauskommen würde, so ruft Favre stolz: Wir haben noch vier Wochen vor uns, keine Kapitulation, vorwärts! Doch wurde dieser Aufschub teuer bezahlt: das Brot ward rationenweise verteilt, trotzdem die Regierung immer wieder verkündigt hatte, daß sie nie zu diesem Äußersten schreiten würde. Favre verschweigt uns dabei noch, daß man seit dem 18. Dezember anfing in den Häusern zu requiriren. Bald waren es die Kartoffeln, bald der Zucker. Nichts vermochte das heranschreitende Gespenst des Hungers auch nur um eine Stunde aufzuhalten. 300 Gramm eines schlechten Brotes, 30 Gramm Pferdefleisch für den Kopf war

die Nahrung der Unglücklichen. In dem Mut, mit dem die Pariser die vier letzten Wochen der Belagerung und das Bombardement ausgehalten haben, liegt ihr einziger Anspruch auf die Anerkennung — sie hören es ja so gern — auf die Bewunderung des Weltalls. Diesen Ruhm soll und wird ihnen keiner unter uns schmälern. Aber sie sollten nun uns auch ihrerseits mit ihren Windbeuteleien verschonen. Bis zur Mitte des Novembers war nicht der geringste Mangel in Paris zu spüren; Pferdefleisch wurde weniger als in gewöhnlichen Zeiten verzehrt. Mit den kalten Tagen des Dezembers begann das Elend: es fehlte an Feuerungsmaterial. Von da an nahm die Geschichte eine tragische Färbung an. Die Rationirung des Brotes war der letzte Strich zur Vollendung dieses düsteren Bildes. Man mußte enden. Am 20. Januar 1871 eröffnete Favre den Maires den Stand der Dinge. Diese, bisher von der Regierung „in vollkommener Unwissenheit" gehalten, schreien auf, schütteln die Köpfe, wollen es nicht glauben. Es trat eben nur das spanische Sprüchwort in seine Rechte; nach so vielen Lügen der Regierung „ward die Wahrheit selbst verdächtig." Diesmal log sie nicht. Favre giebt das Resultat hinsichtlich der Lebensmittelfrage nach der letzten Rechnung vom 23. Januar 1871. Alles in Allem besaß das Verpflegungsamt noch 46,450 Centner Mehl; täglich wurden 5200 Centner gebraucht, man kam also bis zum 31. Januar. Um zu diesem Resultat zu gelangen, hatten die Intendanturen der Armee von ihren Vorräten 10,000 Centner hergeben und 23,000 Centner Hafer zu schlechterem Mehl vermahlen werden müssen. So weit hatte die Eitelkeit, die Selbstverblendung diejenigen fortgerissen, welche sich das Führeramt von dritthalb Millionen Menschen, von einigen Schreiern dazu aufgefordert, mit leichtem Herzen an einem Sonntagnachmittag angemaßt!

Jeder empfindet dem Erzähler die Gewissensbisse, die Todesangst nach, die ihn ergriffen, als nun die Verhandlungen mit den Deutschen nur langsam vorrückten und die Gefahr mit jeder Minute stieg: eine Gefahr, die er dem Feind nicht verrathen durfte. Das hätte geheißen: Paris auf Gnade und Ungnade überliefern. Als er darum, nach Abschluß des Vertrags, Sonntag am 29. Januar, dem Grafen Bismarck die ganze Wahrheit enthüllte — es waren nur noch für fünf Tage Lebensmittel vorhanden — zeigte sich dieser tief erschüttert. „Er versprach mir alle Hindernisse zu beseitigen; uns in Allem zu unterstützen; er stellte sogar alle Lebensmittel, über die er verfügen konnte, zu unserer Disposition. Sie machten etwa 1 ½ Tag des Verbrauchs von Paris aus; nichtsdestoweniger war uns diese Hülfsquelle kostbar und werth. Sie hat uns geholfen, zählten wir doch schon die Stunden!" Am Nachmittag des 4. Februar kam endlich der Londoner Proviantzug in die unselige Stadt.

Wie der Krieg des Kaisers, hielt auch die Belagerung von Paris nicht, was sie versprach. Sie endeten beide mit einer Kapitulation. An die Stelle des poetisch Grandiosen trat das nüchtern Prosaische. Statt der Frauen und Mädchen, die als Sklavinnen vom Brande Ilion's fortgeführt wurden, arme Leute, die mit Kartoffelsäcken auf dem Rücken an den deutschen Vorposten vorbeizogen. Dies konnte nicht das Schlußbild sein; sowohl der französische Stolz, wie die französische Phantasie brauchten einen anderen Ausgang, wenn sie weiter leben wollten. In der Commune haben sie ihn gefunden. Als sie gegen sich selbst, wie die feindlichen Brüder von Theben, die Schwerter wandten, da waren sie gräßlich, fürchterlich, die echten Enkel der Tuilerienstürmer und Septembermörder aus dem ersten Jahre der Freiheit und der Gleichheit. Erst dieser fünfte Akt vervollständigt das Drama, das fortan unvergeßlich

in der Weltgeschichte als „Belagerung von Paris“ fortleben wird. Schade, daß Jules Favre ihn nicht mehr schildern will. Seine Erzählung ist für die Erkenntniß des Geistes, der die leitenden Männer während der Krisis beseelte, von unschätzbarem Werthe. Eine merkwürdige Frage indessen berührt er nicht: ob Paris am 19. September gegen einen Sturm der Preußen gehalten hätte? Die englischen Berichterstatter sowohl wie Sarcey sind der Ueberzeugung, bei dem furchtbaren panischen Schrecken, der die Geschlagenen von Chatillon, wie von unsichtbaren Geißelhieben getroffen, an jenem Tage vor sich herjagte, der sich von Fort zu Fort, von Straße zu Straße fortsetzte, hätte eine solche kühne That Erfolg gehabt. Ich habe darüber keine Meinung; aber da die französischen Geschichtsschreiber jetzt so viele „Wenn“ in Betracht ziehen, sollten sie doch einmal auch diese Möglichkeit zum Gegenstand ihrer Erwägungen machen.

Victor Hugo's neueste Gedichte.

Mai 1872.

Die Bewunderung, die Victor Hugo noch vor wenigen Jahren, und nicht nur in Frankreich und Belgien, wie eine Weihrauchwolke umschwebte, fängt allgemach an zu sinken. Die Worte, die ich vor Jahren bei Gelegenheit seiner „Meerarbeiter“ aussprach: über kurz oder lang würde man ja doch einsehen, daß diese bunt bemalten, grotesk ausgeschnittenen Pappendeckel keine cyklopischen granitnen Mauern seien, haben sich schneller, als ich hoffen durfte, erfüllt. Von allen Seiten erschallt jetzt das gleiche spöttische Gelächter über den schrecklichen Schwätzer, der sich selbst so gern mit dem Propheten Ezechiel, mit Aeschylus und Dante vergleicht. Der

Krieg hat auch diesen Götzen umgestürzt. Wenn er ein Seher war, so war er es nur im Stil Bileam's. Uns drohte er in seinen Proklamationen die Vernichtung durch die Kälte und den Winter: nur seine Landsleute litten grausam von ihnen; in furchtbaren Bildern entrollte er den Untergang von Paris durch das Bombardement der Barbaren, NotreDame, die im Abendroth brennend zusammenstürzt: seine Landsleute, nicht wir, haben ihm dies Schauspiel bereitet. Es sind nicht seine republikanischen Meinungen, die der verständige Theil der gebildeten Franzosen verwirft, vielmehr ist es der Schwulst, die hohle Übertreibung in Allem, was dieser Mann seit Jahren redet und schreibt, die anekelt. Das „Journal des Débats“ nennt ihn denn auch in einer Anzeige seiner jüngst veröffentlichten Gedichte: „L'année terrible“ mit witziger Anspielung ein „schreckliches Kind“. Ein Kind mit dem Kopf eines Greises, thöricht, wild und ungeberdig in seinen Wünschen, mit seinem Geschrei, und dabei altklug, schwatzhaft, ohrzerreißend wie Polonius.

Das „schreckliche Jahr“ umfaßt die Gedichte, welche Victor Hugo vom Juli 1870 bis zum Juli 1871 verfaßt hat; traurige Früchte trauriger Ereignisse. Eingeleitet werden sie durch einen Prolog „Die 7,500,000 Ja“, der sich in schärfster Weise gegen das Plebiscit ausspricht: „Der Menge schmeicheln, nimmermehr, mein Geist!“ — und beschlossen durch einen Epilog „Im Schatten“: die „alte Welt“ jammert und klagt über die steigende Fluth, die Alles fortschwemmt und beschwört sie, vor der Kirche, vor dem Altar innezuhalten; umsonst, die Fluth antwortet: „Du hältst mich für Ebbe und Fluth, ich bin die Sündfluth“. Die Monate bilden die natürlichen Abschnitte; ihrer sieben: August 1870 bis Februar 1871, sind dem Kriege und den deutschen Barbaren gewidmet; die fünf folgenden beschäftigen sich mit der Nationalversammlung, dem

Bürgerkriege, den Siegern in Versailles und den Besiegten von Paris. Geschrieben sind die Gedichte mit wenigen Ausnahmen in jenen zerhackten, entsetzlichen Alexandrinern, die sich zu Racine's Versen verhalten, wie das Gerassel einer Kindertrommel zu der Musik von Joachim's Geige. Sieht man von den Gedichten an seine Enkelin Jeanne, von den Strophen über den Tod seines Sohnes ab, so begleitet der Dichter nur die Begebenheiten mit einem poetischen Kommentar. Poetisch ist nicht das rechte Wort, es ist deklamatorische Prosa der schlimmsten Art. Wer nur auf das Geräusch, den Donner, die großwuchtigen Worte, die in der Ferne wie der Fall des Schmiedehammers auf den Ambos klingen, in kindlicher Unbefangenheit achtet, kann hier etwas wie die Schmiede des Vulkans vermuthen. Tretet nicht näher hinzu, ihr findet ein Kind mit weißen Haaren und weißem Bart, das mit einem riesigen Stecken alte Töpfe und leere Flaschen in Scherben zerschlägt. In der That, wenn diese Reimereien, die beiden letzten Dramen des jüngeren Dumas: Prinzessin Georges und die Hochzeitsvisite, die Arbeit des Herrn Feydeau über Deutschland, die Briefe der Frau George Sand die Offenbarungen des wieder erstandenen, des neuen Frankreichs sind; wenn die trostlose Behauptung Renan's, nur im Bunde mit den römischen Jesuiten könne Frankreichs Macht sich wieder erheben, der „Weisheit letzter Schluß“ ist: dann haben die Recht, welche an Frankreich verzweifeln.

Daß Victor Hugo uns angreift, uns schmäht, ganze Berge von Schimpfwörtern und gestohlenen „Pendulen“ über uns wälzt, den Aetna seiner Wut über den germanischen Riesen, das verdenke ich ihm nicht. Sein ausschließlich französischer Patriotismus zieht mich an und erweckt meine Sympathie. Jede echte Kunst hat ein Vaterland. Auch seine politischen Übertreibungen, seine Schwärmerei für eine ideale „rote

Republik“, seine phantastische Tollheit einer allgemeinen demokratischen Weltverbrüderung können das ästhetische Urteil nicht beeinflussen. Aber zwei Dinge darf der politische Dichter oder — da hier niemals von einem Poeten, sondern nur von einem Rhetor die Rede sein kann — der politische Sprecher nicht vermissen lassen: Kraft und Klarheit. Wer nicht weiß, was er will; wer statt der Fülle und Begeisterung des Demosthenes nur noch das Gekreisch eines alten Weibes hat, der gehört nicht auf die Rostra. Diese Mischung von historischen Thatsachen und Namen mit mystischer Philosophie, revolutionären Redensarten und Gassenhauern läßt in dem Leser nur das Gefühl aufkommen, als drehten sich beständig Windmühlenflügel ohne Zweck hin und her. Man höre. Ich übersetze ein Stück aus dem Gedicht: „Sedan“. „Damals nun“, sagt der Dichter: „damals gaben Gallien; gab Frankreich; damals der Ruhm; da Brennus, die Kühnheit, und Chlodwig, der Sieg; da gab der alte celtische Titan mit langen Haaren; da die stolze Gruppe der Schlachten: Chalons, das wilde Zülpich, das grausame Arezzo, Bovines, Marignano, Beaugé, Mons-en-Puelle, Tours, Ravenna, Agnadello auf seinem hohen Roß, Fornovo, Ivry, Coutras, Cérisoles, Rocroy, Denain und Fontenoy, alle diese Unsterblichen, mit dem Blitz ihrer Stirn das strahlende Geflimmer ihrer Flügel vereinend, Jemmapes, Hohenlinden, Lodi, Wagram, Eylau, die Männer des letzten Carré's von Waterloo, und alle diese Kriegshauptleute: Heristal, Karl der Große, Karl Martel, Turenne, der Schrecken Deutschlands, Condé, Villars, berühmt durch einen so stolzen Erfolg, Kleber, dieser Achilles, Desaix, dieser Scipio, Napoleon größer als Cäsar und Pompejus: sie alle übergaben durch die Hand eines Banditen dem Sieger ihren Degen.“ Auf einer anderen Seite erfahren wir: „Azincourt ist lieblich. Künftig werden Ramillies, Trafalgar

beinahe unserer Schwermut gefallen. Poitiers ist nicht mehr die Trauer, Blenheim nicht mehr die Beleidigung, Crecy ist nicht mehr das Gefilde, wo man die Stirne senkt, das düstere Roßbach macht uns den Eindruck eines Sieges. Hier, Frankreich, sieh' den häßlichen Ort deiner Geschichte: Sedan. Diesen Grabesnamen, wo Alles in Finsternis versank, speie ihn aus, um ihn nicht mehr auszusprechen." Wie gellt der hohle Topf! Ein ander Mal heißt es: statt eines großen Krieges sei nur ein Diebeskrieg geführt worden, Frankreich hätte plötzlich eine fremde Hand in seinen Taschen gefühlt. Die naive Unwissenheit des Dichters beschenkt unsere Vergangenheit mit dem hochherzigen Galgacus — da Galgacus ein Celte der schottischen Hochlande war, so machen wir dem Gallier Victor Hugo mit ihm und seinen Heldenthaten ein Gastgeschenk — und unsere Gegenwart mit einem souveränen Herzog von Nassau. „Sieben!" ruft er aus. „Die Zahl des Bösen, die Zahl, in der Gott wie in einem gemeinen Kerker die ganze menschliche Sündhaftigkeit zusammenführt. Sieben Fürsten. Würtemberg und Mecklenburg, Nassau, Sachsen, Baden, Bayern und Preußen, gräßliches Netz!" Vier Sonnenpferde hat Frankreich an seinem Siegeswagen: die Kühnheit, die Menschlichkeit, den Willen, die Freiheit — „Wundertiere, deren Mähne die Sterne streift" — aber es hat an ihnen noch nicht genug und fügt ihnen, o Unheil! den „Hund des Blinden" zu. Der arme Trochu ist gemeint, den er an einer anderen Stelle als „participe passé du verbe Tropchoir" anredet. Bei der Kapitulation von Paris ruft er: „es wird der Schauer der Geschichte sein, so viel Ruhm in so viel Schande enden zu sehen!" Früher hatte die Stadt Paris die Geschichte gezwungen, „vor ihr auf die Knie zu fallen!" Vom Frieden und von Freundschaft mit den Deutschen will er nicht eher sprechen, als bis nach dem Siege Frankreichs.

„Wenn wir sie unter unsere Füße gebracht, wollen wir ihnen die Hand reichen.“ Da er aber doch eine dunkle Empfindung hat, daß die französischen Waffen gegen die deutschen ohnmächtig bleiben dürften, schreibt er im Voraus den französischen Ideen den Sieg zu. „Befreit euch doch, ihr Deutschen“, meint er und reibt sich frohlockend die Hände, „befreit euch von Pascal, Voltaire und Danton!“ Wir sind der Meinung, daß wir uns von den beiden ersteren gar nicht mehr zu befreien brauchen, indem unser Kant und unser Lessing sich viel weiter im Reiche der Vorstellungen und der reinen Vernunft vorgewagt haben, als sie: und was Danton betrifft, so fürchte ich, daß ein deutscher Danton ungefähr wie der selige Staatsbürger Held oder der Reichsregent Carl Vogt aussehen würde: ein Etwas, das doch mehr scherzhaft und humoristisch als schrecklich ist. Im Übrigen, wenn die Franzosen ihre „Revanche“ bis zu dem Tage aufschieben wollen, wo die Deutschen ihre Fürsten verjagen — Niemand und der Dichter selbst nicht weiß auch nur den Schatten eines triftigen Grundes für diese „Revolution“ anzugeben — darf sich Europa zu einem Jahrhundert des Friedens Glück wünschen.

In dem Streit zwischen der Nationalversammlung und der Commune fällt dem Dichter eine Rolle zu, der er in keiner Weise gewachsen ist. Nach beiden Seiten hin soll er Mäßigung predigen und ist doch ganz und gar Flamme und Parteileidenschaft. Anzuerkennen ist wieder, daß er Franzose und Anhänger des französischen Ruhmes bleibt. Wenn die Preußen von euch verlangt hätten, die Vendôme-Säule und den Triumphbogen zu zerstören, sagt er den Wütenden, lieber den Tod! hättet ihr geantwortet. Und jetzt thut ihr es selbst! Das „brennende Paris“ wird in einem endlosen Wortschwall ertränkt; die Hauptsache aber, daß er selbst in seiner Bethörung dies nichtswürdige Gesindel in den „Miserables“ als

Helden und Märtyrer verherrlicht und die Brantweintrunkenen mit ihren phantastischen Träumen aus Utopien noch toller gemacht hat, wird weislich verschwiegen. Auf die allgemeine Unwissenheit wirft er die Schuld der Mordbrennereien. „Du hast die Bibliothek angezündet?“ fragt er. „Ja!“ „Unseliger“ — und nun eine ermüdende Herzählung der Schätze, die in diesem Brande untergegangen: Aeschylus, Homer, Hiob, Molière, Voltaire, Kant, Plato, Milton, Beccaria, Dante, Shakspeare, Corneille — „das Alles zerstörst du!“ „Ich kann nicht lesen,“ antwortet der Übelthäter. Zum Unglück für den Dichter konnten die Männer der Commune nicht nur lesen, sondern auch schreiben, einige beinahe so gut wie Victor Hugo, und alle viel klarer und deutlicher als er; dazu braucht er nur die Befehle zur Verbrennung der Tuilerien und der Erschießung Chaudey's mit seinen Versen zu vergleichen.

Daß der Dichter seine Person in den Vordergrund drängt, daran sind seine Leser gewöhnt. Seine Ausweisung aus Belgien, die Angriffe der einen, die Lobpreisungen der anderen Partei gegen und für ihn werden langatmig besungen. Immer mit derselben Überschwänglichkeit und derselben wunderlich geschmacklosen Gelehrsamkeit, die auf dem Besitz eines trefflichen Conversationslexikons beruht. Von lyrischer Erregung keine Spur; keine Dithyrambe, keine Elegie; keine „raschen Pfeile des Archilochos.“ Den Mut hat er doch nicht, die Versailler ernsthaft zu schelten; er jammert wohl über die Erschießung der Gefangenen, aber man merkt zwischen den Zeilen die Furcht vor den Gespenstern des Erzbischofs von Paris und der anderen Opfer der Commune.

Victor Hugo ist alt und kindisch geworden. Kaum daß der Tod seines Sohnes seiner zerbrochenen Leier noch einige schmerzvolle Klänge entlockt. Was er der französischen Nationalversammlung hinsichtlich ihrer Debatten vorwirft, gilt auch

von ihm: Seifenschaum, nicht Wellenschaum des Oceans. Umsonst sucht man nach einer tieferen Einsicht in die Gestaltung und Verwickelung der Dinge, man hofft wenn nicht Virgil doch Seneca zu finden: man findet Hekuba, die gegen das Geschick und die grausamen Sieger zetert. Die kleine Jeanne soll sich in späteren Jahren erinnern, daß der gute Großvater in dem „berühmten Winter des großen Bombardements durch das tragische, schwertstarrende Paris wanderte, um ihr Puppen und Hampelmänner mit drolligen Bewegungen zum Neujahrstage zu kaufen“ — wenn Jeanne die Gedichte dieses „schrecklichen Jahres“ einst lesen wird, diese heroischen Alexandriner mit anderthalbtausend ihr unverständlichen Namen und Worten, wird sie glauben, ihre Hampelmänner vom 1. Januar 1871 leibhaftig wieder in der Hand zu haben.

Ein französischer Bußprediger.

Mai 1872.

Jede Stimme, die aus Frankreich zu uns herüberdringend der Wahrheit und einer ruhigen Betrachtung der Dinge die Ehre gäbe, würde, auch wenn sie uns feindselig wäre, auf unsere Teilnahme und Achtung rechnen können, wie viel mehr eine Stimme, die unser gutes Recht verteidigt, unsere Vorzüge, vielleicht ein wenig übertrieben, wie Tacitus die Sitten der alten Germanen, lobt. Man ist erstaunt, aus der Mitte eines Landes, das von Verwünschungen und Racheschwüren wiederhallt, eine vorurteilslose Betrachtung der Ursachen, die den Krieg herbeigeführt haben, der Wandlungen, die er erfahren, und des Friedens, der ihn endlich beschlossen hat, zu vernehmen. Nicht uns, den Franzosen wird Umkehr und Einkehr, Reue und Buße empfohlen. Wohl fürchten wir, daß

es die Stimme eines Predigers in der Wüste bleiben wird, aber sie verheißt uns doch ein allmähliges Aufdämmern der Morgenröte der Wahrheit und der Vernunft. Sie beweist doch, daß in diesem, von Vorurteilen und Leidenschaften beherrschten Volke ein Mann den Mut hat, dem Zorn der bethörten Menge zu trotzen und die edlen Worte des Horaz zur Wirklichkeit zu machen. Wie viel hochherziger erscheint der Graf Gasparin, der, so laut er kann, seinen Landsleuten zuruft: Ihr tragt einzig und allein die Schuld dieses Krieges, in seinem Anfang, Verlauf, Ausgang, hört auf mit dem thörichten Rachegeschrei und geht in Euch! als Renan, der sich in sein Studirzimmer zurückzieht und, nachdem er ein Rufer im Streit gewesen, sich jetzt hinter seinen Büchern verschanzt.

Schon während des Krieges hatte sich Graf Gasparin in einer uns günstigen Broschüre für die Neutralisirung des Elsasses ausgesprochen. Er wollte, um die beiden hitzigen Gegner, Frankreich und Deutschland, auf immer auseinander zu halten eine neutrale Zone zwischen beiden herstellen: Belgien, Luxemburg, Elsaß, die Schweiz, dann würden sich nie mehr der gallische Hahn und der deutsche Adler auf der Grenze begegnen. Die Wacht am Rhein wäre überflüssig geworden, aber auch der Ruf der Franzosen nach dem Rhein und nach Berlin hätte nur noch auf dem Fastnachtsball im Opernhause erschallen können. Auch in seinem neuesten Buche: „La France. Nos fautes, nos périls, notre avenir“ kömmt er auf diesen seinen Lieblingsgedanken als endgültige Lösung des Streites zwischen Deutschland und Frankreich zurück. Daß wir nicht darauf eingegangen sind, ist beinahe der einzige Vorwurf, den er uns zu machen hat. „Ich weiß,“ schreibt er, „einem Deutschen nicht zu antworten, der zu mir sagt: ich habe Euch gethan, was Ihr mir gethan habt. Oder der mir sagt: Ich habe Euch gethan, was Ihr mir gethan haben würdet. Oder

der mir sagt: Die Annexion des Elsaßes und Lothringens übersteigt im Wert nicht unsere wunderbaren Erfolge, noch weniger die vergossenen Ströme unseres Blutes und den Jammer unserer Familien. Aber die Deutschen sollen uns nicht sagen: man konnte nicht anders handeln. Für die Ehre Deutschlands, für den Frieden Europa's konnten sie, mußten sie anders handeln. Sie konnten sich einer einzig günstigen Gelegenheit bemächtigen und eine zugleich kluge und große Friedenspolitik zu der ihrigen machen, welche die künftigen Kriege verhindert, den Haß beruhigt, die Wut entwaffnet und die Welt dem Fortschritt und der Freiheit entgegen führt." Der Graf wird seinerseits nichts zu antworten wissen, wenn ich ihn frage: warum sollten die Deutschen zuerst von allen Völkern das Beispiel einer unerhörten Großmut geben? Wir sind nicht anders geartet als die anderen Völker. Wir erheben und werden niemals den Anspruch erheben, die große Nation zu sein. Und zuletzt, während zum Friedensschluß nur zwei gehören, waren für die Durchführung der Neutralisirung des Elsasses drei nötig: nämlich außer den Franzosen und Deutschen auch die Elsasser. Gasparin ist ehrlich genug, zu gestehen, daß von allen Beteiligten auch nicht ein einziger seiner Lösung der Frage geneigt war. Ob sie überhaupt möglich ist, bleibe dahingestellt. Die Gefahren, welche der Besitz Elsaß-Lothringens für uns in sich birgt, verkennen wir nicht. Aber sind nicht alle Friedensschlüsse problematisch? Wo giebt es im Leben der Völker eine endgültige Lösung? Der Paragraph des Pariser Friedens von 1856, der den Russen im schwarzen Meere die Haltung einer Kriegsflotte untersagte, brachte Europa im November 1870 an den Abgrund eines neuen orientalischen Krieges. Gern vergleicht Gasparin den Bürgerkrieg der nordamerikanischen Union mit dem deutsch-französischen. Glaubt er, daß die Befreiung der

Farbigen, ihre Zulassung zum Stimmrecht — dies Resultat des amerikanischen Kampfes — die Union nicht mit den schlimmsten Gefahren bedroht? Deutschland hatte keine Wahl, es brauchte einen Wall gegen Frankreich. Niemand zweifelt, daß die Franzosen einmal blindwütig einen Sturm gegen diesen Wall versuchen werden, aber wir werden wenigstens vor plötzlichen heimtückischen Überfällen für immer geschützt sein. Im Übrigen — toujours en vedette! das wird wohl noch auf Menschenalter hinaus unsere Losung und Gewöhnung sein.

Als Protestant von einem letzten Hauch des alten tapferen hugenottischen Geistes beseelt, bringt Gasparin uns ein tieferes Verständnis entgegen, als die Masse seiner französischen Landsleute. Indem wir seine Zurückweisung der Sophismen lesen, in denen sich die Franzosen, Betrüger die Einen, Betrogene die Anderen, gefallen, ist es uns, als vernähmen wir unsere eigenen Gedanken. Er liebt uns nicht, aber er rechtfertigt uns fast in jedem Punkte. Nicht nur ist er über die Leichfertigkeit und Bosheit der Kriegserklärung entrüstet und entsetzt, er findet auch, daß wir ein Recht und eine Pflicht hatten, den Krieg nach Sedan fortzusetzen. Warum botet ihr keinen Frieden an? fragt er die Franzosen. Dem Wahnsinn Gambetta's, der Erhebung der Franctireurs, den Meuchelmorden, welche die einzelnen Freibeuterscharen verübten, wirft er mit Recht die schlimme Wandlung des Krieges seit Sedan vor. So ergreifend Gasparin die Sünden und Verbrechen des Kaiserreichs darstellt, nicht weniger streng geht er mit den Männern des 4. Septembers in's Gericht. Was ich aus dem Buche Jules Favre's nachgewiesen habe, daß die republikanische Partei, die sich der Herrschaft ohne Recht und ohne Fähigkeit zu einem solchen Amte angemaßt, um jeden Preis die Wahlen zu einer souverainen Versammlung in Frankreich verhindert habe, wird ausdrücklich von

Gasparin hervorgehoben, „zwei Mal, nach Sedan und Metz, hat die Partei der Roten den Waffenstillstand, das heißt den Frieden verwerfen lassen. Als der zweite Vorschlag zum Stillstande abgewiesen war, bot Bismarck dem Unterhändler Thiers an, Frankreich durch Wahlen um seine Meinung zu befragen. Die rote Partei hat es nicht gewollt. Die Wahlen waren ein großer Schrecken für sie; sie fürchteten sich davor, Frankreich erscheinen zu sehen, Frankreich mit seiner wahren Meinung, Frankreich und nicht eine Minderheit, das ganze Frankreich und nicht eine Partei.“ Wie bitter geißelt er den Hochmut der Pariser über ihre Sonntagsrevolution! „Man sagt: wir haben das Kaiserreich umgestürzt. Derjenige, der es umgestürzt hat, ist der König von Preußen. Ihr habt das Kaiserreich nicht hinweggenommen, die Deutschen haben es von euch genommen. Was Gambetta im Stadthause proklamirte, die feindliche Armee hatte es zu Sedan gethan. Es ist wichtig, eine Wahrheit festzustellen, welche unsere nationale Eitelkeit in die vollkommenste Vergessenheit versenkt hat.“ Das ist es, und in dieser Hinsicht muß die lächerliche Wut, mit der jetzt alle Parteien über das Kaisertum herfallen, jeden billig Denkenden auf das Tiefste abstoßen. Mit einem Munde verfluchen sie den Kaiser und verlangen zugleich Vergeltung für Sedan. Als ob sie von ihrem Standpunkt aus nicht Sedan als den Tag ihres Glücks zu feiern hätten! Was wären sie ohne den Heldenmut der Deutschen? Demütige Speichellecker des Vice-Kaisers Rouher oder kleine Advokaten mit den Donnerkeilen Gambetta's im Munde. Für sie alle war das Kaiserreich ein Löwe, und wenn sie jetzt dem toten einen Fußtritt geben, sollte es doch einem dieser ritterlichen Franzosen einfallen, daß sie nicht die Helden gewesen, die dies Wild erlegt.

Wie schon angedeutet, spielen wir in Gasparin's Buche

eine fast zu rühmliche Rolle. Er lobt an uns vor Allem zwei Dinge: das Pflichtgefühl und die unbedingte Wahrheitsliebe. Ihn wie alle andern Nationen hat die Einfachheit und Klarheit unserer Depeschen gegenüber den lügnerischen Nachrichten, welche das Kaiserreich wie die Republik, sich nicht den Ruhm des Sieges, sondern der Lüge streitig machend, in die Welt sandten, Hochachtung, die Vermeidung jeden prahlerischen Geschrei's Bewunderung abgerungen. Der Ruf: „Nun danket alle Gott!" der am Abend der gewaltigen Schlachten durch unsere Heere brauste, ergreift das Herz des protestantischen Mannes in mächtigster Weise: hier ist noch ein Glaube an das Unsichtbare, das Ideale, bei den Franzosen findet er diesen Aufschwung der Seele nicht mehr. In den rohsten sinnlichen Genüssen, in Selbstsucht und Eitelkeit, in einem unergründlichen Phrasenschwall ist er untergegangen. An die Gräuelthaten und die Plünderungen der Preußen glaubt er nicht; den Bombardements der Festungen und Städte hält er den Aufstand und die Mordbrennereien der Commune entgegen. Was er wünscht, ist ein Aufgehen Preußens in Deutschland. Das Ideal eines Deutschen ist ihm der Würtemberger und der Sachse. In uns Preußen sieht er zu viele slavische, lettische Elemente, von uns fürchtet er Kriege und Eroberungen. Und wenn er auch kein Narr ist, um den ewigen Frieden im Handumdrehen herbeiführen zu wollen, etwa vermittelst der Friedenskongresse, die ja auch bei uns ihre Bewunderer gehabt, so wünscht er doch, und jeder unter uns wird sich diesem Wunsche von ganzem Herzen anschließen, das Aufhören der Eroberungskriege. Es wird nicht sowohl von uns, als von Frankreich und Rußland abhängen, diese Kriege in der That für immer zu beseitigen. Hierin suche auch ich den nächsten großartigen Fortschritt der allgemeinen Kultur. Sie hat die Religionskriege und die Kabinetskriege beseitigt: jetzt gilt es die Eroberungskriege, gleichviel, ob sie

von Fürsten oder Völkern ausgehen, unmöglich zu machen. So sehr Gasparin diese „ungerechten" Kämpfe verurteilt, um so stärker billigt er den Krieg, den ein Volk zur Erhaltung seines Staats, wie das nordamerikanische, zur Vertheidigung seiner Grenzen, wie das deutsche, führt. Die Großartigkeit und die gewaltigen Schicksalswechsel des letzten Kampfes rufen ihm die Geschichten der Bibel zurück. „Die Politik Gottes ist hier sichtbar geworden. Das Unvorhergesehene hat sich beständig erfüllt, das Unmögliche ist zur Wirklichkeit geworden".

Nach diesen Betrachtungen über die Vergangenheit wendet sich der Verfasser der Zukunft zu. Keine Revanche, sondern Reform, Friede, Erneuerung. Greift diese Stimmung in der That mehr und mehr in Frankreich um sich? Bei einem so leidenschaftlichen, eindrucksfähigen Volke, wie die Franzosen es sind, lassen sich freilich die Ansichten des kommenden Tages nicht nach denen des heutigen berechnen. Der jähe Wechsel ist hier das einzig Maßgebende. Indessen dürfte die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht wenigstens der wildesten Kriegswuth einen Dämpfer aufsetzen. Der kriegerische Geist des alten Frankreichs ist bedenklich gesunken und entartet. Auf den Boulevards ließ sich leicht à Berlin! schreien; die Schreier wußten, daß sie nicht ihre Haut bei diesem Marsche zu Markte zu tragen hätten. Und was den Heldenmuth der Pariser betrifft, die, eine halbe Million in Waffen, ihre Stadt doch nicht von einer feindlichen, noch nicht halb so starken Armee, befreien konnten, so fangen darüber die Franzosen selbst zu spotten an. Denen, die behaupten, die Franzosen von heute seien nicht besser und nicht schlechter als ihre Väter, ruft Gasparin zu: „Nein, wir sind nicht mehr die Gallier Cäsar's oder die Kreuzfahrer des Mittelalters, es genügt nicht mehr, daß wir an die Brust

schlagen und unsere alten Fehler bekennen: Leichtsinn, Hochmuth, Todesverachtung. Wir sind nicht mehr die Kämpfer, die Männer der Ligue des sechzehnten, nicht mehr die Philosophen und Revolutionäre des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht umsonst haben der Katholizismus und der philosophische Unglaube auf uns gelastet". Beide haben den Verfall der Geister in Frankreich herbeigeführt. Nicht das Kaiserreich, das Jahr 1848 ist nach Gasparin's Meinung das Verhängniß Frankreichs gewesen. Diejenigen, die Alles gleich machen wollen, fürchtet er als die schlimmsten Feinde seines Vaterlandes. Was sie erstreben, ist die römische Centralisation, der lateinische Gedanke, der im römischen Kaiserreiche und nach ihm in der römischen Hierarchie sich verwirklicht hat. Ihm stellt sich die Freiheit und Individualität der Völker der Bibel — Gasparin versteht darunter die Protestanten — gegenüber. Nach ihrem Vorbilde möchte er die Franzosen umformen. Als Anhänger Louis Philippe's und überhaupt der konstitutionellen Monarchie haßt er die „roten" Republikaner nicht minder als die Cäsaren. In der Republik Washington's würde er sich vielleicht am glücklichsten fühlen, aber er erkennt mit tiefem Schmerze, daß diese Regierungsform bei den Franzosen die geringste Aussicht auf Ausführung und Dauer haben würde. In eindringlichsten Worten predigt er seinen Landsleuten Alles, was wir ihnen immer gewünscht haben: Mäßigung, Pflichtgefühl, das Bewußtsein eigener und fremder Würde, Bewahrung ihrer Freiheit und Achtung vor der Unabhängigkeit Anderer. Zuweilen, wie dies bei einer zwei Bände starken Bußpredigt nicht gut zu vermeiden sein dürfte, tritt eine gewisse Eintönigkeit ein, der Redner wiederholt sich, der Strom versandet: überall aber empfindet der Leser die Ergriffenheit des Verfassers, er ist ganz bei der Sache mit Begeisterung, Hingebung und Treue.

Ja, wenn ein Johannes Baptista, wenn die Propheten

ein Volk retten könnten! Ist die „lateinische Krankheit“, wie Gasparin meint, schon bis zum Herzen Frankreichs vorgedrungen, was helfen dann Worte, Vorschläge, Verbindungen der Friedensfreunde? Das Eifern gegen den historischen Fatalismus wendet ihn nicht ab. Frankreich ist nun einmal das „lateinische“ Volk geworden, es ahmt, so viel es kann, der Antike nach; in seiner Herrschsucht und seiner Centralisation den Römern, in seinem gesellschaftlichen Leben den Griechen. Kann man die Geschichte rückwärts drehen? Nach Gasparin's Ansicht war es ein erster Schritt zum Abgrund, daß Frankreich sich von der Reformation im sechzehnten Jahrhunderte abwandte und nicht Coligny, sondern den Guisen folgte. Aber wie sollte im neunzehnten Jahrhundert der Protestantismus erobern, was er im sechzehnten nicht festhalten konnte? Die Mehrzahl der Franzosen ist, wie die der Spanier und Italiener, nicht für das Evangelium im Sinne Luther's, Zwingli's oder Calvin's geschaffen. Nach dieser Richtung hin ist von der allgemeinen philosophisch angehauchten Bildung ein größerer Segen, eine tiefere Wirkung zu erwarten, als von einem bestimmten religiösen Bekenntniß. Die Erschöpfung, den Verfall Frankreichs erkläre ich mir aus der Verschwendung seiner Kräfte im Revolutionszeitalter. Eine gewaltige Anspornung wird immer durch eine Reaktion, bei dem Einzelnen, wie bei ganzen Völkern, gebüßt. Was für die Italiener die Renaissance, für die Deutschen die Reformation, ist für die Franzosen die Revolution geworden. Wichtiger und bedeutsamer als die Bildung einer Friedensliga wäre in Frankreich die Bildung von Charakteren, von Männern, welche den Tollheiten der Pariser zu widerstehen wissen. Die Franzosen gleichen einer Heerde, sie folgen der Glocke des Leitviehs. Hierin liegt die Zukunft des Volkes beschlossen. Wird die Mehrheit sich nach wie vor von einer wenig zahlreichen,

aber desto lauteren und frecheren Minderheit das Gesetz vorschreiben lassen — am 24. Februar 1848 ein republikanisches, am 2. Dezember 1851 ein cäsarisches, am 18. März 1871 ein sozialistisches — oder wird es ihr widerstehen und sie zur Ordnung zwingen? Für eine solche Umwandlung der Charaktere, eine solche Aenderung der öffentlichen Sitten lassen sich keine Vorschläge machen, sie können nur aus der Reue, wie Gasparin sagt, oder aus der Selbsterkenntniß, wie ich lieber sagen möchte, entspringen. Und auch dann werden sie sich nur sehr allmählig, in langen Zwischenräumen vollziehen.

Die Lehre Darwin's von der Entstehung und Verbesserung der Arten, mag sie nun wahr oder irrthümlich sein, setzt einen tausend und abertausendjährigen Zeitraum für die Entwickelung voraus. Aus dem Geschlecht der Franzosen, das seit 1848 die Geschicke des Landes „macht", wird sich kein Geschlecht von Catonen und Wilberforce's erziehen lassen. Es würde schon für sie wie für uns und die ganze Menschheit ein wunderbarer Glücksfall sein, wenn sich, da in Frankreich Alles Copie geworden, die Periode von 1815—1830 wiederholen wollte: nicht in Aeußerlichkeiten, nicht in der Aufrichtung eines Thrones für Heinrich V., sondern in der Sammlung der Gemüther, in dem Ernst der Studien, in dem Drang nach Wahrheit, in der Begeisterung für das Ideale. Vielen dürfte diese Hoffnung schon als der Traum eines goldenen Zeitalters, der gar nicht bestimmt ist, Wirklichkeit zu werden, erscheinen: so tief ist das Vertrauen auf eine innere Wiedergeburt Frankreichs gesunken. Aber man soll von der Lebensfähigkeit und Triebkraft einer großen Nation auch nicht allzu gering denken. Als Lysander der Spartaner, am Tage des Sieges von Salamis, unter schallender Musik die stolzen Mauern Athens brechen ließ, war die Macht und Herrlichkeit dieser

einzigen Stadt für alle Zukunft dahin: und bei alledem was hat sie noch erlebt, gelitten, gethan und geleistet! Durch welche ungeheueren Wechselfälle ist das alternde cäsarische Rom, vom Sturz des Commodus bis zur Aufrichtung der Barbarenreiche, doch immer in tragischer Majestät, geschritten! Das Jahr vom 15. Juli 1870 bis zum Sommeranfang 1871 hat Frankreich nicht den Untergang gebracht: es hat nur sein Übergewicht gebrochen. Die nächste Zeitepoche wird nicht von dem gallisch-lateinischen Gedanken, sondern von germanischer Art und Weltanschauung ihr Gepräge erhalten. Keine Predigt, keine Umwandlung Frankreichs wird diese Bewegung aufhalten. Auf dem ewig sich drehenden Rade des Glücks sind jetzt die germanischen Völker: die Deutschen, die Nordamerikaner, die Engländer, oben, die lateinischen unten. Ist den letzteren noch eine Erhebung und Erneuerung bestimmt, so scheint es fast, als ob das Gesetz, welches ihre frühere Entwickelung gelenkt hat, sich von Neuem geltend machen würde. Zuerst erlangte Italien im Mittelalter eine neue Blüte, eine neue Freiheit, dann gewann Spanien die Weltmacht; zuletzt kam die Herrschaft wie die Kunst an Frankreich. Haben nicht jetzt von allen Völkern lateinischer Race die Italiener die beste Aussicht auf eine glorreiche Zukunft?

Die schwarzen Wolken am Horizont Frankreichs zerstreut kein Prophet, kein Wunderstab Mosis. Die Worte Gasparin's werden in der Wüste verhallen. Die Verständigen werden sie billigen, einige tiefer gestimmte Gemüther von ihnen ergriffen werden; aber die Dinge und Leidenschaften werden außerhalb dieses heiligen Kreises ihren schicksalsvollen Lauf vollenden. Gasparin täuscht sich über die Macht der menschlichen Willensfreiheit. In diesen großen weltumfassenden Verhältnissen hört die Freiheit auf, die Notwendigkeit regiert. Für unsern Verstand ergiebt sich scheinbar die Möglichkeit einer Wahl zwischen

links und rechts. Wir fragen: warum hätte die wahnwitzige Kriegserklärung nicht vermieden werden können? Wir begreifen eben nur die Dinge innerhalb dieses Rahmens, weil wir nicht die Fähigkeit besitzen, die verborgenen Ursachen alle zu überschauen, welche mit unabwendlicher Nothwendigkeit die schließliche Wirkung herbeiführen. Dennoch aber scheidet man von dem Buche des „Christen" Gasparin in einer reineren und gehobeneren Stimmung, als von dem Ähnliches erstrebenden Werke des „Philosophen" Renan. Während Renan feige die Waffen von sich wirft und bitter ausruft: „Wehe dieser Welt! möge sie verlaufen, wie sie will!" ergreift Gasparin in dem alten streitbaren hugenottischen Sinn den geborstenen Schild, das halb zerbrochene Schwert und feuert seine Landsleute an: „Zum Kampfe gegen den bösen Feind in uns! Betet und arbeitet für die Freiheit und den Frieden!" Können wir Deutsche uns und den Franzosen etwas anderes zurufen und etwas Edleres wünschen?

Die französische Komödie und das deutsche Theater.

Juli 1872.

Nicht immer werden sich Deutsche und Franzosen feindlich gegenüberstehen; nicht immer werden wir Worte der Bitterkeit und des Hasses gegen einander ausstoßen; nicht immer wird der Ruf Barbaren, der uns von Paris entgegenschallt, mit dem Vorwurfe: ruchlose Anstifter dieses Krieges! erwidert werden. Wo jetzt nur zu gerechte Erbitterung unsern Geist noch trübt und unser Gefühl verwirrt, wird dann die Sonne des Friedens die Vorzüge eines jeden Volkes in einem um so helleren Glanze wieder strahlen lassen. Wahrscheinlich

wird seiner alten Gewohnheit getreu das deutsche Volk in jenen Tagen am bereitwilligsten sein, die Tugenden, den Geist und den Geschmack der Franzosen huldigend anzuerkennen. Von wesentlichem Einfluß auf unsere Sinneswandlung wird wie früher so auch in naher Zukunft die französische Komödie sein; was die Marschälle und Soldaten, die Kaiser und Republikaner verloren, werden die Komödiendichter wieder einbringen.

Wären die Franzosen nicht durch die Napoleons-Legende in eine so vollkommene Täuschung über ihre eigene Geschichte und Kulturentwickelung geraten, so müßten sie einsehen, daß ihre Komödie eine viel bessere Waffe zur Welteroberung gewesen ist, als ihr Schwert. Ihr Ludwig XIV. hat sein Hochstädt, ihr Napoleon sein Waterloo gehabt, niemals aber haben Molière oder Beaumarchais solche Niederlagen erlitten. Auf welcher Bühne auch „Tartüffe“ und die „Hochzeit des Figaro“ erscheinen mögen, sie werden die Lacher für sich haben. Wie viele tugendhafte Frauen und weise Männer haben die Köpfe über die „Cameliendame“ und über „Demimonde“ geschüttelt, ganz haben sie sich dennoch dem theatralischen Zauber dieser Schöpfungen nicht entziehen können. Zum Fluchen waren sie gekommen, und wenn auch nicht mit einem Segensspruch, sind sie doch mit einer ihrem ästhetischen Gewissen abgezwungenen Anerkennung geschieden. Denn was offenbart sich in der französischen Komödie, was ist trotz unseres moralischen Unwillens, trotz der Verletzung der sittlichen und nur zu oft der künstlerischen Gesetze ihre geheime Magie? Was sie uns giebt, ist wirkliches Leben, Spiegelbild einer wirklichen Gesellschaft, ihre Handlungen spielen nicht nur auf den idealischen Brettern, sondern in der unmittelbaren Gegenwart; das deutsche Lustspiel dagegen, wenige Ausnahmen abgerechnet, bewegt sich in einer Schablonenwelt von guten alten Vettern,

mürrischen Oheimen, gefallsüchtigen Tanten und verliebten Jünglingen und Mädchen. Wie sehr wir über Einzelheiten im französischen Lustspiel erstaunen, über die fast beständig wiederkehrende Zuspitzung des Ganzen auf den Ehebruch erschrecken, von der süßlichen Empfindsamkeit des Ausganges unbehaglich berührt werden mögen, immer springt uns nationales Denken, Dichten und Trachten entgegen. Die Geschichte der französischen Komödie ist die Geschichte der französischen Gesellschaft.

Kein Volk kann eine so lange, so ununterbrochene Reihe dramatischer Schöpfungen aufweisen, als das französische. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum heutigen Tage ist seine komische Muse nie verstummt; weit hat es das spanische und englische Theater, die damals mit ihm entstanden und in kurzer Zeit es überflügelten, hinter sich gelassen. Um 1650 ist die Bühne Shakspeare's tot, um 1680 die Calderon's. Spanier und Engländer fangen an, ihre Vorbilder bei den Franzosen zu suchen. Von uns Deutschen ist auf dem Gebiete der Litteratur und nun gar der dramatischen erst hundert Jahre später die Rede. Wer vermöchte in den beiden Lustspielen des Andreas Gryphius, in den Trauerspielen Lohenstein's auch nur einige Züge des wirklichen deutschen Lebens jener Tage zu entdecken? Dagegen konnte kein Schüler, kein guter Bürger der Stadt Paris Molière's „Précieuses ridicules“ sehen, ohne die Urbilder, auf die sie zielten, und die Schwächen und Thorheiten, die sie geißelten, zu erkennen. Wenn die französische Ritterschaft für Corneille's „Cid“ sich begeisterte und Richelieu ihn von seinen besoldeten Schreibern angreifen ließ, geschah weder das Eine noch das Andere aus rein künstlerischen Ursachen und Empfindungen. Zur tiefsten Empörung des Adels hatte Richelieu den Zweikampf wiederholt mit dem Tode bestraft: Corneille's Schauspiel ist eine

Verherrlichung des Zweikampfes, des Widerstandes der Aristokratie gegen die Willkür eines Ministers; im schärfsten und besten Sinne des Wortes war es „zeitgemäß". Die Natur hat den Galliern das Talent der geistreichen und spitzfindigen, der hochtrabenden und leidenschaftlichen Rede und, wie zur Verstärkung desselben, ein schauspielerisches Gebahren im hervorragenden Maße verliehen. Schon die Alten haben dies bemerkt. Im Gegensatz zu der düstern Leidenschaftlichkeit des Spaniers, die immer eine gewisse steife und stolze Förmlichkeit bewahrt, ist die des Franzosen, auch im wildesten Ausbruch, grotesk, schrecklich und lächerlich zugleich: die Franzosen tanzen um die Guillotine, die Spanier schauen ernst und unbewegt auf die Scheiterhaufen der Juden und Ketzer. Im Lustspiel äußert sich diese Verschiedenheit des Empfindens darin, daß die spanische Komödie meist einen bittersüßen, durch die außerhalb der Dichtung liegende, unumschränkte und unantastbare Gewalt der Sitte und des Vorurteils bedingten Schluß hat, während das französische Lustspiel gerade im Angriffe auf das Bestehende seine Kraft entwickelt und der allgemeinen Stimmung gegen das Gesetz zum Siege verhilft. Der Schluß des „Tartüffe", wo der Eingriff des Königs Alles in's Gleiche rückt, ist viel getadelt worden und doch spricht er nur die Stimmung des Zeitalters aus: Ludwig XIV. ist mehr als das Gesetz, seine königliche Allgewalt ist den Franzosen lieber, als die Herrschaft der Gesetze. Daß um 1750 ein französischer Graf ein Mädchen aus niederem Stande heiraten könnte, ist nach keinem Gesetze und keiner Sitte gestattet — und doch bildet diese Handlung den Inhalt von Voltaire's Lustspiel „das besiegte Vorurteil". Wie auf dem Gebiete der Sitte, so auf dem der Mode. Ein Mann als zärtlicher Liebhaber seiner Frau hat für die Franzosen des Rococo eine unbeschreiblich lächerliche Seite. La Chaussée

wagt in seinem „Préjugé à la mode“ diese Neigung wieder zu Ehren zu bringen. Jeder, der mit unbefangenem Blick auf die gesellschaftlichen Zustände der Zeit Molière's „Femmes savantes“ gelesen, wird die Ungerechtigkeit und Übertreibung, selbst die teilweise Gehässigkeit der Satire zugestehen, aber die Komödie vertritt ein natürliches Gefühl gegenüber der Verbildung der Mode. Die spanische Komödie ist in bestimmten engen Formen eingeschlossen und kann aus dem Rahmen und den Anschauungen einer ausschließlichen Gesellschaft nicht heraus: sie ist nicht entwickelungsfähig und wandelbar; die Rojas', Calderon's, Moreto's sterben aus, als die spanische Ritterschaft entartet und neue Zustände eintreten. Die französische Komödie dagegen verwandelt sich mit dem Boden, aus dem sie entspringt, sie macht alle Phasen der französischen Gesellschaft durch, sie ist in des Wortes „verwegenster Bedeutung“ fortschrittlich.

Und nicht erst seit gestern. Schon in den Farcen und Moralitäten des Mittelalters bricht sich dieser Grundzug des französischen Wesens Bahn. Nicht immer sind diese Stücke von Zoten und Zweideutigkeiten erfüllt, hänseln nicht immer einen armen Mönch oder einen lüsternen Pfaffen; zuweilen wagt sich der kecke Dichter gegen den Adel, die Bedrückung des armen Volkes, die schlechte Justiz vor; indem diese mittelalterlichen Komödien uns ein farbiges und umfassendes Bild der Bürgerschaft und des Handwerks, der Bauern und Arbeiter entrollen, scheuen sie auch nicht vor der schwierigeren und gefährlicheren Aufgabe zurück, uns hier und dort in Anspielungen und Reden die Bestrebungen und Wünsche dieser Klassen zu offenbaren. Die Farcen und Sottisen, die Ludwig XII. zu Paris von den Gerichtsschreibern gegen den Papst Julius II. aufführen ließ, sind das Stärkste, was je auf einer öffentlichen Bühne gegen die päpstliche Gewalt gesagt

worden ist. Mit dem Feldzuge Karl's VIII. nach Italien trat umwandelnd, erneuernd, voll wunderbarer Schöpfungen, die französische Gesellschaft in ihren Tiefen umwühlend, die mittelalterliche Form des Lebens vernichtend, die italienische Renaissance in Frankreich ein. Zuerst kommen die Künstler, Baumeister, Bildhauer, Maler: der Hof Franz' I. hat ein halbitalienisches Gepräge; nicht nur jenseit der Berge malen Raphael, Tizian, Andrea del Sarto für ihn; in seiner Nähe weilen Leonardo da Vinci, Primaticcio, der ihm das Märchenschloß zu Fontainebleau baut; Benvenuto Cellini, der in Gold und Silber für ihn arbeitet. Von dem Königsschloß verbreitet sich dieser Einfluß in die Burgen des Adels, die Häuser des Bürgertums; er wächst, als zwei Frauen aus der Familie der Medici, Katharina und Maria, bald nach einander Königinnen von Frankreich werden. Italienische Edelleute und Abenteurer, Poeten, Astrologen, Wechsler, Komödianten strömen über die Alpen. In wenigen Jahren bricht die mittelalterliche Bühne zusammen; sowohl der Geschmack und die Teilnahme des Publikums, als die Gunst der Geistlichkeit und des Parlaments wenden sich von ihr ab. Im Stil der Tragödien des Seneca und der Lustspiele des Terenz, die in italienischen Übersetzungen und Bearbeitungen das Staunen der Gebildeten erregen, versuchen Jodelle und Pierre Larivey zu dichten. Die Komödien des letzteren schließen sich auf's Engste an italienische Vorbilder an, was den Plan der Handlung und den Hauptfaden des Dialogs betrifft; in allen Einzelheiten sind sie französisch gekleidet. Die stehenden Masken der italienischen Komödie, die ihr auf die Dauer eine unergründliche Langeweile geben, hat er glücklich vermieden, seine Gestalten sind lebendiger und origineller; die Luft, die in seinen neun Lustspielen weht, atmet etwas von jenem Geist und jenen Stimmungen aus, welche die Mischung von

französischer und italienischer Bildung in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in den großen Städten, den prächtigen Schlössern des Landes erzeugte: italienische Renaissance auf den uralt kräftigen Stamm gallischen Volkstums gepflanzt. Die französische Politik ist durch zwei Phasen geschritten, ehe sie ihren durchaus nationalen Charakter gewann, die italienische und die spanische. Mehr als einmal haben die Bürger von Paris gerufen, lieber wollten sie spanisch werden, als dem Ketzer Heinrich von Navarra sich unterwerfen. Der Hunger und die Pöbelherrschaft zwangen sie dann endlich doch zur Aufnahme des so lang Gehaßten. Dieselbe Wandlung macht das Theater durch. Männer und Frauen tragen nicht nur bis zu Richelieu hin die spanische Tracht mit Vorliebe, auch der spanische Ehrenpunkt, der spanische Zweikampf, der phantastische Stolz des Castilianers dringen in den französischen Geist ein. Rotrou, vor Corneille der größte Dramatiker der Franzosen und an Phantasie und theatralischer Kraft den meisten seiner Nachfolger überlegen, steht ganz und gar auf spanischem Boden. Mit wenigen Ausnahmen lassen sich seine „Tragikomödien“ sämmtlich auf spanische Muster zurückführen; und wie lange und mächtig sich diese italienischen und spanischen Einflüsse auf der französischen Bühne behaupteten, beweist am unwiderleglichsten Molière, der mehr als einmal aus ihrem Brunnen geschöpft: die Fourberies de Scapin sind eine italienische Maskenkomödie; le festin de Pierre ist Tirso de Molina's „Don Juan“, la princesse d'Elide Moreto's „Trotz wider Trotz“.

Die französische Gesellschaft, wie wir sie verstehen, mit ihrem Mittelpunkt Paris, mit ihrer Ausstrahlung und Anziehungskraft auf Europa, datirt von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Groß war ihr König Ludwig XIV. mit seinen Feldherrn und Staatsmännern, größer ihre Litteratur.

Während die italienische und die spanische Dichtung traurig hinwelkten, kam die französische als ihre glänzende Erbin auf. In ihr schienen alle Blütenkeime der lateinischen Völker in einer edleren, dem Altertum entnommenen Form vereinigt zu sein. Weit übertraf das Theater Corneille's, Racine's, Molière's jede andere Bühne der Welt. Kaum in seinem Vaterlande kannte man noch Shakspeare. Trotz ihres hohen Selbstgefühls waren die Spanier geneigt, die Dichtungen Lope's und Calderon's für gutgemeinte, aber mißlungene Versuche eines barbarischen Zeitalters zu halten. Es war nicht allein, wie man oft und falsch geurteilt hat, das Bestechende, Glatte, Regelmäßige, Verständliche des französischen Lustspiels, das die allgemeine Bewunderung erregte: man sah in ihm ein Abbild der wirklichen, der besten Gesellschaft. Wer wüßte noch viel von den ersten „Marquis" im Garten von Versailles; von den gelehrten Damen und den dummstolzen Ärzten; von dem Bürger, der, weil er reich ist, gern ein Edelmann sein möchte; von den Parlamentsräten und den Tartüffe's, von dem Hofe und der Stadt Ludwig's XIV. ohne Molière? Die ideale Seite jenes Lebens erscheint unter griechischen und römischen Masken in den Trauerspielen Racine's, die reale in Molière's Komödien. Ist dieser einzige Mann auch von seinen Nachfolgern nicht erreicht worden, seinem Grundsatz: die Sitten zu schildern und, indem man ihre Schwächen und Thorheiten aufdeckt, zu ihrer Besserung beizutragen, sind Alle treu geblieben. Regnard giebt uns den jungen, vornehmen Spieler, den leichtsinnigen, ungläubigen Edelmann aus der letzten Zeit des großen Königs, der unter der Regentschaft als „Roué" seine Rolle spielen und seinem Gang durch Europa beginnen wird. Die Schulden des Regenten und die Finanzspeculationen Law's bringen ein Geschlecht von Geldmenschen an die Oberfläche der französischen

Gesellschaft, das bisher nur im Dunkeln, beinahe maulwurfs-artig, seine halb mit Neid, halb mit Abscheu betrachteten Wuchergeschäfte geübt. Le Sage's „Turcaret" ist für die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in dem großen Bereich dessen, was wir jetzt die Börse nennen, dasselbe, was Balzac's „Mercadet" für das Bürger-Königtum Louis Philippe's. Nichts fehlt dieser Komödie des Geldes: da ist der bürgerliche Geldmann, der in Millionen, und der gemeine Wucherer, der mit Hunderten arbeitet; um ihn, wie um einen Honigtopf die Wespen, schwirren die Marquis und die Chevaliers, die vornehmen jungen Wittwen, an denen der geübte Blick schon den bekannten Pfirsischstich bemerkt, die im Spiel ihr Geld verschwenden und nun auf den genasführten reichen Liebhaber angewiesen sind, zuletzt erscheint die Modewaarenhändlerin, um das Gesellschaftsbild zu vollenden. Tiefer in den Bürgerstand hinab steigt zu derselben Zeit Allainval's „école des bourgeois". Frau Abraham sucht für ihre Tochter Benjamine einen Mann von altem Adel und glaubt ihn in dem Marquis Moncade gefunden zu haben. Man wäre versucht, an eine Satire auf die Gegenwart zu denken, wenn das Stück nicht am 20. September 1728 zum erstenmal aufgeführt worden wäre und jetzt längst zu den vergessenen gehörte. Das künstliche Arkadien, die Spielerei mit zierlichen Worten, das galante Wesen der Männer, die kokette Art der Frauen, die Watteau gemalt, diese „Liebe aus Geschmack" — l'amour par goût nach Stendhal's Einteilung der Liebe — schildern zwei Komödiendichter: Marivaux nach der scherzhaften, Pierre de La Chaussée nach der sentimentalen Seite hin. Zwischen der politischen Nichtigkeit der Bürgerschaft um 1730 und der aufregenden Broschüre von Sieyès: „Was ist der dritte Stand?" beim Ausbruch der Revolution steht mitten inne ein Lustspiel: „le philosophe sans le savoir", Sedaine's

Meisterwerk. Die Bühne stellt zum erstenmal das Haus eines Kaufmanns dar, scharf und bestimmt ausgesprochen bilden die Gegensätze der Stände die Handlung der Komödie. Den Schluß dieser Reihe macht ein Weltereigniß: „le mariage de Figaro". Darüber hinaus konnte im Reich des holden Scheins kein Schritt gewagt werden, hier hatte das Land des Ideals seine Grenze, jenseits lag die schaurige Welt der Thatsachen, der Revolution.

„En faveur du badinage
Faites grâce à la raison —"

läßt Beaumarchais seine Susanne am Schluß des tollen Tages singen: es ist das Losungswort der französischen Komödie.

Die Revolution zerstörte die alte Gesellschaft und nur allmählig entwickelte sich unter den Trümmern der zusammengestürzten Welt froh eine neue. Während des Schreckens war der komischen Muse der Stoff ausgegangen. Vor allen anderen Revolutionen war die französische für die Zeitgenossen „eine ernsthafte Bestie." In Robespierre's Paris wäre die Posse des Aristophanes eben so unmöglich gewesen, wie die Caricaturen des „Punch". Der Idealstaat der Anhänger Rousseau's beruhte auf Tugend, Mäßigkeit und Schamhaftigkeit. In ihm ist kein Raum für Thalia. Kaum aber vereinigen sich die ersten Elemente des Friedens und der Ordnung, der Bildung und des Luxus wieder zu festeren Gestaltungen, so ist auch die Komödie lachend da. Unter dem durchsichtigen Schleier einer Begebenheit aus der portugiesischen Geschichte, offenbart Lemercier den Parisern das Geheimnis der „Verschwörungen", die Kunst, sie einzufädeln und zum glücklichen Ausgang zu führen. „Pinto", oder „der Tag einer Verschwörung", am 21. März 1799 aufgeführt,

spiegelte gleichsam in einem wunderbaren, phantastischen und lächerlichen Bilde Alles wieder, was die Pariser, so viel ihrer noch übrig waren, vom Bastillenthurm bis zum Kartätschenpuff des General Bonaparte schaudernd selbst erlebt. Und wenn Pinto ausruft: „Diese Minute wird eine jahrhundertlange Tyrannei vernichten! Die Tyrannei . . Unglücklicher, und wenn du eine neue gründetest! . . Wohl, andere Hände werden sie zerbrechen. So verläuft die Welt!" — welch' eine Philosophie der Revolution konnten die darin erkennen, die Auge und Ohr dafür hatten!

Ich halte inne. Jeder wird leicht aus den Schöpfungen der jüngsten Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart dieselben Schlüsse ziehen können. Noch heute, wie unter Molière's und Le Sage's Hand, ist diese Komödie der getreueste Spiegel der großen Nation. Einem dieser Lustspieldichter, Molière allein, hatte es die Muse gegeben, das Höchste zu schaffen; im Allgemeinen wird man sonst der französischen Komödie nur eine zweite Stelle auf dem Parnaß einräumen. Sie erreicht weder die Possen des Aristophanes, noch das phantastische Lustspiel Shakspeare's; der Genius des französischen Volkes ist eben nicht fähig, das griechische und germanische dichterische Ideal ganz zu begreifen und zu genießen. Von diesem Ideal gilt des Dichters Spruch:

Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Umgekehrt hat die französische Komödie gerade in dieser „menschlichen Bedürftigkeit" ihre kräftigsten Wurzeln. In ihr kommt der Genius dieses geistreichen und eitlen, hochbegabten und flatterhaften Volkes zu seinem glücklichsten und vollendetsten Ausdruck. Gewiß, sie ist keine „göttliche" Komödie,

aber die größte und umfassendste „irdische“ Komödie: la comédie humaine, eine Wunderthat des Geistes, der kein Volk eine ähnliche zur Seite stellen kann.

Wie verhält sich nun ihr gegenüber das deutsche Theater?

Beinahe könnte man sagen, so alt das deutsche Theater ist, so alt ist der Einfluß der französischen Komödie darauf. Lange, ehe Gottsched die Nachahmung der Franzosen anpries; ehe die Neuberin auf einem „regelmäßigen“ Theater die deutsche Plumpheit zur französischen Zierlichkeit umzuwandeln versuchte, bestand unsere ganze dramatische Kunst in Übersetzungen Corneille's und Racine's, Molière's und Regnard's; verließen einmal die wandernden Schauspielertruppen ihre Stegreifskomödien und Hanswurstpossen, so wußten sie nichts Besseres als etwa Corneille's „Polyeucte“ oder Molière's „Don Juan“ darzustellen; freilich mit rohen Zuthaten und tollen Übertreibungen, aber diese Schauspiele waren doch auch für sie ein Höchstes der Kunst. Diese Thatsachen erklären sich leicht. Nicht nur unserm Reichtum und Wohlstande, auch unserer Kunst und Bildung hatte der dreißigjährige Krieg eine unheilbare Wunde geschlagen. Um mehr als ein Jahrhundert hatte er uns hinter Spanier und Italiener, Engländer und Franzosen zurückgeworfen. Die Verwilderung und das Elend des Volkes waren erst mit dem Ausbruch des Krieges gekommen; aber der wilde, trübe, düstere Zug herrschte schon seit dem Tode Maximilian's II. beängstigend im deutschen Gemüt vor. Die Jesuiten fingen an, sich in Baiern und Steiermark einzurichten. Dreißig Jahre, ehe sie in einem fürchterlichen Sturz niederging, schwebte die Gewitterwolke unheimlich über Deutschland. In dem gehässigen Streit der Theologen erstickten alle Blüten einer freieren und schöneren Kunst. Dennoch war damals unser Theater in seinen rohen Anfängen auf dem richtigen volkstümlichen Wege. Wenn

Jakob Ayrer in der „schönen Phänicia“ und in der „schönen Sidea“; der Herzog Julius von Braunschweig in der „Tragödie von einer Ehebrecherin“ Stoffe behandelten, die Shakspeare seiner nicht unwürdig fand, so beweist dies doch — wie gering die Kunst der Deutschen sein mag, wie hoch wir den Einfluß der englischen Schauspieler, die damals Deutschland durchzogen, anschlagen mögen — das richtige Gefühl, den rechten Drang nach einem Volksschauspiel. Statt diese Keime auszubilden, zertrat sie das Geschick. Von dem in Rohheit und Not versunkenen Volke wandte sich die Dichtung ab, nur innerhalb des Kreises der Gelehrsamkeit schien sie noch eine Zuflucht zu finden. Aber die dramatische Kunst kann unter einem solchen Banne nicht gedeihen. Vor Allem ist sie eine demokratische Kunst. Ohne ein zuschauendes Volk giebt es keine Bühne, kein Drama. Nur in der Gegenwart, nur in der unmittelbarsten Berührung mit allen Interessen, Stimmungen, Neigungen des Tages und der Zeitgenossen gedeiht das Theater. Wer diesen Faden zerschneidet, tötet ihm seinen Lebensnerv.

In dem Jahrhundert von 1650 bis 1750 hat Europa ein einziges wahrhaft allgemeines Theater gehabt: das französische. Außer der Oper und der improvisirten Komödie, die noch überdies an die stehenden, schwer unter einen andern Himmel zu versetzenden Masken gebunden war, besaß Italien weder Trauerspiel noch Lustspiel, die über die Berge mit Erfolg hätten wandern können. Das spanische Theater, ein gewaltiger, Goldsand in seinen Wogen dahinwälzender Strom, fing allmählig zu versiegen an; die Bühne Shakspeare's war geschlossen. Anders die französische, sie öffnete sich gleichsam allen Völkern und vermittelte der Welt die allgemeinen Ideen. Wie im französischen Volke sich römische, celtische und germanische Elemente am stärksten gemischt haben, so erscheint in seiner Kunst Antikes

und Modernes am innigsten verschmolzen. Der Hauch und Duft der Weltkultur weht darüber hin, gerade wie im Ausgang des Mittelalters über die italienische Renaissance. Bei scharf ausgeprägter Individualität, bei lebendigem Volkstum doch ein allgemeiner Zug, der unwillkürlich fesselt. Zur Vollkommenheit bildet sich diese Mischung auf der Bühne aus. Die spanischen und englischen Schauspiele haben und hatten noch mehr für jene Epochen bestimmte Schranken, über die sie nicht hinauskamen und kommen. Leicht und natürlich dagegen schmiegt sich ein französisches Theaterstück auch einem fremden Volke an. Welche Fülle des Spottes ist über Corneille's und Racine's Tragödien ausgegossen worden; wie ärmlich erscheinen sie neben Shakspeare und Lope de Vega! Und doch wird jede Hofgesellschaft noch heute sich behaglicher und wohler mit „Britannicus" und „Cinna", als mit „Hamlet" oder mit den Helden des „Sterns von Sevilla" zusammen fühlen.

In noch höherem Grade gilt dies von der französischen Komödie. Sie hat seit Molière ein Ziel verfolgt, auf den verschiedensten, verschlungensten Wegen: das Ziel, die Sitten ihrer jeweiligen Zeit zu schildern. Hierdurch ist die französische Komödie die Herrin aller Bühnen geworden. Weder das englische noch das spanische Lustspiel kann mit ihr wetteifern; sie ergehen sich in einem phantastischen Garten der Schönheit und der Laune; die französische Komödie steht immer in der unmittelbaren Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit mag bei uns, bei den Engländern, bei den Italienern eine andere Färbung haben, aber in ihrer Grundlage ist sie dieselbe wie bei den Franzosen. Mit dem Fortschritt der Bildung verschleifen sich bei allen civilisirten Völkern die Trachten, die Verhältnisse des Lebens; eine allgemeine Ähnlichkeit der Erscheinung tritt ein. Gerade in dem Augenblicke, als diese

Bewegung aus dem eng Nationalen zum allgemeinen Menschlichen sich geltend zu machen anfing, blüte die französische Komödie auf. Ein reiches, mannigfaltiges, großartiges Leben; zwei Gegensätze, die sich doch zugleich immer wieder berührten und ergänzten, den Hof und die Stadt, sah sie sich gegenüber. Indem sie scheinbar nur die Wirklichkeit abschrieb, gab sie derselben eine hellere Farbe, eine schönere Form. Überall konnte sie auf ein dankbares Publikum rechnen. Waren die gelehrten Frauen, die windigen Marquis, die jesuitischen Tartüffe's im siebzehnten Jahrhundert etwa nur französische Produkte; waren sie nicht überall zu finden? Wurde es nicht bald in der vornehmen Gesellschaft von Paris wie in der kleinsten deutschen Residenz ein lächerliches Vorurteil für den „Galanthomme“, seine Gattin zu lieben? Kamen diese jungen Herren, die spitzbübischen Diener, die naseweisen Kammermädchen, die alten Oheime, die guten Bürger, die gar zu gern, um hohen Preis, ein Herr Baron wären, die verheirateten Philosophen, die diesen „Fehltritt“ verbergen wollen; kam diese ganze bunte Welt des Kleinen und Alltäglichen dem Verständnis, der Teilnahme des Zuschauers nicht auf halbem Wege entgegen? Wie sehr man auch die Kunst Molière's, Regnard's, Dancourt's, Destouches', Marivaux', Le Sage's, La Chaussée's bewundern mag: klar ist auf der andern Seite doch, daß diese Entwickelung der französischen Komödie nur durch ihr Vorbild, die allseitige Ausbildung der Pariser Gesellschaft, bis in ihre feinsten Beziehungen, möglich war.

Uns fehlte die Gesellschaft wie die Kunst; es ist natürlich, daß wir an die nächste und reichhaltigste Quelle schöpfen gingen. Ich kann es Gottsched nicht verargen, daß er uns in die Schule der Franzosen schickte. Wohin hätte er uns weisen sollen? An Shakspeare, den in seinem eigenen Vaterlande die Wenigsten auch nur dem Namen nach kannten, dessen

Schauspiele längst von den Bühnen verschwunden waren? An die Spanier? Aber zwischen dem protestantischen Deutschland und dem katholischen Spanien gab es in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch nicht den Schatten einer Berührung. Es waren zwei Welten, die einander nicht verstanden. Und da aus unserm eigenen Boden kein Genius auferstand, waren uns die Franzosen als Lehrer und Bildner die nächsten und ersten. In ihnen fand nicht nur Gottsched, sondern weitaus die Mehrzahl der Gebildeten im ganzen Europa die Erneuerer der griechischen Kunst. Vor Molière trat Terentius, vor Racine Euripides in den Schatten zurück.

In dieser französischen Schule haben wir uns an das Regelmäßige, Schickliche, Maßvolle gewöhnt. Wie heftig und mit wie gerechtem Unwillen Lessing die französische Tragödie, im Gegensatz zu der englischen, bekämpfte, der französischen Komödie war er stets geneigt. Man kennt seine Vorliebe und Bewunderung für Diderot's bürgerliche Dramen. Von La Chaussée's „Melanide“ schreibt er: „Der Stoff, sagt man, sei aus einem Roman, Mademoiselle de Bontems betitelt, entlehnt. Ich kenne diesen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweiten Scene des dritten Akts aus ihm genommen ist, so muß ich einen Unbekannten, anstatt des de la Chaussée, um das beneiden, weswegen ich wohl, eine Melanide gemacht zu haben, wünschte.“ Stärker noch als sein Lob zeugen seine eigenen Lustspiele für seine Anerkennung der französischen Komödie. Den Jugendarbeiten wie der „Minna von Barnhelm“ dient die Anordnung, Einrichtung, das künstlerische Ziel der französischen Komödie zum Vorbild. Auch Lessing will dem Jahrhundert den Spiegel vorhalten; Verhältnisse, Charaktere der Gegenwart werden mit unübertroffener Meisterschaft dargestellt; der eben beendigte große Krieg bildet den wirkungsvollen Hintergrund. Auf dieser, von den Franzosen

und Lessing vorgezeichneten Bahn ist das deutsche Lustspiel geblieben. Zuweilen haben sich einzelne Dichter im romantischen Lustspiel versucht, aber eine dauernde Pflege ist dieser Form nicht zu Teil geworden; Bühnenerfolge hat sie nur vorübergehend errungen. Was auf Shakspeare's Brettern noch eine romantische Komödie war, wird auf den unsrigen zu Raimund's Zauberpossen.

Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, während der das deutsche Theater im raschen Aufschwung eine gewisse Höhe und künstlerische Vollendung erreichte — doch mehr in einem ausschließlich ästhetischen, als im nationalen Sinne — die Zeit des ersten napoleonischen Kaiserreichs, die ersten Jahre der Herrschaft der zurückgekehrten Bourbons sind für die dramatische Kunst der Franzosen nicht ausgiebig gewesen. Vollends erstarrte die Tragödie in den akademischen Formen. Aus der großen Zahl der Komödien können nur Sedaine's „der Philosoph, ohne es zu wissen“ und „die unvorgesehene Wette“, Beaumarchais' „Barbier von Sevilla“ und „Hochzeit des Figaro“, und Lemercier's „Pinto“ in Betracht kommen, wenn man die dramatische Dichtung der Zeit vom kulturhistorischen Standpunkt würdigt. Die Poeten des Kaiserreichs, die Picard und Alexander Duval, stehen nicht höher als Iffland und Kotzebue. Eine Komödie von dem künstlerischen Werte des „zerbrochenen Krugs“ von Kleist besitzt das damalige französische Theater nicht. Aber eine neue Gattung in dem großen Reich der Komödie fängt an sich zu entwickeln: die sogenannte historische Komödie. Collé's „Jagdpartie Heinrichs IV.“, die 1766 erschienen, ist die erste Komödie dieser Art — mit historischen Figuren, historischem Hintergrund — die allgemeinen Beifall gewann. Schon vor Scribe in seinem Stil ausgeführt, eine feine, verschlungene Filigranarbeit, zeigt Lemercier's „Pinto“ alle Vorzüge und

alle Schwächen der Gattung. Von demselben Lemercier ist ein „Plautus“ gedichtet worden; Duval hat einen „verliebten Shakspeare“, Andrieux „Molière und seine Freunde“ auf die Bühne gebracht. Unter dem Kaiser Napoleon war es eben so gefährlich, Satiren wie Komödien zu schreiben. Ein Mann, der noch in St. Helena erklärt hat, daß er den „Tartüffe“, wäre er unter seiner Regierung gedichtet worden, nicht zur Aufführung zugelassen hätte, war kein Freund einer freien und großartigen Sittenkomödie. Klein wie die Menschen um ihn, sollte auch die Komödie sein. Dennoch hat sich das deutsche Theater trotz Schiller's und Goethe's nicht von dem französischen Zauber und Einfluß loszumachen gewußt. Auf der Weimar'schen Musterbühne selbst stand ein Altar für die französischen Musen. Goethe überträgt in freier Weise Voltaire's „Mahomet“ und „Tancred“, Schiller übersetzt Racine's „Phädra“ und läßt sich bis zu Picard's „Neffen als Onkel“ herab.

Was wir damals unter solchen Führern nicht vermochten, uns von der französischen Komödie zu befreien, wie hätten wir es später erringen können, als durch die Romantiker, Victor Hugo und Alfred de Musset, durch Scribe und seine Genossen die französische Bühne, mit emporgetragen durch den Genius der Julirevolution, wieder die erste Europa's wurde! Die erste vor Allem auch dadurch, daß sie den andern eine unendliche Fülle des Stoffes bot. Seitdem haben wir alle Wandlungen der französischen Komödie mit erlebt: nichts ist uns erspart worden, was im Schein Pariser Theaterlampen zum Leben erwachte. Bald ist Berlin, bald Wien in dieser Aneignung und Bewunderung der französischen Komödie vorangegangen. An einem langen Echo hat es derselben nie gefehlt. Unserm Wesen ist das Lob und die Huldigung des Fremden eingewurzelt. Wir besitzen jene zwei hervorragenden Eigenschaften nicht, welche die Griechen und Römer, die

Franzosen und Engländer zu den wahren Herren der Welt gemacht haben: Nationalstolz und Ausschließlichkeit. Wir sind die Allerweltswanderer und Allerweltsbewunderer.

Unser Theater ist ein Kind des französischen, die Klage über den Einfluß der französischen Komödie stammt nicht von gestern. Läßt er sich brechen? Ist es wünschenswerth, daß er gebrochen werde?

Zwei Dinge zeichnen, gleich verständlich für den Laien wie für den Dichter, die französische Komödie aus. Es wäre thöricht, die Augen davor verschließen zu wollen. Nicht diese Vorzüge zu leugnen, sondern sie zu erwerben, muß unser Bestreben sein. Wie die französische Malerei, besitzt die französische Komödie eine meisterhafte Technik. Die lange Übung und Erfahrung der Bühne, eine zum Dialog wunderbar begabte und geschliffene Sprache, gewisse strenge, für jeden französischen Schriftsteller unverbrüchliche Stilgesetze bilden die Grundlage dieser vielgepriesenen „Mache“. Mit Recht gepriesen; denn nichts ist unerträglicher, als in einem Kunstwerk die einfachsten Formgesetze verletzt zu sehen. Versen, die keine Verse sind, die den Schiller'schen fünffüßigen Jambus ebenso verspotten, wie den Trimeter des Sophokles; einer Prosa, wie sie von gebildeten Menschen kaum in den alltäglichsten Beziehungen des Lebens so armselig und dürftig, so trocken und fehlervoll gesprochen wird, begegnet man bei den Franzosen nicht. Man tadle die Leerheit des französischen Verses; man erschrecke vor den Zweideutigkeiten, in denen sich zuweilen die französische Komödie gefällt, ein und ein ander Mal sogar behaglich wälzt: aber die Form ist immer gewahrt. Auf diese Dinge wird bei uns weder Fleiß noch Sorge verwandt. Die Reinheit und Klarheit der Sprache zu achten, gilt für einen akademischen Zopf. Wer Verse schreibt, wie Holz gehackt wird, wirft sich in die Brust und spricht mit Verachtung von der „schönen

Sprache" Schiller's. Nicht allein die niedrigsten Possendichter, selbst die Benedix, Girndt, Rosen suchen in einem plumpen Dialog etwas wie die beste Kopie der Wirklichkeit. Dagegen sieht denn freilich eine Scene Sardou's, des jüngeren Dumas', Augier's wie vom feinsten geschliffenen Krystall aus. Dies aber kann gelernt werden. Unsere Sprache ist weniger flüssig und weniger in sich selbst gleichsam witzerzeugend, als die französische; allein sie ist kräftiger und leichter für Jedermann in seinem Humor zugänglich. Ehe der Dichter mit rascher Hand ein „Theaterstück" fertigt, sollte er lernen individuell zu schreiben. Es handelt sich nicht um schöne Verse, sondern um eine gute, verständliche, geistvolle, mannigfaltig gefärbte Prosa für das Lustspiel, in der schon die Wendungen der Rede und der Satzbau das junge sentimentale Mädchen von dem alten cholerischen Oheim unterscheiden.

Schwieriger ist die Bühnenerfahrung der Franzosen zu erlangen; sie blicken eben auf eine zweihundertjährige, ununterbrochene, in denselben Bahnen sich bewegende Übung zurück. Eine Fülle von Vorbildern ist ihnen vorhanden. Nachlässigkeiten, wie sie sich bei uns durch das romantische Lustspiel eingebürgert und Geltung gewonnen haben, ließen sich ihre Meister nie zu Schulden kommen. Kaum jemals findet sich bei ihnen jenes verhängnisvolle Leerbleiben der Scene; ein Dekorationswechsel innerhalb eines Aktes ist unerhört. Erzählungen, welche die Handlung nicht fortführen, kennt die französische Komödie nicht; wie geschickt, die Spannung erregend, die Verwickelung schürzend, die Lösung vorbereitend, weiß sie aber dies Kunstmittel zu benützen. Gewiß, dies sind Kleinigkeiten, es sind die Handgriffe der Kunst. Ein Genius findet seinen eigenen Weg, für die mittleren Talente wird es immer geraten sein, auf schon geebnetem Pfade vorzuschreiten. Was hat die italienischen und flandrischen Malerschulen zur

Blüte gebracht? Nicht die einzelnen hervorragenden Künstler allein, sondern die Vererbung und Übertragung gewisser Geheimnisse der Pinselführung, der Farbenmischung, einer feststehenden Kompositionsweise. Aus einer ähnlichen Handwerksarbeit baut sich der zierliche, bei allem Labyrinthischen übersichtliche Bau der französischen Komödie auf. Während bei uns jeder angehende dramatische Schriftsteller am liebsten eine eigene Technik des Drama's, zunächst zu seinem Gebrauch, erfinden möchte, bleiben die Franzosen bei dem gegebenen Schema stehen. Wir fangen immer wieder von vorn an, die Franzosen suchen auf der alten Straße einen Schritt vorwärts zu kommen. Ist einmal eine Idee, ein Stoff ergriffen worden, so lassen sie ihn nicht, nach dem ersten geglückten oder mißglückten Versuch, fallen: eine Schaar von Schriftstellern bemächtigt sich seiner, arbeitet bald diese, bald jene Seite des Gegenstandes tiefer und feiner aus, betrachtet ihn von den verschiedensten Standpunkten und wird nicht müde, ihn hin- und herzuwenden, bis er zur Vollendung gediehen ist. Nach Molière's „Geizigen" und „Menschenfeind" schrieben alle dramatischen Dichter sogenannte Charakter-Komödien; Scribe's „Glas Wasser" hat eine ungezählte Nachkommenschaft hervorgerufen. Auch die Geldkomödien zählen schon eine lange Vergangenheit. Jetzt ist das Thema der gefallenen, der bereuenden und nicht bereuenden, der siegreichen und der unterliegenden Magdalenen, die Idee des „Ehebruchs" in allen ihren Verzweigungen und Spielarten an der Tagesordnung. Was dem jüngeren Dumas in diesem Stoffe entgangen, wird uns Sardou geben; diese Falte des Problems behandelt Octave Feuillet, jene Augier. Ein ganzer Bienenschwarm ist geschäftig, aus einer Blume Nahrung zu ziehen. Seit sechzehn Jahren bewegen sich die französischen Komödien um die beiden Pole, die wir am besten als die Börse und

die Halbwelt bezeichnen, bei uns beschreibt das Wort „Demi-Monde“ einen weiteren Kreis als bei Dumas. Daher eine unvermeidliche Eintönigkeit des Grundes; die Arabesken darum, die Farben sind verschieden. Aber nur in dieser Weise ist eine vollkommene Ausbildung des Technischen möglich: Shakspeare, Calderon, Moreto verfuhren nicht anders, sie bearbeiteten die Stoffe ihrer Vorgänger. Die Franzosen rechnen mit gegebenen Größen, sie wissen, wo und wie jede typische Figur am besten zu verwerthen ist. Nicht wie unser Publikum, stört das ihre die Wiederholung derselben, die Ausmalung einer ähnlichen Situation. Ohne Anstand lassen sie dieselben Personen wiederkehren; die Gestalt des jungen unschuldigen, unerfahrenen Mädchens erscheint wie ein rettender Engel in all' diesen Stücken; es ist Molière's Agnes mit einem Glorienschein.

Dem deutschen Wesen wird das Schematische in der französischen Komödie, jener Zug des rechnenden und klügelnden Verstandes, der auch in Calderon's Komödien, wenngleich unter Blumen und Rankenwerk versteckt, sich bemerkbar macht, oft widerstreben. Aber die Technik geringschätzen, weil sie an gewisse Bedingungen gebunden ist; im Grenzenlosen hin- und herflattern, statt im Begrenzten festen Boden zu suchen, ist nur das Zeichen einer verwirrten Phantasie und eines unfertigen Talentes. Erst lernen, dann dichten. In diesem Sinne bilden die französischen Komödien eine unentbehrliche Schule für jeden Lustspieldichter. Auch wehre man sich nicht dagegen, mit der Behauptung, die glückliche „Mache“ der Franzosen beruhe einzig auf den kecken, gewagten, schlüpfrigen Stoffen, die sie wählten; es sei leicht, zu verwickeln, zu spannen und zu lösen, wenn man sich alles erlauben dürfe. Die Technik hat nur wenig mit dem Stoff zu schaffen. Sedaine's „Philosoph ohne es zu wissen“; Lemercier's „Pinto“ liegen weit ab

von allen Ehebruchs- und Halbwelts-Dramen: ihre Verfasser sind durchaus keine Talente ersten Ranges, und wie bewundernswert ist der Bau dieser Komödien; die erste ein Muster einfacher, natürlicher Handlung und Entwickelung; die zweite vortrefflich in der Führung der verwickeltsten Intrigue.

Aber die wohlgelungene Form allein würde dem französischen Lustspiel nicht seinen Weltruhm und die allgemeine Teilnahme gewonnen haben: der Inhalt überrascht, zieht an und fesselt. Moralische Bedenken erheben sich gegen ihn; und diese Anklagen sind alten Datums. Wir können heute die französische Komödie nicht härter verurteilen, als vor hundert Jahren Rousseau die Dichtungen Molière's verurteilte. „George Dandin“ ist eine Ehebruchskomödie, wie sie sich der jüngere Dumas nicht besser wünschen kann. Mir gewiß fällt es nicht ein, hier verschleiern oder vertuschen zu wollen. In der eigentümlichen, lüstern sentimentalen Weise, mit der die Franzosen die Sünden gegen das sechste Gebot behandeln, scheint mir in der That ein gefährliches, feines, schleichendes Gift zu liegen. Die Sünde ist nicht auszurotten, und im Großen und Ganzen wird die Moral und Unmoral hinsichtlich dieses Punktes zu allen Zeiten denselben Grad inne gehalten haben. Wir sind nicht schlechter und nicht besser als das Rom Juvenal's. Alle Bacchanalien, die bei uns etwa gefeiert werden, bleiben noch immer hinter den Festen zurück, die der Papst Alexander VI. im Vatikan beging: zugegeben selbst, daß nur übertriebene Schilderungen derselben uns überliefert sind. Aber wir sollten doch nicht die Schaubühne zu einer Anstalt der Verderbtheit erniedrigen. Ihre Bretter sollen uns immer die Welt bedeuten, aber nicht einzig und allein den Boden hergeben, auf dem sich die Sünde, noch dazu in falschem Glanze tummelt. Eine Entschuldigung haben die französischen Komödiendichter; in der Gesellschaft, die sie

darstellen, spielt die Frau, nicht wie bei uns die Jungfrau, die Hauptrolle. Noch mehr, als zu Molière's und Voltaire's Zeiten, ist jetzt bei ihnen die Liebe des Mädchens und des Jünglings in die zweite Stelle gedrängt worden; den ersten Plan beherrscht die Frau mit einer schuldvollen Vergangenheit oder einer unsicheren Gegenwart. Dieser Wirklichkeit muß sich der Dichter fügen; er will die Sitten schildern, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Gerade durch seine Schilderungen hofft er die Zuschauer zu bessern und zu bekehren. Nicht von vornherein darf man ihn der Frivolität anklagen, weil er in der Komödie ausführt, was er vor seinen Augen sich ereignen sieht. Auch ist, um bei der Gegenwart stehen zu bleiben, die Frage der Ehe nur der Grundakkord der französischen Komödie; mit den mannigfaltigsten anderen Tönen ist er verbunden. Hier werden uns die politischen Parteien, ihre Eitelkeiten und Narrheiten, dort der gesinnungslose Journalismus geschildert; der eine Dichter schwingt die Geißel seiner Satire gegen das Börsenspiel, den übertriebenen und schamlosen Luxus der Frauen; der andere stellt die falsche und verderbliche Erziehung der Kinder dar. Was der französische Komödiendichter hervorbringt, er hat es aus dem Leben gegriffen, in steter Beziehung, in festem Zusammenhang bleibt er mit der Zeit und ihren Fragen.

Daß sich das deutsche Lustspiel — die gesamte Produktion betrachtet — davor scheu zurückzieht, das läßt unser Theater so ärmlich, so untergeordnet erscheinen. Beinahe sieht es aus, als ob bei uns nur noch Gevatter Schneider und Handschuhmacher Komödien schrieben. Wie zahm sind selbst bei Bauernfeld und Freytag die Anspielungen, die Schilderungen aus der Gegenwart. Hier und dort wagt sich einmal Putlitz in einem einaktigen Stück frischer in die Wirklichkeit hinein. Der Mehrzahl nach aber spielen unsere Komödien

noch immer zu Iffland's und Kotzebue's Zeiten. Statt das Gründertum, den modernen Jesuitismus, die sozialistische Phrase, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, die politische Kannegießerei oben wie unten, mit bescheidener Genügsamkeit, in Couplets, die sich mehr durch ihre Grobkörnigkeit als durch ihre Feinheit bemerklich machen, zu verspotten, sollte lieber die deutsche Lustspieldichtung sich an solchen Gegenständen versuchen. Indem er Stoffe aus der Zeit aufgriff, wurde Molière eben Molière.

Bei diesen Thatsachen ist es erklärlich, daß die deutsche Bühne immer auf's Neue Anleihen bei der französischen macht. Zur selben Zeit um die Mitte der fünfziger Jahre wetteiferten das Wallnertheater in Berlin und das Burgtheater in Wien unter Laube's Leitung in der Vorführung der neusten französischen Stücke. Ich rechne es der Leitung des Berliner Hoftheaters zum nicht geringen Ruhme an, sich im Großen und Ganzen von dieser Richtung fern gehalten zu haben. Eine große Bühne soll vor Allen die dramatische Dichtung der eigenen Nation pflegen. Spielt etwa das théâtre français Lessing's „Minna von Barnhelm" oder Gutzkow's „Zopf und Schwert"? Solche Engherzigkeit und Ausschließlichkeit kennt der deutsche Geist nicht, aber zwischen der maßvollen Aufnahme des gediegenen Fremden und der wilden Hast, mit der jede neue französische Komödie von hungrigen Übersetzern und gewinnlustigen Theaterdirektoren wie eine Jagdbeute erfaßt wird, ist denn doch noch ein großer Unterschied. Die moderne französische Komödie von der deutschen Bühne zu verbannen, ist unmöglich. Immer werden sich Theater finden, auch die frechste aufzuführen, und Kritiker, die sie bewundern. Von dem Publikum ist in dieser Hinsicht nichts zu erwarten. Eine große Stadt bringt allabendlich ein halbes Tausend Schaulustiger mit Leichtigkeit für eine Ehebruchsgeschichte oder

eine Operette Offenbach's zusammen. Aber es wäre auch widersinnig, wollten wir uns gegen die Dichtung unserer Nachbarn verschließen und freiwillig auf einen Genuß verzichten. Nicht ein Ausschließen der französischen Komödien, eine strengere Kritik in ihrer Aufnahme ist nötig. Unterschiedslos aber wird gepriesen oder verurteilt, was von jenseit der Vogesen kommt. Von den Gebildeten geht die Bewunderung des Fremdländischen aus, nicht von dem Volke. Die Teilnahme ist von vornherein erweckt, so wie ein französischer Dichtername auf dem Theaterzettel prangt. Nicht nur steht die deutsche Lustspieldichtung als Ganzes tiefer als die französische, sie wird auch von der Kritik schärfer beurteilt, von dem Publikum mißtrauischer betrachtet. Dies Verhältniß zu bessern, kann im letzten Grunde nur durch die Dichter geschehen. Ihnen viel mehr als dem Publikum ist das Anschauen, das Studium der Franzosen zu empfehlen; nicht um nach einer Cameliendame eine „Madeleine Morel" zu dichten, sondern um die Kunst der Charakterisierung, die Gewandtheit in der Schürzung des Knotens, den weltmännischen Ton und Zug zu lernen, der ihnen so sehr fehlt. Die Theaterfreiheit gestattet auch ihnen, etwas zu wagen. Die Rücksichten der Hoftheater binden sie nicht mehr. Auf der andern Seite muß ihnen die Bühne und das Publikum entgegenkommen. Das Repertoire der zweiten Theater sollte sich von der Herrschaft des Fremdländischen allmählig frei zu machen suchen. Nicht die erste, höchstens die zweite Stelle gebührt darin der französischen Komödie. Kein Direktor sollte mehr nach Paris reisen, sich die Inscenirung einer Offenbachiade anzusehen. Die Verpflichtung einer Hofbühne kann es nun gar nicht sein, uns Sardou, Augier, Feuillet vorzuführen. Immer wieder sage ich: nehmen wir uns an den Franzosen ein Beispiel! Auch die Kunst gedeiht nur auf einem natio-

nalen Boden, auch sie bedarf, wie der Dichter ruft, ein Vaterland.

Die Anregung, welche von der französischen Komödie ausgeht, können und wollen wir nicht entbehren; aber wir brauchen diese Dichtung nicht der unsrigen über den Kopf wachsen zu lassen. Pflegt sie nicht, erzieht nicht förmlich die Schauspieler und das Publikum für diese Komödien, lockt nicht an, indem ihr mit niedergeschlagenen Augen von ihrer „schrecklichen“ Frivolität redet; wie wollt ihr ein deutsches Theater, eine nationale Bühne gewinnen, wenn ihr beständig nach Paris blickt! Seid dann wenigstens aufrichtig und gesteht ein, daß ihr nichts Höheres kennt, als die Nachahmer und der Abklatsch der Franzosen zu sein.

II.

Wider Rom.

Die Hölle.

Ostern 1868.

Nicht nur an dem äußeren Glanze, der sie so viele Jahrhunderte umkleidete, auch an Innerlichkeit und herzergreifender Wirkung haben die christlichen Feste verloren. Es wäre thöricht, dafür die Werke und Worte einzelner Menschen, den Unglauben und die Philosophie verantwortlich zu machen. Die Stimmungen der Menschen, welche einst die Kirche emporgetragen, viel sicherer als die Engel, welche das heilige Haus der Jungfrau Maria nach Loretto trugen, ließen allmählig nach und erlahmten; dem Jenseits, das bisher allein alle tieferen Gedanken und höheren Interessen der Christen in Anspruch genommen, stellte sich gleichberechtigt die Natur, die Wirklichkeit gegenüber, ja es zeigte sich bald, daß sie viel wandlungsreicher und unerschöpflicher sei, als Himmel, Fegefeuer und Hölle, daß sie unmittelbarer und unabwendlicher auf das Leben einwirke, als der gigantische Schatten, welchen „das Drüben" auf die Erde warf. Mit dieser Erkenntnis begann die große Veränderung der christlichen Religion; aus einer Sammlung dogmatischer Glaubenssätze wurde sie eine Morallehre, sie fing an, sich ausschließlich an die Empfindung zu wenden. Noch so fest und scheinbar wandellos mag die Kirche auf ihren Dogmen bestehen, für das Leben besitzen dieselben keine Kraft mehr. Die Hälfte Derer, die selbst noch im gläubigen Sinne Weihnachten und

Ostern andächtig begehen, sieht in dieser Feier eine historische Erinnerung, ein Dankopfer, einer unvergleichlich edeln und liebenswürdigen Persönlichkeit dargebracht, deren Charakter und Stellung in dem dogmatischen System vollständig für sie verblaßt und gleichgültig geworden ist; der historische Christus hat den dogmatischen überwunden.

Den Angelpunkt des dogmatischen Christentums hat von jeher die Auferstehung und deren beide Seiten, nach oben der Himmel, nach unten die Hölle gebildet. Was ist das Jenseits? Der Versuch des menschlichen Gemüts, eine Ausgleichung für das Ungleiche im irdischen Leben zu finden. Schon den Barbaren, die eben erst aus der thierischen Wildheit zum menschenwürdigerem Dasein sich entwickelt hatten, flößte der Tod einen geheimnisvollen Schauer und eine gewisse Ehrfurcht ein. Für die Leichen seiner Verwandten und Freunde bestimmte der Wilde einen besonderen, den innersten Raum seiner Höhle, um sie vor dem Zahn der Hyäne zu sichern. So in Amerika, Europa, Ägypten. Einmal mit dem Rätsel des Todes beschäftigt und immer wieder darauf zurückgeführt, mußten das Herz wie die Phantasie zugleich seine Lösung versuchen, sie befriedigten damit nur ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse. Aus dem Wesen des Todes heraus verknüpfte die Phantasie ohne Schwierigkeit die Vorstellungen der Dunkelheit und der Kälte mit ihm; wo eine Bestattung der Leichen stattfand, trat der Begriff der Tiefe hinzu: der Tod und mit ihm Alle, die er getroffen, wohnten im Westen, am Berg der Abendröte, unter der Erde. Aber diese Arbeit der Phantasie befriedigte nicht alle Hoffnungen des Herzens, das sich vielleicht nach einem Wiedersehen mit einem geliebten Gestorbenen sehnte, in Träumen ihn erblickte und frühzeitig für sein Fortkommen in der Tiefe sorgte. Denn überall waren Götter und Geister: Amulette, kleine

Geldstücke, Wasserkrüge, Gerstenkörner wurden dem Toten in das Grab vorsorglich mitgegeben. Mit dem Obolus sollte er die Fahrt über den Styx bezahlen, mit den Amuletten die Dämonen von sich fernhalten. War der Mensch erst so weit gekommen, so mußte gerade in den Nachdenklichsten die Frage auftauchen: welch' Gesetz herrscht in der Tiefe, in der Welt der Schatten? Zu unbegreiflich ist das Geschick der Einzelnen auf Erden. Wenn auch zuweilen der Schuldige, der Übermütige von der rächenden Hand des Fatums getroffen wird, im Allgemeinen triumphirt der Böse über den Guten. Der Eine wird als Sklave, der Andere als König geboren. Ist dies ein unabwendliches Gesetz? oder wird in irgend welcher Form nach dem Tode eine Ausgleichung dieser schrecklichen Mißverhältnisse und Leiden eintreten?

Je unbekannter in den Anfängen der Civilisation Derjenige, der im Nilthale, am Ufer des Ganges, auf den Bergen Baktriens so philosophirte, mit dem Kreislauf des Lebens und der in ihm sich vollziehenden wunderbaren Auflösung der Dissonanzen der einzelnen Erscheinungen war, umso bereitwilliger setzte er die höchste und ewige Gerechtigkeit in das Jenseits. Irgendwo, irgend einmal will der denkende Mensch die Wahrheit, die Schönheit, die Gerechtigkeit in vollkommener Gestalt sehen; dies ist das Gesetz des Denkens, von dem kein Prophet, kein Religionsstifter, kein Gläubiger, kein Atheist sich befreien kann. Buddha glaubte an keine Götter und lehrte keine, aber zuletzt mußte er doch die Heiligkeit des vollendeten Büßers mit einem göttlichen Scheine umgeben. In welch' tiefsinnigen und klangvollen Versen lädt uns Lucrez ein, nicht zu den Altären zu laufen, nicht die Hände zu den Göttern zu erheben, sondern Alles, den Wechsel der Erscheinungen im Guten wie im Schlimmen mit beruhigtem Geiste zu betrachten, und dennoch wird ihm der Wirbel der Materie

zur Gottheit und auf die Knie niederfallend ruft er den großen Pan an. In ein Jenseits also setzten schon die ältesten Weisen das Ideal der Gerechtigkeit; dort erhielten die Guten ihren Lohn, die Bösen ihre Strafe. Je sündhafter der Indier gelebt, in desto niedrigerer Gestalt wurde er wiedergeboren. Zur Zeit, als die Pyramiden bei Gizeh errichtet wurden, mußte die Seele des gestorbenen Ägypters vor dem Tribunal des Osiris und seiner zweiundvierzig Beisitzer die Prüfung auf der Wage der Wahrheit aushalten. Sehr scharf und bestimmt sind in diesen Anschauungen das Reich der Seligen und die Hölle geschieden. „Furchtbare Tiergestalten," erzählt Brugsch nach den Aufzeichnungen der Papyrusrollen, „schreckenerregende Dämonen bedrohen den Ankömmling an der Pforte der Hölle, mächtige Schlangen und Drachen hindern seinen Weg, infernalische Pförtner in gräulichen Tiermasken fragen wachehaltend den Eintretenden nach seinem Namen und nach den Bezeichnungen der höllischen Pforte. Der Fromme, unter dem Schutze seiner Tugenden, sowie der Totenrolle und der Talismane, welche seiner Mumie beigesteckt sind, durchschreitet ohne Beben die schrecklichen Thore der Unterwelt und erreicht die Gefilde der Seligen, die Felder der blumigen Wiese Anuru, in welchen der Gott Horus die Heerden der Menschen als ein guter Hirt weidet." Vorstellungen, welche sämtlich, aus dem ägyptischen Heidentume in das Christentum übergegangen, die siegreiche Wiedergeburt der Ideen bezeugen. An demselben Weltmorgen ließ Zoroaster, der Weise der Iranier, die guten und bösen Geister um die Seele des Gestorbenen streiten. Drei Tage nach dem Tode kommen die Seelen der Toten bei Sonnenaufgang an die von Hunden bewachte Brücke Tschinvat an, welche zum Sitz der guten Götter, dem Lande der Lieder führt. Nun entbrennt ein heftiger Geisterkampf, die Dämonen fürchten den Geruch der

reinen Seele und müssen ihr besiegt den Übergang über die Brücke gestatten. Die kranken, sündenbeladenen, grauenvollen Seelen aber ergreifen sie und schleudern sie gebunden hinab in die Finsternis, an den Ort der Schlechten. Aus der erlöschenden Lehre Zoroaster's hat Mohamed die Brücke des Gerichts in die seine hinüber gerettet.

Juden wie Griechen wurden von diesen persischen und ägyptischen Anschauungen berührt; allein das Jenseits gewann bei ihnen in der eigentlichen Volksreligion nicht denselben breiten Raum: nur zögernd nahmen die Juden das Dogma der Unsterblichkeit an; als Jesus in der Synagoge zu Kapernaum lehrte, gab es noch eine zahlreiche und angesehene Secte, die der Sadducäer, die, auf die Worte des Moses gestützt, das Fortleben der Seele leugnete. Den Griechen malten ihre Dichter die Unterwelt phantastisch als ein Reich der Schatten aus, so wenig anziehend, daß der stolze Achilles lieber als Knecht einem dürftigen Manne das Feld bestellen, als die gesamte Schar der geschiedenen Toten beherrschen wollte. Den Ägyptern entlehnten sie den Höllenhund und die Höllenrichter, die Wiese Anuru wurde zur Asphodeloswiese, doch war die hellenische Phantasie zu heiter, zu schönheitstrunken, durch die mehr liebliche als schreckliche Natur ihres Landes nicht zu furchtbaren und gräßlichen Schöpfungen erregt, um sich in Erfindungen qualvoller Strafen der gestorbenen Sünder lange zu gefallen. Zwar schöpften die Danaiden ohne aufzuhören Wasser in ein Sieb; ewig vergeblich wälzte Sisyphus den tückischen Marmor zur Höhe des Berges; auf das schwingende Rad war Ixion geflochten und Tantalus streckte umsonst die Hand nach dem fruchtbeladenen Zweige; aber diese großen Sünder und Gottesfrevler abgerechnet, lebten die übrigen Schatten ein stilles, trauriges, doch schmerzloses Leben in Vergessenheit und ohne Sehnsucht um

den Thron Persephonens geschart. Ernsthaft wie die Ägypter, beschäftigten sich die Hellenen mit dem Tode nicht, nur in den Mysterien-Culten zu Samothrace und Eleusis bildete das Jenseits einen wichtigen Bestandteil der Lehre, der Betrachtung und phantastischer Vermutungen.

Zur wahren Hölle, zu jener eigenthümlichen Vorstellung, die wir mit diesem Worte verbinden, machte erst das Christentum diese unterirdische Welt der Schatten. So tief und mächtig war der Gegensatz seiner Anschauungen zur Wirklichkeit, daß sich schon in dem ersten Jahrhundert seines Bestehens die Phantasie seiner Bekenner ausschließlich von der Natur ab dem Jenseits zuwendete. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, hatte der Heiland gesagt. Die Erde war ein Jammerthal; drüben winkten die goldenen Zinnen des himmlischen Jerusalem's. Die Wiederkehr Christi in den Wolken, der Weltuntergang, der Beginn des tausendjährigen Reichs wurden früh zu Glaubenssätzen, deren unmittelbare Verwirklichung die Gläubigen hoffnungsvoll oder zagend erwarteten. Wol mußte der Zeitpunkt des jüngsten Tages immer weiter hinausgerückt werden, stets anders und entgegengesetzt wurden die Zeichen gedeutet, die sein Nahen verkündigen sollten; aber der Tag selbst, das Weltgericht, stand doch in greller Beleuchtung vor Allen. Es war gewiß, daß einst die Guten belohnt, die Schlechten gezüchtigt werden würden, und der Forscher darf nur die Eigenschaften der menschlichen Phantasie in's Auge fassen, um es erklärlich zu finden, daß der Garten der Seligen, die Stadt Gottes mit wenigen Strichen, der Ort der Qual dagegen mit einem Aufwand von Formen und Farben dargestellt wurden. Das Glück und die Ruhe sind einfach, ohne Wandel, die Strafe mannichfaltig, wechselvoll, wie die Sünde. Zu den Einzelheiten des Bildes entnahm freilich jeder Schilderer gewisse Erscheinungen der ihn umgebenden Wirklichkeit, allein diese

Änderung des Vordergrundes wandelte den dunkeln, düsteren, flammenhauchenden Hintergrund nicht um.

Aus dem Dienste, welchen die Perser der Sonne und dem Feuer darbrachten, aus den alten Sagen und Cultstellen des feurigen Moloch, deren Trümmer noch zu Christi Zeiten in der Nähe von Jerusalem gezeigt wurden, entwickelte sich die Vorstellung von der strafenden und sühnenden Gewalt des Feuers; im Feuer zu brennen erschien nicht nur als die härteste Pein, sondern auch als eine wenigstens teilweise Entsühnung von der Schuld. In der Legende vom armen Lazarus schmachtete der Reiche im Feuer und bat den Armen, der im Schooße Abraham's selig ruhte, um einen Tropfen Thau von der Spitze seines Fingers. Wie ideal und luftig verschwommen ist diese Vorstellung gegenüber den groben, materialistischen Bildern der Hölle, die nur zu bald die Herzen der Christen ängstigen, erschüttern und verwildern sollten! Eine andere, derbere und glühendere Phantasie, als die Christi, übernahm diese Arbeit; seltsam genug borgte sie ihre Schilderungen von dem Orte aller Gräuel, von dem Gegenstand des tiefsten Abscheu's der Christen, dem heidnischen Theater. Tertullian in seiner traurig wilden Predigt lud die Gläubigen ein, die Qualen der Verdammten als das höchste und ergreifendste Schauspiel zu betrachten, das Gottes Allmacht ihnen darbieten könnte, gleichsam zum Ersatz für die irdischen Theatervorstellungen, die sie nicht besuchen durften. „Wie groß," ruft er begeistert aus, „wird dies Theater sein! Wie werde ich staunen, lachen, mich freuen! Wie werde ich frohlocken, wenn ich so viele und so berühmte Könige, von denen es hieß, sie seien in den Himmel aufgestiegen, mit Jupiter, ihrem Gotte, in der tiefsten Finsterniß der Hölle werde jammern sehen! Dann werden die Richter, die den Namen des Herrn verfolgt haben, in grausameren Flammen brennen, als jemals die waren, die

sie selbst für Christi Bekenner angezündet hatten. Und die Philosophen, die so oft behauptet, daß es keine Seelen gäbe, oder daß sie doch nicht in ihre früheren Leiber zurückkehren könnten, wie werden sie in glühendem Feuer rot werden vor ihren Schülern! Seht die Dichter angstvoll zagend nicht vor des Minos, sondern vor Christi Richterstuhl geschleppt! In ihrem eigenen Unglück werden die Tragödienspieler traurigere Klagen ausstoßen, als die, von denen sie einst die Bühne widerhallen ließen. Wie geschickt sind die Komiker durch das Feuer geworden, das ihnen die Glieder löst! Da kömmt der Wagenlenker des Cirkus daher, flammend im feurigen Wagen! Nicht von Speeren, sondern von Feuerspießen durchbohrt sinken die Gladiatoren. Auf seinem curulischen Sessel thront der Herr Jesus Christus . . . Verglichen mit solchen Schauspielen, mit Triumphen wie diese, was kann ein Prätor oder Consul, ein Quästor oder Pontifex bieten? — Und sogar im gegenwärtigen Leben kann sie uns der Glaube nahe bringen, die Einbildung sie vor unsere Augen führen." In diesen Worten stecken wie in einem entwickelungsreichen Kern alle Bilder der mittelalterlichen Maler, Prediger und Dichter von der Hölle; noch mehr, hier ist die Wurzel jenes schrecklichen Gedankens, den der heilige Thomas von Aquino dahin ausspricht: „Die Seligen im Reiche des Himmels werden die Qualen der Verdammten schauen, damit ihnen ihre Glückseligkeit um so mehr gefalle." Wenn die Kirche behauptet, daß die Äußerungen der Materialisten ihr Herz zerreißen, was sollen wir von diesen Aussprüchen ihrer Heiligen sagen? Empören sie nicht jedes menschliche Gefühl tiefer, als die Meinung, daß der Tod ein ewiger Schlaf sei?

Tertullian hatte es nicht nöthig, die Phantasie seiner Jünger und Leser noch besonders auf die Hölle zu richten, die ganze Stimmung der Zeit lenkte sie darauf. Wiederholt

ging der Schauer des jüngsten Gerichts durch die Christenheit: bei der Zerstörung Jerusalem's, in der Verfolgung des Diocletian, bei den Zügen Attila's und Geiserich's, zur Zeit Otto's III., bei dem Beginn des ersten Kreuzzuges. Und in der Zwischenzeit bedrohten Meteore, Kometen, Barbarei und beständiges Kriegsgetümmel, Hungersnoth und Pest die Ängstlichen. Alle Kanzeln hallten von Darstellungen der Hölle wider; war doch der Schrecken vor dem Jenseits der einzige Zügel gegen die Wildheit und Leidenschaft der Sterblichen. Der Gesunde mochte in der Fülle seines Lebens, dem Bewußtsein seines Reichtums und seiner Kraft diesen unsichtbaren Schrecknissen trotzen, sie ergriffen ihn um so sicherer auf dem Krankenbett. Die Unbarmherzigkeit der irdischen Strafen wurde noch von der Grausamkeit und Ewigkeit der jenseitigen übertroffen. In der Erfindung von Qualen ist keine Priesterschaft reicher und begabter gewesen, als die christliche. Die Bilder und Gesichte der Einsiedler und Mönche offenbaren nach dieser Hinsicht eine Gefühlshärte und Bosheit daß die Vorschriften des Inquisitions-Tribunals und des Hexenhammers als durchaus natürliche, notwendige Folgen dieser Anschauung, dieser Verrückung des Gehirns erscheinen. Da sie sich selbst mit Geißeln blutig schlugen und in Dornen wälzten, warum sollten sie es nicht den Anderen ebenso thun? Die Dämonen, die sie in die Hölle versetzten, waren in ihnen; die Fledermäuse, die sie umschwirrten, die Schatten, die während der Dämmerung mit ihnen durch den Kreuzgang schlüpften, wurden zu höllischen Heerschaaren. Groteskes und Widerliches, Riesiges und Kindisches mischte sich darin, wie in den Schilderungen der jüdischen Propheten. Der größte Blödsinn galt für die höchste Offenbarung. Wie gewaltig aber auch die Macht der Geistlichkeit über das Volk war, wie bald sie auch in der Furcht vor der Hölle das beste Werkzeug ihrer Herrschaft

erkennen mochte, nie wären diese Vorstellungen zu solcher Ausbildung und. Verbreitung gediehen, wenn die Rohheit und der Materialismus der Menge ihnen nicht zum fruchtbaren Boden gedient hätten. Die Gottesverehrung des Mittelalters streift hinter dem Schleier des Christenthums an den Fetischdienst: Bilder, heilige Knochen, Haare, Gewänder werden bis zur Anbetung verehrt. Alles wird sinnlich gefaßt, Christus ist ein gewaltiger König, ein strenger, ein fürchterlicher Gerichtsherr: so sitzt er noch auf dem Gemälde des Weltgerichts, das Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle gemalt hat. Das Unfaßliche — die Gottheit, das Leben nach dem Tode — wurde in rohester Weise durch Skulptur und Malerei dem Volke sinnlich vermittelt. Teufelsfratzen, Tierungeheuer bedeckten in Stein und Holz das Äußere seiner Kirchen; auf dem Teppich, der vor dem Altar lag, war der Triumph des Todes, das Fegefeuer oder der Sieg Michael's über Satan gestickt. Auf andern Bildern sahen sie die Seelen in der Schale der Wahrheit gewogen und die Teufel sich daran hängen, um sie nieder zu ziehen. Je lächerlicher diese Darstellungen waren, um so leichter fanden sie in Kopf und Gemüth der Einfältigen Eingang. Von der Orgel herab scholl drommetentönig das dies irae, dies illa; ein bleicher Mann bestieg die Kanzel; seine Stimme, erst leise, wurde immer dröhnender, seine Gestalt hob sich, sein Gesicht glühte wie in Verzückungen, je tiefer er im Geiste die Leiter hinabstieg, die Gregor VII., als er noch Cardinal war, in die Schlünde der Hölle hatte hinabreichen sehen. Die Menschen, die an eine physische Seele, an eine Auferstehung des Fleisches glaubten, mußten natürlich auch die Strafe für physisch und materiell halten. Wie wäre es darum jenem Zeitalter, auch ohne den Druck, welchen die Priesterschaft ausübte, möglich gewesen, die Widersprüche aufzulösen, welche der Begriff der Hölle

einschließt? Widersprüche, welche in einem philosophischeren Jahrhundert selbst die Stirn eines Leibniz in Falten zogen!

Auch die Reformation vermochte dies unterirdische Reich nicht zu stürzen. Jeder weiß, daß der Teufel sogar mit dem Doctor Luther seine Schülerstreiche trieb. Im Gegenteil, der Höllenglaube erstarkte in der frommen Wiedererweckung der Menschen. Loyola gebot seinen Jüngern, wenigstens einen Tag der Woche dem Nachdenken über die ewige Verdammnis zu widmen, und Calvin verschärfte die Lehre des Augustinus von der Gnadenwahl Gottes. Die brennenden Ketzer und Hexen versinnlichten zugleich die Gewalt des Satans und der höllischen Strafen. Wenn wir uns jetzt mühsam an einem stillen Ostertage in jene finsteren, abenteuerlichen, wildphantastischen Vorstellungen zurückversetzen, rechts der Höllenbreughel, links die Versuchungen des heiligen Antonius, und über allen Dante's Höllenkreise und Michel Angelo's Weltgericht sich vor uns aufbauen, wandelt unser Gedanke doch auch durch eine Welt voll Trümmer. Nicht eine Säule von der flammenden Stadt des Dis ist aufrecht geblieben. Die Pechteufel ziehen keinen armen Sünder mehr mit Widerhaken aus dem Schwefelpfuhl, in keinem Ofen wird mehr eine Magdalena geröstet, die leider kein Salböl für die Füße des Herrn hatte und ohne Reue starb. Wie eine längst verschollene Geschichte klingen uns diese Legenden, Träume und Fieberphantasien. Vor Jahren hörte ich an einem lieblichen Maiabend einen Jesuiten in der Hedwigskirche zu Berlin dem gähnenden Publikum beweisen, daß die Hölle noch nicht ganz ausgebrannt sei, zum Zeugniß standen auf seinen geröteten Wangen dicke Schweißtropfen; für ihn mag sie freilich noch immer brennen; es kann keinem Verständigen einfallen, das individuelle Behagen an der persönlichen Bekanntschaft mit dem Junker Satan

stören zu wollen. Aber die Hölle — und das ist der Fortschritt — hat für die Christenheit aufgehört, die Völker erschreckt sie nicht mehr, von dem Staate kann sie nicht mehr die Fackel und das Schwert borgen. Denn so wesenlos ist jenes Reich der Qual, daß es den irdischen Scheiterhaufen brauchte, auf dem der Ketzer verbrannt wurde, um den seinigen anzustecken. Als der eine erlosch, fing die Flamme des andern trüber zu brennen an, die Fittige des Satans wurden immer kleiner, seine Erscheinungen auf Erden seltener. Er erfuhr das Schicksal aller Götter: die fortschreitende Logik mediatisirte ihn, dann wurde er zum Symbol und verlor seine Leibhaftigkeit, zuletzt trat das Verdämmern auch des Symbols ein.

In dieser Periode der höllischen Geschichte befinden wir uns: noch ein Jahrhundert und selbst das Bild ist dahin wie der sperberköpfige Horus für uns nicht mehr die Sonne bezeichnet und der bärbeißige Charon uns keinen geliebten Schatten mehr über den Acheron entführt. Aus der Erde steigen die Dünste empor, die sich in uns zu Vorstellungen und Anschauungen verdichten, als solche die Geschicke der Sterblichen mitleiten helfen, dann zu Träumen erblassen, sich in Schemen auflösen, und als Nebel wieder zur Erde sinken, aus der sie gekommen.

Das Dogma der Unfehlbarkeit.

März 1870.

So lange die Verhandlungen, Kämpfe und Beschlüsse der in Rom versammelten Väter der katholischen Kirche nur durch einen Bruch des sogenannten Konzilien=Geheimnisses über die verschwiegenen Mauern der Peterskirche in die profane Welt drangen; so lange nur gelehrte katholische Theologen und ungelehrte aber gläubige Bischöfe sich gegenseitig befehdeten und das vierte Wort des heiligen Vaters „in Sachen des Glaubens und der Moral" eine ihrer Wirksamkeit nach harmlose Verfluchung der Andersdenkenden war: das Alles in einem heiligen Raum oder in Blättern, die ebenfalls den Weltkindern nicht zugänglich sind und im Geruch der Heiligkeit stehen — so lange das Konzil in diesem Zustande verharrte, ein Schatten, den Charon vergessen hat über den Styx zu fahren, und der nun laut jammernd und scheltend am Gestade umherirrt; so lange die großen katholischen Mächte sich jeder Einmischung enthielten, wie hätte es da einem von uns allen, Protestanten und Juden, griechischen Christen und Mohamedanern, Freidenkern und Gleichgültigen, die wir doch die Majorität der europäischen Menschheit bilden, einfallen können, auch nur durch eine leise Äußerung in diesem Streite Partei zu ergreifen?

Für uns hat das neue Dogma nicht mehr Sinn, Inhalt und Wert, als eine Lehre, die zu Lhassa das Oberhaupt der

Buddhisten verkündigt. Mit einiger Teilnahme, aber ohne Zweifel mit noch viel größerem Erstaunen wird der philosophische Betrachter der Dinge die vortrefflichen, wirklich in tiefster Bewegung des Herzens geschriebenen Berichte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ über die Phasen und Wechselfälle dieses Kampfes zwischen den Anhängern und Gegnern des neuen Dogma's verfolgt haben. Mit Erstaunen: weil auch in die Seele dieses so geistvollen, bedeutenden Mannes niemals der Gedanke zu treten scheint, der bis auf einen verschwindenden Bruchteil alle gebildeten Menschen diesem Konzil gegenüber erfüllt: der Gedanke, daß hier ein großes Schattenspiel für Greise und Sterbende aufgeführt wird.

„Eine eigene Welt“ hat man maßvoll die Sphäre genannt, in der die Erfinder und Freunde des Dogma's der Unfehlbarkeit leben; aber ist die Luft, die ihre Gegner atmen, wesentlich eine andere? Diese wie jene sind nicht von dieser Welt: sie schweben in einer Art Wolke, dem Dunstkreis unserer Dampfmaschinen und unserer Bildung enthoben, und führen in einer den Menschen unverständlich gewordenen Sprache Wortgefechte über unverständliche Dinge. Schade, daß Verblendung und Ehrgeiz ihren glänzenden Luftballon aus dem Wolkenkukuksheime der religiösen Anschauungen gegen die harten Felszacken der Wirklichkeit getrieben haben. Einige der katholischen Regierungen sind aus ihrer Zurückhaltung herausgetreten, sie drohen, einen Gesandten, einen weltlichen Mann, in die Halle der geistlichen Väter zu senden, die der heilige Geist noch immer nicht erleuchtet hat: der ideale Schimmer zerreißt und das Konzil Pius' IX. wird ein Ding wie alle Dinge dieser Welt, frei für die Betrachtung der Ketzer, Juden und Heiden.

Siebenhundert Prälaten sitzen in der Peterskirche zusammen. Eine stattliche Zahl, aber die erste Frage, die sich jesuitischer

Klugheit doch hätte aufdrängen müssen: was, welche reale Macht vertreten diese Abgeordneten der Christenheit? scheint man sich nie gestellt zu haben. Freilich, früher rechnete man in Rom die Unterworfenen des päpstlichen Stuhles nach ganzen Stämmen und Völkern, jetzt ist man zufrieden, wenn man ein oder ein anderes verirrtes Schaf zur Heerde zurückgeführt hat; früher verschenkte man in Rom Fürstentümer, Königreiche und teilte die neue Welt den gehorsamen Söhnen aus, jetzt begnügt man sich mit einem Hofstaat von Fürsten und Bischöfen in partibus infidelium; früher strömten die Schätze der Erde im Vatikan zusammen, jetzt freut man sich, wenn man durch unsichere Geldgeschäfte und jene Kunst, welche unsere Altvordern „Kipperei und Wipperei" nannten, ein Weniges verdient. Dieser Niedergang der weltlichen Macht des Papsttums wird nur durch den seiner geistigen übertroffen. Von dem Lateran-Konzil Innocenz' III., des größten aller Unfehlbaren, bis zu dem St. Peters-Konzil Pius' IX. eine einzige, unaufhaltsame Reihe von Abfällen: die Albigenser, die Lollharden, die Hussiten, zuletzt Luther. Überall auf Erden wohnen jetzt die Katholiken mit Ketzern, Juden und Heiden zusammen; was das Peinlichste für den Statthalter Gottes auf Erden sein müßte, wenn er die Fähigkeit hätte, irdische Dinge irdisch zu betrachten, die Grundsätze der Ungläubigen sind es, denen die Gläubigen gehorchen müssen. Kein Dominikaner kann mehr Bücher und Menschen zum Feuer verurteilen: wenn er das eine in seinen Index verzeichnet und über den andern: anathema sit! ausruft, hat er die Grenzen seiner Macht erreicht. Der Staat hat sich der Ehe, der Kindererziehung, der Kirchhöfe bemächtigt und der Kirche nur das Jenseits überlassen.

So lange dies Jenseits noch seinen riesigen Schatten über das Diesseits warf, war es ein gewaltiges Reich, eine

cäsarische Macht. Aber seit das Telescop die unendlichen Abgründe des Raums, und das Mikroskop die Wunderwelt des Kleinen erschließt, wo ist da dein Stachel, o Hölle? wo sind die Pforten des Paradieses? Dem Fortgang der Bildung kann die dogmatische Theologie an sich kein ernsthaftes Hindernis entgegenstellen; von dem Tage an, wo dem Nachfolger des Petrus, dem achten Bonifazius, das eine der zwei Schwerter in der trotzigen Hand zerbrach; als der Staat nicht mehr der Kirche gehorchte: da war das Zeitalter der Unfehlbarkeit für immer vorbei. Und merkwürdig genug: gleich sein zweiter Nachfolger Clemens V. erklärte die „unfehlbaren Bullen“ Bonifaz' VIII. für falsch und verdammungswürdig. Ist dieser ganze Umschwung der Gesinnung, der Bildung und Anschauungen spurlos, ein wesenloses Spiegelbild für die römische Kurie vorübergegangen? Will oder kann sie nicht sehen, daß mit jedem Jahr die Zahl derer, die am dogmatischen Christentum festhalten, in erschrecklicher Progression sinkt? Oder will sie nur mit Ehren fallen?

Daß es einen Punkt geben würde, wo das Dogma der Unfehlbarkeit mit den politischen Gewalten zusammenstoßen mußte: dies vorauszusehen, war nicht schwer. Da Jeder auf seine Weise selig zu werden versuchen muß, mag der Buddhist sein Gebetrad drehen, der gläubige Katholik an die Unfehlbarkeit des römischen Bischofs glauben, der Spötter über beide lachen und der Philosoph still erwägen, welch' wundersame Blasen das ewig Unbegreifliche im menschlichen Gehirn aufwirft: der gesunde Menschenverstand wird unwillkürlich lächeln, wenn er diese ganze Geschichte ihrer Theorie nach betrachtet. Von allen Bannflüchen des greisen Mannes im Vatikan fällt kein Sperling vom Dache; der wackere Döllinger und der tapfere Dupanloup verschwenden ihre Wissenschaft und Beredtsamkeit vergebens; der Gebildete braucht nur aus

dem katholischen Dom in die protestantische Kapelle daneben zu gehen und die Unfehlbarkeit ist für ihn derselbe Dunst wie tausend andere römische Fabeln; der ungebildete Bauer in Südfrankreich und Niederbayern glaubt schon so viele Thorheiten, daß ihm eine „neue Wahrheit“ dieser Art weder schadet noch nützt. Die Welt bleibt, wie sie ist: es giebt hundert theologische Bücher mehr und vielleicht tritt der religiöse Wahnsinn einige Jahre lang heftiger auf. Im Weltganzen wird das neue Dogma weniger Wirkung haben, als irgend eine wissenschaftliche Entdeckung der Neuzeit. Gegenüber der Philosophie Schopenhauer's und der Lehre Darwin's wird es die Nachwelt zu den Ammenmärchen rechnen. Unter den „Kuriositäten“ des menschlichen Geschlechts wird es dagegen eine Stelle einnehmen, daß im Jahre 1870, beinahe neunzig Jahre nach dem Erscheinen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft“, ernsthafte, gelehrte Denker sich darüber ereifern konnten: ob ein Mann „in Sachen des Glaubens und der Moral“ unfehlbar sei, der 1847 liberale Einrichtungen in seinem Staat einführte und 1869 das Anathem darüber aussprach. Zum Unglück für diese harmlosen Wandelgänge im Labyrinth des Jenseits kann die katholische Kirche es nie vergessen, daß sie die kämpfende Kirche ist; statt sich mit der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradiese, mit der Sorge um die Seelen nach dem Tode zu beschäftigen, greift sie beständig in die Wirklichkeit hinein. Sie will weder ihre alten Traditionen noch den Traum der Weltherrschaft aufgeben. Noch immer glaubt der Pontifex Maximus vom Vatikan aus Urbi et Orbi zu sprechen, obgleich seine Stimme außer in einigen Kirchen und Kapellen, die an Zahl kaum die Hälfte der buddhistischen Pagoden erreichen, nirgends mehr gehört wird. Die für jede Regierung, am meisten aber für die katholischen, bedenklichen Sätze im „Syllabus“ und im „Schema der

Unfehlbarkeit“ hat die römische Klugheit nicht von jedem irdischen Ballast zu befreien gewußt; verblendet genug hat sie durchblicken lassen, daß die Herrschaft über die Seelen der Gläubigen bei günstiger Gelegenheit sich auch ihrer Leiber bemächtigen könnte. Ein Zusammenstoß zwischen Thron und Altar ist seitdem unausbleiblich geworden. In der Welt der Abstraktionen stützen sich Thron und Altar gegenseitig, in der Welt der Erscheinungen, der nackten, plumpen, rohen Thatsachen, bekämpfen sie sich ewig: ihr Widerstreit begründet somit den Fortschritt der Menschheit.

Das Dogma der Unfehlbarkeit wird seinen Zweck erfüllen; den Zweck, den bisher noch alle Dogmen des Christentums gehabt haben: die Zahl der Gläubigen zu vermindern und die Zahl der aus der Kirche Ausgeschlossenen zu vermehren. Als die Göttlichkeit Christi zum Dogma erhoben ward, schieden Arius und die Seinen. Das Konstanzer Konzil verwarf die Hussiten; die Beschlüsse des Tridentinischen Konzils raubten der „alleinseligmachenden“ Kirche für immer die Mitte und den Norden Europa's. Einen ähnlichen Erfolg wird das Dogma der Unfehlbarkeit haben. Gerade die fähigsten und begabtesten Streiter des Katholizismus wird es ihm entfremden. Sehr möglich, daß viele derselben, unfreien Geistes und in den Spinngeweben des Jenseits gefangen wie sie sind, nach der Verkündigung der neuen Lehre sich dem Unfehlbaren demütig zu Füßen werfen; möglich, daß die Darboy und Dupanloup, die ganze Schar der deutschen Bischöfe dann nur einen Sturm im Glase Wasser erregt haben. Dem Denker wird es immer ein trauriges Wahrzeichen für die geistige Entwickelung des Katholizismus und der romanischen Völker sein, daß zweihundert und fünfzig Jahre nach der Erhebung des germanischen Geistes in ihnen noch Fragen aufgeworfen und erörtert werden, die genau denselben Inhalt

haben wie die Fragen und Debatten über die Bewohner des Mondes. Börne's „Meneen“ müßten in diesen Kreisen wie Nießwurz wirken. Ist man im Stande, solche mystische Dinge auf ihrer den Schwertern und Maschinen dieser Welt unzugänglichen Höhe im reinen Äther zu halten: dann, nur dann ist man eine poetische, eine erhabene Erscheinung. Der heilige Johannes, der in der Einsamkeit von Patmos seine Offenbarung, das Reich und den Untergang des Antichrists mit verzückter Seele und entflammter Phantasie schildert, erregt unsere Bewunderung; aber Glaubenssätze, die an Kommissionen gewiesen werden; Bannflüche, die durch ihre Fülle schon einen fast scherzhaften Anstrich haben und zu der Wirklichkeit nicht in einem tragischen, sondern in einem komischen Gegensatz stehen, haben von dieser Erhabenheit nichts. Dem Kaiser, der Nero heißt, entgegenzutreten und im Cirkus für seinen Glauben zu sterben: das war eine That; aber die Welt zu verfluchen und vor den Rothemden Garibaldi's sich hinter französische Regimenter zu flüchten: der Heldenmut kostet nicht viel.

Diese fortwährende Vermischung des Weltlichen und Geistlichen, der kühnsten Abstraktionen und des habsüchtigen Ehrgeizes macht das römische Schauspiel auch für uns anziehend. Im Ernst von der Verkündigung der Unfehlbarkeit für die Entwickelung der modernen Gesellschaft auch nur das Geringste zu befürchten, kann Niemand einfallen. Im Gegenteil: der großartige phantastische Bau der katholischen Kirche hat damit seine Vollendung erreicht. Mit diesem Dogma ist er fertig geworden. In dem Reich der Spekulationen gerade so mächtig, so aufragend, wie auf Erden die Peterskirche. Und wie diese als das unvergleichliche Denkmal des Verfalls katholischer Lehrmeinungen dasteht: ihr Aufbau hat die Reformation beschleunigt — so wird die Unfehlbarkeit im Lauf der Zeiten

als der Grabstein des Papsttums erscheinen. Schneller, kräftiger, wirksamer, als wir von dem Fortschritt der geistigen Bewegung erwarten durften, wird dies Dogma die Trennung des Staates von der Kirche herbeiführen. Den katholischen Mächten wird nichts übrig bleiben, als mit der Aufhebung der Konkordate zu der Kirche zu sagen: „Ziehe hin in Frieden! Fluche, segne, binde und löse, so viel du willst und kannst; wohlverstanden, im Jenseits! Wenn du Leute findest, die ihr Geld für deine Geheimnisse verwenden wollen, baue Tempel, Kapellen, aber siehe dich vor, daß du rechts nicht die Synagoge meiner jüdischen Bürger und links die Moschee meiner mohamedanischen Bürger beschädigst. Die Freiheit, die in Amerika herrscht, wird dir auch bei mir zu Teil werden: die Freiheit und die Schranke.“ Ob innerhalb der heiligen Mauern ein Zwiespalt ausbrechen; ob die Legionen gottesfürchtiger Theologen, wie so oft zu Ephesus und in den Straßen Alexandria's, thatsächlich gegen einander losgehen werden; ob der eine Bischof, immer unter Bezeugungen seiner Ehrfurcht vor dem Knecht der Knechte Gottes, gegen die Unfehlbarkeit in französischem oder in slavischem Latein protestirt; ob der andere sich dahin erhebt, in Pius IX. Gott selber im Fleisch manifestirt zu sehen — wir bescheiden uns, diese Dinge entziehen sich der Erörterung der Ketzer. Das, was uns angeht, ist einzig die weltliche Seite des Dogma's und in diesem Sinne möchte seine erste Wirkung der Andrang der Italiener gegen die ewige Stadt sein. Dann wiederholt sich wohl jenes Schauspiel, das die alte Bischofstadt Trient sah: als die Nachricht von dem Herannahen der protestantischen Landsknechte unter Moritz von Sachsen und Albrecht Alcibiades dorthin kam, flohen die erschreckten Konzilväter „wie ein Schwarm Wildgänse“ nach Italien zurück. Und damals konnte die Kirche noch einen Verzweiflungskampf mit

dem neuen Geiste aufnehmen: heute ist sie selbst dazu nicht mehr fähig. Der römische Katholizismus ist mit dem alten deutschen Kaisertum groß geworden: er wird dasselbe Schicksal haben und langsam dahinsiechen. Ein heroischer Tod ist ihm nicht beschieden. Äußerlich wird man die Formen der Kirchlichkeit noch lange befolgen, innerlich hat man sich von ihr losgesagt. „Wenn ich in Indien wäre", hat Voltaire sterbend geäußert, „würde ich, fromm wie ein Bramine den Schwanz einer heiligen Kuh fassend, verscheiden." Diese Gesinnung greift unaufhaltsam unter den gebildeten Katholiken um sich: der Errichtung neuer Kirchen ist die Stimmung der Zeit nicht günstig, man begnügt sich, die alte verfallen zu lassen. Die Zeit und die Würmer vollenden ihr Werk. Und während so der katholische Dom, ein Thurmbau von Babel, nach oben immer riesiger in die Wolken hineinwächst, werden seine Hallen unten immer leerer, seine Altäre immer einsamer.

---

20. Juli 1870.

„Wie viel trägt es aus, in welche Zeiten auch der beste Mann fällt!" steht als Wahrspruch auf dem Grabsteine des Papstes Hadrian's VI. Von den Ereignissen gilt dasselbe. So eben, unter feierlichem Glockengeläut, dem Evvivaruf der Menge, den Kanonenschüssen von der Engelsburg, in die sich der Donner eines schweren Gewitters mischte, ist in der öffentlichen Sitzung des vatikanischen Konzils am 18. Juli das Dogma der Unfehlbarkeit mit fünfhundertdreiunddreißig Stimmen gegen zwei angenommen worden, während am 13. in der Kongregation vierhunderteinundfunfzig Väter ihr placet, achtundachtzig ein non placet und zweiundsechzig ein placet uxta modum abgaben.

Was hat man von der Verkündigung des Dogma's hier gefürchtet, dort gehofft! Und gewiß, am Tage der Apostelfürsten Petrus und Paulus, im tiefsten Frieden der Welt, von der Kanzel der Peterskirche der Stadt und dem Erdkreis verkündigt, welch' ein anderes Echo hätte es erweckt! Jetzt ist es beinahe im Sturm und Sausen des Krieges verhallt.

Aber dies neue Dogma hat denn doch, wie unbeachtet von Völkern und Fürsten es auch in die Welt getreten, wie sehr berechtigte Zweifel sich auch darüber erheben mögen, ob es überhaupt zu Recht besteht, da ihm so ganz die moralische Einstimmigkeit fehlt, wenn es sich politisch geltend machen will, seine bedenklichen und gefährlichen Seiten. Der Kardinal Antonelli hatte gut reden, wenn er den französischen Gesandten damit tröstete, daß die Unfehlbarkeit des Papstes nur eine theoretische und spekulative Bedeutung habe. In dem Reich der Vorstellungen ist freilich das neue Dogma so klug oder so unklug, so wichtig oder so nichtig wie alle Bannflüche des Syllabus; wer Alexander VI., den Schwelger, Ehebrecher und Mörder, den kriegerischen und stets „angeheiterten" Julius II., den Lüstling Leo X., wenn sie über den Glauben und die Sitten ex cathedra reden, für unfehlbar halten will, der glaube es: im Ganzen ist diese Meinung nicht schlechter als die andere, daß Josua die Sonne stillstehen hieß und die Erde der Mittelpunkt des Universums ist; beide zeigen nur den Bildungsgrad ihrer Bekenner an. Da nun kein heiliger Dominikus oder Arbues die Andersgläubigen mehr verbrennen kann, im Gegenteil bei der gottlosen Stimmung der Welt den Gläubigen schlechter gebettet wird, als den Ungläubigen, so ist nach dieser Richtung hin die „Unfehlbarkeit" ebenso ein Schlag in's Wasser wie vor fünf Jahren der Syllabus.

Aber die katholische Kirche ist vor Allem eine kämpfende Kirche, auf das Innigste noch mit dem Staatsleben und den

bürgerlichen Verhältnissen verwachsen, hierin liegt die ernste politische Seite des neuen Dogma's. Nicht nur theoretisch, auch praktisch will es den schrankenlosesten Despotismus einführen. Seit etwa achthundert Jahren, seit Gregor VII., galt der Papst als das sichtbare Haupt der römisch-katholischen Kirche, doch nicht in dem Sinne, daß er je ohne Zustimmung der anderen Bischöfe und Äbte den Lehren der Kirche einen Fundamentalsatz hätte hinzufügen, aus sich heraus über Glauben und Sitten unumstößliche Formeln hätte aufstellen können. Indem er dies Recht jetzt für sich in Anspruch nimmt und das vatikanische Konzil in seiner Mehrheit es ihm zugesteht, macht er sich aus dem Haupte zum Despoten der Kirche. Zunächst werden die Bischöfe seine schwere Hand fühlen, da selbst der Schatten einer Gleichberechtigung ihnen genommen ist. Möchten sie sich doch ihrer Haut wehren! Aber es kann auch nicht ausbleiben, daß der unfehlbare Mann — Rom ist die Stadt und Brutstätte des Cäsarenwahnsinns — auf seiner schwindelnden Bahn fortschreitend mit der Staatsgewalt zusammengerät. Denn was gehörte nicht in das weite Reich des Glaubens und der Sitte? Der, welcher die Ketzer verflucht, kann ihnen auch die Erbauung von Kirchen, die Errichtung von Schulen, den Kirchhof verbieten. Ist der Liberalismus, die konstitutionelle Regierungsform der Theorie nach unheilig und verflucht, wer sichert uns, daß der Unfehlbare nicht seine schwarzen Legionen zum Kampfe dawider aufruft? Wie leicht dann aus gesetzlichen Mitteln ungesetzliche werden, bedarf keines Beweises. Unmöglich, behauptet Kardinal Antonelli, daß der Papst mit dem neuen Dogma bewaffnet sich jemals in weltliche Angelegenheiten mischt! Und nur wenige Wochen nach dieser feierlichen Erklärung mußte sich schon die französische Regierung über die Eigenmächtigkeit des päpstlichen Nuntius beschweren, der über sie hinweg

mit französischen Pfarrern verhandelte. Der Aufschwung der Klerikalen in Österreich und Bayern, ihre Wahlsiege: was bedeuten sie, wenn nicht die Hoffnungen dieser Partei auf eine Umgestaltung der bestehenden Staatsverfassungen? Die „Unfehlbarkeit“ ist der Wind, der die Segel der schwarzen Barke schwellt. Vor Allem haben die in der Mehrzahl ihrer Bürger katholischen Staaten dies Resultat befürchtet und auch zu fürchten Ursache. Rußland würde mit dem katholischen Geistlichen, der sich einfallen ließe, die „Unfehlbarkeit“ zu verkünden und praktisch in's Werk zu setzen, kurzen Prozeß machen; in England und Nordamerika wird das neue Dogma zu den übrigen theologischen Seltsamkeiten von hundert Sekten sich gesellen und in Kirchen, Kapellen und Bethäusern ein harmloses Dasein führen; die katholischen Christen des Morgenlandes werden, längst über die Behandlung empört, die ihre Geistlichen in Rom erfahren haben, wahrscheinlich dem Beispiel ihrer armenischen Brüder folgen und sich von der alleinseligmachenden Kirche trennen. Frankreich und Österreich haben bei der Verkündigung des Dogma's mit der Aufhebung ihrer Konkordate gedroht, und wenn sie selbst auch gewillt sein sollten, nicht zu diesem Äußersten vorzugehen, so wird der Papst in seinem Siegesrausche schon die Handlungen vollführen, die sie dazu zwingen. Italien beantwortet bei der Gunst der Sterne, die ihm wieder vom verfinsterten politischen Himmel segenbringend leuchten, die Theorie des neuen Dogma's mit einem groben Streich aus der Welt der Thatsachen: mit der Besetzung Rom's. Haben sich die Franzosen mit uns am Rhein verbissen, so werden die Italiener wissen, daß ihre Stunde geschlagen hat. Die Unfehlbarkeit im Reich der Schatten: in der Wirklichkeit die Vernichtung des Kirchenstaates — es sind die zwei Seiten einer Medaille.

Die tiefste Erschütterung wird die katholische Kirche durch

die Erhebung der Unfehlbarkeit zum Dogma in Deutschland erfahren; ein Verteidiger der neuen Lehre, Bischof Martin von Paderborn, hat dies selbst zugestanden. Ob die deutschen Katholiken sich zu einer energischen That gegenüber dieser Vergewaltigung ihrer Bischöfe aufraffen, ob die in Rom so kühn redeten, in ihrer Heimat schweigend sich unterwerfen werden: bleibe dahingestellt. Eins aber ist nicht zu hindern, daß hier bei der gleichmäßigen weltlichen Bildung, die Katholiken wie Protestanten besitzen, bei der Freiheit der Debatte, die ganze Ungeheuerlichkeit dieses römischen geistlichen Staatsstreichs in das rechte Licht gesetzt wird, daß hier an jeden Einzelnen die Frage tritt, ob er noch länger unter einem Gewissenszwange leben will, der härter als der des Dalai Lama ist. Zu gleicher Zeit fordert der lateinische Hochmut den deutschen Geist und die deutsche Kraft heraus; in Rom durch die Unfehlbarkeit, in Paris durch den Krieg. Den Franzosen ist vielleicht noch durch einen Aderlaß zu helfen; die Kirche aber erscheint ebenso unfehlbar wie unheilbar. Indem sie sich allen Staaten feindlich entgegenstellt, mit Ansprüchen, die im Mittelalter sogar die frömmsten Söhne der Kirche nicht ohne Widerspruch ertrugen, unterwühlt sie selbst den Boden, auf dem sie ruht. Nicht umsonst treten die Risse in der Kuppel der St. Peterskirche wieder deutlicher zu Tage. Um den Hochmut eines alten Mannes zu fröhnen, entzweit sie ihre eigenen Kinder, giebt ihren Gegnern die schärfsten Waffen in die Hand und erklärt den Thronen noch heftiger als den Hütten den Krieg. Die kurze Freude eines mehr durch Überrumpelung und List als durch wahre Kraft gewonnenen Sieges wird bald in schlimmen Niederlagen gebüßt werden. Den Fürsten, den Parlamenten liegt es ob, den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen; da wir leider nicht in der glücklichen Lage wie die Amerikaner sind, die

Anhänger der Unfehlbarkeit allein die Kosten ihres Kultus bezahlen zu lassen, so wird es der Gesetze bedürfen, die losgelassene Schaar der Priester zu bändigen. Unberechenbar sind die Wechselfälle des Krieges, den das Papsttum heraufbeschworen: sein Ausgang ist unzweifelhaft: der Zerfall der einigen römischen Kirche in eine Föderativrepublik einzelner Nationalkirchen. Im gewissen Sinne kann Pius IX. triumphiren: er ist der letzte Papst-König, und die Glocken der vielen hundert römischen Kirchen, Klöster und Kapellen erinnern ihn: der große Pan ist tot!

Vor hundert Jahren.

März 1874.

Der Fortschritt der Kultur, die emporsteigende Entwickelung der Menschheit sind bekannte Stichworte, und es läßt sich ja auch nicht läugnen, daß solch Fortschreiten, solche Entwickelung aus rohen und barbarischen Zuständen zur Bildung und Freiheit stattfindet. Wie groß und vollkommen die Kultur der Griechen im Einzelnen war, im Ganzen wird sie von der Kultur der Renaissance übertroffen. Gegenüber der geringen Anzahl von Freien und Gebildeten, die es in Griechenland gab, ist die Zahl Derer, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert an der Freiheit und Bildung Theil hatten, in's Ungemessene gestiegen. Dasselbe Verhältniß gilt von den Zeiten der Renaissance zu unseren Tagen. Um in der Sphäre der Bildung nur ein Moment anzuführen: die Entdeckungen des Copernicus, Kepler's, Newton's haben nicht einzelnen Menschen, sondern der Gesammtheit eine tiefere und erhabenere Anschauung der Welt gegeben, als sie auch die erlauchtesten Geister vor uns besessen. Der Fortschritt der Freiheit zeigt sich nicht minder groß, wiederum für alle, nicht für gewisse Klassen, in der Abschaffung der Glaubensinquisition und der Hexenprocesse, in der Aufhebung der Leibeigenschaft und der persönlichen Sklaverei, in der Aufrichtung der nordamerikanischen Republik, die zum ersten Mal in der Weltgeschichte einen freien Boden für jede Meinung, jede Sekte schuf.

Aber so gewiß und unbestreitbar diese Fortschritte sind, es ist nicht minder gewiß, daß sie nur mit Opfern gewonnen wurden. Auf immer dahin ist die unvergleichlich schöne harmonische Ausbildung des Hellenentums; wie die Götter Griechenlands werden auch ihre Tempel und Statuen, wird die Beredtsamkeit des Perikles und die Volksversammlung von Athen nie wieder aufleben. Die Malerei, die dramatische Kunst werden noch manche Blüten zeitigen, aber sie werden niemals mehr in dem ausschließlichen Sinne den Mittelpunkt des geistigen Lebens bilden, wie zu Anfang und im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts bei Italienern und Spaniern, Deutschen und Engländern. Es war ein Glück und ein Segen für die Menschheit, daß der Babelturm der katholischen Kirche zusammenstürzte, allein wem ginge das Gefühl der Erhabenheit und der Schauer der Unendlichkeit so ganz ab, daß er von dem Anblick dieser priesterlichen Weltherrschaft unter Innocenz III. nicht auf das Mächtigste ergriffen würde?

Ja wohl, wir schreiten vor, wir bewältigen den Widerstand der Natur, wir brechen die Bande der Vorurtheile, aber wir büßen auch in diesem Kampfe bald jenen Vorzug, bald diese Tugend ein. Nach der einen Richtung haben wir das achtzehnte Jahrhundert weit überflügelt, nach der anderen sind wir weit hinter ihm zurückgeblieben. Nicht nur in Bezug auf die großen Dichter und Denker, sondern in Hinsicht der allgemeinen Anschauung, der gesammten europäischen Meinung und Denkungsart. Seit Jahren stehen und ringen wir in religiösen Wirren und Fehden, die vor hundert Jahren undenkbar, unmöglich — im schlimmsten Fall eine Zänkerei von Mönchen und Thoren, im Stil der Heine'schen „Disputation“ zwischen dem Rabbi Juda und dem Frater Jose in der Aula zu Toledo, gewesen wären. Vor hundert Jahren! Auf dem Stuhl des heiligen Petrus sitzt der im humanen Sinne heiligste der Päpste

Ganganelli unter dem Namen Clemens XIV. Ruft man sich im Geiste das Bild des Lebens und der Thaten dieses Mannes zurück und vergleicht sie mit denen des jetzigen Papstes, mit dem Syllabus, den neuen Dogmen der unbefleckten Empfängniß Maria's und der Unfehlbarkeit, mit dem Blute, das an den Händen Pius' IX. seit Castelfidardo und Mentana klebt, wie sollte man da nicht an den Sturz Lucifer's erinnert werden! „Lichtbringer! So nennt ihn Keiner mehr der Himmlischen." Aus dem Licht der Aufklärung sind wir in die finsterste Nacht der Barbarei zurückgeschleudert worden, denn nicht der Wille sondern nur die Macht fehlt den heutigen Herren des Vatikans, Scheiterhaufen anzuzünden. „Liebet eure Feinde", sprach der Heiland; aus dem Munde des Papstes geht seit 1870 nur der Ruf: Anathema! Anathema! Ein greiser Priester bewundert die schreckliche Maschine, welche bei Mentana bartlose Jünglinge niederstreckte, und da eifert man gegen Voltaire's: écrasez l'infame! Vor hundert Jahren beschließt der Papst, auf die Bitten aller katholischen Fürsten, die Aufhebung des Jesuitenordens. In seinem Breve „Dominus ac redemptor noster" vom 21. Juli 1773 heißt es in §. 17: „Man ersieht aus dem Inhalt und den Ausdrücken der früheren apostolischen Verfügungen zu Gunsten der Jesuiten offenbar, daß in dieser Gesellschaft gleich bei ihrem Entstehen mannigfaltiger Samen der Zwietracht und Eifersucht, nicht allein in ihrem Innern, sondern auch gegen andere Regularorden, gegen die Weltpriesterschaft, gegen Akademien, Universitäten, öffentliche Schulen, ja sogar selbst gegen Fürsten aufgekeimt ist, in deren Staaten sie aufgenommen worden sind." In Betrachtung sodann, fährt er im §. 25 fort, „daß die erwähnte Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr schaffen könne, wozu sie gestiftet, von so vielen unseren Vorgängern gebilligt und mit so vielen Privilegien

versehen wurde, ja daß es kaum oder gar nicht möglich sei, daß, so lange sie bestehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wiederhergestellt werden könne" — sei die Aufhebung des Ordens „aus der Fülle der apostolischen Macht" von ihm beschlossen worden.

1773 abgeschafft, vernichtet, „ausgelöscht", wie das Breve es betont, beherrschen jetzt die Jesuiten allmächtig die katholische Kirche. Früher fand ihre maßlose Herrschsucht an einzelnen kräftigen Päpsten, an den Dominikanern in Spanien, an den Bischöfen und der Universität in Frankreich eine Schranke; heute sind die Dämme von der steigenden Hochflut des Jesuitismus durchbrochen; ein Schauspiel, wie es die Kirche bisher noch nicht geboten, zeigt sich uns: alle Bischöfe der katholischen Christenheit huldigen dem heiligen Loyola. Für die Gläubigen der Unfehlbarkeit aber stellt sich die peinliche Frage: war Ganganelli, als er, „über Glauben und Sitten, aus der Fülle der apostolischen Gewalt" entscheidend, den Orden abschaffte, unfehlbar; sind diejenigen, die ihn wieder herstellten, dann nicht durch die That selbst verdammt? Und war er fehlbar, wie die Jesuiten annehmen, wie kann sein Nachfolger Pius IX. unfehlbar sein? Ein Mann, dessen verkehrten Maßregeln und störrischem Eigensinn der Untergang der weltlichen Papstherrschaft nicht zum geringsten Teile Schuld gegeben werden muß? Ein Ganganelli hätte das „non possumus" nicht gesprochen.

Die Anhänger der Jesuiten pflegen die Aufhebung des Ordens als die Folge einer großen Verschwörung gegen die frommen Väter darzustellen. In den katholischen Ländern hätten die leitenden Minister Pombal und Choiseul, Aranda und Tanucci aus eigennützigen Absichten sich dahin geeinigt, die Gesellschaft ihrer Güter zu berauben und sie zu vernichten. Die Ränke von Weibern und Dienern hätten das Ihrige

gethan; sogar die fromme Kaiserin Maria Theresia wäre endlich von den Gottlosen listig gewonnen worden. Nach der Meinung einiger schreibt sich die ganze Bewegung gegen die Jesuiten von dem Hasse der Marquise von Pompadour her. Diese Dame hätte eine Trennung der Ehe Ludwig's XV. und der Königin Maria gewünscht, um selber deren Stelle einzunehmen. Da die Jesuiten sich geweigert, ein solches Ärgerniß zu unterstützen, hätte die Marquise den Entschluß gefaßt, diese Vertheidiger der Gottesfurcht und der guten Sitten aus Frankreich zu verbannen! Es ist klar, daß ein so tief einschneidendes Ereigniß, wie es die Aufhebung des Ordens war, nicht ohne die mannigfaltigsten Zufälle und Wandlungen sich vollziehen konnte; daß nicht Alles schwarz war, was die Jesuiten, nicht Alles weiß, was ihre Gegner thaten. Aber nicht darum handelt es sich. Die Stimmung der Menschen mußte seit lange her gegen den Orden gereizt und erbittert sein, nicht durch eine oder die andere vorübergehende Thatsache, nicht durch einen leidenschaftlichen Angriff — denn wer hätte jemals den Orden leidenschaftlicher und schneidiger angegriffen als Pascal? — sondern durch die ganze Vergangenheit, das Wesen und Auftreten der Jesuiten, daß ein Sturm von so ungeheurer Heftigkeit ausbrechen und über ein Jahrzehnt hinaus mit ungeschwächter Kraft dauern konnte. Vor hundert Jahren war eben der Gedanke des aufgeklärten Despotismus, das Gefühl für die Würde und Hoheit des Staates gegenüber der Kirche in allen Regierungen stärker und lebendiger als jetzt. Von unbedeutenden Reden und Handlungen abgesehen — so von dem geweihten Degen, den der Papst dem österreichischen Feldherrn Daun wegen seiner Siege über Friedrich den Großen schenkte — bricht in dem siebenjährigen Kriege der ultramontane Fanatismus gegen Preußen nirgends hervor. Man vergleiche damit den Zorn, die Wuth, die Lügen und die Prophezeiungen,

welche heute, zu einem Furienchor vereinigt, aus dem Vatikan und dem Palast des Bischofs zu Mainz, aus dem Saal der französischen Nationalversammlung und aus polnischen Casino's, von den Kanzeln bairischer Pfarrer und aus dem Munde hysterischer Römerinnen gegen uns erschallen. Ein Staatsmann wie Thiers, ein Gelehrter wie Renan entblöden sich nicht, mehr oder weniger offen mit den Jesuiten ein Bündniß einzugehen. Wenn wir auf einem Stern weiter leben, mit welchen Augen müssen dann von ihm herab Choiseul und Voltaire diese Posse betrachten! Wohl kamen im achtzehnten Jahrhundert in Folge der noch geltenden Gesetze traurige Verketzerungen, schreckliche Verfolgungen vor; nicht das kleinste Blatt in ihrem Lorbeerkranze verdanken Voltaire und Lessing ihrem unablässigen Kampfe gegen jede Unduldsamkeit, aber der Staat als solcher zieht immer mehr seine schützende Hand von der Kirche ab. In den Massen überwiegt Gleichgültigkeit oder Trägheit, die um so schärfer auffällt, wenn man sie mit dem mächtigen leidenschaftlichen religiösen Gefühl vergleicht, das noch im siebzehnten Jahrhundert alle Völker beherrscht hatte, aus dem die Schlachten von Lützen und Marstonmoor, wie Calderon's Autos und Milton's „Verlorenes Paradies" geboren wurden. Während innerhalb der katholischen Christenheit, aus den gebildeten und vorwaltenden Klassen, das dogmatisch zugespitzte Christenthum fast vollständig verschwunden ist, Aberglaube an die Wunder der Naturkräfte und Frivolität an seine Stelle treten, bewahrt nur noch der Protestantismus einen Rest des alten Glaubens. Aber wie wenig entsprechen die Empfindsamkeit Klopstock's, die nüchterne „Verstandesreligion" der norddeutschen Pastoren, die schwärmerische, aber zugleich so demokratisch angehauchte Frömmigkeit John Wesley's, des Stifters der Methodisten, der heut geltenden eifersüchtigen protestantischen Orthodoxie!

Unter den Katholiken wagt kaum noch ein bedeutender Mann die alten Dogmen und Formeln gegen die Encyklopädisten zu vertheidigen. Schriftsteller und Redner wie Fenelon und Bossuet sucht man vergebens. Die ganze noch gläubige Welt hat weder einen Ritter noch einen Märtyrer. Überall erhebt sich der Staat wider die Anmaßungen Rom's. Das Parlament von Paris liegt in beständigem Kampfe mit dem Erzbischof der Stadt, der den Jansenisten die Sterbesakramente und das Grab in geweihter Erde weigert. Bald werden alle Parlamente Frankreichs in diesen Streit mit hineingerissen. Die Bischöfe schwanken, viele unterwerfen sich den Parlamentsbeschlüssen, gegen widerspenstige Pfarrer schreitet man mit harten Strafen ein. Den Gebildeten, Voltaire an ihrer Spitze, scheint dieser Kampf zwischen Jesuiten und Jansenisten nicht bedeutsamer, als der Krieg zwischen Fröschen und Mäusen. Sie haben für diese Bewegungen auf dem religiösen Gebiet nur die tiefste Verachtung. Jede „geoffenbarte" Religion mit ihren Wundern und Legenden ist für sie Priesterbetrug, Heuchelei, Niedertracht. Einige von ihnen mochten sich ihres Atheismus rühmen, die Mehrzahl von ihnen wird wie Voltaire eine „natürliche" Religion, den Glauben an einen Gott als letzten Urheber und Lenker der Welt und den ewigen Zweifel Hamlet's: ob Sein, ob Nichtsein? gehabt haben. In Deutschland vereinigen sich die Bischöfe gegen den Papst; das Buch des Febronius — der Weihbischof von Trier, Johann Nicolaus Hontheim, schrieb unter diesem Namen — hatte einen mächtigen Nachhall. Es richtete seine Spitze gegen das neue jesuitisch-päpstliche Kirchenrecht, das sich zum wahren Kirchenrecht gerade so verhalte, wie die eingeführte byzantinische Justiz zum altdeutschen, nach und nach ganz abgeschafften Rechtsverfahren. „Dieses Buch", sagt Schlosser, „ward in allen katholischen, von Rom gedrückten und ausgesogenen Staaten

als ein neues Evangelium begrüßt, alle Regierungen huldigten dem darin verkündigten Kirchenrecht der ältesten Kirche, welches" — setzt der Geschichtschreiber bezeichnend hinzu — „man jetzt wieder auf allen katholischen Universitäten verfolgt."

In den Protestanten lebte ein wärmeres, tieferes religiöses Gefühl. Die englischen Freidenker haben Voltaire und Diderot; ihre Gegner den Jesuiten die Waffen zu ihren Schlachten geschmiedet. In Klopstock hatten die Protestanten den ersten Dichter jener Zeit; die Harfe des Katholicismus war mit Racine's „Athalia" für immer verstummt. Aber von Kirchlichkeit, von Ketzergerichten, die in der Meinung und Gesinnung auch nur eines Bruchteils der Menge ihren Rückhalt fänden, ist keine Spur. Freilich, wie hätte ein Friedrich, der Philosoph von Sanssouci, sie zugegeben! Wie unvollkommen das englische Rechtsverfahren und die englische Kirchenverfassung sein mochten, unterdrücken, zum Schweigen verurteilen konnten die Priester der anglikanischen Staatskirche John Wesley nicht. Wir sind geneigt in dem Hamburger Hauptpastor Goeze, weil er einen Lessing zum Gegner hatte, einen Inbegriff der Unduldsamkeit, einen kleinen lutherischen, ich möchte sagen, einen Centimeter-Papst zu sehen. So oft wir von ihm hören, steigt hinter seinem Schatten der Patriarch von Jerusalem mit seinem unbarmherzigen: „Der Jude wird verbrannt!" vor uns auf. Aber was wollen die Anklagen, die Schmähungen und Verketzerungen, die Goeze ausgesprochen, gegen die Thatsachen bedeuten, die wir erlebt? Die Fragmente, über die der Streit zwischen dem Pastor und Lessing ausbrach, durften in ganz anderer Weise, mit vollem Recht, einen Anhänger des Christentums in seiner orthodoxen Form erzürnen und entsetzen, als die Lisco'schen und Sydow'schen Vorträge. Reimarus' Fragmente greifen nicht die „grobsinnlichen Vorstellungen", sondern das Wesen des Christentums an, sie

leugnen jedes Dogma. Zuletzt, wie in jeder litterarischen Fehde, überwog dann auf Lessing's wie auf Goeze's Seite das persönliche Moment das sachliche. Immerhin wurde Lessing von keinem Propste verhört und erhielt von keinem Konsistorium einen Verweis. Die Mehrzahl der protestantischen Prediger hatte wenig von einem Goeze, noch weniger von einem Josua-Knak. Im Gegenteil, sie suchte durch natürliche Erklärungen die Wunder des Evangeliums zu stützen. Jesus als vorzüglicher Arzt, als großer Physiker, als unvergleichlicher Magnetiseur stammt aus jener rationalistischen Auffassung.

Mit dieser Stimmung der Geister vergleiche man die Gegenwart mit ihren kirchlichen Bewegungen. Den gewaltigsten Fortschritten der Wissenschaft gegenüber ein päpstlicher Syllabus, die verschiedenen Generalsynoden der protestantischen Geistlichen, ein protestantischer Oberkirchenrath, als Spitze ein vatikanisches Konzil: es ist doch wie ein böser Traum, wie ein unheimliches Alpdrücken. Redet doch nicht von der Unsittlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts. Als ob wir „reiner" wären! Reiner mit den Sitten unserer Hauptstädte! Fehlte jenen Tagen etwa die wahre, die herzlich rührende, gläubige Frömmigkeit? O daß die Katholiken einen Mann wie Ganganelli auf dem Stuhl des Apostelfürsten hätten! Die ergreifende Frömmigkeit, welche der Bischof von Mainz noch jüngst an unserem Kaiser rühmte, er kann sie an ähnlich hervorragender Stelle, bei dem ersten und größten Republikaner — in den Worten und Thaten Washington's wieder finden. Und waren die Soldaten des großen Friedrich nicht fromm, als sie am Abend der Leuthener Schlacht ihr „Nun danket alle Gott!" stehend bei ihren Wachtfeuern sangen? Der Unterschied ist auf einer anderen Seite zu suchen: damals gab man Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Jetzt hat nicht die Religion, die

immer etwas Individuelles ist — wie meine Gedanken, sind meine Seligkeit oder meine Hölle mein subjektives Besitztum — sondern die Kirche das gesammte Leben mit ihrem Netz übersponnen. Die tiefere Erfassung des Glaubens, die lebendigere Sehnsucht der Menschen nach den ewigen Gütern, die stärkere Beschäftigung mit den letzten Dingen, die nach den ungeheuren Erschütterungen und Kämpfen der Revolution und des ersten napoleonischen Kaiserreichs als notwendige Reaktion des Gemüts gegen die einseitige Herrschaft des Verstandes und der rohesten Gewalt hervortreten, diese unbestrittenen Errungenschaften haben wir teuer bezahlen müssen. Wohl hat die religiöse Empfindung eine herrlichere Weihe, die Kunst einen erneuten Aufschwung, die Erkenntniß des Wesens und der Geschichte der Religion eine unvergleichliche Vertiefung dadurch erfahren — und Niemand möchte dagegen die kahle und öde Nüchternheit oder die thränenselige Empfindsamkeit des vergangenen Jahrhunderts eintauschen — aber sollen wir die Kosten dieser Vorteile vergessen? Jetzt wo die Kosten in bedenklichster Weise die Einnahmen übersteigen? Wohin sind wir gerathen? In alle Volksschichten hat sich das Gift des Jesuitismus und der protestantischen Orthodoxie verbreitet. Forderungen, Anmaßungen werden laut, wie sie vor hundert Jahren unerhört gewesen wären! Damals schickte man aus allen Ländern ganze Schiffsladungen voll Jesuiten dem heiligen Vater in seine Stadt. „Die Söhne kommen zu ihrem Vater", sagte der boshafte französische Witz. Heute bereitet man einen gewaltigen Kreuzzug für die Jesuiten vor. Stimmen erheben sich, wie sie seit den Religionskriegen nicht wieder vernommen wurden. Wer Mentana durch ein Tedeum gefeiert, ist der soweit davon entfernt, auch eine neue Bartholomäusnacht zu verherrlichen? Eine Kirche, die Pedro Arbues unter ihre Heiligen

aufnehmen konnte, dürstet in ihrem Innersten nach Menschenopfern. Ein blutbefleckter Inquisitor ein Heiliger, wer anders kann sein Gott sein, als der Moloch!

Zwei Dinge haben diesen schmählichen Rückfall verschuldet. Der Staat, der im vergangenen Jahrhundert ungläubig war, ist kirchlich geworden. Die Kirche hat ihn beschwatzt, überlistet, gefangen. Der Grundsatz, daß Thron und Altar zusammenstehen müssen, ist eine moderne Erfindung. Maria Theresia wie Friedrich II. hätten darüber gelacht. Als ob nicht die Schatten der deutschen Kaiser, als ob nicht Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich das römische Papsttum als ihre unversöhnlichen Feinde, als ihre Mörder anklagten! Statt der Kirche zu schaden, hat die Revolution zuletzt nur einen Umschlag zu ihren Gunsten herbeigeführt. Mehr oder weniger haben alle Regierungen seit 1815 der Kirche die Schleppe getragen.

Noch gefährlicher als diese Selbstentäußerung des Staates war es, daß die Wissenschaft, die Litteratur den Kampf gegen die Kirche einstellte. In der That, es zeugt nicht vom besten Geschmack, mit guten und schlechten Witzen, mit scharfsinnigen und oberflächlichen Bemerkungen die Religion anzugreifen. Die Spötter des achtzehnten Jahrhunderts hatten unterschiedslos Kirche und Religion, Thatsache und Empfindung in einen Topf geworfen; das neunzehnte Jahrhundert wollte klüger und verständiger sein, es fühlte, daß ein Kampf gegen Schatten und Götter, gegen die griechische wie gegen die christliche Mythologie immer ohne Entscheidung bleiben würde, und zog es vor, Kirche und Religion ihren Weg gehen zu lassen. So wuchs, vom Staate geschützt, von keinem Voltaire, keinem Lessing bedroht, die Hierarchie wieder mächtig auf. In der rechten Stunde würde schon der Schatten des fridericianischen Krückstocks genügt haben, alle Gespenster der protestantischen

Orthodoxie dorthin zu verscheuchen, wohin sie gehören, in die Studirstube der Herren, die an den lebendigen Teufel und an das Stillstehen der Erde glauben. Aber der Staat wähnte seine Interessen auf das Innigste mit denen der Kirche verflochten, und die Litteratur hoffte, daß ganz allmählig der alte Aberglaube im Abgrund des Himmels verdämmern und entschwinden und endlich ohne Kampf die Vernunft ihr Recht behaupten würde.

Wie sehr sind beide getäuscht worden! In drohender Rüstung hat sich die Kirche dem Staat und der Wissenschaft entgegengestellt. Sei verflucht, ruft sie dem einen wie der andern zu. Der Kampf, der vor hundert Jahren ausgekämpft schien, denn es gab keine Kirche, die auch nur den schwächsten Widerstand gegen die Staatsgewalt gewagt, keine Theologie, welche die Wissenschaft eines ernsten Gefechts für wert gehalten hätte, ist auf's Neue zu führen. Dem ganzen staatlichen, nationalen und gesellschaftlichen Leben ist die Gefahr näher gerückt. Exkommunikationen, Ketzergerichte, Verfolgungen bringt jeder neue Tag. Dieser Überhebung der schwarzen Legionen sollte von allen Seiten, nicht nur mit Resolutionen entgegen getreten werden. Nicht der Glaube irgend eines Menschen wird gekränkt oder verletzt, nur die stolze Anmaßung eines Papstes, eines Bischofs, eines Konsistorialraths wird zurückgewiesen. Wer zweifelt, wenn Sonne und Wind gleich zwischen den Kämpfern geteilt wird, daß die Litteratur wie im vorigen, so auch in diesem Jahrhundert mit dem Teufelspuk und den Falschmünzern der Frömmigkeit fertig werden wird? Nur durch den Arm des Staates, den sie mißbräuchlich zu ihren Zwecken benutzt, ist und war die Kirche stark auf Erden. Aber ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Hienieden lasse sie das bürgerliche, glaubenslose Recht gelten, unbenommen bleibt ihr die Hölle und das himmlische Jerusalem. An der kläglichen

Furcht vor dem Tode zügelt sie nur allzu stark die Seelen der Menschen, was bedarf sie noch einer Geißel, die Widerspänstigen zu bekehren? Nicht die Religion tastet man an, den Phärisäerhochmut gilt es auszurotten.

Wahrlich, im Hinblick auf die Dinge, die um uns geschehen, haben wir keinen Grund, vornehm über das achtzehnte Jahrhundert zu lächeln. Noch ist das Wort Kant's eine traurige Wahrheit: „wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort Nein, nur in einem Zeitalter der Aufklärung.“ Daß diese Morgenröthe nicht wieder von der Dämmerung verdüstert werde, daß aus ihr ein neuer Sonnentag der Menschheit aufgehe: das ist die Aufgabe und des Kampfes Ziel.

Die Verfolgung des Diokletian.

Juli 1874.

Seit anderthalb Jahren können wir in Deutschland „die Verfolgung des Diokletianus“ zu den geflügelten Worten zählen. In jeder Zeitung begegnet sie uns; alle katholischen Vereine sind voll davon; selbst die hochwürdigen Bischöfe „am Grabe des heiligen Bonifacius“ und anderswo spielen darauf an. Ohne allen Zweifel ist in diesen Kreisen die „Verfolgung des Diokletianus“ beliebter als die Neronische; vielleicht machte ein von weltlicher Gelehrsamkeit Angesteckter die Bemerkung, daß Bismarck bei alledem doch eher eine Parallele mit Diokletian vertrüge, als mit dem Sänger und Tragödienspieler Nero. Überdies hat die Neronische Verfolgung zwei sehr unangenehme Eigenschaften: einmal war es inmitten ihres Schreckens, daß St. Paulus der Gemeinde gebot, auch dem Prätor eines Nero Gehorsam zu leisten — eine Thatsache, die sich mit der Haltung der heutigen katholischen Geistlichkeit durchaus nicht in Einklang bringen läßt — und dann ist Nero und seine Gräuel zu bekannt. Zwei Maler sind daran Schuld: Kaulbach und Piloty. Dahin ist die Kunst des heiligen Lukas gekommen; ihres himmlischen Ursprungs vergessend, dient sie der schnöden Aufklärung und dem Liberalismus! Nun wissen wir, daß Paulus enthauptet, Petrus gekreuzigt wurde; daß die Christen als Pechfackeln

die Gärten Nero's erhellten; daß christliche Mädchen und Frauen in Qualen starben. Es giebt auch für den Witz eines geistreichen Jesuiten keine Möglichkeit, diese Geschichten in harmonische Verbindung mit dem Märtyrer Ledochowski und den westfälischen Damen zu bringen. Denn ein, selbst zwei Jahre Gefängnishaft oder Kreuzigung, den Kopf nach unten — siehe Kaulbach's Bild; ein Paar Thaler Strafe oder das Schicksal der Danaë und Dirke — siehe den Brief des Clemens: „Um Eiferswillen sind verfolgt die Weiber Danaë und Dirke und nach schrecklichen und unheiligen Martern zum festen Laufe des Glaubens hinangekommen und haben wie wohl geschändet am Leibe dennoch einen ehrlichen Lohn empfangen" — diese verschiedenen Strafmaße und Strafarten stehen in so gar keinem Verhältnis, daß ihre Gegenüberstellung Gelächter erregen muß. Der Vergleich hinkte also auf beiden Beinen und man mußte unter den zehn Christenverfolgungen der Legende eine andere wählen.

Wer kennte Diokletian nicht! Er entsagte seinem kaiserlichen Diadem und baute Kohl zu Salona: schlagende Ähnlichkeit mit Bismarck, wenn er verdrießlich oder kränklich nach Varzin entschwindet. Er war ein großer Staatsmann, ein letzter Einiger des zerfallenden römischen Reiches, bedeutender als Politiker, denn als Feldherr, ganz und gar dem Staatsleben zugewandt, uur die politische Idee anerkennend — Bismarck, es kann kein Zweifel mehr sein. „Diokletian zeigte sich in seiner Gesetzgebung beständig als einen weitsichtigen Mann, der die bestehenden Verhältnisse richtig würdigte und die entfernten Begebenheiten vorsichtig berechnete" — es ist, als ob man die Schmeicheleien eines aus dem „Reptilienfonds" von Bismarck bezahlten Schriftstellers läse. Dieser Diokletianus nun — er regierte um das dreihundertste Jahr nach der Geburt Christi — war ein Freund des Heidentums, nicht

nur weil er an Jupiter und Minerva glaubte, sondern weil er diese Abgötterei am geeignetsten zu einer Verschmelzung mit seiner Staatsidee hielt; er wollte nämlich eine römische Staatsreligion gründen — man erkennt, wie unbedeutend Bismarck im Grunde ist, ein reiner Plagiator! In diesem Bestreben mußte er mit den Christen zusammenstoßen; er haßte sie als seine politischen Gegner (Centrumsfraktion!), er war überzeugt davon, daß sie seinen heidnischen Staat, einem höheren Prinzip opfern würden; er glaubte an ihre Verbindung mit den Feinden des Reiches, den Persern — wer kennt nicht die Beschuldigungen, die verleumderischen, die Bismarck und die Nationalliberalen gegen die Centrumspartei, gegen die bairischen Patrioten geschleudert haben? Aus allen diesen Gründen beschloß Diokletian, die Christen grausam zu verfolgen.

Zwei Klassen von Geschichtschreibern haben uns die Verfolgung der Christen durch Diokletian erzäht: Eusebius und Lactantius, die den Ereignissen nicht allzufern lebten und, nach ihrer eigenen Aussage, Alles, was zum Ruhm der Kirche gereicht, berichteten und Alles, was zu ihrer Schmach dienen könnte, unterdrückten, ihnen sich anschließend die Legendenerzähler, die von der Kirche gebilligten und anerkannten Annalisten der Großthaten und Wunder des Katholizismus — auf der andern Seite die kritischen Geschichtschreiber, die Dodwell, Gibbon, Voltaire und das ganze, feile Geschlecht, das ihre angeblichen Forschungen und ihre nur zu gewissen' Lästerungen nachgeschrieben hat. Billig lasse ich den Kirchenvätern das erste Wort.

Diokletian sah mit Neid und Haß den Verfall des Heidentums und das Wachstum der Gotteslehre; angestachelt von seinem Mitregenten Galerius, einem aus der Hölle entstiegenen Scheusal, der wieder von seiner abergläubischen Mutter

Romula — einer wahren Großmutter des Teufels, die modernen atheistischen Schriftsteller haben sie als eine heidnische Maria Tudor oder Katharina Medici bezeichnet — zu diesem Verbrechen gereizt wurde, beschloß Diokletian die Christen sämmtlich auszurotten. Er hielt Hof zu Nikomedien in Kleinasien; seinem Palast gegenüber lag die reichgeschmückte stattliche Kirche der Christen. Am 23. Februar 303 ließ er diesen Tempel des wahren Gottes dem Erdboden gleichmachen, am 24. Februar erschienen seine Dekrete, welche die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen verboten, die Auslieferung ihrer heiligen Schriften verlangten und die Zerstörung ihrer Kirchen im ganzen Reiche anordneten. Ein vornehmer Mann aus der Umgebung des Imperators — leider haben Lactantius und Eusebius vergessen, seinen Namen zu nennen — wagte es, dem Tyrannen zu trotzen. Auf dem Marktplatz zu Nikomedien riß er das Edikt des Kaisers von der Mauer, schmähte Diokletian und trat das Pergament mit Füßen. Unter gräßlichen Qualen starb er den Tod der Märtyrer. Zweimal, schnell hintereinander, brach Feuer in dem Palast des Diokletianus aus. Wie 1610 bei Ravaillac's und jetzt bei Kullmann's Attentat waren auch damals boshafte Zungen geschäftig, die christliche Priesterschaft der Mitschuld anzuklagen. Diokletian achtete so wenig wie Belsazar der Zeichen Gottes; nur seine Wut und seine Rachsucht wuchsen. In Kleinasien und Syrien, in Palästina und Ägypten, in Nordafrika und Spanien, in Frankreich und Italien, in Illyrien und Griechenland fanden zahllose Hinrichtungen statt. Die Erde war naß von dem Blut der Bekenner. Die erfinderischste Grausamkeit machte die Qualen der Glaubenszeugen länger und furchtbarer. In Alexandrien erlaubte man dem rasenden Volke die Christen nach Herzenslust zu martern. Soll ich von den Jungfrauen erzählen, welche der Lust des Gladiators preisgegeben wurden?

Von den Unseligen, die auf Stühle von rotglühendem Eisen festgebunden langsam verkohlten? Von Anderen, die man mit durchschnittenen Sehnen an einem Bein, eines Auges beraubt, in die Bergwerke schickte? Dreimal selig die, welche standhaft blieben. Niemand wird diese Schilderungen ohne Ergriffenheit lesen können, ohne die Leiden jener Helden und Heldinnen zu bejammern und ihren Mut bewundernd zu preisen. Sie sind in Wahrheit die Zeugen Jesu Christi und die Kämpfer Gottes. Den Legenden nach lagen die Leichen zu Tausenden geschichtet, in den penninischen Alpen war eine ganze römische Legion, die thebäische, 6600 Mann stark, die sämmtlich Christen waren, vernichtet worden. Jedes Dorf hatte seinen Märtyrer. Alle Kirchen waren ausgeplündert und in Flammen aufgegangen. Diese sichtbare Welt des Teufels und der Tyrannei ging offenbar ihrem Ende entgegen. „Wir", sagten die Christen mit dem heiligen Cyprianus, „wir werden uns in aller Ewigkeit an dem Anblick der Qualen derer laben, die eine kurze Zeit sich an unseren Martern weideten, und für das kurze Vergnügen, welches unsere barbarischen Verfolger daran fanden, ihre Augen an einem unmenschlichen Schauspiele zu ergötzen, werden sie selbst als ein ewiges Schauspiel der Todesqual ausgestellt sein". Machtlos gegen die kaiserliche Gewalt, dem heidnischen Pöbel ausgeliefert, hatten die Christen keine andere Zuflucht als das Jenseits: das war zugleich ihr Trost und ihre Rache. Acht Jahre lang dauerte der Schrecken, das Entsetzen, die Verfolgung; denn obgleich Diokletianus von Gewissensbissen geängstigt und im ahnenden Geiste erkennend, daß sein Kampf gegen die Kirche Christi nutzlos sein würde, 305 seiner kaiserlichen Würde entsagt und sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, setzte doch Galerius sein Wüten fort. Aber eine schmerzvolle, ihn langsam vernichtende Krankheit ließ auch diesen Tyrannen endlich seine Hinfälligkeit

und die Allmacht Gottes fühlen; er sah ein, daß es der Kirche bestimmt sei, über die Pforten der Hölle zu triumphiren, und schenkte der vielgeprüften Christenheit durch sein Toleranzedikt vom 30. April 311 den Frieden. Darin sagte er: „Unter den wichtigen Sorgen, welche unsern Geist zum Nutzen und zur Bewahrung des Reichs beschäftigt haben, war es unsere Absicht, Alles und Jedes nach den alten Gesetzen und der öffentlichen Zucht der Römer wieder herzustellen. Insbesondere war es unser Wunsch, auf den Weg der Vernunft und Natur die bethörten Christen zurückzuführen, welche auf die Religion und die Gottesverehrung ihrer Väter Verzicht geleistet, in hochmütiger Verachtung der Gebräuche des Altertums ausschweifende Gesetze und Meinungen nach den Eingebungen ihrer Phantasie erfunden und in den verschiedenen Provinzen unseres Reiches eine große Gesellschaft gebildet haben. Da die Edikte, welche wir erlassen, um die Verehrung der Götter zu erzwingen, viele Christen der Gefahr und Not ausgesetzt, da ihrer viele den Tod erlitten haben und noch Mehrere, welche fortwährend bei ihrer gottlosen Thorheit beharren, jeder öffentlichen Ausübung der Religion beraubt sind, so fühlen wir uns geneigt, auf diese unglücklichen Menschen die Wirkungen unserer gewohnten Milde auszudehnen. Wir erlauben ihnen daher, ihre Privatmeinungen frei zu bekennen und sich in ihren Versammlungen ohne Furcht oder Belästigung zu versammeln, vorausgesetzt nämlich, daß sie stets die gehörige Ehrfurcht vor den bestehenden Gesetzen und vor der Regierung bewahren. Durch ein anderes Reskript werden wir unsere Absichten den Richtern und Obrigkeiten bekannt machen, und wir hoffen, daß unsere Milde die Christen bewegen werde, für unser Heil und Wohlergehen, so wie für ihr eigenes und das der Republik ihre Gebete zur Gottheit emporzusenden“. So endete die letzte,

längste, am weitesten sich ausbreitende und wahrscheinlich auch unmenschlichste Verfolgung der Christen im römischen Reiche. Aber es ist klar, daß sie noch länger fortgedauert haben würde, wenn es nach den gegenwärtigen katholischen Bischöfen in Preußen und ihren Anhängern gegangen wäre: denn die erste Bedingung, die Galerius den Christen stellt, ist Gehorsam gegen das Gesetz; umgekehrt heißt es jetzt: Widerstand und Verhöhnung der Gesetze ist das Merkmal des katholischen Christen.

Und diese, durch das Blut so vieler unschuldigen Opfer geweihte, durch die Schrecken und die Lieblichkeit zahlreicher Legenden der dürren Wirklichkeit entrückte und ehrwürdig gemachte Geschichte wagen die Ultramontanen der Gegenwart als Spiegel vorzuhalten! Im Ernst, sind die Märtyrer, welche sich weigerten, den Herrn zu verfluchen und den Götterbildern zu opfern, nicht von anderer Art und Tugend, als die eigensinnigen Bischöfe, welche sich weigern, einen anzustellenden Pfarrer den Staatsbehörden zu nennen? Ist es in der That dasselbe, in Flammen „Kyrie eleison“ zu singen oder in mäßiger Haft, bei bester Verpflegung, sein Brevier zu lesen? Macht man sich der Palme des Martyriums gleich wert, ob man sich der Zerstörung seiner Kirche, der Schändung der Katakomben, der Verbrennung der heiligen Bücher widersetzt oder die Auslieferung von Stundenplänen und Gymnasialprogrammen verweigert? Tertullian und Cyprian würden solches Benehmen als Übermut und Verrücktheit getadelt haben; nicht jeder ist ein Märtyrer, der sich töten läßt. Wie wohlfeil würde man nun gar in unsern Tagen diese Ehre kaufen können! Nächstens genügen vielleicht dreihundert Thaler Geldstrafe, um einen Mann zum Bekenner zu machen. Jeden, der diese Dinge kennt, muß es mit Widerwillen erfüllen, die herrlichsten Beispiele der Standhaftigkeit und Frömmigkeit so in den Staub eines Kampfes gezogen

zu sehen, in dem es sich nicht um den Glauben, nicht um das Evangelium, nicht um die Erhaltung der Kirchen und die Bewahrung der Gräber der Heiligen, sondern um priesterliche Anmaßung und Halsstarrigkeit handelt. Welchen Begriff müssen die Menschen von dem Wesen der Religion haben, welche die Heiligen Justinus und Polycarp fortwährend in Verbindung mit Ledochowski bringen! Giebt es eine schmählichere Caricatur des Heiligsten und Ehrwürdigsten, als die Aera der Märtyrer mit dem gegenwärtigen Streit zwischen Staat und Kirche zu vergleichen?

Aber, ich bin kein Theologe — und vom Standpunkt des energischen Mannes wird jeder mit mir zugestehen, daß Bismarck durch diese Enthüllungen über die Verfolgung des Diokletianus in seiner Achtung gesunken ist. Wenn der eiserne Kanzler noch den Kölner Dom zerstören ließe, wie Diokletian die Kirche zu Nikomedien! Wenn er das Volk aufstachelte, beim Anblick Windthorst's: ad leonem! — Vor die Löwen! — und beim Anblick schöner katholischer Jungfrauen hohngrinsend: ad lenonem! — In's Orpheum! — zu rufen: das wäre Charakter, das wäre noch ein Schauspiel! „O Fleisch! Fleisch! wie bist du verfischt worden!" klagt Mercutio.

Indessen stellt sich die Sache vielleicht etwas günstiger für die Verfolger Bismarck und Falk, wenn wir uns von dem Diokletian der Legenden zu dem Diokletian der Geschichte wenden. Da gewähren nun, wie ich schon oben erwähnte, die staatsmännische Begabung, das Kohlpflanzen, die oft wiederkehrende Verdrießlichkeit, die Drohung abzudanken, die seltsame Kopfbedeckung — kein Imperator hatte vor Diokletian eine weiße Stirnbinde und kein Kanzler vor Bismarck eine Kürassiermütze getragen — unbestreitbare Anhaltspunkte zur Vergleichung. Diokletian und Galerius,

heißt es, haßten die Christen als eine politische, antinationale Partei. Der Erfolg hat bewiesen, daß sie als Römer Recht hatten. Durch Wiedererweckung des alten Kultus wollten sie eine Staatsreligion begründen. Auf ihrer Seite standen die Philosophen, die Beamten, die altgesinnten Römer, das heidnische Volk und die Juden. Wie verhält es sich heute? genau ebenso: die Philosophen, die Lohnschreiber, die Beamten, die Juden sind dieselben geblieben, die Römer heißen jetzt Nationalliberale und das heidnische Volk protestantischer Pöbel. Leider zerreißt an dieser Stelle der Faden, der Bismarck und Diokletian vereinigt. Die Edikte des Kaisers: Verbrennung der Evangelien, Zerstörung der Kirchen, Verbot jeder christlichen Versammlung haben mit den Maigesetzen nichts gemein. Erst seit den letzten Tagen kann man die frohe Hoffnung schöpfen, daß durch die Schließung der katholischen Vereine wenigstens in einer Richtung hin eine Annäherung an die diokletianische Verfolgung geschehen ist. Freilich, wer im Jahre 303 bei einem Konventikel ergriffen wurde, büßte es mit dem Tode: heute, glaube ich, kann sich der Schuldige mit drei Thalern loskaufen. Und fortan gehen der deutsche Kanzler und der römische Imperator auch in der historischen Beleuchtung, wie zwei Linien, die sich immer weiter von einander entfernen, auseinander.

Im Fortgang der Verfolgung steigerte sich mit der Standhaftigkeit der Christen der Trotz und die Härte des Imperators. „Einige leichte Ruhestörungen in Syrien und an den Grenzen von Armenien", erzählt Gibbon, „obschon eben so schnell unterdrückt als entstanden, gaben den Feinden der Kirche eine vortreffliche Gelegenheit zu verbreiten, daß diese Unruhen durch die Bischöfe, welche ihre prunkenden Betheuerungen leidenden und unbedingten Gehorsams bereits wieder vergessen hätten, insgeheim angestiftet worden wären". Darauf hin gebot

Diokletian, alle Geistlichen der Christen zu verhaften und in Kerker zu werfen. Nach Ermahnungen der Güte sollten die Statthalter und die anderen Beamten, jeder in seinem Bezirke, Maßregeln der äußersten Strenge ergreifen, um die Christen durch Überredung oder Gewalt von ihrem verächtlichen und staatsgefährlichen Aberglauben abzubringen. Grausame Strafen wurden denen angedroht, welche sich eines verfolgten Christen annehmen würden. So weit, wie die ultramontanen Redner bei uns, im Angesicht der Wahrheit, bekennen müßten, sind wir nun „noch lange nicht“, und es ist Aussicht vorhanden, daß wir nie dahin kommen werden, es giebt eben keine Charaktere mehr, weder im Lager der Verfolger, noch in den Reihen der Gläubigen.

Aber war die Verfolgung, als es galt, die Edikte wahr zu machen, in der That so ausgedehnt und so fürchterlich, wie Eusebius und Lactantius sie uns geschildert haben? Zunächst blieben Spanien und Frankreich ganz von ihr verschont; Constantius Chlorus, der unter dem Titel eines Cäsar Gallien regierte, war den Christen geneigt, er begnügte sich damit ihre Kirchen zu schließen und den öffentlichen Gottesdienst zu verhindern. Sein Sohn und Nachfolger ist jener Constantin, der mit dem Zauberwort: in hoc signo vinces! das Reich eroberte und die so lange unterdrückte Christenlehre zur Staatsreligion erhob. In Italien und Nordafrika währte der Sturm eine kurze Weile. Einzig über Kleinasien und Syrien, über Griechenland und Ägypten, unmittelbar unter den Augen der Tyrannen Diokletianus und Galerius, entlud sich die ganze Gewalt des Unwetters. Es ist unwürdig, nach der Zahl der Opfer die Größe der Leiden annähernd messen zu wollen, welche die Christenheit erduldete. Eine Schlacht ist schrecklich, ob von den Kämpfenden der dritte oder der zehnte Mann fällt. Allein der menschliche Verstand ist so eingerichtet, daß er nur durch

die Zahl sich eine Vorstellung der Größe und der Ausdehnung machen kann. Und nun steht dem Leser eine Enttäuschung bevor. Der Kirchenvater Eusebius darf von den Katholiken hinsichtlich der Wahrheit seiner Angaben keinen Widerspruch erfahren und soll es auch von mir nicht. Am Ende seiner schmerzensreichen Schilderungen muß er eingestehen, daß nur neun Bischöfe mit dem Tode bestraft wurden, und daß in Palästina — die Landschaft, deren Schicksale er am genauesten kannte — nur zweiundneunzig Christen den Ehrentitel der Märtyrer verdienten. Noch einmal, und wären es statt hundert ihrer nur zehn gewesen, dreimal Heil denen, die um ihres Glaubens Willen starben. Ein gutes Theil unseres Wissens und Könnens ist aus der Aussaat ihrer Thränen und ihres Blutes aufgekeimt. Aber die Geringfügigkeit der Zahl beschränkt unwillkürlich in unserer Phantasie das Ungeheuerliche, welches die Legenden der Verfolgung zu geben suchen. Mit seiner gewohnten Kälte, in seiner Abneigung gegen das Christentum hat Gibbon nun weiter aus dieser Zahl den Schluß gezogen, daß, da Palästina etwa den sechzehnten Teil des römischen Reiches ausmachte, die Anzahl der Bekenner, die unter Diokletian und Galerius starben, nicht viel über fünfzehnhundert betragen habe. Aber selbst wenn wir sie auf die Zahl zweitausend erhöhen, können wir uns eines Gedankens nicht erwehren. Wollen die Anbeter des römischen Papsttums mit diesen Märtyrern römischer Imperatoren einmal folgende Zahlen vergleichen. Als die Kreuzfahrer des großen Papstes Innocenz' III. am Magdalenentage des Jahres 1209 die Stadt Beziers in Südfrankreich erstürmten, verbrannten sie in einer einzigen Kirche siebentausend Albigenser. Unter dem Vorsitze Torquemada's hat die spanische Inquisition in wenigen Jahren — vielleicht sogar in dem einen Jahr 1482, aber die Stelle Mariana's duldet auch eine mildere Auslegung —

zweitausend Menschen verbrannt. Karl V. hat in Belgien und Holland mehr als fünfzigtausend Menschen ihres protestantischen Glaubens wegen töten lassen. Die Opfer der Bartholomäusnacht sind niemals gezählt worden; nach den mäßigsten Berechnungen wurden in Paris zweitausend, in dem ganzen Frankreich zwanzigtausend Hugenotten meuchlings erschlagen. Alles zum größeren Ruhme Gottes! Ausführlich berichtet in den Annalen der Kirche; auf die Wände des Vatikans gemalt; ausgeführt von Männern, die zum Teil als Heilige im Kalender der Kirche prangen!

Vor den Verfolgungsakten der römischen Kirche erbleichen die Verfolgungen des Decius und Diokletianus beinahe zu Schattenbildern. Aber giebt es ein Wort, welches stark genug wäre, die Zügellosigkeit der Rede zu brandmarken, mit der fort und fort die ultramontane Presse von einer diokletianischen Verfolgung in Deutschland redet? Wie, das verehrte Haupt der Ultramontanen, der Papst-Gott Pius IX, der den Inquisitor Pedro d'Arbues heilig gesprochen, wagt es von Verfolgern und Märtyrern zu reden, wo nur er und seine Vorgänger Märtyrer gemacht! Die Hohenzollern haben keine Albigenser-Kreuzzüge angeführt und keine Bartholomäusnacht angestiftet. Es wird auch diesmal Alles bei uns zahm und mäßig verlaufen. Wir sind allerdings ruhige und phlegmatische Leute, keine Spanier und keine römischen Pfaffen. Anders würde die Sache vielleicht aussehen, wenn die jetzigen „Märtyrer" das Übergewicht erlangten. Da möchte wohl ein reisiger Bischof wieder einen Ketzerzug durch Deutschland halten. Aber wir Freigeister, Aufkläricht, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber, sind trotz des eisernen Kanzlers gar nicht zu der Rolle des Diokletianus und seiner Trabanten befähigt. Höchstens daß sich einer und der andere unter uns, wenn er die alten Bücher liest, bei dem Gedanken ertappt,

daß ein ganz kleiner diokletianischer Schrecken auch heute noch von wunderbarster Wirkung sein und die Luft mit einem Schlage von allen ultramontanen Dünsten reinigen würde — aber ach! im nächsten Augenblick fällt ihm ein, daß Herr Majunke ein Staatsbürger ist, wie er, die Bischöfe auch, selbst Kullmann — daß die Grundrechte der Menschen, der Schutz der Gesetze, Gewissensfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit — und all' die Errungenschaften der mit einem dreifachen Anathem von Pius IX. beladenen Aufklärung den tragischen Traum einer Ära der Märtyrer verjagen. Die Welt ist nüchtern und prosaisch geworden; dahin sind die Märtyrer, aber auch die Verfolger! Und derselbe Spießbürger, der unter Nero den entsetzten Christen zurief: ad leonem! begeistert sich jetzt für die Unverletzlichkeit der katholischen Gesellenvereine und hält die Preßfreiheit aufrecht — für die „Germania.“

St. Peter und St. Paul.

Weihnachten 1875.

In der dritten Stunde nach Mittag, an einem sonnigen Maitage war es, daß ich zum ersten Male mit sehr gemischten Empfindungen die zwei und zwanzig mächtigen Travertinstufen zu dem Portal der Peterskirche in Rom hinanstieg — und deutlicher, greifbarer gleichsam, als seit manchem Monat, baut sich in der winterlich grauen Dämmerung, unter des Nordens trübem Himmel, in der stillen nachdenklichen Adventszeit, wo ich diese Zeilen niederschreibe, das Bild dieses gewaltigen Heiligtums, mit seiner Kuppel, seiner Legion von Heiligenstatuen, dem Säulenwalde, der zu ihm führt, vor meinem Geiste auf; es wiederholen sich die wunderlich seltsamen Eindrücke, die ich dort empfangen; die Schatten wachen auf, die mich am Obelisken in einer Mondscheinnacht umschwebten — voll, rötlich golden stieg das Gestirn über San Onofrio hinauf. Niemand steht auch nur in einsamen Gedanken auf dieser geweihten Stätte, ohne sich von einem Geisterhauch umwittert und erschüttert zu fühlen.

Neu und überraschend, als etwas durchaus Fremdes und Ungeahntes, tritt dem Gebildeten im Zeitalter der Photographie und der Reisebücher weder ein Gebäude noch ein Bild oder eine Statue gegenüber. Hundertmal hat Jeder die Kolonnaden Bernini's, die beiden Springbrunnen zu den Seiten des Obelisken, den ganzen weiten, einer Ellipse gleichenden Platz, die überladene, steife Façade Maderna's, die Kuppel

Michel Angelo's gesehen. In seinem braunen oder roten Reisehandbuch findet er die eingehendste und langweiligste Schilderung jeder Merkwürdigkeit dieser ersten Kirche der katholischen Christenheit; kein Mosaikbild, kein Papstdenkmal wird ihm erspart. Sorgsam wird ihm der Pfeiler bezeichnet, an den gelehnt er den besten und überraschendsten Durchblick durch den Innenraum genießt. Es fällt mir nicht ein, mit so erfahrenen Leuten in der Beschreibung der Peterskirche wetteifern zu wollen, auch kamen mir weder draußen auf dem Platz, noch drinnen unter der Kuppel, zwischen den vier ungeschlachteten Statuen der heiligen Veronika mit dem Schweißtuch, der heiligen Helena mit dem Kreuz des Heilands, des heiligen Longinus mit der Lanzenspitze, welche die Seite Christi durchbohrte, und des heiligen Andreas, dessen Haupt als wunderthätige Reliquie die Kirche bewahrt, frommerbauliche Gedanken oder künstlerische Offenbarungen. Die Riesenhaftigkeit des Ganzen, die Buntheit, die blendende und betäubende Fülle des Einzelnen, die verzopften Statuen der Ordensstifter, die alten Päpste, die von ihren Sarkophagen über die zu ihren Füßen gelagerten Tugenden hinunterzustürzen drohen, die gleichgültige Menge, die sich in diesen scheinbar unermeßlichen Hallen auf- und niedertreibt, verwirrten mich. Mir sagte der Gott Vater, der aus der schwindelnden Höhe der Kuppel über Heilige, Engel, Seraphim und Cherubim, alle Gestalten in buntschillernden Mosaiken, hinweg auf mich niedersah, nichts — weniger als nichts, wenn ich an den sonnigblauen Himmel dachte, der durch die Wölbung des Pantheon's, ein Sinnbild des Unendlichen und Ewigen, niederschauend, mein Herz in all' seinen Tiefen erbeben machte. Welch ein Unterschied! In diesem Tempel des Heidentums vor dem Stein, hinter dem in Staub zerfallen, was sterblich an Raffael war, hatte ich einen der frömmsten Augenblicke

meines Lebens gehabt; mit der wunschlosen Ruhe und Herzensstille, welche das Wesen der Seligkeit ausmacht, war ein Gefühl tiefster Andacht über mich gekommen: in der Kirche des Papsttums fand ich mich halb in einem Ballsaal, halb in einem Museum. Wäre das Ganze aus einem Geiste hervorgegangen, in einem Stile durchgeführt, wie die buntphantastische Herrlichkeit der Markuskirche in Venedig, so würde wenigstens der künstlerische Sinn sein Genüge und das Auge seine Freude gefunden haben. Aber nicht umsonst hat man zweihundert Jahre an diesem babylonischen Thurme gebaut. Wie überall in dem architektonischen Grundriß, machen sich auch in der Ausschmückung die verschiedenartigsten Formen, Stilarten, Ansichten und Meinungen geltend. Jeder Unfehlbare, der sich an der Peterskirche versuchte, hatte eben sein unfehlbares ästhetisches Ideal, das gerade so lange währte, bis seine Leiche in der Urne über der Thür neben der Chorkapelle geborgen war. Einen wunderlichen Eindruck erregte mir das Bild Pius' IX. hoch oben über der sitzenden Bronzestatue des Apostels Petrus aufgehängt; mit einer Art behaglichen Lächelns, in jener breiten, klug und überlegen sich zusammenfassenden Bonhommie, hinter der sich priesterlicher Stolz und Hochmut so gut zu verbergen versteht, blickt er auf seinen feierlich ernsten, in antiker Gewandung auf dem Marmorsessel thronenden Vorgänger herab, dessen mageres, knochiges Gesicht seltsam von der wohlgenährten Fülle seines Nachfolgers absticht.

Nein, ich konnte keine heiligen Gedanken in der Peterskirche fassen. Und die Triumphe der Kirche, die von Wand und Pfeiler dem Wanderer entgegen leuchten: hier schwört Christine von Schweden den Glauben ab, für den ihr Vater im Schlachtgetümmel bei Lützen gefallen war; dort demütigt sich Heinrich IV. im Schloßhofe zu Canossa vor Gregor VII.,

während im gegenüberliegenden Schiff der Kirche ein anderer vierter Heinrich, der König von Frankreich, die Absolution empfängt, weil er Paris höher als eine Messe geschätzt — diese Triumphe riefen ganz andere Stimmungen, ganz andere Betrachtungen in mir auf, als die Überzeugung, daß die Pforten der Hölle nichts gegen die Lehren des Papsttums vermögen. Über den Bogen, welche die vier Pfeiler der Kuppel verbinden, steht in riesigen Buchstaben, in Mosaik, das Bibelwort: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben.“ Die großen weithin sichtbaren Zeichen verkünden Jedem, der sie lesen kann, die Bedeutung der Kirche und auch denen, die sie nicht zu deuten wissen, empfangen von ihrer Größe — sie sind zwei Meter hoch — und von ihrem schimmernden Glanz etwas wie einen zauberischen Eindruck. Als wären dies die geheimnißvollen Runen oder Hieroglyphen, welche die Mächte des Himmels und der Erde mit der Kraft des salomonischen Ringes zwingen; welche diese Marmorsteine aufeinandergetürmt, diese Kuppel gewölbt, die Hallen geschmückt haben. Ja wohl magische Worte — aber von einem Zauberer, der nie stirbt, da er seine Kunst auf seinen Nachfolger vererbt und zu einem Wunder mißbraucht, dessen gewaltigste Schöpfung eben diese Kirche selbst ist. „Und ich will dir die Schlüssel des Himmels geben“ — im realsten Sinne des Worts hat dieser Spruch, wie die wunderthätigen Lieder des Orpheus, die Steine und Balken von St. Peter zusammengefügt. In einer Zeit, als der frommdumpfe Glaube des Mittelalters im jähen Verfalle war, das Christentum alle Metamorphosen durchgemacht zu haben schien und der Humanismus auf dem Stuhl des Apostelfürsten sich niederließ, unter Papst Nikolaus V. wurde der Bau begonnen. Nimmermehr wäre er zu Stande gekommen,

hätten die Nachfolger des Petrus nicht die Schlüssel des Himmels besessen und gegen klingendes Geld die Pforten desselben aufgethan. Tretet ein, die ihr zahlen könnt! Diebe, Mörder, Ehebrecher, tretet ein, die ihr durch Werke der Barmherzigkeit, durch Beisteuer zu dem größten Bau der Christenheit eure irdische Schuld vollauf gesühnt habt! Danach haben die Päpste der Renaissance gehandelt und die frommen Schafe in Deutschland und England geschoren. Die wir von jenseits der Alpen kommen und die römischen Wunderwerke anstaunen, wir vergessen in unserer künstlerischen Begeisterung nur zu leicht und willig, wie teuer wir die sixtinische Kapelle und die Stanzen im Vatikan bezahlt haben.

Aber, sagte ich mir dafür in der Peterskirche, dem ältesten und dem jüngsten Unfehlbaren in's Angesicht, wenn auch um anderthalb Jahrhunderte eure Zauberei uns Deutsche in Barbarei und Armut hat zurückhalten können, wenn ihr auch dreißig blutige Kriegsjahre aus euren magischen Gewändern auf unser unseliges Land herabgeschüttet habt, Sieger seid ihr doch nicht geblieben. Diese prunkende Kirche ist das unvergängliche Denkmal eurer Niederlage. Als der erste Stein zu ihr gelegt wurde, herrschte das Papsttum und seine Religion unumschränkt in Europa, eben hatte die griechische Kirche, in Todesnot vor dem Sturm der Osmanen, Vereinigung und Unterwerfung bei dem Papste nachgesucht; als Urban VIII. am 18. November 1626 das Einweihungsfest der neuen Kirche feierlich beging, hatte die römische Zauberlehre für immer die Hälfte unseres Erdteils verloren. Diese Kirche sollte der Ausdruck der theokratischen Weltanschauung sein und sie ist das steinerne Markzeichen für den Anbruch der Aera der Vernunft geworden. In diesen hochherrlichen, goldschimmernden Hallen sollte Alles dem geblendeten Betrachter die Hoheit des Priestertums in's Gedächtnis rufen, Alles ihn mahnen,

daß die Könige nur auf ihren Thronen bleiben und die Staaten nur bestehen, wenn sie Gottes Statthalter die Ehre geben — und gleich der erste Blick des Wanderers, der in das linke Seitenschiff getreten ist, haftet am Grabmal der drei letzten Stuart's. Da ruhen sie im ewigen Schlaf, Jacob III., Prinz Karl Eduard, der liedergefeierte Prinz Charlie der Schotten, und der Kardinal von York; ihnen hat der päpstliche Segen drei Kronen auf einmal gekostet. An diesem Altar, den die wunderlch gewundenen Barocksäulen und der Erzbaldachin — die einen wie der andere aus den geraubten vergoldeten Bronzeziegeln des Pantheon geformt — theatralisch schmücken, hat kein Gregor VII., kein Innocenz III., kein Bonifazius VIII. die Messe gelesen. Die Männer, unter deren Händen sich auf dieser Marmorplatte die heilige Wandlung vollzog, nehmen in der Entwickelung der Menschheit keinen hervorragenden Platz mehr ein: den ersten noch Pius IX., der das Dogmengebäude der katholischen Lehre mit der krönenden Unfehlbarkeit abschloß. So ist es denn nur billig, daß wir überall in St. Peter seinen Spuren begegnen. Länger als der heilige Petrus leitet er die Gemeinden Rom's: darum prangt sein Bildnis zu Häupten des Ersten der Apostel. In die Marmorwände um den Hochaltar sind die Namen der Bischöfe gegraben, die 1854 unter seinem Pontifikat an der Erklärung des Dogma's von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria teilnahmen; in den Kapellen des nördlichen Seitenschiffes, die dem Vatikanischen Konzil zum Sitzungssaale dienten, werden große Arbeiten unternommen, um die Erinnerung an den 18. Juli 1870 und — wider Willen für ihren Urheber — an die Schlacht von Sedan und den Einzug der Italiener in Rom zu verewigen. Denn nicht Gott ist diese Kirche geweiht, sondern den Menschen, die sich Gott dünken; nicht dem Glauben, sondern den Werken.

Wir aber wissen es, daß der Glaube glorreich über die Werkheiligkeit triumphirt hat, St. Paulus über St. Petrus.

Das ideale Fundament dieses Heiligtums und der angemaßten Oberhoheit des römischen Bischofs über die Christenheit ist die Sage von dem Aufenthalt des Petrus in Rom. Die Einen lassen ihn schon in den ersten Jahren der Regierung des Claudius nach Rom kommen, das Christentum predigen, die Gemeinde gründen. Allgemein ist von der römischen Kirche die Legende von seinem Märtyrertode in der Neronischen Verfolgung angenommen und nie in Zweifel gezogen worden. Durch die Stadt hin sind die Spuren des Apostels verstreut. Viele Kirchen bewahren seine Reliquien. In San Pietro auf der Höhe des Esquilinischen Hügels, wohin die Ungläubigen pilgern, um dem Moses des Michel Angelo mit heimlichem Schauer in das finstere Antlitz zu schauen, zeigt man die Kette, die Petrus im Mamertinischen Gefängnis trug. Santa Pudenziana erinnert an den Senator Pudens, bei dem Petrus wohnte und in dessen Hause er den ersten christlichen Betsaal errichtete. Draußen an der appischen Straße bezeichnet die kleine Kirche Domine quo vadis den Ort, wo der Heiland dem aus Rom fliehenden Petrus begegnete. „Herr, wohin gehst Du?" fragte der Apostel über die wunderbare Erscheinung staunend und erschreckt, und Christus antwortete: „Nach Rom, um abermals gekreuzigt zu werden!" Tief erschüttert und beschämt wandte sich Petrus um und eilte nach der Stadt zurück, um auf jener Höhe, von der sich jetzt unweit des mächtig rauschenden Springbrunnens der Paulinischen Wasserleitung eine der herrlichsten Rundsichten über Rom und die Campagna eröffnet, das Martyrium zu erleiden. In der Krypta der Kirche San Pietro in Montorio ist noch die Vertiefung zu sehen, in der das Kreuz stand, an dem, den Kopf nach unten, der Apostel

litt und starb. Die Peterskirche endlich birgt oben und unten eine Fülle seiner Reliquien. Segnend die Rechte erhoben, sitzt er in Erz auf dem marmornen Sessel. Unten in den Grotten ruhen seine Gebeine: auf die Bitte des Papstes Sylvester ließ sie Kaiser Constantin im Jahre 330 aus den Katakomben von San Sebastiano hierher nach dem Abhang des vatikanischen Hügels schaffen und baute darüber die erste, die alte Peterskirche auf. Entdeckt wurden die Gebeine der Apostel „Petrus und Paulus“ — denn schon waren sie unzertrennlich geworden, wie in der Mythologie der Griechen Castor und Pollux — am 29. Juni des Jahres 258: bis dahin wußte Niemand etwas von ihnen. Die Tradition aber, daß Petrus in Rom gewesen und den Märtyrertod erlitten, war schon hundert und fünfzig Jahre früher in Rom verbreitet. Um das Jahr 120 unserer Zeitrechnung scheint es in der christlichen Gemeinde Rom's keinen ehrwürdigen Alten mehr gegeben zu haben, der die Verfolgung des Nero überstanden und nun aufstehen und Zeugnis dafür ablegen konnte, daß er niemals mit leiblichen Augen den Apostel Petrus in der Siebenhügelstadt gesehen. Fünfzig Jahre nach dem Tode des Paulus mußte dieser größte Mensch des alten Christentums seinen wohlerworbenen, mit seinem Blute besiegelten Ruhm zur Hälfte einem Andern überlassen.

Die deutsche theologische Forschung hat unwiderleglich nachgewiesen, daß Petrus weder im Jahre 42, noch im Jahre 64 in Rom geweilt; daß er die Tempel und Paläste dieser Stadt nie erblickt; daß niemals sein Gebet den Zauberer Simon, der sich vor dem Imperator vermaß, gen Himmel zu fliegen, aus der luftigen Höhe herabgestürzt; daß er weder auf der Höhe von Montorio, noch im Vatikanischen Cirkus den Tod erlitten habe. Die Gründe, die Renan in seinem Buche „Der Antichrist“ dawider geltend gemacht, können das Resultat

der deutschen Untersuchungen nicht erschüttern: es sind poetisch schillernde Einwände, die sich für jede langlebige Sage der nackten Thatsache gegenüber anführen lassen. Mit sicherem Gefühl schlug die Legende dort ihre Wurzeln, wo sie den besten Boden dafür fand. Nun ist ein steinerner Riesenbau daraus erwachsen, dessen Schatten den halben Erdkreis bedeckt. Realistisch genommen, ist es eine klug ersonnene Fälschung, auf der diese Pfeiler und Säulen, dies Heer von Heiligen, diese Wölbungen, diese Kuppeln ruhen; idealistisch betrachtet, erhob sich aus der Seele der römischen Christengemeinde dies Heiligtum als der großartigste Ausdruck ihrer Überzeugung. Die Worte im Matthäusevangelium: „Auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen und will dir des Himmelreichs Schlüssel geben“ — bezeichneten schon hundert Jahre nach Christi Tode die erste Wandlung seiner Lehre. Petrus übernahm die Stelle des Herrn und so fort durch die Jahrhunderte sind seine Nachfolger die rechten Mittler zwischen Himmel und Erde geworden. Sie haben sich nicht gescheut, neben das Grab des Apostels ihre Grabdenkmäler zu stellen. Wo er in Armut wandelte, in Ketten seufzte und am Kreuze verschied, haben sie den ganzen Prunk irdischer Herrlichkeit entfaltet. Von fünfzig Altären glänzen Mosaikbilder, von Marmorstatuen wimmeln die Nischen, Engel halten die Weihwasserbecken. Über Marmorfliesen gleitet dein Fuß hin, Gold und Edelsteine blenden deine Augen, neunundachtzig Bronzelampen auf ehernen Füllhörnern brennen um die Konfession, in der Mitte des Hauptschiffes, vor dem Hochaltar, dort wo die Marmortreppe zu den Grotten niedersteigt — wahrlich, eine Kirche des Goldes und nicht des Geistes, eine Kirche des Mammons und nicht der Erlösung. Und inmitten dieser Pracht der unabweisliche Gedanke, daß auch dieses Werk Babylon's dem unaufhaltsamen Verfalle geweiht ist; daß die

Legende, die es gegründet hat, immer mehr erblaßt; die so lange siegreiche Legion der heiligen Streiter immer weiter zurückweicht; daß die zwei trefflichen Minirer, der Zweifel und die Wissenschaft, die diese Pfeilermassen untergraben, auch in Rom nicht mehr vernichtet werden können; daß an einem letzten Tage schon hienieden die Lüge als Lüge entlarvt wird und schmählich Bankrut macht — Vanitas! Vanitatum vanitas!

Aber wie weltlich, wie unheilig auch diese Mauern sein mögen, dieser Boden ist dreimal heilig. Wer immer über den Platz vor der Peterskirche, über die Höfe und durch die Straße schreitet, die hinter ihr ansteigend zu der Statuengalerie des Vatikans hinanführen: er wandelt die heilige Straße des Christentums entlang. Wenn am See von Genezareth, von einem Hügel herab, im Sonnenuntergang, das erste Wort der frohen Botschaft von den Lippen Jesu klang, hier wurde das Wort Fleisch. Dieser Boden hat das erste Blut getrunken, das für den neuen Glauben floß. Die Niederung, die vom Fuß des Vatikanischen Hügels bis zum Tiberfluß sich ausdehnte, ist jener Cirkus und jener Garten des Nero, in denen er nach dem Brande Rom's der Volkswut die Armen, die Sklaven, die Elenden opferte, welche sich zum Glauben an Jesus Christus und an den nahe bevorstehenden Untergang dieser Welt bekannten. Um den Verdacht, daß er selbst Rom angezündet habe, von sich abzuwälzen, klagte er jene Männer und Frauen aus dem Volke des Verbrechens an, die sich längst, weil sie die Tempel, die Cirkusspiele, den Dienst der Götter mieden und schreckliche Weissagungen von der Vernichtung der Welt durch Feuer verkündigten, ihren Nachbarn verhaßt gemacht hatten. Unerhörte Grausamkeiten sollten der Erbitterung der Römer über die Zerstörung ihrer Stadt gerechte Sühne leisten und zugleich den wollüstigen Kitzel des Imperators befriedigen, dem die Qualen dieser

„Hefe des Menschengeschlechts“ nur ein phantastisches Schauspiel waren. Wenn der Obelisk von Heliopolis, der dreitausendjährige, der jetzt in der Mitte des Platzes vor der Kirche aufragt, von den Gräueln jenes Tages und jener Nacht, im Augustmonat des Jahres 64, erzählen könnte! Wenn dieser Stein für uns eine verständliche Stimme hätte! Wenn er, wie ich ihn einmal sah, vom Strahl des vollen Mondes getroffen, einen Klang von sich gegeben hätte, wie einst die Memnonssäule so Vielen klang! Damals stand er im sogenannten vatikanischen Cirkus, in dem Hofraum, der hinter der Sakristei der jetzigen Peterskirche sich ausdehnt, Caligula hatte ihn dort aufrichten lassen und erst Sixtus V. hat ihm seinen heutigen Standort angewiesen. Wer wiederholte das Entsetzen jenes Tages, das Grauen jener Nacht! In Tierfelle genäht wurden die Christen in den Cirkus getrieben und dort von Bluthunden zerrissen, an den Kreuzen starben andere, nach dem Eintritt der Dämmerung erhellten Fackeln — Menschen in pechgetränkten Gewändern, an einen Pfahl gebunden, mit den Füßen in die Erde gegraben — die Gärten, durch die jubelnd und lärmend die Volksmassen schwärmten. In der Kleidung eines Wagenlenkers führte Nero seinen goldenen Wagen durch die Baumgänge und mischte sich unter die Menge. Er trieb seinen Spott und Mutwillen mit den Unseligen, die er dem Untergang geweiht hatte. An die Hörner eines wilden Stiers gebunden mußte ihm eine junge Christin das furchtbare Geschick der Dirke versinnlichen. Das war die Bluttaufe des Christentums: der Obelisk, den ägyptische Priester mit geheimnisvollen Zeichen bedeckt haben, war und ist noch heute Zeuge dafür. Zwei Götterdynastien hat er herrschen und verschwinden sehen; den Göttern des Nils sind die Götter Rom's nachgefolgt; wird er noch aufrecht stehen, wenn der Himmel zuzusammengestürzt ist, dessen Schlüssel Petrus in der Linken hält?

Mild war die Maienacht, die eilfte Stunde hatte die Uhr der Kirche geschlagen. Bläulich schimmernder Mondglanz lag auf den Treppenstufen, auf den Steinen des Platzes. Als wären sie von Silber, leuchteten die Statuen auf der Balustrade des nördlichen Säulenganges, die Fenster im Palaste des Vatikans. Während ein Teil der Façade im Schatten blieb, traten an dem andern die kleinsten Einzelheiten in der magischen Beleuchtung sichtbar hervor. Es war die Peterskirche — und sie war es doch wieder nicht. Wie in einem Zauberkreise ein Schloß von Geistern gebaut, so stand sie da. Die tiefe Stille umher, die Einsamkeit und Öde des gewaltigen Raumes, die verschlossenen Pforten, das melancholische Rauschen der Springbrunnen, der hoch sich wölbende, unermeßliche, klare Himmel, an dem keine Wolke zog, alles verstärkte den phantastischen Eindruck. Von jedem Drang des Irdischen befreit, einen kurzen Augenblick ohne Bedürfniß, ohne Wunsch, ohne die leiseste Regung dessen, was wir Willen nennen, wie entrückt aus Raum und Zeit, ganz hingegeben einem Schauspiel, von dem ich nicht behaupten kann, ob ich es mit Augen sah, ob es mir nur vor meinem inneren Blick erschien, träumte ich — und ich denke, in einer ähnlichen, wenn auch unendlich gesteigerten und erhabeneren Empfindung verlöschten hier, in jener Augustnacht, den Namen Christi auf den Lippen, die Menschenfackeln. Da wo wir jetzt die Kirche steinern, trotzig und herausfordernd in ihrer Pracht erblicken, sahen die Märtyrer aus den mondbeglänzten Wolken das himmlische Jerusalem hernieder schweben, die Kirche, so lange unsichtbar und nun sichtbar für sie geworden, in die sie eingehen sollten — mit weißen Gewändern angetan, vor den Stuhl des Lammes. Die Verse der Offenbarung fielen mir ein: „Diese sind's, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider

helle gemacht im Blut des Lamms. Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen." Die hier starben, waren namenlose Männer und Frauen, kein Geschichtschreiber, keine Inschrift hat ihrer gedacht, Dirke und Danaë im Briefe des Clemens sind Schatten ohne Körper. Der fromme Betrug, der den Himmel mit so vielen Heiligen bevölkert, hat sich an diese Schaar der Erwählten nicht gewagt. Aus dem Nachtstück, das Tacitus in brennenden Farben geschildert, hebt sich erkenntlich keine einzige Gestalt mehr hervor: es ist eine Wolke von Blut und Staub, von Feuer und Rauch, aus der nur gespenstisch Umrisse von menschlichen Figuren, schmerzentstellte und zugleich verklärte Gesichter auftauchen, wie sich das Haupt des Heilands auf dem Schweißtuch der Veronica abzeichnet. Wie in einer Art Weltvernichtung gingen da Alte und Junge, Hinfällige und Starke, Häßliche und Schöne unter dem triumphirenden Jauchzen einer wütenden Menge in die Ewigkeit oder in das Nichts ein, am nächsten Morgen war nichts übrig als ein Haufen verstümmelter Gliedmaßen, ein Haufen Asche. Aber was sie beseelte, tröstete und verzückte, wir wissen es aus den Kapiteln des Buches der Offenbarung, die wenige Jahre nachher an der Küste Kleinasiens geschrieben wurden. Das himmlische Jerusalem schwebte vor ihren verlöschenden Blicken — schöner als Bramante und Michel Angelo, Maderna und Bernini diese Kirche aufbauen konnten, war sie in jener Nacht an dieser Stelle den unselig Seligen erschienen, alle Tempel der Götter, alle Burgen der Imperatoren überstrahlend, wie die Herrlichkeit des Menschensohnes, der in den Wolken daher kömmt, alle kaiserliche und königliche Pracht hinter sich zurückläßt.

Unter den Opfern der Neronischen Verfolgung verehrte

die christliche Gemeinde in Rom fünfzig Jahre nach jenen Gräueln vor allen andern zwei: die Apostel Petrus und Paulus. Der Letzte, erzählte die Sage, war enthauptet, der Erste gekreuzigt worden. Während sie die Richtstätte des Paulus vor die Mauern der Stadt auf der Fahrstraße nach Ostia verlegte, errichtete sie das Kreuz des Petrus auf einer Höhe des Janiculus, in einer halben Stunde erreicht man jetzt vom Obelisken aus auf dem Hügelrücken entlang gehend, die von der Legende gefeierte Stätte. Wenn uns auch kein Zeugniß darüber vorliegt, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Paulus in der Verfolgung den Tod fand. Saß er doch seit dem Jahre 61 als Gefangener des Kaisers in Rom, in der Nähe der Kaserne der Prätorianer, „in seinem eigenen Gedinge", wie die Apostelgeschichte sagt, unter der Obhut eines Soldaten, der für ihn haftete, und predigte den Juden und den Heiden das Christentum. Unmöglich, daß die Wut des Volkes gegen die Christen, nachdem sie einmal entfesselt war, seiner vergessen hätte. Gerade aus den niederen Ständen mußten ihn Viele kennen; Soldaten und Feldwebel, syrische Sklaven, griechische Händler, die Menge der Neugierigen, die sich zu jedem neuen orientalischen Aberglauben in Rom drängte. In welchem Sinne er den römischen Behörden als Haupt der Gemeinde galt, bleibe dahingestellt: in jedem Falle mußten sie ihn, als einen der Bekanntesten in diesem namenlosen Haufen, ergreifen, sobald sich der Verdacht, Rom angesteckt zu haben, auf die Unglücklichen gelenkt hatte. Vielleicht verdankte er es seinem römischen Bürgerrecht, das ihn in Jerusalem und Cäsarea vor dem Tod gerettet, daß er mit der verhältnißmäßig geringsten Strafe seine Schuld, den Glauben an Jesus Christus, büßte. Denn darin kommen alle Legenden, so viel ihrer von des Paulus und Petrus Gegenwart und Märtyrertod in Rom handeln, überein, daß Paulus mit dem

Schwert hingerichtet worden. Auf das Schwert gestützt, pflegen ihn die Maler auf ihren Bildern darzustellen. Auf dem Friedhof der heiligen Lucina an der Straße nach Ostia, heißt es in einer der Legenden, ward seine Leiche, unmittelbar nachdem er hingerichtet worden, beigesetzt und später auf Antrieb desselben Papstes Sylvester, der die alte Peterskirche erbaut, auch ihm ein Heiligtum gegründet. So haben sich beide Apostel in die Herrschaft über die Stadt und den Erdkreis geteilt; auf der Westseite Rom's, im Norden und im Süden erheben sich zu ihren Ehren die reichsten Kirchen. Die beiden einzig noch aufrecht stehenden Säulen der kaiserlichen Welthauptstadt krönen ihre erzenen Statuen: die des Petrus die Trajanssäule, die des Paulus die Säule des Marc Aurelius. Vereint in den Wolken erscheinend, erschrecken sie auf dem Gemälde Raffael's den gen Rom ziehenden Attila. Als nach der Zerstörung Jerusalem's und des Tempels die jüdisch angehauchte Form des Christentums zu zerbröckeln begann, trat die römische Gemeinde die Führerschaft in der Sitte und der Lehre der neuen Weltreligion an. Seitdem machte sich in der christlichen Kirche verhängnißvoll das zusammenfassende Element, die Herrschsucht und die Weltklugheit des römischen Volkes geltend. Der bittere Streit, der mit dem Auftreten des Paulus die ersten Christengemeinden gespalten: ob Christus, wie Paulus lehrte, das Gesetz aufgehoben habe, oder ob erst, wie Petrus behauptete, durch das Gesetz und die Beschneidung die Heiden zur Kindschaft Gottes kommen könnten, hatte allmählig an Bedeutung verloren; je weiter das Christentum nach Westen vordrang, desto unmöglicher wurde es, die Gläubigen auf das morgenländische Gesetz des Mose zu verpflichten. Bis auf die Erinnerung sollte dieser Zwiespalt, der Kampf, der während ihres Lebens die beiden Apostel getrennt und sie einmal in Antiochia zu den härtesten Worten gegen einander

getrieben, ausgetilgt werden. Die mächtigste, die reichste Gemeinde, zu der sich nun schon patrizische Frauen und Senatorenfamilien bekannten, wollte beiden Aposteln ihr Recht lassen; von beiden wollte sie gegründet sein und umgab beide mit derselben Glorie des Märtyrertodes. Aber die Glorie des einen ist falsch; Fabeln sind die Wunderwerke, welche die Legende dem Petrus zuschreibt, wahr und zweifellos allein ist der Glaube und die Predigt des Paulus.

Dies war der Mann der Vorsehung. Mit dem Tage von Damaskus, mit dem Gesicht, das ihm auf seinem Ritte nach dieser Stadt ward, beginnt die Geschichte des Christentums. Aus der Dämmerung mystischer Vorgänge und Entzückungen tritt es in das Licht des Tages, aus der Stille kleiner und enger Kreise in den Städten Galiläa's, aus den einsamsten Gassen Jerusalem's, aus einem Winkel des Tempels auf die Bühne der Welt. Nicht von Mund zu Mund hat der Heiland mit dem neuen Apostel geredet, der nun durch die Welt zieht, seinen Namen verkündigend: aber ein ebenso sicheres Zeichen seiner Berufung ist ihm zu Teil geworden. In seinem Geiste ist Jesus aufgewacht, die Umkehr, von der die Zwölf nur reden, hat sich thatsächlich in ihm selbst vollzogen, aus dem Saulus ist ein Paulus geworden. Was er früher geliebt, haßt er nun; weit von sich stößt er das Gesetz und die Propheten. Wenn Christus die Welt erlöst hat, was bedarf es da noch jüdischer Formeln, veralteter Vorschriften? Nicht die Zwölf, die betend und fastend in Jerusalem den Tag des Herrn erwarteten, ihn hat der Sturm Gottes ergriffen und treibt ihn ruhlos vorwärts. Mit Seherblick hat er das Allgemeine, das im höchsten Sinne Welterlösende des Christentums, im Lichte der damaligen Zustände und Stimmungen, erkannt, von dem die Fischer am galiläischen See und die schwärmerischen jüdischen Frauen, die des Messias gedachten,

keine Ahnung haben konnten. Mit der Abneigung des Renegaten wendet sich Paulus von den Juden, er predigt am liebsten und vornehmlichsten den Heiden. So zieht er durch Kleinasien, Macedonien, Griechenland; um den Zusammenhang mit der Urgemeinde in Jerusalem aufrecht zu erhalten, sammelt er überall Geld zur Unterstützung derselben: die Ansicht liegt nahe, daß er sich damit zugleich die Freiheit der Lehre erkaufen wollte. Für mich ist es entschieden, daß er von Beginn seiner Mission daran gedacht hat, sein Leben mit der Predigt des Evangeliums in Rom zu beschließen. Vor allen andern Aposteln gab ihm schon die Würde eines römischen Bürgers die größere Sicherheit des Auftretens in der Siebenhügelstadt; bei dem Wandertrieb, der in seiner Natur steckte, mochte sich früh in ihm die Sehnsucht geregt haben, die stolze Stadt zu sehen, deren Namen die Welt mit Furcht und Staunen erfüllte, deren bloße Anrufung ihn vor Schlägen und vor der Steinigung rettete. Der Lauf der Dinge und der Drang des Herzens flossen, wie im Leben aller großen Menschen, so auch in dem seinen zusammen; vor dem Tribunal des Festus, des Landpflegers über Palästina, an das Gericht des Kaisers appellirend, kam er, ein Gefangener, nach dem heidnischen Rom. Wenn einem Manne, so war diesem das christliche Rom das erhabenste Denkmal schuldig.

Fünfzehn Minuten und darüber etwa geht man einen mit Bäumen spärlich bepflanzten Weg von dem mittelalterlichen Paulsthor nach der uralten Kirche des Heidenapostels. Zur rechten Hand hat man eine Weile die stolzen und düstern Cypressen, welche den Hügelrand des protestantischen Kirchhofs umsäumen und in ihrer melancholischen Schönheit, im Verein mit den marmornen Grabsteinen und Grabkreuzen, eins der ergreifendsten Landschaftsbilder Rom's aus dieser Ruhestätte der Ketzer und Atheisten machen: in der Niederung

grad gegenüber der Pyramide des Cestius ist die Asche Shelley's beigesetzt. Weiterhin gen Westen fließt gelblich der Tiber, das Land ist eben, wiesenartig, hier und dort stehen im Busch einige Bäumchen zusammen. So oft ich des Wegs ging, fand ich ihn leer und einsam; die wenigen Besucher des Heiligtums verloren sich in dem unermeßlichen Raum. Nicht anders ist es mit San Lorenzo vor dem gleichnamigen Thor auf der Ostseite der Stadt. Verwirrt und vergebens fragt man sich, welchen erbaulichen Zweck diese mächtigen Basiliken haben können? Möglich, daß St. Paul vor der Mauer an jenem 10. Dezember 1854, als Pius IX. die Einweihung der neu aufgebauten Kirche, umringt von 185 Bischöfen, vollzog, von einer stattlichen Versammlung erfüllt war: aber im Allgemeinen liegen diese Kirchen verlassen und fremdartig in der Oede der Campagna, wie die Pyramiden im Wüstensande Ägyptens. Nicht der Götter wegen, die ja doch nicht darin wohnen, sondern um der Menschen willen, deren Gemüt darin erhoben, deren Herz geläutert werden soll, ist eine Kirche da; je weiter abseits vom Strome des Lebens sie liegt, um so nutzloser und überflüssiger erscheint sie. Dieser Eindruck verstärkt sich noch für jeden modern empfindenden Wanderer, der in den Säulenwald der Paulskirche tritt. Dies ist kein Raum weder zum Beten noch zum Predigen, es ist eine Prunk- und Schaukirche für die Fremden, die neugierig von Säule zu Säule gehen, für die Architekten, für die Künstler. Nichts Prächtigeres und Äußerlicheres zugleich läßt sich im Kirchenstil ersinnen. Die alte Kirche, welche die Kaiser Valentianus II., Theodosius und Arkadius im Jahre 386 mit einer damals noch nicht gesehenen Pracht aufbauten, wurde am 17. Juli 1823 in einem fünfstündigen Brande bis auf geringe Reste vom Feuer verzehrt. Anderthalbtausend Jahre hatte sie allen Unbilden des Wetters, Stürmen, Blitzen

und Erdbeben, allen Wechseln und Wandlungen der Zeiten, in sich beruhend, getrotzt. Alarich der Gothenkönig hatte sie schon als einen vollendeten Wunderbau vorgefunden und ihrer geschont. Aus jener Zeit stammen die Verse des Prudentius zu ihrer Ehre:

„Jenseits an Ostia's Wege erhebt sich das Grabmal des Paulus,
Wo zu der Linken der Fluß thauig den Rasen umfaßt.
Königlich pranget der Ort, es erbaute den Tempel und weihte
Seine Umgebung mit viel Kosten ein gütiger Fürst.
Platten von Goldblech decken die Balken, daß ähnlich der Sonne,
Wenn sie im Aufgang glänzt, strahle im Innern das Licht.
Dann noch stützt' er durch Parische Säulen mit goldenen Knäufen,
Vierfach theilend die Reihn, fester den goldenen Dom;
Glänzender Schmelz der verschiedensten Farben verziert den Bogen
Ähnlich des Frühlings Grün, welcher die Wiesen beblümt."

Auch von der neuen Kirche können dieselben Verse wiederholt werden, nur die mit Goldblech bedeckte Innendecke hat einer nüchternen Kassettendecke im Mittelschiff, in einer weißen vergoldeten Renaissancedekoration in Stuck, Platz machen müssen. Aber noch immer richtet sich die Front der Kirche nach dem Flusse, noch immer glaubt der Pilger, ihre Pforte öffnend, in einen steinernen Palmenwald einzutreten. Die ganze Welt hat zum Aufbau der zerstörten Kirche beigesteuert. Nicht nur Katholiken und Protestanten; Mehemet Ali von Ägypten hat die vier durchscheinenden Säulen von orientalischem tigergefleckten Alabaster gespendet, welche den Baldachin über dem mittelalterlichen Ciborium tragen; der Zar Nikolaus die vier mächtigen Malachitvasen, auf denen sie sich erheben. Dies ist kein Tempel des Rabbi von Nazareth, keine Gedächtnißstätte des Paulus, dies ist ein Festsaal für Jedermann. Wundersam genug nehmen sich in der fünf-

schiffigen Basilika die uralten Mosaiken am Triumphbogen aus, der gewaltig auf zwei jonischen Säulen ruhend das Mittelschiff schließt. Zum Teil sind es noch die ursprünglichen Bilder, mit denen zur Zeit Leo's I. Galla Placidia, die Schwester des Honorius, wie die alte Inschrift bezeugt, ihn schmücken ließ. Das Feuer hat den Bogen und die Bilder verschont: auf einem der ältesten Denkmäler christlicher Kunst weilt das Auge. Düster, häßlich und schaurig — „medusenhaft“ sagt Gregorovius — starrt das Brustbild Christi aus weitumrahmendem Nimbus, in der Linken hält er den Stab, mit der Rechten ertheilt er den Segen. Für mein Empfinden der unauflösliche Widerspruch zu dem Manne, der die Bergpredigt gesprochen und die Ehebrecherin vor der Steinigung rettete, der die Kinder zu sich kommen hieß und dem Kaiser zu geben gebot, was des Kaisers ist. Vor diesem Antlitz kann die Menschheit, die gläubige, nur entsetzt niedersinken, ihr Gesicht im Staube verbergend — das ist der Weltrichter am Tage des Zornes, der die Erde mit Feuer verzehrt; der strenge, unerbittliche König, dem dann Michel Angelo in seinem jüngsten Gericht an der Altarwand der sixtinischen Kapelle die Leibesformen des Herkules gab, um das innerste Wesen der christlichen Lehre in sein römisches Gegenteil zu verkehren. Symmetrisch, steif und starr schreiten in Doppelreihen geordnet, je ihrer sechs, die vierundzwanzig Ältesten der Offenbarung mit Pallium und Kronen auf Christus zu, an dessen Seiten zwei Engel sich demütig neigen. Über den Figuren sind rechts und links die Symbole der vier Evangelisten, in der Mitte grade über dem Christusbilde das Kreuz sichtbar. Unter den Ältesten tritt links Paulus, rechts Petrus hervor. In dem Gemälde prägt sich unzweideutig die Herrschaft des Christentums aus; weit entfernt sind wir schon von dem guten Hirten der Katakomben, der das gerettete

Lamm in seinen Armen trägt. Die unterdrückte Kirche ist zur triumphirenden geworden; die Gemeinde, die sich des Nachts in der Campagna bei den Gräbern der Märtyrer scheu und aufgeregt zu mystischen Liebesmahlen versammelt hatte, naht sich jetzt im hellen Licht des Tages, in feierlich prächtigem Aufzuge, dem Altar in einem Heiligtume, dessen Gleichen das Heidentum kaum besessen. Die wenigen armen und verstockten Anhänger, welche die alten Götter noch hatten, wichen nun ihrerseits furchtsam und grollend vor dem Bischofe und den Geistlichen zurück und flehten umsonst in einsamen, verfallenen Tempeln den Blitz des Jupiters auf ihre Feinde herab. Verboten sind die Gladiatorenspiele, verlassen steht das Amphitheater des Titus, fremde Namen tragen die alten Heiligtümer. Zerstört oder geraubt, verstümmelt oder vergraben sind die Statuen der rettenden Götter. Schrecklich, unnahbar herrscht Einer, des Menschen Sohn, der Weltrichter, furchtbarer als die drei Richter in der Unterwelt, nahe schon ist sein Tag, und noch hat das geängstigte Gemüth, die Klugheit der Priester, die aufgeregte Phantasie der Mönche, der germanische Frauenkultus die Fürbitterin nicht erfunden, die Himmelsjungfrau, die neben ihres Sohnes zorniger Gerechtigkeit der Gnade und Milde eine Stimme leihen wird. Von dem Triumphbogen der Paulskirche spricht nur das finstere, den Weltuntergang herbeisehnende Christentum zu uns — jenes Christentum, das durch Gregor I. die Schriftrollen der heidnischen Philosophen und Dichter verbrannte und die Marmorbilder zerbrach.

Der Triumphbogen öffnet sich über dem Hauptaltar und der Konfession, unter der, wie in St. Peter, der Leichnam des Apostels in einem bronzenen Sarge ruht. Durch die weite Bogenöffnung sieht man in die Tribuna, welche im Querschiff, zu dem man auf fünf Stufen hinaufsteigt, gelegen die Basilika abschließt. Auch hier haben sich alte Mosaiken

aus dem 13. Jahrhundert erhalten; unter den Figuren, die sich zu den beiden Seiten des thronenden Heilands, gruppiren, im Ausdruck, in der Gewandung und Anordnung byzantinisch schwerfällig und unerfreulich, bemerkt man vorn den knieenden Papst Honorius III., der den schicksalsvollen Streit mit Kaiser Friedrich II. begann. Neben der Tribuna und rings umher Kapellen, Altäre mit guten und schlechten Bildern, Statuen, Kruzifixen, mit wunderthätigen oder gemeinen Werken; eine Verschwendung aller Marmorarten, eine Vergeudung von Gold und Silber. Die Mosaikbilder aller Päpste in Medaillonform zieren den Fries des Mittelschiffs, der beiden nächsten Seiten- und des Querschiffs; eine Reihe, die noch lange nicht vollendet ist — der erste, den ich unter den Unfehlbaren suchte, Ganganelli, fehlte. Sein Platz war leer, gerade wie der Marino Falieri's im großen Ratssaal des Dogenpalastes. Erhält die Peterskirche durch die vielen Grabdenkmäler, durch die Erzstatue des Apostelfürsten, dessen rechter, glattgeküßter Fuß ein unverwerfliches Zeugniß einer mehr als tausendjährigen, von Millionen geübten Verehrung dem Ungläubigen entgegen streckt, durch die Erinnerungen, die sich an den Bau knüpfen, durch den Platz, auf dem sie steht, eine Art Weihe; umweht uns in ihr, wenn auch kein Hauch der Andacht und Inbrunst, doch ein mächtiger historischer Hauch, so entbehrt St. Paul des einen wie der anderen. Architekten und Künstler mögen sich an den Formen des Baues, an der Schönheit und Fülle der Säulen erfreuen; in der Abenddämmerung, wenn die hellen bunten Farben der Bilder zurücktreten und die Blicke umsonst diesen weißen, geisterhaft schimmernden Wald zu durchdringen suchen und kein Ende finden können, in dem phantastischen Spiel der Schatten und der letzten rötlichen Sonnenlichter, die durch die hohen Fenster fallen, ist dieser poetische Eindruck von überwältigender Macht. Sonst aber ist weder drinnen

noch draußen eine erhebende Erinnerung, ein fesselnder Anblick. Die landschaftliche Umgebung bietet wenig, in der Entfernung bilden der wunderliche Monte Testaccio und die Cypressen über den Gräbern der Protestanten den wirksamsten Abschluß. Früher, in dem Zeitalter des Glaubens, mag das anders gewesen sein. Schaaren von Betern und Pilgern belebten die jetzt so verlassene Straße; St. Paul gehörte zu den hervorragenden Heiligtümern der Stadt, und seine altertümliche, schwerfällige Pracht erregte Ehrfurcht und Bewunderung. Vielleicht auch, wenn ich an den Christuskopf des Triumphbogens zurückdenke, ein eigenes Grauen. Jetzt hat sich in dem Neubau dieser Hauch und Schimmer der Vergangenheit beinahe ganz verflüchtigt; wie getreu man auch die Kirche in ihren Grundformen dem alten Grundriß gemäß aufgeführt hat, an Änderungen im Einzelnen konnte es nicht fehlen, unmöglich war es, den Geisterodem festzuhalten, der die ursprüngliche Anlage durchweht hatte.

So abseits liegt die Kirche, wie in dem heutigen System der römischen Hierarchie die Gestalt des Paulus fremdartig und überflüssig erscheint. Petrus bekam von dem Herrn selbst den Auftrag, seine Schafe zu weiden. Er ist der Fürst der Apostel und der Pförtner des Himmels. Ihm schreibt die Legende, wenn nicht die Bildung, doch die Leitung der römischen Gemeinde zu. Mit der naiven Verachtung des Thatsächlichen, welche die Sagenbildung auszeichnet, setzt sie seine Ankunft in Rom um das Jahr 42, seinen Tod um das Jahr 64 fest. Sie läßt ihn mit dem Imperator, bald ist es Claudius, bald ist es Nero, persönlich verkehren und des qualvollsten Todes sterben. Was hat in einem so fest und sicher gezogenen Kreise ein zweiter Apostel, was hat hier Paulus zu thun? Er tritt denn auch nur als Gehülfe und Beistand des Petrus auf, erst später rückt er in eine gewisse

Ebenbürtigkeit hinauf, vollzieht sich eine Annährung beider Gestalten, erfindet die Kunst einen typischen Ausdruck für jede von ihnen. Seit dem fünften Jahrhundert etwa erscheint Petrus mit dem Himmelsschlüssel in der linken Hand, mit kurzem wolligem Haar und rundgeschorenem Bart, Paulus dagegen hat schlichtes Haar und einen langen Bart. In den ältesten Sagen indessen spielt Paulus eine andere, eine dämonische Rolle, welche die Legende des Petrus künstlerischer abrundet, als die spätere Umdichtung. Da ist Paulus nicht sein Gehülfe, sondern sein Gegner; er heißt auch nicht Saulus oder Paulus, sondern Simon der Zauberer.

Im achten Kapitel der Apostelgeschichte, noch bevor Paulus seinen Tag von Damaskus gehabt, wird erzählt, daß Philippus, der Jünger des Herrn, nach einer Stadt in Samaria kam, die frohe Botschaft zu predigen. In dieser Stadt hatte vordem ein Mann, mit Namen Simon, Zauberei getrieben und so erstaunliche Dinge vollführt, daß viele Menschen an ihn glaubten und sagten: „Der da ist die Kraft Gottes, welche groß ist“. Die Predigt des Philippus erschütterte ihn und er ließ sich taufen. Darüber kamen Petrus und Johannes von Jerusalem her nach Samaria, und wem sie die Hände auflegten, der empfing den heiligen Geist. Da jener Simon dies sah, bot er den Aposteln Geld an und sprach: „Gebt mir auch die Macht, daß so ich Jemand die Hände auflege, derselbe den heiligen Geist empfahe“. Petrus aber sprach zu ihm: „Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt! du wirst weder Teil noch Anfall haben an diesem Wort; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott. Darum thue Buße für diese deine Bosheit und bitte Gott, ob dir vergeben werden möchte der Tück deines Herzens. Denn ich sehe, daß du bist voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit.“ Da

antwortete Simon und sprach: „Bittet ihr den Herrn für mich, daß der keines über mich komme, davon ihr gesagt habt.“ Aus der Apostelgeschichte verschwindet Simon damit für immer, um einen desto breiteren Raum in der Legende einzunehmen. Obgleich ihn die Apostel in der bestimmtesten Weise von dem Amt und Auftrag, Christi Lehre zu predigen, ausgeschlossen haben, maßt er sich dennoch Lehramt und Wunderkraft an. Er zieht gen Westen und verlockt mit seinen Schmeichelkünsten und Zaubereien viele fromme und einfältige Heiden, die in ihm einen wahren Jünger Christi zu verehren glauben. Wie sein Schatten, folgt ihm der Apostel Petrus, stets bereit, das Unkraut auszureißen, das jener unter den Weizen gesäet. Überall, wo wir wissen, daß Paulus zuerst das Evangelium gepredigt hat, treffen wir die Gestalt des Zauberers Simon und seines Verfolgers Petrus. Gemeinden, wie die zu Korinth, deren Gründung und erste Entwickelung unzweifelhaft sich auf Paulus zurückführt, wollten, wenige Jahre nach dem Märtyrertode ihres Stifters, von Petrus zum Glauben an Jesus und an die Auferstehung des Fleisches bekehrt worden sein. In Rom nun, vor dem Thronsessel des Kaisers, stellt die Sage Petrus und Simon zur letzten Entscheidung einander gegenüber. Auch hier ist der Zauberer erschienen und bethört Vornehme und Geringe mit seinen Reden und Wundern. Bald ist er ein Kind, bald ein Greis, er verwandelt sich in Tiergestalten und läßt steinerne Bildsäulen sich bewegen. In der ältesten Form der Sage will er, zum Beweise, daß er ein Gott sei, sich von der Höhe eines Berges herab durch die Luft in die Tiefe stürzen und unverletzt zur Erde kommen; in einer späteren, sich von einem Thurm durch die Engel gen Himmel tragen lassen. Wie dem nun auch gewesen: in dem einen wie in dem andern Falle bringt das Gebet des Petrus den Magier, im Angesicht des Kaisers

und des römischen Volkes, zum Sturz: seine Dämonen verlassen ihn und zerschmettert stürzt er aus der Höhe zur Erde nieder.

Diese seltsame Geschichte gewinnt ein ganz anderes Ansehen, seitdem die Forschungen Christian Baur's und seiner Schüler dem Magier Simon die Larve abgenommen haben. Vollständig decken sich die Reisen und die Abenteuer des Zauberers mit den wirklichen Fahrten des Paulus. Der Himmelssturz eines „Zauberers" hat sich in der That in Rom ereignet und muß einen nachhaltigen Eindruck auf die Phantasie der Zuschauer dieses Ereignisses gemacht haben. Im Leben des Nero erzählt Sueton, daß bei einer Pantomime im Amphitheater einer der Schauspieler, der den Icarus darzustellen hatte und durch die Luft fliegen sollte, zum Entsetzen Aller hinunterstürzte. Mit diesen und vielleicht noch manchen anderen Thatsachen, deren Gedächtniß uns durch keine Schrift aufbewahrt worden ist, verschmolz die dem Paulus feindliche Partei unter den ersten Christen seine Gestalt, seine Handlungen, seine Wanderungen und Erfolge. Denn die Persönlichkeit und das Auftreten des „dreizehnten" Apostels hatten einen tiefen Zwiespalt in der Bekennerschaft Christi hervorgerufen. Die Ersten, die an Jesus glaubten, waren strenggläubige Juden; sie hielten ihn für den längst in Liedern und Prophezeiungen dem auserwählten Volke verheißenen Messias. Bis zum Tage von Golgatha mögen die Jünger der Überzeugung gewesen sein, daß ihr Rabbi als König und Hoherpriester zugleich sich auf den Stuhl David's durch ein Wunder niederlassen würde. Erst allmählig wurde auch für sie sein Reich „nicht von dieser Welt", erst allmählig lernten sie ihre messianischen Hoffnungen aus dem Diesseits in das Jenseits übertragen. Aber die Hoffnung verläßt sie nicht einen Augenblick. Neben dem Glauben an Jesus ist die Erwartung des Weltendes,

die Ankunft des Herrn in den Wolken das Entscheidende und Bezeichnende in der Meinung und Stimmung der ersten Christen. Eine durchgreifende Lösung von dem Judentum hat noch nicht stattgefunden, der Bruch zwischen altem und neuem Glauben erscheint noch nicht als unheilbar; gilt es doch nur, die Juden davon zu überzeugen, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias ist. Die Zwölf sind strenge Beobachter des mosaischen Gesetzes, nur Juden legen sie die Hände auf und schenken ihnen damit den heiligen Geist. Das Ansehen, dessen sie genießen, die Würde, die sie mit Eifersucht festhalten, beruhen auf natürlichen Grundlagen; sie haben die frohe Botschaft aus dem Munde des Herrn selbst vernommen, sie sind mit ihm durch Galiläa gewandert und in Jerusalem eingezogen, sie haben ihn das Brod brechen sehen. Plötzlich wird die Weltverlorenheit dieses Stilllebens unterbrochen: ein „verhaßter Mensch", ein Revolutionär durch seinen Charakter wie in seinen Handlungen, tritt in den heiligen Kreis und zerreißt die Fäden, welche die neue Lehre noch auf das Innigste mit dem Judentum verbinden. Wenn die Erfüllung des mosaischen Gesetzes den Menschen rechtfertigen könnte, warum hätte Gott seinen Sohn in die Welt geschickt? fragt Paulus. Wenn gute Werke im Sinn des Mose die Seligkeit verbürgen, weshalb ist Jesus den Kreuzestod gestorben? Und indem er mit diesen Ansichten, die er mit unerbittlicher Logik und verletzender Schärfe verteidigt, das Tuch zwischen Christentum und Judentum für immer zerschneidet, stellt er sich zugleich den Zwölfen ebenbürtig gegenüber. Er kränkt ihre Eitelkeit, er widerspricht ihrer Würde; hat sie Christus in seiner Menschlichkeit zu seinen Aposteln berufen, so hat er ihm aus der Höhe seines Himmels in seiner Herrlichkeit zugerufen: lehre alle Heiden! Diese Gegensätze waren zugleich idealistische und persönliche; so lange die Hauptvertreter der

einander widersprechenden Anschauungen lebten, war an eine Ausgleichung nicht zu denken. Mit dem Gelde, das er unter den bekehrten Heiden für die Urgemeinde in Jerusalem aufgebracht, erschien Paulus in der heiligen Stadt. Die Sage macht aus diesem Almosen das Geld, mit dem der Zauberer Simon sich das Recht und die Wunderkraft des apostolischen Amts erkaufen will. Später hat die römische Kirche die Legende benutzt, um jeden Verkauf und Ankauf geistlicher Würden und Pfründen als Sünde gegen den heiligen Geist mit dem Bann zu belegen. Ohne Zweifel fand damals eine Auseinandersetzung zwischen Paulus und den Zwölfen statt; notgedrungen ließen sie zu, was sie nicht zu ändern vermochten; die Predigt des Paulus unter den Heiden in Macedonien und Griechenland, in Puteoli und in Rom. Aber in ihrem Herzen waren sie keineswegs für die Ansichten des Paulus gewonnen oder gar ihm freundlich gesinnt. Sie beharrten auf dem judenchristlichen Standpunkt und diese Meinung erhielt eine Weile die Oberhand, als der Heidenapostel in dem Blutbade der Neronischen Verfolgung seinen Untergang gefunden hatte. Die beredte Stimme war verstummt, die bis dahin so mutvoll und so überzeugend dem Petrus und dem Johannes geantwortet. Wie wenig die Gemeinde in Jerusalem den Tod dieses Vorkämpfers der neuen Lehre beklagte, geht aus der Offenbarung des Johannes hervor; hier redet ein Judenchrist im Zorn und Grimm von Paulus; er hat sich für einen Apostel ausgegeben und ist als Lügner erfunden worden; seine Lehre wird mit der Lehre Balaam's verglichen. Die Zwölfe hatten das Feld behauptet und es gelang ihnen und ihren Anhängern, Paulus beiseite zu schieben und ihn sogar unter dem durchsichtigen Bilde des Zauberers Simon aus Samaria dem Abscheu der Christen preiszugeben. Der Haß, der die späteren Petriner und Pauliner, den Papst und Luther, die Jesu-

iten und die Puritaner trennte, lodert schon in der Offenbarung.

Aber nur der Mensch war sterblich, unsterblich waren sein Glaube und sein Wort. Die Versuche der Judenchristen, die frohe Botschaft an die Beschneidung und das mosaische Gesetz zu knüpfen, erwiesen sich mit der fortschreitenden Bekehrung der Heiden mehr und mehr als unausführbar. Die Zerstörung von Jerusalem, der Brand des Tempels im Jahre 70, der verunglückte Aufstand des Barkochba unter Hadrian, die Zerstreuung der Juden durch das römische Reich waren auch für die jüdischen Christen etwas wie eine Niederlage. Die Notwendigkeit einer Ausgleichung der Gegensätze, die jetzt von allen persönlichen Beziehungen befreit, nur als verschiedene, im Grunde unwesentliche dogmatische Behauptungen erschienen, machte sich geltend. In der Gefahr, in der das Christentum um das Jahr 150 schwebte, in Sekten auseinander zu fallen, war die Versöhnung der Petriner und Pauliner die von allen Verständigen und Ruhigen herbeigesehnte Rettung. Aus dem Messias-König der Zwölfe wird der Erlöser und Heiland des Paulus, neben den Werken der Barmherzigkeit kömmt der Glaube zu seinem Recht. Ist das Zerrbild des Zauberers Simon auch nicht mehr aus der christlichen Tradition zu entfernen, so wird doch sorgsam jede Hinweisung, daß Paulus dahinter stecke, ausgetilgt; neben Petrus tritt Paulus auf, um den Zauberer zu besiegen. In diesem Sinne sind die „Akten des Petrus und Paulus“ die Grundlage der römischen Hierarchie, des Papsttums und seiner Tempel.

In dem Rom, wie wir es jetzt sehen, in seinen kirchlichen Bauten sind drei Schichten, Erdbildungen gleich, zu unterscheiden. Der Boden, auf dem sie stehen, ist heidnisch; einst ragte der Altar einer römisch-griechischen Gottheit, der Obelisk eines ägyptischen Tempels, ein Gerichtshaus, eine Säule der

Imperatoren an diesen Stätten. Der Altar des Jupiter oder der Minerva verwandelte sich in den Hauptaltar einer Kirche; das Haus und die Halle erhielten die für den christlichen Kultus nötigen Änderungen; der Gott oder der Kaiser machte einem Apostel oder der heiligen Jungfrau Platz. Aus dem heidnischen Grunde wächst der christliche Bau empor. Auf der Höhe der weltlichen Macht angekommen, im Niedergang des mittelalterlichen Wunderglaubens, dessen steinerne Blüten die Kirchen sind, fangen die Päpste an, die alten Heiligtümer nach antiken Mustern ausbessern und wieder herstellen zu lassen. Ein zweideutiger Charakter entstellt seitdem die Hauptkirchen Rom's, es sind Festsäle und Museen, bunt durch einander gewürfelt Kunstwerke und Reliquien, heidnische und christliche, gläubige und weltliche Erinnerungen. Statt den Geist des Eintretenden zu sammeln, zerstreuen sie ihn; statt ihn zu erheben, blenden sie ihn. Sie sind weder so heiter und so vollendet schön, wie ein griechischer Tempel, noch so feierlich ernst, wie ein gothischer Dom — Zwitterwesen, welche weder den Zeus des Phidias in ihrer heiligen Nische bergen, noch den Schauer Gottes ausströmen. Das Papsttum, wie es die Unfehlbaren gefaßt haben und fassen, ist seit einem Jahrhundert ein Anachronismus, seine Kirchen sind es auch; wenn sie dereinst zerfallen, werden sie einen wunderbar ergreifenden Anblick und Stoff zu nicht endenden Betrachtungen darbieten.

Der Tod Pius' IX.

8. Februar 1878.

Unter der Regierung des Kaisers Tiberius war es. An dem Mittag eines Frühlingstages ... Über das spiegelglatte griechische Meer, unter einem wolkenlosen Himmel, segelte ein Schiff. Plötzlich verfinsterte sich die Sonne, ein ungeheurer, namenloser Schrecken fiel auf die ganze Natur und eine klagende, gewaltige Stimme rief über das Meer hin: „Der große Pan ist tot!" Es ist eine Sage aus der Urzeit des Christentums. So schallt heute durch die Welt die Kunde: Der Papst ist tot! Pius IX., der Unfehlbare, der Fünfundachtzigjährige, der zuweilen in seinem Stolz und im Vollgefühl seiner Lebenskraft das Jahrhundert seines Daseins zu vollenden gedachte, ist aus der Welt, die wir kennen, entrückt worden, ist, was wir alle werden ... Pulvis et umbra.

Aber dieses Namens Schatten bleibt und schreitet durch all die künftigen Jahrhunderte, die der katholischen Kirche noch vorbehalten sein mögen. Einer der größten und verwegensten Baumeister im Reiche des Nebels, der den Thurm von Babel endlich krönte und bis unmittelbar zu den Stufen Jehovah's hinaufführte; ein römischer Zauberer, wenn es je einen gegeben, der die Gläubigen so zu berücken und zu blenden wußte, daß sie seinen Worten mehr Glauben schenkten, als dem Zeugnis ihrer Augen; der, während von seinen Lippen Flüche und Verwünschungen ohne Zahl fielen, während er nichts sann als Kriege, Aufstände, einen Weltumsturz, in die

Ferne hin als ein Priester der höchsten Liebe und der reinsten Weisheit erschien; ein Greis mit allen Hinfälligkeiten und Schwächen des Alters, voll schwindelerregenden Hochmuts, der als Ebenbild Gottes angebetet wurde; ein Erfinder und Anordner kirchlicher Zauberfeste, wie sie die Siebenhügelstadt seit dem dritten Innocenz nicht gesehen, und im tiefsten Grunde ein Witzbold mit burlesken Anwandlungen wie Leo X... Die fünfundzwanzig Jahre, die der Mythe nach von allen 257 Päpsten ein einziger, „der heilige Petrus", auf dem römischen Bischofsstuhl gesessen, hat er weit überholt. Einunddreißig Jahre, sieben Monate und einundzwanzig Tage hat Pius IX. seine Kirche regiert. Es ist nur billig, daß sein Bild an dem Pfeiler der Peterskirche über der Bronzestatue des Apostelfürsten hängt. Sind doch mehr Sagen und Legenden noch bei seinen Lebzeiten um Pius IX. verbreitet worden, als sie um die Gestalt des Petrus schweben. Denen, die an ihn glaubten, erschien der Papst beinahe wie ein Übermenschlicher, ein in einer goldschimmernden Wolke verhüllter Halbgott. Als er am 18. Juli 1870, inmitten eines Gewitters, das über Rom ausgebrochen war, von seinem Thron herab, unter dem lautlosen Schweigen des vatikanischen Konzils, das Dogma seiner Unfehlbarkeit verkündigte, erinnerten seine Anhänger an Moses, der so unter Blitz und Donner, unmittelbar aus der Nähe Jehovah's kommend, vom Sinai her seinem Volk die Gesetzestafeln gebracht.

Man wird streiten können, ob die kirchliche Idee oder das angeborene, unbändig maßlose Selbstbewußtsein, die persönliche Eitelkeit stärker in diesem Papste waren. Nach den Enttäuschungen aber, die er im Jahre 1848 auf dem politischen Gebiete erlebt, verschmolz in ihm der Gedanke von der Allmacht der Kirche mit dem Gefühl seiner Persönlichkeit zu einer unzertrennlichen Einheit; er spielte nicht nur, er

empfand sich als Stellvertreter Gottes — seines Gottes natürlich, eines kleinen, rachsüchtigen, zornigen Papstkönigs im Himmel, welcher der Wendung, die der Lauf und die Dinge dieser Welt genommen, seinen ohnmächtigen Blitz entgegenschleudert. Der Kampf wider die Ideen und die Einrichtungen des modernen Lebens wurde die ausschließliche Beschäftigung Pius' IX. nach seiner Rückkehr aus Gaeta nach Rom. Siebzehn Jahre eines aussichtslosen Krieges mit neu erfundenen Dogmen, den Encycliken und dem Syllabus, mit Bannbullen, Heiligsprechungen und Prophezeiungen, die nicht in Erfüllung gegangen! Die Seele dieses Mannes war so voll Grimm über die neue Zeit und den Geist unseres Jahrhunderts, daß es zuweilen schien, als ob vereint die Seelen Gregor's VII. und Bonifacius' VIII. in ihr walteten und webten.

Vollständiger, als jemals unter seinen Vorgängern seit der Reformation, wurde der Begriff des höchsten Priestertums unter ihm verkehrt. Nichts als Drohungen und Verdammnisse hatte er gegen sein Vaterland Italien; statt zu segnen, beschwor er das Feuer vom Himmel; er wähnte das Steinchen zu sehen, das zur Lawine anschwellend das deutsche Reich zerschmettern würde; jetzt pries er, in Hinblick auf den modernen Holofernes, die That der Judith, jetzt schalt er die Fürsten Nerone und Diokletiane und die Völker eine Rotte Korah. Welche Abkehr von dem Manne, der am Kreuze sein: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ sprach; welche Wandlung des Heiligsten in das irdisch Gemeinste! Aber gerade diese irdische Leidenschaft, welche so gar nicht mit dem Begriff des Hohenpriestertums übereinstimmt, dieser Geist der Oberpriester von Memphis, Samuel's und Cyrillus' Geist macht die welthistorische Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes aus. Er war nicht der größte, aber der letzte Papst, in dem Sinn, daß nie wieder

auf dem römischen Bischofssitze ein Mann thronen wird, der so wie er den Kampf mit dieser Welt eingehen, der so wie er Ungeheuerliches in seinem Kopfe wälzend dem Menschengeschlecht ein großartiges Beispiel geistlichen Größenwahns und der Übel geben wird, die im klug benutzten Aberglauben der Massen schlummern. Ein Papst, der Stellvertreter Christi, der sich nach dem Gefecht bei Mentana die Mechanik des Chassepotgewehrs erklären läßt und seine Bewunderung darüber ausspricht — „zu welchen Verbrechen kann die Religion nicht raten!“ ruft der heidnische Dichter.

Eine halbe Welt lag, so lange er lebte, vor ihm im Staube. Sie vergötterte ihn so sehr, daß er, trotz des Komikers, der in ihm steckte, an seine Gottähnlichkeit glaubte. Aus allen Zonen kamen die Pilger, vor ihm ihre Gaben auszubreiten. Seit Jahren war sein Name das Feldgeschrei in allen Schlachten, das Losungswort aller Verschwörungen. Er war mehr als eine Standarte, er war ein Symbol. Wie der Jesuitengeneral im siebzehnten Jahrhundert von seinem Gemache, lenkte er aus seinem „Kerker“ im Vatikan die Welt. Aber er blieb eben doch nur ein Mensch. Nicht eine von seinen phantastischen Hoffnungen erfüllte sich. Das deutsche Reich stürzte nicht zusammen; die Franzosen zogen nicht in Rom ein, seinen Königsthron wieder aufzurichten. Fast unter seinen Augen trug Italien seinen ersten König, den er so oft gebannt, im unermeßlichen Trauerzuge nach dem Pantheon. Wie der verschwenderische Bau der Peterskirche der Tropfen war, der den Becher der Ketzerei überschäumen ließ, so brachte das Dogma der Unfehlbarkeit, welches den Babelsthurm krönte, auch die Lawine in's Rollen, welche die römische Kirche in ihrer alten Form rettungslos umwerfen wird. Zwei Monate nach der Verkündigung dieses Dogma's war der Papst ein länderloser Fürst geworden.

Wohl waren ihm der Nimbus und das magische Wort geblieben, aber die Stofflichkeit fehlte. Der König war dahin, der zänkische, hochfahrende Priester konnte allein noch auf der Weltbühne seine Rolle weiter spielen. Und mit einer bewunderungswürdigen Energie hat er sie zu Ende geführt. Der achtundsiebenzigjährige Greis ertrug den Himmelssturz, als die Italiener durch die Porta Pia einzogen, als ganz Rom mit Lorbeerkränzen und dreifarbigen Fahnen ihnen entgegeneilte. Leise Schwankungen abgerechnet, ist er nicht ein einziges Mal aus seiner Rolle eines zürnenden Gottes gefallen. Noch auf seinem Sterbelager bedachte er die Exkommunikation, die er gegen den neuen König von Italien schleudern wollte. Außer dem ersten Napoleon haben wir Deutsche keinen größeren Feind in diesem Jahrhundert gehabt, als Pius IX. Aber er war ein ehrlicher Feind, der uns niemals über seinen Haß und über seine Absichten in Zweifel gelassen hat. Er sah in unserer Wissenschaft, in unserem Reich, in unseren Siegen den Genius der neuen Zeit verkörpert, den Lucifer, den er als zweiter Erzengel Michael zu bekämpfen hoffte. Wenn ihn den Italienern gegenüber zuweilen das Gefühl der Landsmannschaft beschlich, die italienische Seele sich in ihm regte, so war er im Streite mit uns von solchen Anwandlungen frei. Er und wir — wir waren auf das Entweder-Oder! gestellt. Allein er war nur ein Sterblicher und wir sind ein Volk. Vergebens hat er darauf gewartet, daß wir zu ihm nach Canossa kämen und Buße thäten, wir sind es jetzt, die an seinem Sarge sagen: ein tapferer Mann ist in ihm gestorben, der Held als Priester, grüßt ihn zum letzten Male!

Als der König Victor Emanuel aus dem Leben ging, hatten wir Menschen das Gefühl, ein Bruder sei von uns geschieden, einer, der wie wir, wenn auch auf viel erhabenerem

Platze, gelebt und gelitten, gestrebt und geirrt. Bei dem Tode Pius' IX. wird Niemand diese sympathische Regung empfinden. So weit außerhalb des Kreises der Menschlichkeit hatte der Papst sich gestellt, daß menschlicher Schmerz, herzliche Trauer seinen Tod nicht mit ihren Thränen ehren können. Ein Halbgott ist entschwunden, der große Pan ist tot; sollen, dürfen die fehlbaren, unheiligen Sterblichen einem Unfehlbaren nachweinen? Es ist traurig, daß die Götter und die Vice-Götter sterben, aber was wollt ihr wider das Naturgesetz? Eine dunkle Angst wird freilich, wie jene Schiffer auf dem griechischen Meere, die kämpfende Kirche bei dieser Nachricht befallen — die Sorge, daß ein Streiter von ihr genommen worden ist, den sie vielleicht niemals ersetzen wird. So lange erwartet, ist der Tod Pius' IX. nun doch überraschend gekommen. Schweigend, ehrfurchtsvoll blickt das lebende Geschlecht auf den großen Toten. Es ist der Mühe wert — der letzte Papstkönig, ein donnernder Jupiter liegt im Sarge, wer will sagen, ob der zusammenstürzende Thurm von Babel nicht sein einziges Denkmal für die Nachkommen sein wird?

Ein armenischer Patriarch.

März 1870.

Die erste thatsächliche Folge des vatikanischen Konzils ist im Frühling 1870 das Schisma der katholischen Armenier gewesen. Ihr Patriarch Hassun hatte sich in Rom so haltungslos und würdelos gezeigt und so wenig den hochfahrenden Anmaßungen des römischen Stuhls gegenüber die Rechte und Freiheiten seiner Kirche zu wahren gewußt, daß der fast allgemeine Abfall der Gläubigen von ihm nur die gerechte Strafe seiner Schwäche war. Wie in allen Siegen und Niederlagen der katholischen Kirche seit der Reformation haben die Jesuiten auch in diesem Stück hinter den Coulissen die Hauptrolle gespielt. Schon auf das Schicksal eines armenischen Patriarchen haben sie einen verhängnißvollen Einfluß geübt, und wenn ich hier die tragische Geschichte dieses Mannes, Avedick ist sein Name, erzähle, so geschieht es nur, um das Andenken eines tapferen, wenn auch unglücklichen Vorkämpfers religiöser Unabhängigkeit zu erneuern. Die Moral der Erzählung bleibe dem Urteil der Leser überlassen.

Denen, welche das Anekdotenhafte in der Geschichte lieben und studiren, ist der Name Avedick (Arwedik, Aviedik) nicht ganz unbekannt. Aus Hammer's „Geschichte der Osmanen" und aus einer Schrift des Chevalier Taulès wissen sie, daß diese beiden Historiker in dem Mann mit der eisernen Maske

unter Ludwig XIV. den Patriarchen haben erkennen wollen. Es ist denn auch das neueste Werk über diesen Gegenstand von Marius Topin: „L'homme au masque de fer", dem ich die folgenden urkundlichen Notizen entnehme. So unglaublich Manches klingt, jeder Zug ist historisch. Der Mann mit der eisernen Maske in der Bastille ist nun Avedick nicht; jener „unbekannte" Gefangene starb nach dem Kontrollbuch des Aufsehers der Bastille, Dujonca, am Montag den 19. November 1703 um zehn Uhr Abends: in den ersten Monaten des Jahres 1706 jedoch saß Avedick noch ungefährdet auf dem Patriarchenstuhl in Konstantinopel. Freilich aber ist er im Ausgang seines Lebens ein Gefangener Ludwig's XIV. und ein Bewohner der Bastille gewesen.

Seit das Reich der Osmanen so weit in die allgemeine europäische Politik und die Verbindung der Staaten eingeführt war, daß die großen europäischen Mächte ständige Gesandtschaften bei der hohen Pforte hielten, hatten auch die Jesuiten in ihrem leidenschaftlichen Eifer, Proselyten zu machen, überall in den Landschaften Griechenlands und Kleinasiens ihre Missionen errichtet. Diese Missionen hingen selbstverständlich von dem General der Gesellschaft in Rom und von dem päpstlichen Stuhle ab; den türkischen Behörden gegenüber deckten sie sich mit der Flagge Frankreichs. Da der deutsche Kaiser Ungarn's wegen mit der Pforte fortwährend auf dem Kriegsfuß stand, erschien Frankreich, so oft der geheime Bundesgenosse der Osmanen, als der natürliche Vertreter der katholischen Interessen im Morgenlande. Außer den geistigen waren es aber auch die materiellen Interessen seines levantinischen Handels, welche Frankreich in Konstantinopel wahrzunehmen hatte und die ihm bei der Bevölkerung selbst Macht und Einfluß verschafften. Seine Gesandten spielten somit eine hervorragende Rolle und durften sich bei der türkischen

Regierung mehr als andere erlauben. Unter ihrem Schutz begannen die Jesuiten das Werk der Bekehrung der orientalischen Christen. Wohl gab es schreckliche und gefährliche Bewegungen, in denen der Fanatismus des türkischen Volkes, der Janitscharen und der Landwehren in wilden Gräueln gegen die Christen ausbrach: die leitenden Gewalten des Reichs jedoch sahen auf Griechen und Katholiken, auf die armenischen und syrischen Christen mit gleicher Duldung oder, wenn man will, mit gleicher Geringschätzung herab. So lange die Christen sich ruhig verhielten und den festgesetzten Tribut ordnungsmäßig bezahlten, mischten sich die türkischen Behörden nicht in ihre kirchlichen Angelegenheiten. Aber in ihrem heftigen religiösen Parteihader untereinander kam es nur zu oft vor, daß die Streitenden selbst den Großvezir oder den Mufti zum Schiedsrichter anriefen und sich gegenseitig bei den Machthabern der hohen Pforte durch Geldgeschenke den Vorrang abzugewinnen suchten. Hier war ein Feld für die Schlauheit, die Ränkesucht, den Glaubenseifer und alle Künste der Jesuiten, wie sie es sich nicht besser wünschen konnten.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als ihr Einfluß durch die Marquise von Maintenon am Hofe von Versailles und über den Geist Ludwig's XIV. fast allmächtig geworden war, betrachteten sie den französischen Gesandten in Konstantinopel beinahe wie einen Diener ihres Ordens. Ihrer Einwirkung war es zuzuschreiben, daß im Jahre 1699 Ferriol, ein Edelmann aus der Dauphiné, der schon ein abenteuerliches Leben hinter sich hatte und sich durch seine Kenntniß des Orients auszeichnete, zu diesem Amte ernannt wurde. Der König selbst empfahl seinem Schutze und seiner thatkräftigen Unterstützung die Väter der Gesellschaft Jesu im Orient. Sie arbeiteten damals gerade mit jener Rücksichtslosigkeit, Hingebung und Verblendung, die sie auf allen ihren Missionsfahrten

offenbart haben, an der Ausrottung des armenischen Schisma. Die armenischen Christen unterscheiden sich nur in unwesentlichen Dingen der Dogmatik, in einigen liturgischen Gebräuchen, in gewissen Ceremonien von den römisch-katholischen. Da aber den Jesuiten ihrer ganzen Weltanschauung nach der Schein, das Äußerliche, die Hauptsache war und ist, so wurden die Unterschiede von ihnen zu unübersteiglichen Schranken der Vereinigung beider Kirchen erhoben. Diejenigen Armenier, die sich zum römischen Ritus bekannten, sollten jeden Verkehr mit ihren ketzerischen Brüdern abbrechen. Anfangs bemühte sich Ferriol, zwischen den beiden streitenden Gemeinden eine Versöhnung herbeizuführen, aber der Fanatismus der Jesuiten überwog. Auf die Vorstellung, daß sich der Sultan einmischen und eine allgemeine Verfolgung über die Katholiken verhängen könnte, rief der Pater Braconnier aus: „Die Kirche hat früher noch viel schrecklichere Heimsuchungen erlitten! Die Armenier müssen sich daran gewöhnen, für den reinen Glauben zu leiden und zu sterben!" Von diesem Gesichtspunkt aus handelten die Missionäre: sie verletzten und beleidigten die Armenier, indem sie den Katholiken das Betreten ihrer Kirchen verboten, in ihren Predigten die Liturgie der Armenier verdammten und ihre Kirchen als das „Heiligtum Satans" verwünschten. Daher Streit, Gezänk, gegenseitige Beschuldigungen.

Damals nun im Dezember 1701 bestieg Avedick den armenischen Patriarchenstuhl: eine kraftvolle Persönlichkeit, die nicht Willens war, die Übergriffe der Jesuiten zu dulden. Vieler Verbrechen und Laster haben sie ihn später angeklagt, und es bleibe dahingestellt, ob er ein makelloser Charakter gewesen: in den Augen der Jesuiten erschien er vor Allem darum als Verräter und Verworfener, weil sie in ihm ein gefügiges Werkzeug zu finden gehofft hatten. Möglich, daß

Avedick ihnen vor seiner Erhebung Versprechungen gemacht, die er nachher nicht hielt. Die unmittelbare Ursache seiner Erhebung war indeß auch nicht die Verwendung der Jesuiten und Ferriol's gewesen — im Gegenteil, Ferriol gehörte seit lange her zu den heftigsten Feinden Avedick's — sondern seine Freundschaft mit dem Mufti Feizulah-Effendi, den er vor Jahren in der Stadt Erzerum hatte kennen gelernt. Avedick war ein echtes Kind des Volks, von Jugend auf zum Priester erzogen, vielseitig begabt, der rasch auf der Leiter geistlicher Würden emporstieg. Als Erzbischof gerieth er zum ersten Mal mit Ferriol in Streit; er soll unehrerbietige Äußerungen über Ludwig XIV. gethan haben, die den französischen Edelmann, heftig und jähzornig wie er war, in solchen Zorn versetzten, daß er beim Großvezier auf Verbannung des kecken Priesters antrug. Aus dieser Verbannung erhob die Freundschaft Feizulah-Effendi's den Armenier. Alle Anstrengungen Ferriol's gegen diese Erhebung scheiterten; aber die bedenklichen Folgen, die er von ihr für die Katholiken unter den Armeniern gefürchtet hatte, traten ebenfalls nicht ein. Sei es, daß die Jahre — Avedick war ein Fünfziger — ihn besonnener gemacht, sei es, daß die Erinnerung an seine Verbannung, die Besorgniß vor der Gewaltthätigkeit und Macht Ferriol's ihn erschreckten und von jeder Verletzung der französischen Interessen zurückhielten, der neue armenische Patriarch von Konstantinopel und Jerusalem that Alles, um die Flammen des Glaubenshasses zwischen den beiden Sekten seines Volkes auszulöschen. Wiederholt berichtete Ferriol in seinen Depeschen, daß „jede Verfolgung der katholisch Gesinnten aufgehört habe“. Einmal schreibt er: „In keinem christlichen Lande könnte die Freiheit für uns Katholiken größer sein, als hier. Zu Ostern haben die Jesuiten eine feierliche Prozession inmitten von Galata

gehalten, früher durfte der Umzug nur innerhalb der Kirche stattfinden."

Dennoch sahen die Jesuiten in Avedick das vornehmste Hindernis ihrer Pläne, und da Ferriol's persönliche Abneigung gegen ihn sich beständig steigerte, so gelang es den Vätern leicht, den Gesandten allmählig mit ihrem Hasse und ihrem Rachedurst zu erfüllen. Nicht genug, daß dem Patriarchen in Hinsicht seiner sittlichen Führung die schändlichsten Dinge vorgeworfen wurden, Ferriol klagte ihn bei der türkischen Regierung an, Depeschen Ludwig's XIV. aufgefangen zu haben. Das Vergehen, wahrscheinlich weil es nie begangen ward, blieb unbestraft. Da übernahm es ein Volksaufstand, die Rache der Jesuiten an Avedick zu vollziehen. In der Empörung, die am 17. Juli 1703 begann, brach mit dem Thron des Sultans Mustapha's II. auch das Glück des Patriarchen zusammen. Achmed III. wurde von den Janitscharen zum Sultan ausgerufen und seine Minister ließen Avedick in das Gefängnis der sieben Thürme werfen. Diese Entsetzung, diese Gefangenschaft erschienen Ferriol noch nicht als genügende Strafe, er wußte es durch seinen Einfluß bei dem Großvezier dahin zu bringen, daß Avedick nach dem einsamen Felsenschloß Abratadas bei Tripolis in Syrien geschafft wurde. „Ich habe", schreibt er mit grausamer Freude, „die nötigen Befehle gegeben, Avedick's Gefängnis so hart als möglich zu machen; er ist in einen Kerker eingeschlossen, in den das Wasser eindringt und aus dem er kaum das Tageslicht sehen kann." Aber größer als der Haß Ferriol's war die Liebe der Armenier. Im Verein mit einigen Griechen schossen sie eine bedeutende Summe zusammen, mit der sie die türkischen Beamten bestachen. Aus seinem Kerker stieg Avedick triumphirend wieder auf den Patriarchenstuhl. In keinem Punkte änderte er sein Betragen, wiederum muß ihm Ferriol das Zeug-

nis geben, daß er die Katholiken weder kränke noch beunruhige, aber, setzt er dennoch hinzu: „ich werde keine Gelegenheit verlieren, ihn zu verderben.“ Ein Auftritt trug dazu bei, diesen Haß noch zu verschärfen, obgleich die Absicht Avedick's bei diesem Schritt eine durchaus versöhnliche war. Am 26. Dezember 1705 erschien der Patriarch von dreihundert der angesehensten Armenier begleitet im Hause Ferriol's und bat ihn, durch seinen Einfluß dahin zu wirken, daß die Jesuiten in den armenischen Kirchen maßvoll und ohne Verdammung der Schismatiker predigten. In seiner Depesche über diese Vorstellung verliert Ferriol so sehr jede Haltung, daß er ausruft: „wenn ich ihm kein freies Geleit gegeben hätte, würde ich ihn auf alle Gefahr hin festgehalten haben.“ Kein Zweifel, daß an jenem Tage der Gedanke zuerst in ihm auftauchte, sich Avedick's zu bemächtigen. Die Jesuiten schürten die Flamme und ebneten die Wege zur Ausführung des tollkühnen Unternehmens. Weder der französische Minister des Auswärtigen Pontchartrain noch Ludwig XIV. thaten Einspruch: dieser unerhörte Bruch des Völkerrechts erregte keinem der Betheiligten die leisesten Besorgnisse oder Bedenken des Gewissens. Dem Willen fehlte die Gelegenheit zur That nicht lange.

Auf's Neue wurde Avedick von der türkischen Regierung abgesetzt und verbannt. Am 20. April 1706 bestieg er ein Schiff, das ihn von Konstantinopel fort nach dem Orte seiner Verbannung führen sollte. Ferriol hatte erfahren, daß Avedick in Chios landen würde, und danach seine Vorbereitungen getroffen. Der türkische Beamte, dessen Hut der Patriarch anvertraut war, wurde erkauft: er überlieferte auf jener Insel seinen Gefangenen dem französischen Vizekonsul Bonnal und dem Jesuiten Tarillon. Im tiefsten Geheimnis wird Avedick auf ein kleines Schiff gebracht, das beide gemietet haben: das Glück begünstigt ihr Verbrechen, der Unglückliche gelangt

unerkannt nach Marseille, wird dort den Händen des Intendanten der Galeeren Montmor überliefert und in einen Kerker des Arsenals geworfen. Von diesem Augenblick an war der armenische Patriarch gleichsam aus der Welt entschwunden.

Vergebens bemühten sich die Armenier, die ihm mit unverbrüchlicher Treue anhingen und in ihm einen Heiligen verehrten, seine Spur aufzufinden. Eine allgemeine Bewegung brach unter den orientalischen Christen aus, zuletzt mischte sich die türkische Regierung ein. Klar und unbestreitbar war natürlich von Niemand Ferriol's Betheiligung an der Entführung des Patriarchen darzuthun: die Beweise seiner Schuld lagen in dem Archiv des auswärtigen Ministeriums zu Paris und im Al Gesu zu Rom, aber der Divan fand sich doch veranlaßt, Rechenschaft von ihm zu fordern. Mit eherner Stirn lehnte Ferriol jede Kenntniß ab und beharrte bei seiner Lüge, auch als die notwendige Folge seiner Gewaltthat eintrat: eine grausame Verfolgung wurde von den Türken über die katholischen Armenier verhängt. Ihrer drei starben den Märtyrertod. Den Jesuiten ward jede Propaganda verboten und ihre Druckerei zerstört. Was die Kirche zum größeren Ruhm Gottes unternommen, endete, wie weitaus die meisten ihrer Thaten, zum größeren Verderben ihrer Gläubigen.

Rührend in ihrer Treue und Hingebung, phantastisch in ihren Hoffnungen, sandten die Armenier wiederholt Boten aus, ihren entschwundenen Heiligen zu suchen. Bald wollte ihn das Gerücht hier, bald dort gesehen haben. Ferriol entblödete sich nicht, diesen Kundschaftern, auf Wunsch des Großveziers, Empfehlungsschreiben nach Malta und Rom mitzugeben; in heimlichen Depeschen aber forderte er den Großmeister des Malteserordens und die Kardinäle auf, ein wachsames Auge auf diese Armenier zu haben und alle ihre Schritte zu beauf-

sichtigen. Einigemal sind auch falsche Avedick's aufgetaucht; Betrüger, welche die Anhänglichkeit der Armenier geschickt ausbeuteten: der echte ward nicht wieder gefunden, ja — und hierin zeigt sich die Hinterlist und Tücke Ludwig's XIV. in ihrer ganzen Unheimlichkeit — selbst Ferriol wußte nicht, was aus ihm geworden, welches Gefängniß ihn verbarg.

Die Lage des Unglücklichen war hart, traurig, hoffnungslos: in einem fremden Lande gefangen, ohne Kenntniß der Sitten und der Sprache desselben, durch Länder und Meere von der Heimat getrennt, aller Mittel beraubt, seinen Freunden auch nur die leiseste Kunde zu geben, wurde er von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt. Aus dem Arsenal von Marseille führte man ihn nach jenem Felskloster von St. Michael auf der Klippe, welche die Bretagne von der Normandie trennt. Der Prior empfing den Befehl, ihn auf's Engste im Gewahrsam zu halten. Nicht einmal an den Gebeten der Mönche durfte er teilnehmen; er galt ihnen als ein grausamer Verfolger der Katholiken. Im Jahre 1707 erbarmte man sich seiner in so weit, daß man ihm einen Benediktiner, der in den orientalischen Sprachen erfahren war, als Beichtvater sandte. Das erste Wort, das Avedick zu ihm sprach, war die Forderung eines öffentlichen, ehrlichen Gerichts. Das sollte ihm nun freilich nicht werden: wie oft in ähnlichen Fällen fand es die Kirche auch diesmal am geratensten, den Ketzer durch „sanfte Mittel" in ihren Schoß zurückzuführen. Der Benediktiner, den man dem Patriarchen beigegeben, wurde sein Beichtiger, sein Lehrer und sein Spion zugleich. Am 18. December 1709 ward Avedick von dem Michaelkloster nach der Bastille gebracht und hier — sei es nun, daß ihn die Gnade erleuchtete, sei es, daß er an Geist und Körper gebrochen, das Ende seiner Gefangenschaft um jeden Preis herbeisehnte — schwur er am 22. September 1710 in die Hände

des Erzbischofs von Paris, des Kardinals von Noailles, seine Irrtümer ab: sein in armenischer Sprache von ihm selbst zu diesem Zweck niedergeschriebenes Glaubensbekenntniß wurde dreifach in's Lateinische übersetzt, für den Kardinal, für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und für den Bekenner. In ihren Jahrbüchern hat die katholische Kirche merkwürdigerweise diesen glorreichen Triumph nicht aufgeführt. In den ersten Monaten des Jahres 1711, erzählt Topin weiter, sah man jeden Morgen zu Paris aus einem kleinen Hause der Straße Férou einen Greis treten, den das Unglück noch mehr als das Alter gebeugt hatte. Er wohnte dort zurückgezogen mit seinem Dolmetscher. In seiner Kleidung hatte sich noch etwas an den Orient Erinnerndes bewahrt. Fremd war er den Leuten so durch seine Sprache wie durch seine Haltung; mühselig hielt er sich an seinem Stock aufrecht, von tiefen Furchen war sein Gesicht durchzogen. Regelmäßig begab er sich nach der Kirche St. Sulpice, um die Messe zu lesen. Lange genoß er seiner Freiheit nicht. Fern von seinen Verwandten und Freunden starb er am 21. Juli 1711 unter den Tröstungen, mit dem Sakrament jener selben katholischen Kirche begnadet, deren Sendboten all' sein Unglück verschuldet.

Aber diese tragische Geschichte sollte mit einem lächerlichen Possenspiel schließen. Ludwig XIV. beauftragte unmittelbar nach dem Hingang des Mannes, der mit seiner Zustimmung entführt und auf seinen Befehl vier Jahre lang in fürchterlicher Einzelhaft gehalten worden war, den Polizeilieutenant von Paris, Herrn von Argenson, eine Urkunde über Avedick's Tod aufzunehmen. In dieser Urkunde wurde der Patriarch „ein in Ungnade Gefallener“ genannt; niemals hätte der König die Gewaltmaßregeln gebilligt, die ohne sein Wissen vielleicht gegen den Verstorbenen in der Türkei begangen

worden seien, im Gegenteil, sobald der Unglückliche nur seine Stellung und seinen Rang dargethan, hätte sich der König beeilt, ihm die Freiheit wiederzugeben. Königlicher konnte man der Wahrheit nicht in's Gesicht schlagen. Und wenn man nun bedenkt, daß jetzt wieder die Ansprüche und die Herrschsucht der Jesuiten die kleine armenisch-katholische Kirche gespalten und zerrissen haben, kann man es der Philosophie verargen, wenn sie sich voll tiefen Widerwillens von religiösen Meinungen abwendet, die, unter dem Vorwand, den Frieden und die Kultur zu befördern, überall und zu jeder Zeit Zwietracht und Haß gesäet und Gewalt und Verfolgung in jeder Weise geübt? Daß sie die Menschheit beklagt, die nicht im Stande ist, sich von der Priesterschaft zu befreien?

Ein großer Papst.

December 1870.

In der langen Reihe der Päpste, die von dem Beginn der deutschen Reformation, von Leo X. und Clemens VII., bis zu dem Verfall und der Auflösung des Kirchenstaates in unseren Tagen, bis zu Pius IX., unter wechselnden Geschicken auf dem Stuhl des Apostelfürsten gesessen, giebt es nur zwei Namen, die, über den engen Kreis der Theologen, Historiker und Schriftgelehrten hinaus, Anerkennung und Unsterblichkeit gewonnen haben — nur zwei Päpste, um die das römische Volk ein Gewebe wunderlicher, aber bezeichnender Mythen gewoben hat, die darum noch immer in seinem Gedächtnis fortleben und fort und fort der Dichtung einen noch nicht ganz erschöpften Stoff darbieten: Sixtus V. und Clemens XIV. — Peretti, der Vernichter der Banditen, und Ganganelli, der Besieger der Jesuiten.

Mit Recht verwirft die Geschichte die Sagen und Fabeln, die sich um die Gestalt eines hervorragenden Mannes, um sein Leben und Wesen, bilden, aber zuweilen malt die Sage in einem ausdrucksvollen Zuge den Charakter tiefer und für die Hörenden eindringlicher, als das Bild, das der Forscher mühsam wie aus musivischen Steinchen zusammensetzt. Von Ganganelli wußten die Römer zu erzählen, er sei ein protestantischer Webergeselle aus Schlesien gewesen; Sixtus V. stellen wir uns gern, wie die römischen Geschichtenerzähler,

vor: auf Krücken langsam einherschreitend, ein Todeskandidat, der um seiner Gebrechlichkeit willen von den Kardinälen im Conclave durch Zuruf zu ihrem Herrn und zum Stellvertreter Gottes auf Erden gewählt wird: kaum aber ist der Zuruf erschollen, so wirft er die Krücken von sich und steht, in schrecklicher Majestät vor den Betroffenen, die ahnungslos wenn man so will, unter der Eingebung des heiligen Geistes, den gewaltigen Mann sich zum Herrn und Meister erkoren haben.

„Die viel besprochenen Krücken," sagt sein jüngster Biograph, Alexander von Hübner, in seinem Werke: „Sixtus der Fünfte" (Leipzig, T. O. Weigel), „welche er, der Legende nach, am Tage seiner Erhebung von sich geworfen, diese Krücken waren Fesseln, die jetzt mit einem Male gebrochenen Fesseln seiner dreizehnjährigen Unthätigkeit. Aber auch, welch' plötzliche Umwandlung in Mienen und Geberden, in der ganzen Erscheinung! Wie wenig glich Sixtus der Fünfte dem Kardinal Montalto! Der Hof und die Stadt konnten sich vor Erstaunen nicht fassen, und die Verwunderung des Publikums gab Anlaß zu einer märchenhaften Sage." Wie gering auch Hübner von ihr denken mag, das Malerische in ihr wird er nicht bestreiten, und wer sich diese Handlung — das Fortwerfen der Krücken — mit jener Mischung von aufbrausendem Jähzorn, von Jupiterhoheit und spöttischer Ironie, die diesen Papst auszeichneten, vollzogen vorstellt, der hat das getreueste Bild gerade des Hübner'schen Sixtus. Ein solcher Fürst mußte bald seine Geschichtschreiber finden. Schon von Außen her wirkte er auf die Phantasie der nachfolgenden Geschlechter.

Einen großen Teil Rom's hatte er umgebaut. Wenn die Römer über den Petersplatz schritten, erinnerten sie der Obelisk des Caligula in der Mitte desselben und die Kuppel der Kirche

an ihn; von dem Wasser, das er ihnen von den Bergen hergeführt, der Acqua Felice, tranken sie täglich; die steilen Wege zu den Hügeln hinauf hatte er ihnen geebnet und mit volkreichen Gassen besetzt. Nach Leo X. war Rom vor allen anderen Päpsten seine Stadt geworden. „Ich bin in Rom“, ruft bald nach Sixtus des Fünften Tode der Benediktiner Angelo Grillo, der nach zehnjähriger Abwesenheit die Stadt wiedersah, aus, „und kann es kaum glauben, so sehr macht mir alles den Eindruck der Neuheit: Gebäude, Gassen, Plätze, Brunnen, Wasserleitungen, Obelisken und so viele andere Wunder, alle das Werk eines Mannes, Sixtus des Fünften. Wäre ich Dichter, ich würde sagen, die begrabenen und in der lateinischen Campagna zerstreuten Gliedmaßen, erweckt durch den Posaunenschall des gewaltigen Pontifix, seien, seinem Rufe folgend, aus tausendjährigem Schlummer erwacht. Dank der Kraft dieses überreichen und schöpferischen Geistes, erhob sich ein neues Rom aus seiner Asche.“ An alle diese Gebäude, an alle Thaten des Papstes hefteten sich Anekdoten, falsche, halbwahre Erzählungen — sie sind es, die Gregorio Leti in seiner Geschichte Sixtus' V. zusammengetragen, im Jahre 1669 — gerade neunundsiebzig Jahre waren seit dem Tode des Papstes verflossen. Hübner verurteilt dies Buch mit großer Strenge; er vergißt dabei nur, daß sich dasselbe gar nicht an ausgelernte Diplomaten, wie er einer ist, sondern an die Menge richtet: es will eine originale Erscheinung in der Erinnerung der Nachwelt festhalten und übertreibt die Linien und Farben derselben: es ist ein unterhaltendes Anekdotenbuch, und wenn sich Hübner darüber entrüstet, daß Leti seinen Sixtus durch das Gift sterben läßt, das ihm Philipp II. von Spanien gemischt, so ist er es wiederum, aus dessen Werke wir in unzweifelhaften Aktenstücken erfahren, zu welcher Höhe Groll und Erbitterung zwischen Papst und König gestiegen waren.

Daß der spanische Gesandt Olivares seinem Gebieter die Zusammenberufung eines allgemeinen Konzils und mittelbar die Absetzung Sixtus des Fünften vorschlagen durfte! Leti übertreibt in's Ungeheuerliche, aber der Kern der Sache ist doch nicht ganz „eine elende Verleumdung." Dasselbe gilt von den Jesuiten. Eine andere Sage nämlich läßt den Papst durch das Gift des Ordens sterben — ohne Widerrede: ein Irrtum. Aber Hübner wird uns mit jener musterhaften Sorgfalt und Genauigkeit, die ihres Gleichen sucht, den tiefen Zwiespalt schildern, der den Papst und den Orden entzweite. Nicht nur einige seiner wichtigsten Regeln, auch seinen Namen sollte der Orden ändern, ein wunderbares Geschick rettete die Jesuiten. Unerwartet starb der Papst: das Dekret des General Acquaviva, das den Mitgliedern der Gesellschaft die Beschlüsse des Papstes mitteilen sollte, war der Billigung desselben unterworfen worden: „man fand das Papier im Schreibtische Sixtus des Fünften; niemals hat es den Tag gesehen." Man wird gestehen müssen, daß Sixtus für den Orden zu rechter Zeit gestorben ist.

Auf besseren Grundlagen beruhend, in anderer Absicht geschrieben, als die unterhaltende Darstellung Leti's, die durchaus den Namen eines historischen Romans verdient, giebt Tempesti's „Geschichte Sixtus des Fünften" 1754 eine gute Ansammlung von Materialien; aber sie ist trocken, steif und kömmt über die bewundernde Lobrede zu keiner rechten Freiheit der Anschauung. Der Erste, der wie überhaupt für die Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert so auch für die Lebensgeschichte Sixtus des Fünften bahnbrechend gewesen ist und in ihr die Spreu von dem Weizen gesondert hat, ist Leopold Ranke: allein bei ihm muß die große Gestalt in dem Rahmen seines Werkes bleiben, um die Harmonie des Ganzen nicht zu zerstören, und so kann sie eben nur nach

ihren wichtigsten Seiten, nicht nach allen zur Erscheinung und Geltung kommen. Diese letztere Aufgabe hat jetzt Herr von Hübner in vortrefflicher Weise gelöst; es ist nicht zu viel gesagt, wenn man seinem Namen fortan das Fortleben mit dem Sixtus des Fünften verheißt. Seine Biographie des Papstes stellt das halbverwischte Bild desselben in vollkommener Klarheit und Schönheit wieder her, in edler Sprache und strenger Wahrheit des Thatsächlichen; diese Vorzüge, die Hübner an den Briefen und Depeschen der venetianischen Gesandten rühmt, zeichnen jede Seite seines Buches aus; in dieser Hinsicht wollen wir ihn mit Ehren zu den Diplomaten der alten Schule rechnen. Über die Erzählung der Thaten und Geschicke seines Helden, im Großen wie im Kleinen, hinaus besitzt das Buch noch einen besonderen Vorzug und Reiz, daß es uns die Städte, die Gesellschaft Italiens in Tracht und Sitte, in Tugend und Laster, bei ihrer Arbeit und in ihrem Vergnügen malerisch schildert. Die Vertrautheit des Verfassers mit Land und Leuten, zumeist mit jenem eigentümlichen römischen Boden, auf dem er in dem düsteren venetianischen Palast manches Jahr als Gesandter Österreichs am päpstlichen Hofe verweilt hat, giebt seinen Beschreibungen den Zauber des Unmittelbaren, wir glauben mit zu erleben, was uns nur beschrieben wird.

Ein Jeder aber trägt mit der Last seines Wesens auch die Last seiner Stellung. Nicht umsonst ist Herr von Hübner ein Diplomat. Alle nichtamtlichen Schriftstücke betrachtet er mit mißtrauischem Auge, gegen die „anonymen" Erzählungen, die handschriftlich in den Bibliotheken der römischen Adelsfamilien aufbewahrt werden, hat er die größte Abneigung: er benutzt sie grundsätzlich nicht. Offenbar aber kann das Volkstümliche und Dramatische einer Handlung nur in solchen Darstellungen, nicht in amtlichen Depeschen der Nachwelt erhalten bleiben. Was etwa die verschiedenen Gesandten in

Rom über die Banditen, ihr Leben und Treiben berichten, ist mehr als dürftig; für sie handelt es sich nur um die Verträge, die Sixtus mit dem Großherzog von Toskana, mit dem spanischen Vicekönig von Neapel und der Republick Venedig abschließt, um sich dieser fürchterlichen Landplage zu entledigen. Daß Herr von Hübner auf dem Standpunkt Garibaldi's stehen sollte, den ich, von der Übertreibung des Ausdrucks abgesehen, für durchaus richtig halte: daß nämlich das Priesterregiment notwendig das Banditenwesen hervorruft und es zur Ergänzung und zum „Korrektiv" hat — dies wird Niemand verlangen, wohl aber hätte der Geschichtschreiber auf die tiefe, im Volksleben und in den Zuständen des Kirchenstaates ruhende Wurzel dieses „romantischen" Räubertums hinweisen sollen. Man kann die Chroniken jener Zeit, von denen Stendhal in seinen „Chroniques italiennes" einige gesammelt, nicht lesen; nicht im Geiste eine fünfhundertjährige Geschichte, die stets dieselben Erscheinungen zeigt, überfliegen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß wir hier in der That vor etwas Volkstümlichem und vielleicht Unausrottbarem stehen. Mit den diplomatischen Äußerungen Hübner's: „Die Banditen fühlen immer das Verlangen, ihr Handwerk zu beschönigen, sich in den Mantel der Politik zu hüllen und die Farben einer Sache zu tragen, für welche sie längst aufgehört haben zu kämpfen" — und: „Wen überraschte nicht die Analogie jener Zustände mit denen der neuesten Zeit? Die Banden (diesmal meint er die Garibaldianer) umgeben Rom, nachdem sie sich in Toskana gebildet und verstärkt haben, und ihre Häupter werden unterstützt von dem Auslande, von den Leitern der europäischen Bewegungspartei" — mit diesen Äußerungen, meine ich, wird doch eine so originelle Erscheinung, wie sie das italienische Banditentum ist, nicht aufgeklärt.

Mir will es scheinen, als ob trotz ihres tausendjährigen Bestehens, was ihre Lobredner auch zur ihrer Vertheidigung sagen mögen, die Herrschaft der Priester in weltlichen Dingen in einem unüberwindlichen Gegensatz zu allen Anschauungen und Gedanken eines europäischen Volkes stände. Zeitweise läßt sich dieser Gegensatz verbergen, er verschwindet unter der Oberfläche, in besonders „geistlich“ gestimmten Epochen tritt zwischen dem. Priestertum und der Laienwelt ein Waffenstillstand, eine Art Versöhnung ein, aber ein dauernder Friede wird zwischen ihnen nicht geschlossen. Im Mittelalter äußerte sich diese Feindschaft des Volkes gegen die Papstherrschaft in unaufhörlichen Aufständen, bald des Volkes, bald der Edelleute, in der Vertreibung der Päpste aus Rom, in der Zerbröckelung des sogenannten Kirchenstaates — der Schenkung der beiden Karolinger Pipin und Karl — in hundert kleine Adelsherrschaften. Im sechzehnten Jahrhundert, wo die Masse des Volks solche Aufstände schwerer empfindet und sie wegen der unausbleiblichen materiellen Nachteile vermeidet, während auf der anderen Seite die moderne Staatsidee auch das Papsttum ergriffen hat und der Fürst in vielen Päpsten den Priester überwiegt, offenbart sich die alte Feindschaft im Banditenwesen. Der Bandit ist der Märtyrer der Freiheit, der widerrechtlich Vertriebene: das ganze Volk bewundert ihn, selbst in die Furcht der Menge vor den Räubern mischt sich Liebe und Anerkennung. Vornehme Männer stehen an der Spitze dieser Banditen, ein Colonna, ein Malatesta, ein Piccolomini. Hier die Armut, dort die Abenteuerlust der Menge thun das Ihrige, diese Schaaren zu vermehren. In Neapel giebt die tyrannische Herrschaft der Spanier nicht nur den Vorwand, sondern auch die Veranlassung zu beständigen Verschwörungen und Aufstandsversuchen: sie mißglücken, die Schuldigen gehen in die Berge und werden Banditen. Im

Kirchenstaat, dem natürlichen Mittelpunkt der italischen Halbinsel, in der Campagna, in den Bergen und Wäldern, strömen von Nord und Süd die Verbannten, die Missethäter, die Abenteurer und die Landstreicher zusammen. Ein tiefer Zug verbindet sie mit dem italienischen Volk in seiner Gesammtheit, sie hassen mit ihm die Priester und die Spanier, in diesem Sinne sind sie seine Vorkämpfer. Ein und ein anderes Mal mögen sie Hülfe von den französischen Hugenotten erwartet haben, die spanische Inquisition ist ihr und Italiens Schreckbild. Aus den Schilderungen der Zeitgenossen entrollt sich uns nun ein gräuelvolles Bild der Unordnung und Gewaltthat, von Brand und Mord, denn die Gerechtigkeit, welche diese Banditen ausübten, war eben nur ein Hohn auf jede wahre Gerechtigkeit. Unter der Regierung Gregor's XIII. waren die Banditen die Herren des Kirchenstaates. Alle Welt stand mit ihnen aus Furcht oder Neigung in freundschaftlichem Verhältniß. Ein Todesurteil wagte der Papst nicht mehr vollstrecken zu lassen. In seiner eigenen Hauptstadt sah er sich von ihnen bedroht. Der Trotz dieser Leute überstieg jede Grenze. Ein gewisser Marianazzo schlug die angebotene Verzeihung aus: „es sei ihm vorteilhafter“, sagte er, „als Bandit zu leben, da habe er größere Sicherheit.“

Dies Unwesen bekämpfend und vernichtend hat sich Sixtus der Fünfte bei den Römern einen unvergänglichen Namen gemacht. Wie Cesare Borgia und Julius II. den Kirchenstaat von den unabhängigen Baronen gesäubert, so säuberte er ihn von den Banditen. Die fünf kurzen Jahre seines Pontifikats (1585 bis 1590) genügten, eine Giftpflanze auszurotten, welche die Mißverwaltung seines Vorgängers während dreizehn Jahre sich auf's Üppigste hatte entfalten lassen. Auszurotten, soweit dies möglich war; denn kaum hatte der „schreckliche“ Sixtus die Augen geschlossen, so tauchten die Banditen in der Campagna

wieder auf. In sein eigenes Leben hatte dies Räubertum gegriffen; sein Neffe Francesco Peretti, der Stolz und die Freude seines Alters, war wegen seiner schönen Gattin Vittoria Accoramboni von den Banditen des Herzogs von Bracciano ermordet worden. Äußerlich kalt und starr, im Innern sich Rache gelobend, sah Sixtus, damals noch Kardinal Montalto, den Herzog straflos, sogar ohne Untersuchung davon gehen. Einmal Herr im Vatikan, traf er mit unerbittlicher Strenge alle Übelthäter, Große wie Kleine, ohne Unterschied der Person. Nicht umsonst war er als Minoritenmönch mehrmals Inquisitor gewesen. Und wohl hatte die Lage Rom's etwas Verzweifeltes. Vor seinen Mauern breiteten sich die Lager der Banditen aus. Sixtus warb Truppen und jagte das Gesindel nach der neapolitanischen Grenze zu. Eine Reihe drakonischer Gesetze, hunderte von Hinrichtungen verbreiteten Schrecken und gaben der Stadt den Frieden. Ein Graf Attilio Baschi hatte vor fast vierzig Jahren seinen Vater ermordet, jetzt ließ ihm der Papst auf's Neue den Prozeß machen: er starb auf dem Hochgericht. Auf einem seiner Schlösser hatte Giovanni Pepoli aus einem der vornehmsten Geschlechter Bologna's, einem Banditen Obdach gegeben und lieferte ihn trotz wiederholter Aufforderung der Regierung nicht aus. Sixtus befahl den alten trotzigen Baron vor Gericht zu stellen: keine Verwendung der Kardinäle und der Fürsten half, im Gefängniß ward Pepoli erdrosselt. Eins der berüchtigsten Häupter der Banditen war der Priester Guercino, er nannte sich hochmütig den König der Campagna: jetzt ward er gefangen, getödtet, und sein Kopf mit einer vergoldeten Krone auf der Engelsbrücke aufgestellt. Schon am vierten Tag seiner Regierung hatte Sixtus eine Probe seiner Unerbittlichkeit gegeben. „Vier junge Gesellen — Brüder, die in der Wache zum Schutze des Conclave gedient — wurden in ihrer Heimat, jeder seine Arquebuse

auf der Schulter, von dem Polizeihauptmann verhaftet und wegen unerlaubten Besitzes von Waffen summarisch zum Tode verurteilt. Der Fall ward alsbald ruchbar. Abends eilten mehrere Kardinäle nach dem Vatikan, warfen sich dem heiligen Vater zu Füßen und beschworen ihn Gnade zu üben, um so mehr, als vor erfolgter Krönung keine Hinrichtungen stattzufinden pflegten. Ihre Vorstellungen blieben fruchtlos. Am nächsten Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, wurden die vier jungen Brüder nächst der Engelsbrücke aufgeknüpft." Ein anderes Beispiel dieser Strenge, das zugleich die ironische Bosheit des Papstes bezeugen kann, erzählt Ranke: „Ein junger Transtiberiner war zum Tode verurteilt, weil er sich den Sbirren widersetzt hatte, die ihm einen Esel wegführen wollten. Alles war voll Mitleiden, wie der Knabe weinend wegen so geringer Verschuldung auf den Richtplatz geführt wurde; man stellte dem Papst seine Jugend vor: Ich will ihm ein paar Jahre von den meinigen zulegen, soll er gesagt haben."

Wie er den Römern Ruhe und Sicherheit verschaffte, so gab er ihnen auch Luft und Wasser. Er führte seine Straßen die zum Teil noch unbebauten und öden Hügel hinauf; von Marzio Colonna kaufte er eine bei Palestrina emporsprudelnde reichhaltige Quelle und leitete dies Wasser zwanzig Miglien weit bis nach dem Quirinal. Binnen drei Jahren vollendete er diesen Bau. Mit einer Fülle von Häusern und Kirchen schmückte er die Stadt. Am berühmtesten ist seine Aufrichtung der „Nadel", des Obelisken vor der Peterskirche, geworden. Alle Baumeister hatten es für ein schwieriges, einige sogar für ein unmögliches Unternehmen erklärt, den Obelisken von der Westseite der Kirche, wo er stand, in die Mitte des Platzes zu bringen. Domenico Fontana, ursprünglich ein Maurergesell, der dem Kardinal Montalto seine kleine Villa gebaut und jetzt bei dem Papste Alles vermochte, löste die Aufgabe

in kurzer Zeit. Im Oktober 1585 begann die Arbeit mit der Hebung des Obelisken, am 10. September 1586 gegen Abendsonnenuntergang war er auf dem Piedestal vor der Kirche aufgestellt. Diese Thaten gruben das Bild Sixtus des Fünften unverlöschlich in das Gedächtniß der Römer; ein Wohlthäter des Volkes im größten Stil, ein unvergleichlicher Fürst, so weit es sich um die Ordnung seines kleinen Staates und den Schmuck seiner Residenz handelt, war er der Stadt.

Wenn auch die katholische Kirche voll Stolz und Zuversicht behauptet, auf einem unwandelbaren Felsen zu beruhen, so ist es doch mehr als irrthümlich, ihrer Spitze, dem Papsttum, auch nur annähernd eine solche Wandellosigkeit zuzuschreiben. Wohl werden die alten Formen, nach und in denen der Papstkönig gewählt wird, lebt, regiert und stirbt, mit einer gewissen Ängstlichkeit bewahrt; das aber ist nicht zu hindern gewesen, daß die Welt draußen mit ihren Gedanken, Meinungen und Einflüssen eine entscheidende Wirkung auf die Bewohner des Vatikans ausgeübt. Der Zauberer von Rom ruft freilich wunderbare und wunderliche Geister, allein nach dem alten Gesetz, daß jeder Zauberer einmal den von ihm heraufbeschworenen Dämonen unterliegen muß, wird auch der Papst den Stimmungen und Thatsachen, welche die Menschen beherrschen, unterthan.

Nirgends ist diese Abhängigkeit des Stellvertreters Gottes von jenen Dingen, die er nicht ohne Verachtung „von dieser Welt" nennt, schärfer hervorgetreten, als im Zeitalter der Reformation. Nach den hochgebildeten, ganz von weltlicher Wissenschaft erfüllten Päpsten des 15. Jahrhunderts, wie Nicolaus V., Pius II., war eine Reihe von Fürsten gefolgt, welche ein gläubiges Gemüt und wahre Frömmigkeit nur mit Staunen und tiefster Mißbilligung als geistliche Häupter der katholischen Christenheit betrachten können. Sixtus IV.,

Innocenz VIII., Alexander VI., Julius II., Leo X. und Clemens VII. sind kriegerische, prachtliebende, schwelgerische und grausame Fürsten, in denen allen eine Tyrannenader schlägt, die nur durch ihren Titel sich von den anderen italienischen Fürsten und Herzogen unterscheiden: Männer, die viel besser ihren Platz im heidnischen Rom der Cäsaren, als in den uralt heiligen Basiliken des christlichen Rom's ausgefüllt hätten. Da geschah die große Umwandlung. Der Abfall Deutschlands, Englands, der drei nordischen Reiche, der kühne Sturm der protestantischen Lehre auf das Dogmengebäude der Kirche, welchem der letzte Schlußstein — die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes — noch mangelte. Mehr als alle Stimmungen und das Reich der Ideale brachte die barbarische Thatsache der Plünderung Rom's durch das kaiserliche Heer im Jahre 1527 zuletzt den tiefsten Umschwung im Wesen des Papsttums hervor. Die Geschichte des Papsttums ist damals noch auf das Innigste mit der Entwickelung aller Künste, mit der Gesammtbewegung der Kultur in Italien verknüpft: für beide bildet die Eroberung Rom's den gewaltigen Wendepunkt. Nicht mit Unrecht haben sie die Zeitgenossen mit der Erstürmung Jerusalem's durch Titus verglichen. Mit diesem Sturme endet die fröhliche, heitere Kunst Raffael's und Ariosto's; die Schwärmerei für das Altertum und die platonische Philosophie; der Humanismus. Wieder wird der Glaube mächtig über Kopf und Herz; so bunt und reich das Leben sich auch noch gestaltet, welchen Bestrebungen auch der Einzelne noch nachgehen mag, eine große Frage bewegt fortan Alle: ob Katholik, ob Protestant? Derselbe düstere Fanatismus entflammt die Spanier der Inquisition und die Puritaner John Knox's.

Diese Strömung ergreift allmählig erst die Bevölkerung der römischen Stadt, dann die obere Priesterschaft, zuletzt das

Papsttum. Es bestätigt die Regeln der Gesellschaft Jesu und beginnt damit den hundertjährigen Kampf gegen die lutherische Ketzerei. Paul IV. Caraffa und Pius V. Ghislieri, der zu den Heiligen gezählt wird, haben dem Papsttum das neue Gepräge gegeben. Aus politischen Fürsten sind die Päpste seitdem die Seelenhirten und Meister der Gläubigen geworden. Kein Zweifel, daß die Einverleibung Rom's in Gesammtitalien, vorausgesetzt, daß die Italiener die Kraft haben, ihre Hauptstadt festzuhalten, von einer ähnlichen, bis in die letzten Wurzeln der Hierarchie reichenden Wirkung sein wird, wie damals die Plünderung Rom's — il sacco di Roma — durch Deutsche und Spanier.

Zu jener Schaar der Eiferer, die sich ganz und voll der Wiederherstellung des erschütterten Glaubens, der Vernichtung der Sittenlosigkeit, dem Kampf gegen die Ketzer gewidmet, hatte sein Lebenlang der Kardinal Montalto, ehe er als Sixtus V. auf dem Stuhl Petri saß, gehört. Felix Peretti stammte aus den unteren Schichten des Volks. Seine Familie war vor den Osmanen flüchtend von den Küsten Dalmatiens über das adriatische Meer hergekommen und hatte sich in den Marken, in dem hochgelegenen Montalto, auf den Abhängen des Apennin, angesiedelt. Ursprünglich waren die Peretti slavischer Herkunft, sie verheirateten sich mit italienischen Frauen und brachten es in dem kleinen Städtchen zu Ansehen und Wohlstand. Aber Piergentile Peretti verlor, bei der Plünderung Montalto's durch den Herzog von Urbino, sein Vermögen und flüchtete nach Grottamare, wo er als Gärtner ein dürftiges Leben fristete, seine Frau diente einer adeligen Dame der Umgegend als Magd. Beider Sohn ist Felix, Freitag den 13. Dezember 1521, am Tage der heiligen Lucia, ward er geboren. In eigentümlicher Ahnung oder Verblendung glaubten die Eltern, daß dieser Sohn

einmal Papst werden würde; darauf hin gaben sie ihm den Namen Felix. Spätere Geschichtenerzähler wollen es von den Bewohnern wissen, daß der kleine Felix oft die Schweine gehütet und das Obst im Garten des Vaters eingesammelt habe. Seine geistliche Laufbahn wurde wohl nicht allein durch die Papsthoffnung bestimmt, sondern durch einen greifbaren Einfluß. Der reichste Mann der Familie war Fra Salvatore, der Oheim des Knaben, ein Minoritenmönch in dem Kloster, das über dem Städtchen Montalto auf der Höhe des Berggrats in malerischer Landschaft, mit einer wunderbaren Rundsicht sich erhebt. Neunjährig trug Felix schon die Kutte des Minoriten. Der Oheim zahlte die Kosten des Unterrichts. In so dürftigen Verhältnissen, in schweigender Einsamkeit — die auch für die Nachwelt lautlos geblieben ist — wuchs der zukünftige Papst auf. Innerhalb seines Ordens zeichnete er sich bald durch seine Frömmigkeit, die Strenge seines Wandels, seine Beredtsamkeit und dialektische Gewandtheit aus. Schon im Anfang seiner zwanziger Jahre galt er für einen bedeutenden Kanzelredner. „Sein Vortrag war geistreich, lebendig und im Geschmack der Zeit mit einer Fülle von Citaten geschmückt. Menschenfurcht kannte er nicht.“ Nach einander erschien er in Ferrara, Siena, Bologna, Genua, Neapel, Rom, wo er in der Apostelkirche unter großem Zudrang predigte. Die Partei der Eiferer nahm sich seiner an, sie erkannte in ihm ein geborenes und auserkorenes Rüstzeug für den Kampf der Zeit. Damals, 1562, geriet er in Berührung mit dem Großinquisitor Michele Ghislieri. Einem Berichte nach soll in der Seele Peretti's sich ein Zweifel über seine eigene Rechtgläubigkeit geregt haben, er ersuchte selbst den Großinquisitor, seinen Glauben zu prüfen. Aus dieser Prüfung ging er als ein Berufener hervor; bald lernte der eigene Orden, den er reformiren wollte, seine Strenge fürchten.

Aus Venedig, aus dem Kloster der Frari, wohin er als Regent geschickt worden, mußte er vor den erzürnten Mönchen entweichen. Es ist klar, daß er dadurch nur in den Augen der Strenggläubigen stieg. Er ward Consultor der Inquisition und begleitete den Kardinal Buoncampagni auf seiner Reise nach Spanien, zur Revision des Processes gegen den Erzbischof Carranza von Toledo, der ketzerischer, lutherischer Grundsätze angeklagt war. Auf dieser Reise entwickelte sich die bittere Feindschaft und der unversöhnliche Gegensatz, die Buoncampagni und Peretti für immer trennten; man sagt, daß Peretti dem Kardinal niemals die unwürdige Behandlung habe vergessen können, die jener ihm in Spanien angethan.

Als Ghislieri unter dem Namen Pius V. den Thron bestieg, machte er Peretti, seinen Schützling, zum Kardinal und zum Bischof von St. Agata und Fermo. Reich war er nicht, man schätzte sein Einkommen auf 8000 Thaler jährlich. Mit seiner Schwester Donna Camilla und ihren Kindern bewohnte er ein kleines Bürgerhaus in der Via papale; doch hatte er schon damals die aristokratische Leidenschaft des Bauens. In einer Vertiefung des Esquilinischen Hügels, bei Santa Maria Maggiore, baute er sich eine Vigna, die jetzt als Villa Massimi viel bekannt und besucht ist. Wenn er, so lange sein Gönner Pius V. lebte, ehrgeizigen Träumen nicht ganz ohne Hoffnung nachhängen durfte, so verschwanden dieselben plötzlich, als sein Feind Buoncampagni aus dem Conclave als Papst Gregor XIII. hervorging. Unter ihm fiel der Kardinal Montalto in tiefe Ungnade: in dreizehnjähriger Unthätigkeit, die nur durch die Herausgabe der Werke des heiligen Ambrosius 1580 unterbrochen wurde, lebte er still, verschlossen, fern von dem Hofe und den Geschäften hin. Er gefiel sich darin, spitze Reden über den Papst in dem Kreise seiner Vertrauten zu führen: er hatte eine boshafte

Zunge. Im Übrigen entwarf er Baupläne und pflanzte Bäume, Eichen und Cypressen, in seiner Vigna. Trotz seiner anscheinenden Harmlosigkeit und Untüchtigkeit zum Herrschen urteilten schärfer Blickende über ihn, daß er eben so gelehrt und klug, als arglistig und böse sei. Doch dachte Niemand, daß er im Conclave nach Gregor's Tode die Stimmen der Wähler auf sich vereinigen würde.

Wie flüchtig und nichtig sind die menschlichen Dinge! Welch' eine Ausgeburt der Tollheit wäre diese Unfehlbarkeit der Päpste, wenn man sie ernst nähme und ernsthaft an Thaten und Worten mäße! Das politische Papsttum schien für immer ausgelöscht; für Gott und Kirche! war der Wahlspruch der letzten Päpste gewesen — und schon machten sich in dem Kollegium der Kardinäle wieder zwei durchaus politische Strömungen bemerkbar. Es ist die Zeit des spanischen Übergewichts in Europa. Bewußt strebt Philipp II. mit den Schätzen Indiens und den Soldaten Alexander Farnese's der Universalmonarchie zu. In Italien sind Neapel und Mailand sein; dem Herzog von Savoyen vermählt er seine Tochter; Portugal hat er erobert; gegen England rüstet er seit Jahren seine unüberwindliche Armada; Österreich gehört seinen Vettern: ein einziger katholischer Staat ist vor seiner Herrschsucht noch aufrecht geblieben, Frankreich. Aber dies Frankreich ist von Parteien zerrissen, die Katholiken bekämpfen die Protestanten, der König Heinrich III. schwankt unsicher zwischen ihnen hin und her, in seiner Schwäche und Lügenhaftigkeit ist er den strengen Katholiken ebenso verhaßt geworden als den Protestanten. Dazu ist die Nachfolge mehr als zweifelhaft und erzeugt schon jetzt unter den Großen wie im Volke unheilbare Spaltungen. Mit Heinrich III. sterben die Valois aus, der einzige nach dem salischen Gesetz berechtigte Erbe ist Heinrich Bourbon von Bearn und Navarra:

ein rückfälliger Ketzer! Mit dem Herzög von Guise verbündet, denkt nun Philipp II., auch dies Reich in seine Abhängigkeit zu bringen, es zu schwächen, zu zerstückeln. Die Unterwerfung Frankreichs ist der entscheidende Schritt Spaniens zur Weltmonarchie und zugleich zur Wiederherstellung der katholischen Kirche in Europa. So verstanden die Jesuiten und die Königin Elisabeth von England die Pläne und Handlungen Philipp's. Wer will es ihm darum verargen, wenn er von diesem Standpunkte aus den Beistand des Papsttums forderte und danach trachtete, sich in dem jeweiligen Papst einen gehorsamen Vollstrecker seines Willens zu erziehen? Dagegen suchten die Franzosen und Venetianer sich zu wehren, sie konnten einen spanisch gesinnten Papst nicht brauchen. Stärker als seit lange bekämpften sich beide Parteien in dem Conclave nach Gregor's Tode. Nicht die Frömmigkeit, nicht die geistige Begabung, die politische Stellung sollte entscheiden. Ranke bemerkt über die Wahl Sixtus' V.: „Wir sehen, daß hier noch eine ganz andere Geschichte hinter der Scene vorfiel, von der wir wenig oder nichts wissen." Diese unsere Unwissenheit hat jetzt Hübner teilweise zerstreut; nach den Depeschen eines der „Hauptmacher", des Kardinals Medici, an seinen Bruder, den Großherzog von Toskana, enthüllt er uns die wenig erbauliche Geschichte des Conclave: die beiden Kardinäle Medici und Este, der die Interessen der Franzosen besonders vertrat, wußten den Kardinal Farnese, dem die Zustimmung des spanischen Gesandten in Rom, des Grafen Olivares, eine bedeutende Stellung gab, auszuschließen und durch Überlistung und Überraschung einer Anzahl Kardinäle nicht die Wahl, die vielleicht verunglückt wäre, aber die Adoration Montalto's durchzusetzen. Am Morgen des 24. April 1585, als die sämmtlichen Kardinäle in der sixtinischen Kapelle versammelt waren, rief Este plötzlich: „Es bedarf keiner

Abstimmung mehr, der Papst ist erwählt; schreiten wir zur Adoration.“ Diejenigen, die er gewonnen, erhoben den Ruf: Montalto! Montalto! und warfen sich diesem zu Füßen, die Schwankenden wurden in der überraschenden Seltsamkeit des Vorgangs mit fortgerissen, die Widerwilligen mußten sich fügen. Es ist wie eine Komödie, und der starke Glaube eines guten katholischen Christen gehört dazu, in diesem Intriguenspiel das Walten des heiligen Geistes zu gewahren.

Herr von Hübner vermag dem Protestantismus nicht gerecht zu werden, er behauptet: „Gewiß, auch in den Kriegen der Ligue, in dem Schutze, den ihr Philipp II. gewährte, spielten Ehrgeiz und Habsucht eine große Rolle; gewiß, auch im protestantischen Lager fehlte es nicht an rein religiösen Elementen; aber in ihrer Gesamtheit betrachtet, erweist sich die eine dieser beiden Bewegungen, die katholische, als wesentlich kirchlich, die andere, die protestantische, als wesentlich politisch.“ Im Gegenteil, der wahrhaft religiöse Zug ist im protestantischen Lager; mit Ausnahme einiger überzeugungstreuer Jesuiten ist bei den Katholiken die Politik, freilich in der Maske der Religion, vorherrschend. In der Darstellung des Verhältnisses seines Helden zum spanischen König liefert uns Hübner selbst dafür die unwiderlegbarsten Beweise. Er hat aus dem Wirrsal römischer, venetianischer, französischer und spanischer Depeschen zum ersten Mal ein klares, anschauliches und umfassendes Bild der Politik Sixtus' V. entwickelt; man wird mit ihm übereinstimmen, daß der Papst, indem er sich der „spanischen Umarmung“, mehr mit den Mitteln Macchiavelli's, als mit denen, die einem Stellvertreter Gottes geziemen, listig entzog, Frankreich vor der Zerstückelung, Europa vor der Universalmonarchie bewahrte: aber keiner wird auch leugnen können, daß er dadurch für alle Zeiten die Wiederherstellung der Einheit in Glaubenssachen innerhalb

der Christenheit zur Unmöglichkeit gemacht hat. Indem er die Spanier nicht unterstützte, schlug er der Kirche eine nie wieder geheilte, nie zu heilende Wunde. Denn so stand die Welt, daß der Katholicismus und das Haus Habsburg eins geworden waren, daß die kleinste Abweichung von ihnen einzig und allein dem Protestantismus zu Gute kommen konnte. Die Nachfolger Sixtus' V. haben es in Bitterkeit und Schmerz an sich selbst erfahren, was die Langmut ihres Vorgängers ihnen eingebracht, als kein spanischer Philipp, sondern Ludwig XIV. ihnen trotzig Gesetze vorschrieb.

Daß Sixtus die Spanier nicht liebte, begreift sich nach der Art, wie er in die Höhe gekommen; andere persönliche Antriebe verstärkten die Abneigung. Die Grandezza, mit der Graf Olivares in Rom auftrat, verletzte das Selbstgefühl des Papstes: niemals konnte er ganz den Mönch und die niedere Herkunft von sich abschütteln. Er war aufbrausend, jähzornig, gern hörte er sich reden und brachte zuweilen die Zuhörer durch seine Geschwätzigkeit in Verzweiflung. Und noch an einem andern, für ihn durchaus empfindlichen Punkte, wurde er durch die spanischen Zumutungen berührt. Über Alles liebte er das Geld; durch eine geschickte Finanzwirtschaft, deren Einzelheiten man bei Ranke und Hübner nachlesen mag, hatte er allmählig einen bedeutenden Schatz gesammelt, mehr als drei Millionen Goldthaler fand man nach seinem Tode in der Engelsburg, und dabei hatte er eine Reihe der großartigsten Bauten vollendet und seine Familie reich bedacht. Daß Philipp II., der trotz seiner amerikanischen Silberbergwerke beständig in Geldverlegenheiten war, öfters zu diesen päpstlichen Schätzen seine Zuflucht zu nehmen suchte, ist natürlich: er fühlte sich eben als das Schwert der Kirche. In Sixtus dagegen schlug die Ader eines Geizigen; während er ein Vergnügen darin fand, mit seinem Schatze

zu prahlen, war doch nur der ihm angenehm, der nichts von ihm forderte. Mit Versprechungen und Ausflüchten wußte er alle hinzuhalten; dabei betonte er stets, daß sein Geld zu einer großen Unternehmung gegen die Feinde der Kirche bereit läge. Zur Armada hatte er Philipp II. 800 000 Scudi versprochen, zahlte auch einen Teil der Summe, wollte sich aber dafür auch in die ganze Angelegenheit des Krieges gegen England mischen: seinen Zorn, als die spanische Flotte scheiterte und zerstreut ward, gab er sich keine Mühe zu verbergen. Olivares schildert seine Haltung Spanien gegenüber vielleicht ein wenig übertrieben dahin: „Ich finde ihn gar sehr lau in der Bezeugung seiner Zufriedenheit, wenn die Nachrichten gut lauten, nur wenig betrübt, wenn sie übel sind. Der Neid, welchen ihm die Größe Ew. Majestät (Philipp's II.) selbst einflößt, und seine Furcht, Geld auszugeben, vermögen bei ihm mehr, als das Wohl der Kirche und die Ausrottung der Ketzerei. Die Subsidien versprach er nur, weil er hoffte, die englische Expedition werde nie zu Stande kommen. Wenn die Angelegenheiten Ew. Majestät schlecht gehen, so fährt ihm der Hochmut in den Leib. Er setzt mir dann das Messer an die Kehle und vergißt ganz, daß die von Ew. Majestät erlittenen Nachteile auch dem heiligen Stuhl und der Sache Gottes zum Schaden gereichen."

Über die französischen Verwickelungen kam der lang verhaltene, gleichsam nur unterirdisch wirkende Groll zwischen dem Papst und dem Könige zum Ausbruch. Heinrich III. ist von dem Mönch Jakob Clément ermordet worden, die Hugenotten und ein Teil der Katholiken erkennen ungesäumt Heinrich von Navarra als König an. Darüber schaaren sich die Strenggläubigen zusammen, an ihrer Spitze stehen der Herzog von Mayenne und die Stadt Paris. Jetzt ist die Zeit des Eingreifens für Philipp II. gekommen, er sammelt

seine Truppen unter Alexander Farnese an der flandrischen Grenze. Im ersten Schrecken, daß ein Protestant den Thron Frankreichs besteigen könnte, hat sich Sixtus dazu verleiten lassen, durch den Kardinal Gesualdo dem Grafen Olivares ein Bündnis gegen Heinrich von Navarra anzutragen: er will ein Heer auf eigene Kosten stellen, das im Verein mit den Spaniern Frankreich von den Ketzern befreien soll. Zu spät erkennt er seinen Fehler; ein Venetianer, Leonardo Donato, erregt auf's Neue seine Furcht vor der Universalmonarchie — das europäische Gleichgewicht ist eine venetianische Erfindung — der Botschafter Navarra's, der Herzog von Luxemburg, macht ihm Hoffnung, daß sich sein Herr bekehren würde: jetzt will der Papst von seinem eigenen Vorschlage zurücktreten. Die heftigsten Scenen spielen sich zwischen ihm und Olivares ab; er droht dem Botschafter mit dem Tode, dieser läßt nicht undeutlich eine Besetzung des Kirchenstaats durch die Spanier — schon einmal hatten die Spanier unter dem Pontifikate Paul's IV. in dieser Weise ihren Willen durchgesetzt — in seinen sonst maßvollen Reden durchblicken. Zwischen beiden Männern wird der Verkehr immer gereizter und peinlicher; Philipp II. sendet den Herzog von Sessa mit einem Ultimatum nach Rom, aber Sixtus bleibt trotzig und unerschütterlich. Nur erschöpfte sich in diesen Kämpfen die Kraft des neunundsechzigjährigen Greises. Im März 1590 hatte der Streit mit Spanien begonnen, am 27. August, in der siebenten Abendstunde, starb er am Fieber, durch den starken Genuß von Weinsuppe hatte er sein Übel beschleunigt.

Die Rolle des Papstes war ausgespielt, seine Aufgabe vollendet. „Das Papsttum," sagt Hübner mit einem gewissen Triumph: „wird sich nicht erniedrigen zum Werkzeuge politischen Ehrgeizes. Philipp und die Ligue sollen nicht

verfügen über die Bannflüche des Vatikans und die Schätze der Engelsburg. Frankreich wird katholisch bleiben und nicht von der Karte verschwinden. Gewahrt ist das europäische Gleichgewicht.“ Ohne Zweifel: dies ist der Ruhm Sixtus des Fünften; aber was hat das europäische Gleichgewicht mit der Sache der Kirche zu thun? Dieselbe Kirche wußte sich 1610 nicht anders als durch den Dolch Ravaillac's von jenem Heinrich, den Sixtus nicht vernichten wollte, zu befreien. Für die Entwickelung der Glaubensfreiheit war das Verfahren des Papstes von den segensreichsten Folgen; die Erhaltung Frankreichs sicherte die Republik der Niederlande und die protestantischen Fürsten Deutschlands, dem Papsttum und dem Hause Habsburg gereichte sie zum ungeheuren Schaden. Ein Papst hält sich für unfehlbar, und all' seine Handlungen bestärken, kräftigen und vermehren nur den Widerstand gegen seine Kirche! Nicht aus kirchlichen und geistlichen Gründen widerstrebte Sixtus der Fünfte den Spaniern, er fürchtete, aus dem Sinn und Wesen einer Kleinstaatspolitik heraus, den Größeren. Er verglich sich einmal im Verhältnis zu König Philipp mit einer Fliege gegenüber einem Elephanten: die Fliege wollte sich nicht von dem Elephanten verschlucken lassen und that darum Alles, um den Elephanten zu Fall zu bringen.

Über das Ende dieser Versuche würde niemand erschrockener und verwunderter gewesen sein, als Sixtus, wenn er es geahnt. Was bedeutet jetzt Spanien in der Welt, wohin ist das Papsttum geraten? Der letzte große Papst, in dem die ganze Ungeheuerlichkeit in der Vermischung des Geistigen und Weltlichen zu Tage tritt, steht unbewußt auf der Seite der englischen Elisabeth, Wilhelm's von Oranien, Heinrich's von Navarra: seiner Überzeugung nach ein gläubiger Katholik, ein Eiferer, schlagen alle seine Thaten, weil er den Fürsten

nicht dem Priester unterordnen kann, zu Gunsten der Ketzer aus — selbst darin, daß er dem Orden Jesu seine Regel und seinen Namen rauben wollte. Wenn die Spanier oder die Jesuiten ihn getötet, sie hätten in ihrem Glauben nur einen „Feind Gottes" getötet. So ist das Geschick und das wunderbare Rätsel des Papsttums; heute verschlingt in ihm der König den Mönch und morgen der Mönch den König.

Der heilige Ignatius Loyola.

Januar 1873.

In diesem Jahre 1873 vollendet sich das Jahrhundert seit der Aufhebung des Ordens der Gesellschaft Jesu — am 21. Juli 1773 unterzeichnete der Papst Clemens XIV. das Aufhebungsbreve, das mit den Worten anhebt „Unser Herr und Erlöser: Dominus ac redemptor noster"; am 17 August in der neunten Stunde des Abends ward es dem damaligen General der Gesellschaft Lorenzo Ricci im Profeß hause al Gesù zu Rom amtlich verkündigt.

Wohl sind die Jesuiten wiedergekehrt; was der eine Unfehlbare „auf ewig" vernichtet, hat ein anderer Unfehlbarer Pius VII., nach dem Sturz des ersten französischen Kaisertums, auf ewig wieder hergestellt. Aber alle Leiden und Verfolgungen, welche der Orden erduldet hat und die seine Geschichtschreiber mit so düsteren Farben auszumalen nicht müde werden, haben ihn nicht klüger und nachgiebiger gemacht. Unbelehrt von ihrer Niederlage, haben die Jesuiten von dem Tage ihrer Auferstehung bis zu dem heutigen nichts Anderes erstrebt und vorbereitet als ihren zweiten Sturz. Wie 1773 wird auch in unserer Gegenwart in den nächst folgenden Jahren die katholische Kirche und das Papsttum dem Willen der Welt nachgeben und den Orden opfern müssen. Offen hatten damals Frankreich und Österreich, Spanien und Neapel erklärt, daß sie nur um den Preis der Aufhebung

der Jesuiten die geistliche Verbinduug mit Rom aufrecht halten würden. Dieselbe Forderung wird die entrüstete und durch unglaubliche Anmaßungen erbitterte Welt den Nachfolgern des neunten Pius stellen. Gerade wie Ganganelli werden sie sich an den Abgrund eines Schisma's gedrängt sehen: es wiederholt sich die altrömische Sage von dem Erdspalt, der nur durch ein Menschenopfer geschlossen werden kann. Die Kirche gefällt sich in dem Wahne, daß selbst die Pforten der Hölle ihr nichts anhaben können. Blickt sie aber ernüchtert auf ihre Entwickelung von der Reformation bis zur Gegenwart zurück, so wird sie sich zu der Ansicht der Philosophen bekennen müssen, daß alle ihre Wandlungen, ihre Niederlagen und ihre Triumphe nichts als die Phasen eines unaufhaltsamen Zersetzungs- und Verwesungsprozesses sind. Uns, die Ungeduldigen, verstimmt die Länge des Prozesses: wir vergessen, daß mehr als ein Jahrtausend verlief, diesen babylonischen Turm zu gründen; langsam zerfrißt ihn nun der Zahn der Zeit. Über Rom hat der heilige Benedikt von Nursia geweissagt: nicht von den Barbaren und den Heiden wird es zerstört werden, in sich selbst wird es altern, faulen und müde versinken.

Das verhängnißvollste Werkzeug zur Erhöhung wie zum Sturz des römischen Papsttums sind seit dem Tridentinischen Konzil die Jesuiten gewesen. Ein zweischneidiges Zauberschwert, das hier die Gegner schlug und dort denjenigen, der es schwang unheilbar verwundete. Die Geschichte des modernen Papsttums ist die Geschichte dieser Gesellschaft. Ihr Stolz, ihre Hoffahrt, ihre Herrschsucht hat sie vernichtet, sagte Voltaire vor hundert Jahren. Genau dieselben Fehler stürzen sie jetzt. Verwundert möchte man fragen, wie dieser weltkluge und weltgewandte Orden zweimal in die gleiche Schlinge fallen konnte? Allein auch die Jesuiten beherrscht ein unbeugsames non possumus. Sie müssen bleiben, wie sie sind, hat einer

ihrer Generale gesagt, oder aufhören zu sein. Ihr Prinzip duldet keine Änderung. Die Gesellschaft Jesu ist eine Kompagnie Soldaten; nach dem Gebrauch des sechzehnten Jahrhunderts trägt sie den Namen ihres Hauptmanns, des Herrn Jesus Christus. Ihr Prinzip ist der Kampf gegen die Heiden und die Ketzer. Von ihr verlangen, daß sie diesen Kampf aufgäbe, nicht überall zum größeren Ruhme Gottes Streit aussäete und die Fackel der Zwietracht entzündete, heißt sie vernichten. Ein Schwert ist da zum Schlagen, wenn ihr es nicht gebraucht, rostet es.

Ein Kriegsmann, Iñigo Lopez de Recalde, aus dem alten Hause derer von Loyola, hat die Kompagnie des Herrn Jesus geformt, geschaffen, eingeübt. Noch heute ist sie erfüllt von seinem Geiste. Loyola's seltsames, phantastisches Buch „Von den geistlichen Übungen“ dient den Zöglingen des Ordens bis zur Stunde als Richtschnur: es ist das Exerzierreglement ihres Geistes. Folgendes Bild der Welt stellt eine dieser Betrachtungen auf, deren unausgesetztes Studium den Jüngern empfohlen wird. Zwei Heere begegnen sich auf weiter Ebene, in furchtbarer Waffenrüstung, mit schmetternden Trompeten; auf der einen Seite ruft Luzifer, auf der anderen Jesus Christus seine Anhänger herbei. Menschen, Engel und Dämonen eilen zusammen, sie schaaren sich hüben und drüben. Die Fahnen werden entfaltet. „Zum größeren Ruhme Gottes!“ — ad majorem Dei gloriam — schallt es aus dem Heere Christi und wutentbrannt stürzt es auf den Feind. In diesem Bilde erkennt man leicht den irrenden Ritter, dessen aufgeregte Phantasie es schuf — den Zwillingsbruder Don Quijote's.

Wie das Leben des edlen Manchaners ist denn auch das Leben Loyola's verflossen: nur daß der eine in das Reich der Dichtung, der andere in die Acta Sanctorum einging, dieser ein Narr und jener ein Heiliger ward.

Von acht Söhnen aus dem Hause Loyola ward Iñigo, der jüngste, im Jahre 1491 geboren, als Ferdinand der Katholische von Aragon und Isabella von Castilien zum ersten Male unter einem Szepter die spanischen Landschaften vereinten. Zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa, wenige Meilen vom Strande des Atlantischen Ozeans entfernt, lag das Schloß Loyola, seit unvordenklichen Zeiten in dem Besitz der Familie, das ihm den Namen gegeben: in jenen Bergen, auf deren Höhen, in deren Wäldern und Schluchten sich bei der Araberflut die besten und mutigsten Christen gerettet hatten, von denen aus schrittweise die Wiedereroberung des Landes nach Süden geschehen war. Damals, ein Jahr nach Iñigo's Geburt, fiel die letzte Stadt der Mauren, das vielbesungene Granada, in die Gewalt der spanischen Könige. Um die Wiege des Kindes, in die Jugend des Knaben klangen die Volksromanzen, welche diese Eroberung, die Entdeckung einer neuen Welt, die Heldenthaten des großen Gonsalvo in Unteritalien feierten. Wie von wunderbaren Meteoren erglänzte der Himmel Spaniens; der Genius des Volkes nahm den mächtigsten Aufschwung. In einem gewaltigen Anlauf erorberte er unter Karl V. und Philipp II. die Weltherrschaft, mit Lope und Cervantes das Reich der Poesie, mit Loyola die Kirche. Herangewachsen widmete sich der junge Edelmann dem Waffenhandwerk. Er lebte am Hofe König Ferdinand's, im Gefolge seines Verwandten, des Don Antonio Manrique, Herzogs von Najara: ein echter Ritter, ganz erfüllt von dem Drang nach Abenteuern, in Erwartung großer Erfolge, auf dem Schlachtfelde wie bei Stelldicheins. Schöne Pferde und Waffen waren seine Leidenschaft; dabei war er, wie der Held des Cervantes, ein unermüdlicher Leser von Ritterromanen; ihm wie jenem kleideten sich das Leben und die Wirklichkeit in die Formen und Farben,

die sie im Amadis von Gallien haben; und so stark und dauernd sind diese Jugendeindrücke auf Loyola's Geist und Phantasie geblieben: auch nach seiner Bekehrung zum Ritter der allerheiligsten Jungfrau ist ihm Amadis das Vorbild aller Tugenden; nur sucht er die Thaten seines Helden allegorisch aufzufassen und zu deuten. Denn welche Aussichten und Erfolge ihm auch seine Gaben in der Weltlichkeit versprachen: die Vorsehung hatte es anders mit ihm beschlossen.

Im Jahre 1521 stand Iñigo Loyola mit einer kleinen Schaar in der Feste Pampeluna in Navarra und hielt tapfer die Angriffe der Franzosen unter der Führung André de Foix' aus. Die Stadt ward im ersten Sturm genommen; länger verteidigte sich die Burg. Selbst als Bresche darin gelegt war, wußte Loyola die Seinen zum entschlossensten Widerstande zu begeistern. Er verwarf die Bedingungen der Übergabe, welche ihm die Franzosen stellten: in der Bresche stürzte er sich, Allen voran, mit hochgeschwungenem Schwert den Stürmenden entgegen. Da traf ihn ein Stein, den eine Falkonetkugel von der Mauer herabriß, am linken Bein; eine andere Kugel zerschmetterte ihm das rechte; er stürzte, und sein Fall bezeichnete den Sieg der Franzosen. Solchen Eindruck aber hatte seine Tapferkeit auf die Sieger gemacht, daß sie seine Wunden verbanden, ihn aus ihrer Gefangenschaft entließen und nach seinem Heimatsschlosse Loyola sandten. Eine langsame, schmerzvolle Kur begann; ein Überbein unterhalb des Knies mußte abgesägt, das schlecht verbundene Bein noch einmal gebrochen werden: mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, nur zuweilen die Faust zusammenpressend, ertrug er diese schweren Operationen. In der Furcht, daß er fortan würde hinken müssen, ließ er sich eine eiserne Maschine anschnallen, welche gewaltsam das Bein, das seit seiner Verwundung eine Verkürzung erlitten, herabziehen sollte. Auf

seinem Siechbett vertrieb er sich die Zeit mit Lesen und Träumen. Statt der Ritterbücher, die er vielleicht erwartet, brachte man ihm — da man mehr an seinen nahen Tod als an seine Heilung glaubte — das Leben Christi und die Blüte der Heiligen. Wie Amadis von Gallia, Esplandian und Don Belianis den Kopf Don Quijote's in Verwirrung setzten, so waren es jene beiden Bücher, welche Loyola's Umkehr herbeiführten. Dort sind es die Thathandlungen der Ritter, hier die Wunder und Kasteiungen der Heiligen, welche eine schwärmerische Phantasie entflammen. Doch war Loyola zu alt, um alle seine Erinnerungen und Hoffnungen plötzlich aufzugeben; mit Leib und Seele war er Soldat und wollte es bleiben. Er vertauschte nur den Dienst des irdischen Königs mit dem des himmlischen; ein großer Verehrer der Damen in der zugleich sinnlichen und steif ceremoniellen Weise des spanischen Rittertums, übertrug er seine Liebe und Verehrung von der irdischen Herrin seiner Gedanken auf die Königin des Himmels. So verwandelte sich Don Quijote's Bauernmädchen Adonza Lorenzo in die strahlende Fürstin Dulcinea von Toboso. Einmal unter diesen Verwandlungen, in diesem Zaubergarten des christlich-katholischen Himmels mit seiner Dreieinigkeit und seinen Engeln, seinen Märtyrern und Heiligen, inmitten dieser Legion von Halb- und Viertels-Göttern konnte es dem im Wundfieber darnieder liegenden Loyola nicht an Visionen fehlen, die ihn in seinem Entschlusse bestärkten. Auch Gott braucht Soldaten, der Erzengel Michael und St. Georg bezeugen es, das Himmelreich ist wie die Burg zu Pampeluna, es muß verteidigt werden; Christus ist der Feldhauptmann, die Heiligen sind seine Rottenführer und Waibel: solchen Rang in der himmlischen Heerschaar wollte sich der ehemalige Ritter erwerben. „Als Soldat“, sagt einer seiner Bewunderer, „hatte er sich auf das Siechbett gelegt, geheilt stand er als

Christ auf." Nicht ganz geheilt; denn er hinkte sein Lebenlang, und da es mit dieser Verstümmelung keinen rechten weltlichen Waffendienst und Heldenruhm für ihn mehr geben konnte, warf er sich halb von der Noth getrieben, halb aus Herzensdrang in die Arme des Himmels.

Diesen Punkt in der Entwickelung des Mannes gilt es festzuhalten; er erklärt das Prinzip und die Organisation der Gesellschaft Jesu: eine Kompagnie Soldaten; unverbrüchlicher Gehorsam ist das erste Gelübde. Wo ihn der Hauptmann hinstellt, da steht, kämpft, siegt oder stirbt der Soldat, ohne Einrede oder Widerspruch. Und in den Ordnungen Loyola's ist gleich das Ende in einer charakteristischen Formel vorgesehen; „in den Händen deiner Vorgesetzten", heißt es da, „sollst du wie ein Leichnam sein." Ist einmal dieser Umschwung erfaßt, so erklärt es sich leicht, daß aus dem phantastischen Krieger ein schwärmerischer Heiliger ward. Die Theilnahme, die der Leser dieser wunderlichen Geschichten empfindet, wenn er die Acta antiquissima oder Ribadeneira's Lebensbeschreibung Loyola's durchblättert, ist wesentlich eine pathologische. Der Verstand wird beständig von der Phantasie, den verrückten Einbildungen, der fixen Idee überwunden. In dieser Hinsicht bietet Loyola ein eigentümliches Gegenbild zu Martin Luther, der gleich ihm von inneren Kämpfen und Anfechtungen heimgesucht wurde. Aber während bei dem kühlen Nordländer in allen Trübungen doch Vernunft und Gemüt die Oberhand behaupten, unterwirft Loyola Alles der fixen Idee, der Schwärmerei. Bei ihm — und auch dies ist für den Orden Jesu entscheidend geworden — handelt es sich wenig oder gar nicht um die Dogmen des Christentums, diese nimmt er ohne Skrupel, wie sie die Kirche lehrt, an; für ihn ist die Ausbreitung der Kirche, der Streit gegen die Ketzer und gegen den bösen Feind die Hauptsache. In ihm und in seiner

Gesellschaft liegt ein starker, nicht zu tilgender Zug nach der Weltlichkeit: die Wanderlust, die Abenteuer, das Treiben auf den Straßen, der Lärm und Tumult der Menge reizen und blenden ihn.

Von seinen Wunden geheilt, verließ Loyola heimlich das Schloß seiner Väter und stieg den heiligen Berg Montserrat in Katalonien hinan. Dort im Kloster wurde ein wunderthätiges Marienbild verehrt, vor ihm gelobte er ewige Keuschheit und schwur sich zum Ritter der Jungfrau. Meine Dame ist keine Gräfin und keine Herzogin, sondern viel mehr, sagte er. Ehe der Jüngling in der Weltlichkeit zum Ritter geschlagen wurde, wachte er in voller Waffenrüstung die Nacht hindurch, welche diesem seinem Ehrentage voranging: Loyola kannte die Sitte aus seinem „Amadis“, vielleicht hatte er sie in seiner Jugend am Hofe des Königs Ferdinand's noch üben gesehen. So verbrachte er denn, der Ritter Christi und Maria's, vor ihrem Altar in der Kirche, weinend, betend, sich im Geiste heiligend, in seinen Waffen die Nacht — wem fällt Don Quijote's Nachtwache in der Schenke, im hellen Mondschein, nicht ein? Am nächsten Tage — es war der Tag der Verkündigung (25. März) des Jahres 1522 — hing er sein Schwert und seinen Dolch an einem Pfeiler der Kapelle auf, verschenkte seinen Mantel und reichen Waffenrock an einen Armen, zog ein härenes Gewand an, umgürtete sich mit einem Strick und ging zu Fuß nach der kleinen Stadt Manresa, die am nördlichen Abhang des heiligen Berges liegt. Hier that er im Hospital des Dominikanerklosters die niedrigsten und schwersten Dienste; er beichtete inbrünstig, fastete und geißelte sich. Nicht zufrieden mit diesen Bußübungen, zog er sich in eine Höhle des Berges zurück und lebte wie die Einsiedler und ersten Mönche des Christentums in der thebäischen Wüste. Ohne die Hilfe und den Beistand frommer Frauen aus Manresa, die

ihm Lebensmittel brachten, würde er seinen Kasteiungen erlegen sein.

Wie dereinst der heilige Antonius und der heilige Pachomius wurde auch er durch himmlische Gesichte getröstet und gestärkt. Der Pater Jouvency erzählt uns, daß sich ihm die „anbetungswürdige Dreieinigkeit ohne Schleier" gezeigt habe. Während acht Tage lag er ohne Nahrung wie leblos da. In diesem Zustand fielen alle Hüllen vor den Augen seines Geistes; die tiefsten Geheimnisse der Religion wurden ihm offenbar. Er soll ein Buch über diese Erscheinungen geschrieben, es aber kurz vor seinem Tode wieder verbrannt haben. Eine andere magische Kunst jedoch, die er aus seiner Zerknirschung und Verzückung in ihrer Kraft kennen lernte, vererbte er seinen Schülern: die Kunst, durch Einsamkeit und Dunkel, durch Enthaltung der Nahrung, durch Fixirung der Gedanken auf einen Punkt, durch das Gebet den Geist wie ein Instrument hoch und tief zu stimmen. In den „geistlichen Übungen" ist diese Kunst auf das Genaueste ausgebildet. Wohl vernahm er die Stimmen der Engel, allein die Verlockungen der Dämonen fehlten auch nicht. Öfters ergriff ihn die wilde Begierde sich selbst zu töten, sich in den Abgrund zu stürzen. In jeder Nacht rang er mit dem Dämon des Fleisches. Bald glaubte er sich zu himmlischen Dingen berufen, bald erschien ihm sein ganzes Leben wie eine unabsehbare Reihe unverzeihlicher Sünden. Zuletzt siegte dann der gute Engel; alle seine inneren Qualen und Sorgen waren nichts als die Anfechtungen des bösen Feindes. Er erhob sich aus seiner Höhle, bereit nach dem heiligen Lande zu wallfahren und den Mohamedanern das Kreuz zu predigen: noch kannte er keine anderen Gegner der Kirche als die Ungläubigen. Seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er eine neue Nachtwache vor dem Bildniß der Jungfrau. Auf den Stufen des Dominikanerklosters zu Manresa rief er plötzlich

unter strömenden Thränen aus, daß er in diesem Augenblick das Geheimniß der Dreieinigkeit anzuschauen glaube. Alte Geschichten, die sich immer wiederholen; bei den Brahmanen, wenn sie im Waldesdunkel unter dem Feigenbaum hindämmern; bei den christlichen Heiligen, wenn sie sich in den Dornen wälzen oder unbeweglich auf Säulen stehen: in all' diesen Köpfen dieselbe Glut der Phantasie und derselbe Wahnsinn.

Von Almosen lebend, bettelnd und betend, kam Loyola nach Venedig, stieg auf ein Schiff und landete glücklich in Palästina. Am 4. September 1523 warf er sich vor dem Grabe des Heilandes nieder. Seines Bleibens war indessen nicht lange in der Stadt. Die Obern der kleinen Christengemeinde erschraken, als ihnen dieser leidenschaftliche, halb verrückte Mann seinen Vorsatz ankündigte, auf den Straßen Jerusalem's das Christentum predigen zu wollen. Wer war denn dieser hergelaufene Spanier, der ohne Vollmacht, ohne Kenntniß der Theologie, ja nur der lateinischen Sprache, sich eines so gefährlichen Unternehmens vermaß? Eilig entfernten sie ihn wieder aus der Stadt, in der Furcht, daß seine Anwesenheit und seine unbesonnenen und aufreizenden Reden die furchtbare Rache der Mohamedaner auf die Christen herabziehen würden. Schon im Ausgang des Januars 1524 war Loyola wieder in Venedig. So sollte es bleiben; wo die Jesuiten erscheinen, bricht der Krieg der Religionen aus.

Auf der Rückfahrt hatte er genugsam Muße, von seinen phantastischen Träumen zurückzukommen und Menschen und Dinge nüchterner zu betrachten. Durch das Mißgeschick belehrt, gab er dem Verstande und der Weltklugheit wenigstens in so weit nach, daß er beschloß, sich die nötige Kenntniß der Wissenschaften zu erwerben, ehe er als Lehrer und Apostel auftrat. Und unermüdlich und hartnäckig, wie er in seinem Soldatentum und in seiner Buße gewesen, war er jetzt im

Studium. Unter die kleinen Knaben in der Schule setzte sich der dreiunddreißigjährige Mann, um die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen. Mehrere Jahre brachte er so in Barcelona, auf den Universitäten in Alcala und Salamanca — diesen Pflegstätten spanischer Theologie und Beredtsamkeit — zu: eifrig lernend, aber doch in Zwischenräumen immer wieder von dem Geiste erfaßt, zu lehren, zu bekehren, Proselyten zu gewinnen. Bei diesem, bei jenem versuchte er die Wirkung seiner „geistlichen Übungen". Der Erfolg blieb aus, nur er selbst fing an, der Inquisition verdächtig zu werden; schon schalten ihn Einige einen Ketzer. Auf eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen seinen Ansichten und den Meinungen einer Sekte, der Alumbrados, die damals in Spanien verbreitet war, macht Ranke aufmerksam. „Abgestoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Christentums ergaben auch sie sich inneren Entzückungen und glaubten, wie er, das Geheimniß der Dreieinigkeit in unmittelbarer Erleuchtung anzuschauen. Wie Loyola machten sie die Generalbeichte zur Bedingung der Absolution und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der That möchte ich nicht behaupten, daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre; allein daß er der Sekte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen."

Wie beschaffen nun diese Beziehungen gewesen sein mögen, ob sie tiefer gingen, ob nur — dies ist meine bescheidene Meinung — eine oberflächliche Ähnlichkeit stattfand, Spanien erwies sich in diesem Augenblick noch nicht als der geeignete Boden für Loyola's Neuerungen. Die Inquisition hielt ihr scharfes Auge auf ihn, mehrmals mußte er sich wegen seiner Predigten rechtfertigen. Da freundliche Warnungen nichts fruchteten, ward ihm verboten, öffentlich zu lehren, bevor er seine theologischen Studien beendigt und die Prüfungen bestanden hätte. So reifte allmählig der Entschluß in ihm,

nach Paris zu gehen. In der ganzen Christenheit war die Universität zu Paris, die Sorbonne, als hohe Schule der Gottesgelehrsamkeit seit dem dreizehnten Jahrhundert bekannt und gefeiert. Ihre Lehrer und Doktoren galten für die tiefsten Kenner der Theologie und der Scholastik. Vielleicht war es nicht allein der wissenschaftliche Trieb, der Loyola vorwärts drängte; er fühlte sich in seinem Vaterlande zurückgesetzt, verspottet, verdächtigt, von Gefahren umdroht und suchte in der Fremde sein Glück. Don Quijote, ruft Voltaire spöttisch aus, hatte wenigstens ein Pferd, als er auf Abenteuer auszog: Loyola nur einen Esel, den er mit seinen Büchern und geringen Habseligkeiten beladen.

Im Anfang des Februars 1528 langte er in Paris an. Seine Familie, einige Freunde und Anhänger in Spanien unterstützten ihn: von diesen Gaben lebte er. In dem Kollegium Montaigu studirte er Humaniora, ging dann in das Kollegium St. Barbara über und machte einen theologischen Cursus bei den Dominikanern durch. Das größte Opfer, das er den Wissenschaften brachte, war die Beschränkung seiner Gebete. Um Zeit für seine Studien zu gewinnen, mußte er seine geistlichen Übungen, seine Betrachtungen abkürzen. Für ihn, der ganz in diesen Erleuchtungen, Schwärmereien und Verzückungen lebte, eine der schmerzlichsten Entsagungen. Durch Predigten auf der Gasse, durch Disputationen in den Hörsälen, durch Reisen, nicht nur in die Umgegend, sondern bis nach Flandern hinein, auf denen er sich seinen Unterhalt erbettelte, entschädigte er sich für diese Entbehrung. Von mannigfachen Streitigkeiten war die Universität bewegt; protestantische Meinungen tauchten auf; der Widerhall der Reformation in Deutschland und in der Schweiz ward laut und lauter. Mehr als in Spanien wurde hier ein guter und feuriger Redner geschätzt. Das Volk nahm den lebhaftesten Anteil an dem

religiösen Kampf, der sich tragisch für den Weltteil vorbereitete. Unwillkürlich wandten sich die Gedanken Loyola's von den Ungläubigen ab gegen die Ketzer: dies waren die näheren, die schlimmeren Feinde der Kirche. In Paris sahen sich die unversöhnlichen und gegenseitig unerbittlichen Feinde: der Jesuitismus und der Protestantismus, zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht und maßen ihre Kräfte. Während Ignatius — in diese lateinische Form hatte er in der Fremde seinen Namen Iñigo umgewandelt — auf der einen Seite das stille Werk der inneren Mission und der Proselytenmacherei fortsetzte, bekriegte er auf der andern, so viel er vermochte, um die Mittel unbekümmert, die heimlichen Lutheraner. Schon damals heiligte ihm der Zweck die Mittel: sein Biograph Ribadeneira bestätigt es ausdrücklich. „Zur Zeit, als Ignaz in Paris promovirte," erzählt er, „begünstigten viele angesehene Lehrer der Universität Luther's Unternehmen. Ignaz, als das von Gott erwählte Rüstzeug, mit welchem die verdammungswürdige Lehre des Erzketzers niedergeworfen werden sollte, gebrauchte alle möglichen Kunstgriffe, um den Fortgang der Neuerung in Frankreich zu hintertreiben. Er zog sorgfältig über die vermutlichen Ketzer Kundschaft ein und zeigte sie der Inquisition an, die dann nach aller Strenge mit ihnen verfuhr." Auch die Folgen seiner Angebereien konnte der Heilige in Paris mit eigenen Augen schauen und sich ihrer freuen. Im Januar 1535 wurden auf den sechs Hauptplätzen der Stadt sechs Ketzer verbrannt, in feierlichster Prozession begleitete König Franz I. mit seinen Söhnen, der Hof, die Geistlichkeit, eine gewaltige Volksmenge die unglücklichen Schlachtopfer. Möglich, daß Ribadeneira auf diese Thatsache anspielt: denn im Jahre 1534 war Ignatius mit allen gewohnten akademischen Ehren zum Magister der Theologie feierlich erklärt worden

Um aber auch der anderen Seite der Wirksamkeit Loyola's,

der inneren Mission, gerecht zu werden, sei hier noch eine Anekdote erwähnt. Sie streift in das Gebiet der Tollheit; Gewährsmann ist der Jesuit Bouhours. Ein junger Mann aus dem Freundeskreise Loyola's war sterblich in eine verheiratete Frau verliebt und unterhielt mit ihr ein sündliches Verhältnis. Alle Bemühungen des Heiligen, den Freund zu bekehren, waren gescheitert. Es ist mitten im Winter; die Dame wohnt in einem Dorfe in der Nähe von Paris, allabendlich macht der Liebhaber seinen Besuch, er muß auf seinem Wege an einem Teich vorüber. Eines Abends hört er da plötzlich aus dem mit Eisschollen bedeckten Teich eine Stimme ertönen: „Wohin gehst Du, Unglückseliger? Siehst Du nicht das Schwert der göttlichen Gerechtigkeit bereit, Dich niederzuschlagen?“ Es ist Ignaz, der sich bis an den Hals in das eisige Wasser begeben hat. „Der Sünder“, fährt der Pater Bouhours fort, „war von diesen Worten so erschreckt, und zugleich von der mitleidigen Liebe des Heiligen so hingerissen, daß er sich seiner Vergehungen schämte und umkehrte, mit dem festen Entschlusse, sein ganzes Leben zu ändern“.

Wie Ignatius auf der Universität zu Paris seine Gegner, die Protestanten, kennen lernte, so fand er auch hier seine ersten Anhänger: junge, schwärmerische Leute, sechs an der Zahl, mit Ausnahme eines Einzigen, spanische Landsleute. In ihnen allen richtet sich derselbe Sinn und Drang, der die Genossen des Cortez und Pizarro beseelte, das spanische Conquistadorentum, vom Weltlichen ab auf das Himmlische.

Der erste, den sich der Heilige ganz zu eigen machte, war sein Stubenbursche im Kollegium St. Barbara, ein Savoyarde, Pierre Lefèvre: sie repetirten zusammen ihren philosophischen Cursus. Auf den sanften, frommen und für seine

Jugend — er war 1506 geboren — gelehrten Lefèvre, der sich, als er die Heerden seines Vaters zu Villaret in den Bergen weidete, in einer schlaflosen Nacht unter dem gestirnten Himmel, der Gottesgelehrsamkeit gelobt hatte, wirkte die Persönlichkeit Loyola's mit unwiderstehlicher Gewalt. Der feurige, beteifrige Spanier riß ihn in seine mystischen Verzückungen und Andachtsübungen fort. Nach einander lehrte er ihn seine Fehler und Schwächen bekämpfen und sich ganz in die Betrachtung der beiden Banner versenken. Größere Schwierigkeiten bereitete es ihm, den jungen schönen, stattlichen und beredten Franziscus Xaver aus Navarra zu gewinnen. Noch dachte Xaver nicht daran, ein Heiliger zu werden; er strebte nach dem Ruhm weltlicher Gelehrsamkeit und war eben als Professor der Philosophie in das Kollegium Beauvais eingetreten. Die Landsmannschaft vermittelte die erste Berührung mit Loyola. Aber er lachte über die Ascese und die Schwärmereien des älteren Mannes. Da faßte ihn dieser an der Eitelkeit. Er überschüttete den jungen Professor mit Lobsprüchen; bei seinen ersten Vorträgen verschaffte er ihm eine zahlreiche, beifallslustige Zuhörerschaft. So drang er langsam in das innerste Herz Franz Xaver's vor. Vereint stellten nun die Drei ihre Bußübungen an; drei Tage und drei Nächte ließ er die beiden Jünger fasten. Wiederholt mußten sie beichten — wie er selbst es auf dem Montserrat und in Manresa gethan. Unter seiner Leitung machten sie dann seine vierwöchentlichen geistlichen Übungen durch: der Hauptmann, der seine ersten Soldaten einübt. Über Erwarten günstig war der Erfolg.

Den ersten Jüngern schlossen sich vier andere an: Jacob Laynez, Alfons Salmeron, Nicolaus Bobadilla, Simon Rodriguez: alle etwa gleichalterig, Salmeron, der Jüngste, zählte achtzehn Jahre. Am Tage der Himmelfahrt Maria's

15. August 1534 vereinigten sich die Sieben zu einem feierlichen Bunde in der unterirdischen Kapelle der Kirche auf dem Montmartre zu Paris, wo der Sage nach der heilige Dionysius enthauptet worden war. Lefèvre, der schon die Weihen empfangen, las ihnen die Messe; sie gelobten sich feierlich ewige Armut und Keuschheit und versprachen, nach Vollendung ihrer theologischen Studien, als Prediger des Christentums nach Jerusalem zu gehen, sollten sie aber daran verhindert werden, wollten sie sich dem Papst zu Füßen werfen und ihm unbedingten Gehorsam schwören, „absehend von Zeit und Raum". — Darauf nahmen sie nach einander aus Lefèvre's Hand die Hostie — „ich sehe den Herrn und Heiland darin," rief Loyola unter Thränen. Als der letzte aß der Priester den Leib des Herrn. Das war die erste Sitzung, die Weihe der Gesellschaft Jesu: sieben Männer voll Himmelsbegeisterung und irdischer Thatenlust, mit dem echt spanischen Zug des Landstreichertums und der stolzen Bettelhaftigkeit, wohlgedrillte Soldaten, unter dem Banner Christi zur Eroberung der Welt ausziehend.

In Spanien hatte Xaver, Salmeron und Laynez noch einige Angelegenheiten zu ordnen; statt ihrer begab sich Loyola dorthin, in der Furcht, daß die Bitten und Vorwürfe der Verwandten und Freunde die jungen Männer von ihrer Pilgerfahrt abwenden könnten. Der 25. Januar 1537 war für Alle zum Stelldichein in Venedig bestimmt: von dort wollten sie nach dem heiligen Lande hinüber segeln. Loyola's Auftreten in Spanien glich durchaus seinem früheren Wesen und Benehmen: nicht im Schlosse seiner Väter, im Armenhause von Azpeitia nahm er Wohnung. Über die Gelder und Ländereien, die ihm aus dem elterlichen Vermögen zufielen, verfügte er zu Gunsten der Armen. Unstät, ein Straßen- und Feldprediger, zog er umher; nicht nachlassend in seinen glühenden Gebeten, in Entbehrungen und Selbstquälereien.

Wohin er kam, staunte man ihn an. Zu der Bewunderung des Volkes gesellte sich bald die der Geistlichen; in ihm war etwas Schwunghaftes und Ungewöhnliches: ein hagerer, mittelgroßer Mann mit olivenfarbigem Gesicht und tiefliegenden Augen, kahlköpfig, breitstirnig; das Kinn und den Mund von einem schwarzen Bart umrahmt; in der Erscheinung, wie sie uns treffliche Bilder erhalten haben, ist neben dem Typus eines spanischen Heiligen der des edlen Don Quijote unverkennbar.

Als die Genossen der Verabredung gemäß — alle hatten sie die Reise zu Fuß gemacht — sich im Januar 1537 in Venedig trafen, war gerade das Bündnis zwischen dem Kaiser Karl V., dem Papste Paul III. Farnese und der Republik Venedig gegen die Osmanen zum Abschluß gekommen und dadurch jeder Verkehr mit Kleinasien, Syrien und Palästina unterbrochen worden. So wurde der erste Teil ihres Gelöbnisses durch die Macht des Schicksals hinfällig. Sie mußten sich mit der Predigt in den Städten und Ortschaften des venetianischen Landgebietes begnügen. Don Pedro Ortiz, der Gesandte des Kaisers am römischen Hofe, hatte sich bei dem Papst für seine Landsleute und ihre Mission verwandt; Einigen von ihnen, die nach Rom gekommen waren, bewilligte der Papst eine Audienz und gewährte ihnen die Erlaubnis, sich die Priesterweihen von jedem Bischof erteilen zu lassen. Am 24. Juni wurden sie darauf zu Venedig von dem Bischof von Arba zu Priestern geweiht. Mit Feuereifer stürzten sie sich in die ihnen nun schrankenlos geöffnete Bahn. In Vicenza und Treviso, in Bassano und Verona erregten diese fremden Gestalten, diese seltsamen Apostel sowohl durch ihre Erscheinung wie durch ihre Reden in einer wunderlichen Mischung des Französischen, Italienischen und Spanischen ungemessenes Erstaunen. An der Ecke zweier Straßen, auf

einem Stein stehend, die breitkrempigen Hüte schwenkend, vor einem Heiligenbild redeten sie die Menge an, laut und heftig, unter Schluchzen und Thränen: sie schlugen sich an die Brust, sie streckten die Arme zum Himmel, wie außer sich und weltentrückt, wie von den Flammen des ersten Pfingstfestes erleuchtet schienen sie zu sein. Die Strenge ihrer Lebensweise, ihre Frömmigkeit und Enthaltsamkeit verstärkten den Eindruck ihrer Worte; ein eigner Zauber webte um sie. „Wir ziehen dahin unter dem Banner des Herrn Christus,“ riefen sie, „die Ketzer und die Laster zu bekämpfen, wir bilden die Compagnia Jesu.“

Unter diesen Arbeiten verfloß ihnen das Jahr, wahrscheinlich hegten die Meisten noch immer die Hoffnung, auf irgend eine Weise nach dem heiligen Lande zu kommen, und sie zögerten, sich von Venedig und damit, menschlicher Vermutung nach, auf immer von dem Ziel ihrer Hoffnungen und ihrer Wallfahrt zu trennen. Auch verbreitete sich der Ruf ihrer Beredtsamkeit, der Ruhm ihrer Heiligkeit; schon hatte sich das Erstaunen, mit dem man sie empfangen, in Bewunderung gewandelt. Nicht nur das Volk, auch die Gebildeteren, vornehme Damen, staatskluge Männer, fühlten sich angezogen und gefesselt. Weit traten die Franziskaner und Dominikaner, in deren Händen hauptsächlich die Volkspredigt und der Volksunterricht lag, vor dieser Compagnia des Herrn Jesus, in der jeder etwas von einem Heiligen und einem Ritter hatte, zurück. Aus den sieben waren darüber ihrer zehn geworden; drei Franzosen: Claude Le Jay, Jean Codure und Pasquier Brouet hatten sich zu ihnen gesellt. Als im Jahre 1538 sich ihnen die Aussichten, nach Jerusalem zu gelangen, nicht günstiger zeigten, beschlossen sie, ihrem Gelübde getreu, sich dem Papste zu nahen und von ihm Bestimmung und Ordnung ihres ferneren Lebens und Wirkens zu erbitten. Ihrer

drei machten sich auf den Weg nach Rom: Ignatius, Lefèvre und Laynez — der Schwärmer, der gelehrte Theologe, der politische Kopf der Gesellschaft. Die Übrigen zerstreuten sich zur Predigt und Lehre über Nord- und Mittelitalien.

Es begreift sich, daß mancherlei Sorgen, Kümmernisse und Beklemmungen das Herz und die Einbildung Loyola's vor dem Eintritt in die ewige Stadt bestürmten. Auf viele Kämpfe und Feindschaften mußte er sich gefaßt machen. Im Kardinalskollegium gab es eine Anzahl hervorragender Männer, welche alle geistlichen Orden abzuschaffen wünschten; schwerlich fand sich eine Mehrheit, die neue Ordensgesellschaft, die Loyola beabsichtigte, zu billigen. Da hob ein Wunder seinen gesunkenen Mut. Zwei Meilen im Norden von Rom, in der öden Campagna, an der altrömischen Via Clodia liegt der Flecken La Storta. Während seine Begleiter auf den Trümmersteinen eines alten Mauerwerks im Schatten eines einsam stehenden Baumes ausruhten, suchte Loyola in einer kleinen Kapelle den Trost und Beistand des Himmels im Gebet. In der Glut seiner Andacht fiel er in Verzückung; den Kopf in den Händen verborgen lag er auf den Knieen vor dem Altar. Gott Vater erschien ihm da, streckte seine Hand nach ihm aus und empfahl ihn dem göttlichen Sohne, der mit dem Kreuz in den Armen neben dem Allmächtigen in der Glorie stand. Christus nahm Loyola's und seiner Genossen Hingebung freundlich an und sprach zu ihm mit sanftem Lächeln: Ich werde dir in Rom günstig und hilfreich sein. Mit unerschütterlicher Siegeszuversicht erfüllte diese Vision den Heiligen und seine Gefährten. In der Verfassung der Gesellschaft hat Loyola die Erinnerung an dieses Ereignis aufbewahrt: in einem seligen Augenblick, schreibt er, verband mich der Ewige mit seinem Sohne. Im Oktober 1538 betrat er mit Lefèvre und Laynez die Stadt des Apostelfürsten.

Hier erst fand sein Leben Stätigkeit, hier erst gewannen seine Ansichten Festigkeit. Nur in Rom konnte die Waffe im Streit wider Satan, die er in der Kapelle auf dem Montserrat ersonnen und in Paris geschmiedet hatte, die Schärfe und Schneidigkeit erhalten, deren sie bedurfte. Ihm, dem im Großen und Ganzen doch ungelehrten Kriegsmann und Prediger, eröffnete sich erst hier die Tiefe, Weite und Größe der Gefahr, die durch die Reformation das Papsttum und die katholische Kirche, wie sie im Lauf der Jahrhunderte geworden, bedrohte. Eine Sturmflut sonder Gleichen brauste gegen und um die Barke des heiligen Petrus her. England, die drei nordischen Reiche, Deutschland und die Schweiz waren in voller Empörung; überall setzte sich die neue Ordnung mit viel geringerer Gewaltthätigkeit fest, als die Kirche selbst dereinst zu ihrer Gründung unter den Heiden hatte üben müssen. In Frankreich war der größere Teil des Adels den neuen Lehren geneigt, auf seinen Schlössern predigten die Boten Genf's das Evangelium. Schon gab es in Italien Zeichen des Abfalls; offen begünstigte die Herzogin Renata von Ferrara die Ketzerei. Der Republik Venedig warfen die Eiferer ihre Lauheit vor. Wenn Loyola durch die Gassen Rom's wandelte, konnte er noch die Spuren des Sturmes und der Plünderung gewahren, die 1527 die Stadt, als ein Strafgericht Gottes, heimgesucht. In jener ungeheuren Verwüstung durch die Deutschen und Spanier Karl's V. war das Rom Alexander's VI. und Leo's X., das lustige, heitere, prächtige Rom der Maler und Dichter, der Humanisten und der Cortisanen, untergegangen: ein anderes, düsteres, durchaus „geistlich" gestimmtes Rom war an seine Stelle getreten. Die Männer, die jetzt an der Spitze der Kirche standen, erkannten nicht nur die immer näher drohende Gefahr, sondern fühlten auch die Notwendigkeit, ihr mit geistigen Waffen zu

begegnen. Von allen Seiten verlangte man eine Reinigung der Sitten, eine bessere Ordnung in den Klöstern, eine größere Strenge in der Erfüllung der geistlichen Pflichten, ein lebendigeres Wort in der Predigt, einen unverdrosseneren Eifer in der Jugenderziehung, eine uneigennützigere Hingabe an die höchsten Interessen der Kirche: ohne Loyola wären es fromme Wünsche geblieben. Was damals das Papsttum gerettet hat, ist im letzten Grunde der spanische Volksgeist gewesen. Unbewußt strebte dieser nach der Herrschaft der Welt: aber er begriff diese Herrschaft allein in der Form der einheitlichen christkatholischen Kirche. Der Kampf um des Glaubens willen war seit sieben Jahrhunderten die einzige Beschäftigung der Spanier gewesen: sie wollten ihn jetzt gegen die Türken in Europa und Afrika, gegen die Heiden in Amerika und gegen die Ketzer rings um sie her fortsetzen. Dieser Geist stellte sich in Loyola dem Papsttum zur Verfügung.

Im Anfang waren freilich manche Schwierigkeiten zu überwinden. Alle Fenster seien für ihn in Rom geschlossen gewesen, klagte Loyola. Ein Augustinermönch beschuldigte ihn und seine Gefährten der Ketzerei: ein Vorwurf, der siegreich in einem geistlichen Prozesse abgewiesen ward. Aber nicht nur unter den Mönchen, auch im Kollegium der Kardinäle hatte die Compagnia Jesu Gegner. Unlängst hatte der Kardinal Peter Caraffa den Orden der Theatiner gestiftet: regulare Kleriker, die wie Loyola und seine Jünger das Hauptgewicht ihrer Thätigkeit in die Predigt und den Unterricht zu legen strebten und sich von vielen drückenden und kleinlichen Verpflichtungen des Mönchslebens befreit hatten, sie suchten sich — im Gegensatz zu den Franziskanern und Kapuzinern — aus den vornehmeren und gebildeteren Ständen zu ergänzen und zu vermehren, und gern hätte Caraffa

die feurigen Zehn seinem jungen Orden als willkommene Verstärkung zugeführt. Loyola lehnte indessen den Eintritt selbst auf die Gefahr hin, den einflußreichen Kardinal sich dauernd zu erzürnen, ab. Offenbar vermißte er mit dem Scharfblick des Genius in den Theatinern das vordringende, rücksichtslose, kämpfende Prinzip, das praktisch zu gestalten er sich mühte. Wiederum aber fand er hier von einem bedeutenden Manne der Kirche, mit italienischer Feinheit, die Formen vorgezeichnet, die sich, was das Äußerliche, so zu sagen, den Körper betraf, auch auf seine Jüngerschaft anwenden ließen. Als sich im Jahre 1539 die neun ersten Soldaten Jesu wieder in Rom um Loyola sammelten, erkannten sie alle die Notwendigkeit einer festeren Satzung an. „Wir müssen Gesetze haben", sagten sie, „welche die im Namen Gottes vereinigte Compagnia regieren und ordnen und die nicht nur der Gesellschaft, die wir gründen wollen, das Leben, sondern auch ewige Dauer verleihen werden." Inzwischen, während sie ihre Satzungen entwarfen, fuhren sie unermüdlich in ihrem Predigtamt fort: die Meisten in italienischer Sprache, Loyola predigte spanisch in der Kirche Unserer lieben Frau von Montserrat. Schon war er in der Stadt eine bekannte, auffällige Persönlichkeit. Die Menge sammelte sich um ihn; verstand sie auch kaum zur Hälfte seine Worte, um so beredter sprachen seine heftigen Bewegungen, sein Geschrei: „Thut Buße! Thut Buße!" Und in dem harten, ungewohnt strengen Winter dieses Jahres, der mit Kälte und Hungersnot die arme Bevölkerung Rom's heimsuchte, bewies Loyola mit seinen Gefährten, daß sie auch an Thaten der Mildthätigkeit, nicht nur an Wort und Lehre reich seien. Sie vereinten die Hungrigen und Frierenden um sich, die Greise, Weiber und Kinder, sie schlugen an die Thüren und baten um Almosen für sie. Gerade auf die Reichen und Vornehmen verfehlte dies Beispiel christlicher

Demut und Barmherzigkeit seine Wirkung nicht. An viertausend Personen sollen Loyola und seine Jünger damals gespeist und bekleidet haben. Dadurch überwanden sie siegreich das Mißtrauen, das ihnen, den Fremden, den Spaniern und Franzosen, aus der Mitte des römischen Volkes entgegengetreten war. Auf diese Erfolge gestützt, überreichte Loyola durch den Kardinal Gaspar Contarini den Entwurf der Satzungen der Compagnia, den er selbst niedergeschrieben, dem Papste. Als Julius III. die Blätter neugierig überschaute, rief er, wie von einer plötzlichen Offenbarung ergriffen: „Hier ist der Finger Gottes sichtbar.“ Weniger günstig ward der Entwurf von den drei Kardinälen beurteilt, die ihn zur Begutachtung empfingen. Der Kardinal Guidiccioni war der Vermehrung der geistlichen Orden durchaus abgeneigt und legte die Satzungen Loyola's, ohne sie einer genaueren Durchsicht zu würdigen, beiseit. Darüber ging man von anderer Seite den Papst an: es sei unverantwortlich, solche Arbeiter unbeschäftigt im Weinberge des Herrn zu lassen: Arbeiter, die schon gezeigt, was sie vermöchten, die sich unbedingt den Befehlen des heiligen Stuhles unterwürfen! Julius III. entschloß sich, die jungen Männer im Dienst der Kirche, gleichsam als Nuntien ad hoc zu benutzen. Um der lutherischen Ketzerei, die in Nord- und Mittelitalien immer weiter um sich griff, zu begegnen, wurde Lejay nach Brescia geschickt; Laynez und Faber begleiteten den Legaten Philonardi nach Parma. Der König von Portugal erbat sich zwei von Loyola's Gefährten, den Hof und die Geistlichkeit seines Landes wieder auf den Weg des Heiles zu führen und der Sittenlosigkeit Einhalt zu thun. Franz Xaver und Simon Rodriguez gingen nach Portugal. Wohin sie kamen, siegten sie; es war etwas Cäsarisches in ihnen. Lebensklug und schwärmerisch zugleich, alle wohlgestaltet, von ehrbaren und gefälligen Sitten, beredt —

auch dies ist bekanntlich eine hervorragende Eigenschaft Don Quijote's — wußten sie in Kurzem festen Boden zu gewinnen. In Parma entzückten sie die Frauen, in Lissabon gaben sie der ganzen Umgebung des Königs Johann's III. eine ascetische Richtung. Gegenüber diesen Thatsachen erschien jedes fernere Sträuben als Auflehnung gegen den Willen Gottes. Zweimal, in ähnlichen Gefahren der Kirche, war eine geistliche Kriegsmacht ihr Schwert und Schild geworden; gegen die Mohamedaner und die Heiden die geistlichen Ritterorden, gegen die Albigenser und Waldenser in Norditalien und in Frankreich die Dominikaner und Franziskaner. Die beiden letzteren hatte Dante die beiden Räder genannt, auf denen der Wagen der Kirche triumphirend dahinfährt. Aber die Ritterorden wie die Mönchsorden hatten sich überlebt: ihre Stelle nahm fortan die Gesellschaft Jesu ein. Es ist doch bezeichnend, daß die Bulle, die Loyola's Ordnungen bestätigte, am 27. September 1540 gegeben, mit den Worten beginnt: Regimini militantis ecclesiae.- Die kämpfende Kirche tritt in den Vordergrund, nicht für den Frieden, für den Krieg ward die Compagnia berufen, geschaffen und bestätigt.

Welche Ausbildung die Satzungen nun auch im Lauf der nächsten Jahre erfuhren: gleich in dem ersten, in der Bulle Julius' III. mitgetheilten Entwurf Loyola's ist die spätere Entwickelung enthalten: Alles in den großen, starken und naiven Zügen, die der Genius liebt. Zu den drei Gelübden der Armut, Keuschheit und des Gehorsams leisten die Mitglieder der Gesellschaft ein viertes: „welches Geschäft ihnen der Papst zur Ausbreitung des Glaubens, zur Besserung und Bekehrung der Seelen auftragen möge: sie wollen es augenblicklich, ohne Widerrede und Entschuldigung, ausführen und in jedes Land gehen, zu den Türken und anderen Ungläubigen, selbst zu den Indern, zu den Ketzern und Schismatikern oder

zu den Gläubigen, nach seinem Befehl." Während sie das gemeinsame Singen im Chor, die vielen gemeinsamen Andachtsübungen und die besondere Tracht der anderen Mönchsorden ablehnen, geloben sie, sich um so eifriger der Predigt, Mission und Beichte, der Erziehung der Jugend, der Belehrung des Volkes zu widmen; als letzte ihre Pflichten erwähnen sie die Pflege der Kranken und der Armen. „Alle, welche durch die Eingebung Gottes in diesen Kriegsdienst des Herrn Jesus Christus treten werden, müssen Tag und Nacht ihre Lenden gegürtet halten und immer bereit sein, ihre unermeßliche Schuld und Verpflichtung gegen ihren Kriegsherrn einzulösen." Hierauf legt Loyola den Hauptton. Die Gesellschaft lebt in Armut, von den Almosen der Frommen; wer ihre Gelübde ablegt, hat vorher sein Besitzthum den Armen zu schenken. Aber sie gestattet doch, daß die Kollegien, die sie zur Erziehung der Jugend errichten wird, von Gönnern und Freunden reich mit Stiftungen und Legaten ausgestattet werden. Unterricht wie Gottesdienst ertheilt und übt sie ohne Entgelt: in ihren Kirchen giebt es keinen Gotteskasten. Die innere Ordnung ist streng monarchisch, die eines Regiments: unumschränkt lenkt und leitet sie der auf Lebenszeit gewählte General. „In ihm soll Christus als gegenwärtig verehrt werden." Entwirft er auch die Verfassung mit Beirat der Mitglieder — Loyola konnte den Rat des erfahrenen Politikers Laynez nicht entbehren — wohin er jedes Mitglied stellt, welche Aufgabe er ihm ertheilt, hängt allein von seinem Ermessen ab. Unverbrüchlich ist der Gehorsam der Professen: sie dürfen keine Würde in der Kirche annehmen, kein Amt erstreben, sie sind ein Stock, auf den der General sich stützt. Die Waffe ist fertig. Der Zauberer kann sie schwingen.

Als die Bulle des Papstes Julius III. die Gesellschaft Jesu bestätigt hatte, schritten die sechs Mitglieder, die in

Rom anwesend waren — zwei befanden sich in Lissabon, Lefèvre war nach Worms, Bobadilla nach der Insel Ischia entsendet — zur Wahl eines Generals. Nach dreitägigem Gebet und Fasten gaben sie ihre Stimmen schriftlich ab; einstimmig ward Ignatius Loyola gewählt: er hat uns alle, so schrieb Salmeron, in Christo erzeugt und mit seiner Milch genährt. Auf Loyola's flehentliche Bitte, der so große Ehre und so schwere Last von sich abzulehnen wünschte, entschieden sie sich für eine zweite Wahl. Sie hatte denselben Ausgang: Loyola war der erste General der Compagnia Jesu.

Hiermit endet die wunderbare, phantastische Geschichte des seltsamen Mannes; glücklicher als der Held der Mancha und der Sierra Morena, hat er sein Ziel erreicht. Er ist ein Stellvertreter Christi, zugleich als Heiliger und als Feldhauptmann. Seine Gesichte sind Wahrheit, seine Narrheiten im Sinne der Kirche höchste Vernunft geworden. Sechzehn Jahre hat er seines Amtes noch gewaltet, aber das Wunder ist fort aus seinem Leben. Auf und in den Keim, den er gepflanzt, ist es übergegangen.

In seiner „Geschichte der Gesellschaft Jesu" vergleicht Crétineau Joly in einem trefflichen Bilde Loyola während der letzten sechzehn Jahre seines römischen Aufenthalts mit einem Feldherrn, der von dem unmittelbaren Kampfgetümmel entfernt in Ruhe das Ganze der Schlacht leitet, den Schauplatz mit weitsichtigem Blicke überschaut, hier die Lässigen vorwärts treibt, dort klug zurückweicht, bis er Verstärkung an den bedrohten Punkt senden kann. Die eigentliche Arbeit fiel den Jüngern zu. Salmeron und Brouet gingen nach Schottland und Irland, um der Ketzerei in dem einen, der Tyrannei Heinrich's VIII. in dem anderen Lande zu begegnen. Gegen das Centrum der feindlichen Stellung, gegen die Lutheraner in Deutschland, traten bald einzeln, bald vereint Faber,

Lejay, Bobadilla auf. Vor Allem ein unermüdlicher Wanderer ist Lefèvre; er lehrt zu Worms, Mainz, Speier und Köln; eine Zeit lang verweilt er auf dem Reichstage zu Regensburg, geht dann nach Portugal, wo sich zu Coimbra das erste, prächtige, reich ausgestatte Kollegium der Gesellschaft zu erheben anfängt. Nach kurzem Ausruhen ist er wieder in Deutschland, wendet sich von dort nach Spanien und wird von Valladolid nach Rom zurückgerufen. Auf das tiefste ist seine Gesundheit erschüttert, man rät ihm ab, eine Reise anzutreten, die ihm tötlich werden kann. „Es handelt sich nicht darum," antwortet er, „zu leben, sondern zu gehorchen." In diesem Glauben ist er gestorben. Ein Glorienkranz von Legenden schmückt das Haupt Franz Xaver's, des abenteuerlichsten unter diesen Gesellen: er ist nach Goa, zu den Indern, nach Japan und China gefahren. Tote hat er auferweckt; das Kreuz, das er in das Meer geworfen, den Sturm seiner Wogen zu besänftigen, trägt ein riesiger Seekrebs dem Schiffe voran und legt es auf dem Strande zu den Füßen des Heiligen nieder. Es war doch eine gewisse Wahrheit darin, wenn die Jesuiten die Stelle des Jesaias: „Gehet hin, ihr schnellen Engel, gehet zu den kranken und zerrissenen Völkern, gehet zu dem schrecklichen Volke, hinter welchem keines wohnet!" auf sich bezogen.

So stark und unleugbar, auch für die Gegner, zeigte sich die Kraft des neuen Ordens, daß der Papst Julius III. schon im Jahre 1543 durch eine zweite Bulle die Beschränkung der ersten — die Zahl der Professen, derjenigen, welche alle vier Gelübde abgelegt, sollte sechzig nicht überschreiten — wieder aufhob. Er merkte, daß er nicht genug Kämpfer dieser Art zur Verfügung haben könnte. Zweierlei unterschied sie von allen früheren Streitern Rom's: der unbedingte Gehorsam, den sie nicht nur schwuren, sondern auch leisteten, und der

kosmopolitische Zug. Die Jesuiten kennen kein Vaterland, wollen keins kennen. Mit vollem Bewußtsein schwören sie ihre Familie und ihr Vaterland ab. Das Profeßhaus ersetzt ihnen die eine, die Welt das andere. Von Loyola schon schreibt sich die Gewohnheit her: Spanier in ein französisches und deutsches; Italiener und Deutsche nach einem spanischen oder belgischen Kollegium zu senden. Diese erste Eingebung und Klugheit hat sich allmählig im jesuitischen Ordensleben zu einer unverbrüchlichen Regel gestaltet. Auch sie dient dem einen Zweck: der Allgewalt des Generals. In der Fremde, oft unter Menschen, deren Sprache er erst mühsam erlernen muß, hat der Jesuit keine andere Heimat, empfindet keine andere Sehnsucht als nach dem Hause al Gesù zu Rom. Hierher wenden sich seine Gedanken, seine Gebete, dies ist sein Mecca und Medina zugleich. Das „Internationale" — gleichviel, ob es heute schwarz und morgen rot gefärbt ist — liegt in den Grundsätzen und in dem Zweck der Gesellschaft; der internationale Arbeiterbund ist nur eine schwache und mangelhafte Kopie des Jesuitentums. Ob der Orden Loyola's schädlich oder nützlich gewirkt hat; ob er dem Himmelreich oder der Eroberungssucht der Päpste gedient hat: diese Fragen werden je nach der Parteistellung des Einzelnen entschieden werden. Keinen Widerspruch aber duldet die Behauptung, daß er mit einem nationalen Staate unvereinbar ist. Seine Professen sind heimatlose Weltwanderer, man kömmt ihnen im Grunde nur entgegen, wenn man sie zu einer beständigen Pilgerschaft zwingt. Da sie etwas von Ahasverus, dem ewigen Juden, haben, so müssen sie auch die Konsequenzen ihrer Regeln tragen. Diese Weltbürgerschaft, wie sie auf der einen Seite ihre schnelle Ausdehnung allein möglich machte, hat der Gesellschaft auf der andern von jeher die Abneigung und den Widerstand des nationalen Elements zugezogen. So in

China und Japan, wie in Frankreich und Deutschland. Der Gegensatz der Universität von Paris, der deutschen Pfarrgeistlichkeit gegen die neuen Eindringlinge, die überall herrisch und gebieterisch, als wären nur sie im Besitz aller Wahrheit, Gelehrsamkeit und Zucht, auftraten, ist bekannt. Als im siebzehnten Jahrhundert sich längst die katholischen Könige und Fürsten dem Orden unterworfen hatten, ist aus der Mitte der katholischen Geistlichkeit und Bildung der Kampf gegen den Jesuitismus fortgesetzt worden. Wo ein nationaler Zug sich regte, stieß er mit dieser internationalen Ritterschaft zusammen.

Es wäre falsch, das Weltbürgertum der Jesuiten allein aus dem Christentum und aus der Absicht, in alle Länder zu gehen und alle Heiden zu bekehren, zu entwickeln und zu erklären. Loyola — darauf komme ich immer wieder zurück — ist ein Spanier; im spanischen Naturell ist die Wurzel seiner Schöpfung zu suchen. Damals waren die Spanier das weltfahrende und weltherrschende Volk. Ihnen gehörten die Niederlande und Neapel; um Mailand kämpften sie mit den Franzosen. Im Gefolge Karl's V. kamen sie nach Deutschland, ihre Bataillone haben die Schlacht bei Mühlberg entschieden: ein spanischer Jesuit Bobadilla ist ihnen voran durch die Furth der Elbe geschritten; ein spanischer Geschichtschreiber, Luis Avila y Zuñiga, hat diesen deutschen Krieg als Augenzeuge erzählt. An der Theiß stritten sie gegen die Osmanen und die Ungarn, an der Küste Afrika's gegen die Mauren; über die Inseln und das Festland von Amerika breiteten sie sich aus. Gerade wie die Römer, fühlten sie sich als Herren der Welt. Sie bewahrten, wohin sie kamen, ihr spanisches Wesen, ihre steife Grandezza, ihren Bettelstolz, aber sie wollten es der unterworfenen Erde als etwas Besonderes aufdrängen. Wo sie erscheinen, errichten sie Tempel und predigen: ihnen ist das Christentum nichts

Hier erst fand sein Leben Stätigkeit, hier erst gewannen seine Ansichten Festigkeit. Nur in Rom konnte die Waffe im Streit wider Satan, die er in der Kapelle auf dem Montserrat ersonnen und in Paris geschmiedet hatte, die Schärfe und Schneidigkeit erhalten, deren sie bedurfte. Ihm, dem im Großen und Ganzen doch ungelehrten Kriegsmann und Prediger, eröffnete sich erst hier die Tiefe, Weite und Größe der Gefahr, die durch die Reformation das Papsttum und die katholische Kirche, wie sie im Lauf der Jahrhunderte geworden, bedrohte. Eine Sturmflut sonder Gleichen brauste gegen und um die Barke des heiligen Petrus her. England, die drei nordischen Reiche, Deutschland und die Schweiz waren in voller Empörung; überall setzte sich die neue Ordnung mit viel geringerer Gewaltthätigkeit fest, als die Kirche selbst dereinst zu ihrer Gründung unter den Heiden hatte üben müssen. In Frankreich war der größere Teil des Adels den neuen Lehren geneigt, auf seinen Schlössern predigten die Boten Genf's das Evangelium. Schon gab es in Italien Zeichen des Abfalls; offen begünstigte die Herzogin Renata von Ferrara die Ketzerei. Der Republik Venedig warfen die Eiferer ihre Lauheit vor. Wenn Loyola durch die Gassen Rom's wandelte, konnte er noch die Spuren des Sturmes und der Plünderung gewahren, die 1527 die Stadt, als ein Strafgericht Gottes, heimgesucht. In jener ungeheuren Verwüstung durch die Deutschen und Spanier Karl's V. war das Rom Alexander's VI. und Leo's X., das lustige, heitere, prächtige Rom der Maler und Dichter, der Humanisten und der Cortisanen, untergegangen: ein anderes, düsteres, durchaus „geistlich" gestimmtes Rom war an seine Stelle getreten. Die Männer, die jetzt an der Spitze der Kirche standen, erkannten nicht nur die immer näher drohende Gefahr, sondern fühlten auch die Notwendigkeit, ihr mit geistigen Waffen zu

begegnen. Von allen Seiten verlangte man eine Reinigung der Sitten, eine bessere Ordnung in den Klöstern, eine größere Strenge in der Erfüllung der geistlichen Pflichten, ein lebendigeres Wort in der Predigt, einen unverdrosseneren Eifer in der Jugenderziehung, eine uneigennützigere Hingabe an die höchsten Interessen der Kirche: ohne Loyola wären es fromme Wünsche geblieben. Was damals das Papsttum gerettet hat, ist im letzten Grunde der spanische Volksgeist gewesen. Unbewußt strebte dieser nach der Herrschaft der Welt: aber er begriff diese Herrschaft allein in der Form der einheitlichen christkatholischen Kirche. Der Kampf um des Glaubens willen war seit sieben Jahrhunderten die einzige Beschäftigung der Spanier gewesen: sie wollten ihn jetzt gegen die Türken in Europa und Afrika, gegen die Heiden in Amerika und gegen die Ketzer rings um sie her fortsetzen. Dieser Geist stellte sich in Loyola dem Papsttum zur Verfügung.

Im Anfang waren freilich manche Schwierigkeiten zu überwinden. Alle Fenster seien für ihn in Rom geschlossen gewesen, klagte Loyola. Ein Augustinermönch beschuldigte ihn und seine Gefährten der Ketzerei: ein Vorwurf, der siegreich in einem geistlichen Prozesse abgewiesen ward. Aber nicht nur unter den Mönchen, auch im Kollegium der Kardinäle hatte die Compagnia Jesu Gegner. Unlängst hatte der Kardinal Peter Caraffa den Orden der Theatiner gestiftet: regulare Kleriker, die wie Loyola und seine Jünger das Hauptgewicht ihrer Thätigkeit in die Predigt und den Unterricht zu legen strebten und sich von vielen drückenden und kleinlichen Verpflichtungen des Mönchslebens befreit hatten, sie suchten sich — im Gegensatz zu den Franziskanern und Kapuzinern — aus den vornehmeren und gebildeteren Ständen zu ergänzen und zu vermehren, und gern hätte Caraffa

die feurigen Zehn seinem jungen Orden als willkommene Verstärkung zugeführt. Loyola lehnte indessen den Eintritt selbst auf die Gefahr hin, den einflußreichen Kardinal sich dauernd zu erzürnen, ab. Offenbar vermißte er mit dem Scharfblick des Genius in den Theatinern das vordringende, rücksichtslose, kämpfende Prinzip, das praktisch zu gestalten er sich mühte. Wiederum aber fand er hier von einem bedeutenden Manne der Kirche, mit italienischer Feinheit, die Formen vorgezeichnet, die sich, was das Äußerliche, so zu sagen, den Körper betraf, auch auf seine Jüngerschaft anwenden ließen. Als sich im Jahre 1539 die neun ersten Soldaten Jesu wieder in Rom um Loyola sammelten, erkannten sie alle die Notwendigkeit einer festeren Satzung an. „Wir müssen Gesetze haben", sagten sie, „welche die im Namen Gottes vereinigte Compagnia regieren und ordnen und die nicht nur der Gesellschaft, die wir gründen wollen, das Leben, sondern auch ewige Dauer verleihen werden." Inzwischen, während sie ihre Satzungen entwarfen, fuhren sie unermüdlich in ihrem Predigtamt fort: die Meisten in italienischer Sprache, Loyola predigte spanisch in der Kirche Unserer lieben Frau von Montserrat. Schon war er in der Stadt eine bekannte, auffällige Persönlichkeit. Die Menge sammelte sich um ihn; verstand sie auch kaum zur Hälfte seine Worte, um so beredter sprachen seine heftigen Bewegungen, sein Geschrei: „Thut Buße! Thut Buße!" Und in dem harten, ungewohnt strengen Winter dieses Jahres, der mit Kälte und Hungersnot die arme Bevölkerung Rom's heimsuchte, bewies Loyola mit seinen Gefährten, daß sie auch an Thaten der Mildthätigkeit, nicht nur an Wort und Lehre reich seien. Sie vereinten die Hungrigen und Frierenden um sich, die Greise, Weiber und Kinder, sie schlugen an die Thüren und baten um Almosen für sie. Gerade auf die Reichen und Vornehmen verfehlte dies Beispiel christlicher

Demut und Barmherzigkeit seine Wirkung nicht. An viertausend Personen sollen Loyola und seine Jünger damals gespeist und bekleidet haben. Dadurch überwanden sie siegreich das Mißtrauen, das ihnen, den Fremden, den Spaniern und Franzosen, aus der Mitte des römischen Volkes entgegengetreten war. Auf diese Erfolge gestützt, überreichte Loyola durch den Kardinal Gaspar Contarini den Entwurf der Satzungen der Compagnia, den er selbst niedergeschrieben, dem Papste. Als Julius III. die Blätter neugierig überschaute, rief er, wie von einer plötzlichen Offenbarung ergriffen: „Hier ist der Finger Gottes sichtbar.“ Weniger günstig ward der Entwurf von den drei Kardinälen beurteilt, die ihn zur Begutachtung empfingen. Der Kardinal Guidiccioni war der Vermehrung der geistlichen Orden durchaus abgeneigt und legte die Satzungen Loyola's, ohne sie einer genaueren Durchsicht zu würdigen, beiseit. Darüber ging man von anderer Seite den Papst an: es sei unverantwortlich, solche Arbeiter unbeschäftigt im Weinberge des Herrn zu lassen: Arbeiter, die schon gezeigt, was sie vermöchten, die sich unbedingt den Befehlen des heiligen Stuhles unterwürfen! Julius III. entschloß sich, die jungen Männer im Dienst der Kirche, gleichsam als Nuntien ad hoc zu benutzen. Um der lutherischen Ketzerei, die in Nord- und Mittelitalien immer weiter um sich griff, zu begegnen, wurde Lejay nach Brescia geschickt; Laynez und Faber begleiteten den Legaten Philonardi nach Parma. Der König von Portugal erbat sich zwei von Loyola's Gefährten, den Hof und die Geistlichkeit seines Landes wieder auf den Weg des Heiles zu führen und der Sittenlosigkeit Einhalt zu thun. Franz Xaver und Simon Rodriguez gingen nach Portugal. Wohin sie kamen, siegten sie; es war etwas Cäsarisches in ihnen. Lebensklug und schwärmerisch zugleich, alle wohlgestaltet, von ehrbaren und gefälligen Sitten, beredt —

auch dies ist bekanntlich eine hervorragende Eigenschaft Don Quijote's — wußten sie in Kurzem festen Boden zu gewinnen. In Parma entzückten sie die Frauen, in Lissabon gaben sie der ganzen Umgebung des Königs Johann's III. eine ascetische Richtung. Gegenüber diesen Thatsachen erschien jedes fernere Sträuben als Auflehnung gegen den Willen Gottes. Zweimal, in ähnlichen Gefahren der Kirche, war eine geistliche Kriegsmacht ihr Schwert und Schild geworden; gegen die Mohamedaner und die Heiden die geistlichen Ritterorden, gegen die Albigenser und Waldenser in Norditalien und in Frankreich die Dominikaner und Franziskaner. Die beiden letzteren hatte Dante die beiden Räder genannt, auf denen der Wagen der Kirche triumphirend dahinfährt. Aber die Ritterorden wie die Mönchsorden hatten sich überlebt: ihre Stelle nahm fortan die Gesellschaft Jesu ein. Es ist doch bezeichnend, daß die Bulle, die Loyola's Ordnungen bestätigte, am 27. September 1540 gegeben, mit den Worten beginnt: Regimini militantis ecclesiae.– Die kämpfende Kirche tritt in den Vordergrund, nicht für den Frieden, für den Krieg ward die Compagnia berufen, geschaffen und bestätigt.

Welche Ausbildung die Satzungen nun auch im Lauf der nächsten Jahre erfuhren: gleich in dem ersten, in der Bulle Julius' III. mitgetheilten Entwurf Loyola's ist die spätere Entwickelung enthalten: Alles in den großen, starken und naiven Zügen, die der Genius liebt. Zu den drei Gelübden der Armut, Keuschheit und des Gehorsams leisten die Mitglieder der Gesellschaft ein viertes: „welches Geschäft ihnen der Papst zur Ausbreitung des Glaubens, zur Besserung und Bekehrung der Seelen auftragen möge: sie wollen es augenblicklich, ohne Widerrede und Entschuldigung, ausführen und in jedes Land gehen, zu den Türken und anderen Ungläubigen, selbst zu den Indern, zu den Ketzern und Schismatikern oder

zu den Gläubigen, nach seinem Befehl.“ Während sie das gemeinsame Singen im Chor, die vielen gemeinsamen Andachtsübungen und die besondere Tracht der anderen Mönchsorden ablehnen, geloben sie, sich um so eifriger der Predigt, Mission und Beichte, der Erziehung der Jugend, der Belehrung des Volkes zu widmen; als letzte ihre Pflichten erwähnen sie die Pflege der Kranken und der Armen. „Alle, welche durch die Eingebung Gottes in diesen Kriegsdienst des Herrn Jesus Christus treten werden, müssen Tag und Nacht ihre Lenden gegürtet halten und immer bereit sein, ihre unermeßliche Schuld und Verpflichtung gegen ihren Kriegsherrn einzulösen.“ Hierauf legt Loyola den Hauptton. Die Gesellschaft lebt in Armut, von den Almosen der Frommen; wer ihre Gelübde ablegt, hat vorher sein Besitzthum den Armen zu schenken. Aber sie gestattet doch, daß die Kollegien, die sie zur Erziehung der Jugend errichten wird, von Gönnern und Freunden reich mit Stiftungen und Legaten ausgestattet werden. Unterricht wie Gottesdienst ertheilt und übt sie ohne Entgelt: in ihren Kirchen giebt es keinen Gotteskasten. Die innere Ordnung ist streng monarchisch, die eines Regiments: unumschränkt lenkt und leitet sie der auf Lebenszeit gewählte General. „In ihm soll Christus als gegenwärtig verehrt werden.“ Entwirft er auch die Verfassung mit Beirat der Mitglieder — Loyola konnte den Rat des erfahrenen Politikers Laynez nicht entbehren — wohin er jedes Mitglied stellt, welche Aufgabe er ihm ertheilt, hängt allein von seinem Ermessen ab. Unverbrüchlich ist der Gehorsam der Professen: sie dürfen keine Würde in der Kirche annehmen, kein Amt erstreben, sie sind ein Stock, auf den der General sich stützt. Die Waffe ist fertig. Der Zauberer kann sie schwingen.

Als die Bulle des Papstes Julius III. die Gesellschaft Jesu bestätigt hatte, schritten die sechs Mitglieder, die in

Rom anwesend waren — zwei befanden sich in Lissabon, Lefèvre war nach Worms, Bobadilla nach der Insel Ischia entsendet — zur Wahl eines Generals. Nach dreitägigem Gebet und Fasten gaben sie ihre Stimmen schriftlich ab; einstimmig ward Ignatius Loyola gewählt: er hat uns alle, so schrieb Salmeron, in Christo erzeugt und mit seiner Milch genährt. Auf Loyola's flehentliche Bitte, der so große Ehre und so schwere Last von sich abzulehnen wünschte, entschieden sie sich für eine zweite Wahl. Sie hatte denselben Ausgang: Loyola war der erste General der Compagnia Jesu.

Hiermit endet die wunderbare, phantastische Geschichte des seltsamen Mannes; glücklicher als der Held der Mancha und der Sierra Morena, hat er sein Ziel erreicht. Er ist ein Stellvertreter Christi, zugleich als Heiliger und als Feldhauptmann. Seine Gesichte sind Wahrheit, seine Narrheiten im Sinne der Kirche höchste Vernunft geworden. Sechzehn Jahre hat er seines Amtes noch gewaltet, aber das Wunder ist fort aus seinem Leben. Auf und in den Keim, den er gepflanzt, ist es übergegangen.

In seiner „Geschichte der Gesellschaft Jesu" vergleicht Crétineau Joly in einem trefflichen Bilde Loyola während der letzten sechzehn Jahre seines römischen Aufenthalts mit einem Feldherrn, der von dem unmittelbaren Kampfgetümmel entfernt in Ruhe das Ganze der Schlacht leitet, den Schauplatz mit weitsichtigem Blicke überschaut, hier die Lässigen vorwärts treibt, dort klug zurückweicht, bis er Verstärkung an den bedrohten Punkt senden kann. Die eigentliche Arbeit fiel den Jüngern zu. Salmeron und Brouet gingen nach Schottland und Irland, um der Ketzerei in dem einen, der Tyrannei Heinrich's VIII. in dem anderen Lande zu begegnen. Gegen das Centrum der feindlichen Stellung, gegen die Lutheraner in Deutschland, traten bald einzeln, bald vereint Faber,

Lejay, Bobadilla auf. Vor Allem ein unermüdlicher Wanderer ist Lefèvre; er lehrt zu Worms, Mainz, Speier und Köln; eine Zeit lang verweilt er auf dem Reichstage zu Regensburg, geht dann nach Portugal, wo sich zu Coimbra das erste, prächtige, reich ausgestatte Kollegium der Gesellschaft zu erheben anfängt. Nach kurzem Ausruhen ist er wieder in Deutschland, wendet sich von dort nach Spanien und wird von Valladolid nach Rom zurückgerufen. Auf das tiefste ist seine Gesundheit erschüttert, man rät ihm ab, eine Reise anzutreten, die ihm tötlich werden kann. „Es handelt sich nicht darum," antwortet er, „zu leben, sondern zu gehorchen." In diesem Glauben ist er gestorben. Ein Glorienkranz von Legenden schmückt das Haupt Franz Xaver's, des abenteuerlichsten unter diesen Gesellen: er ist nach Goa, zu den Indern, nach Japan und China gefahren. Tote hat er auferweckt; das Kreuz, das er in das Meer geworfen, den Sturm seiner Wogen zu besänftigen, trägt ein riesiger Seekrebs dem Schiffe voran und legt es auf dem Strande zu den Füßen des Heiligen nieder. Es war doch eine gewisse Wahrheit darin, wenn die Jesuiten die Stelle des Jesaias: „Gehet hin, ihr schnellen Engel, gehet zu den kranken und zerrissenen Völkern, gehet zu dem schrecklichen Volke, hinter welchem keines wohnet!" auf sich bezogen.

So stark und unleugbar, auch für die Gegner, zeigte sich die Kraft des neuen Ordens, daß der Papst Julius III. schon im Jahre 1543 durch eine zweite Bulle die Beschränkung der ersten — die Zahl der Professen, derjenigen, welche alle vier Gelübde abgelegt, sollte sechzig nicht überschreiten — wieder aufhob. Er merkte, daß er nicht genug Kämpfer dieser Art zur Verfügung haben könnte. Zweierlei unterschied sie von allen früheren Streitern Rom's: der unbedingte Gehorsam, den sie nicht nur schwuren, sondern auch leisteten, und der

kosmopolitische Zug. Die Jesuiten kennen kein Vaterland, wollen keins kennen. Mit vollem Bewußtsein schwören sie ihre Familie und ihr Vaterland ab. Das Profeßhaus ersetzt ihnen die eine, die Welt das andere. Von Loyola schon schreibt sich die Gewohnheit her: Spanier in ein französisches und deutsches; Italiener und Deutsche nach einem spanischen oder belgischen Kollegium zu senden. Diese erste Eingebung und Klugheit hat sich allmählig im jesuitischen Ordensleben zu einer unverbrüchlichen Regel gestaltet. Auch sie dient dem einen Zweck: der Allgewalt des Generals. In der Fremde, oft unter Menschen, deren Sprache er erst mühsam erlernen muß, hat der Jesuit keine andere Heimat, empfindet keine andere Sehnsucht als nach dem Hause al Gesù zu Rom. Hierher wenden sich seine Gedanken, seine Gebete, dies ist sein Mecca und Medina zugleich. Das „Internationale“ — gleichviel, ob es heute schwarz und morgen rot gefärbt ist — liegt in den Grundsätzen und in dem Zweck der Gesellschaft; der internationale Arbeiterbund ist nur eine schwache und mangelhafte Kopie des Jesuitentums. Ob der Orden Loyola's schädlich oder nützlich gewirkt hat; ob er dem Himmelreich oder der Eroberungssucht der Päpste gedient hat: diese Fragen werden je nach der Parteistellung des Einzelnen entschieden werden. Keinen Widerspruch aber duldet die Behauptung, daß er mit einem nationalen Staate unvereinbar ist. Seine Professen sind heimatlose Weltwanderer, man kömmt ihnen im Grunde nur entgegen, wenn man sie zu einer beständigen Pilgerschaft zwingt. Da sie etwas von Ahasverus, dem ewigen Juden, haben, so müssen sie auch die Konsequenzen ihrer Regeln tragen. Diese Weltbürgerschaft, wie sie auf der einen Seite ihre schnelle Ausdehnung allein möglich machte, hat der Gesellschaft auf der andern von jeher die Abneigung und den Widerstand des nationalen Elements zugezogen. So in

China und Japan, wie in Frankreich und Deutschland. Der Gegensatz der Universität von Paris, der deutschen Pfarrgeistlichkeit gegen die neuen Eindringlinge, die überall herrisch und gebieterisch, als wären nur sie im Besitz aller Wahrheit, Gelehrsamkeit und Zucht, auftraten, ist bekannt. Als im siebzehnten Jahrhundert sich längst die katholischen Könige und Fürsten dem Orden unterworfen hatten, ist aus der Mitte der katholischen Geistlichkeit und Bildung der Kampf gegen den Jesuitismus fortgesetzt worden. Wo ein nationaler Zug sich regte, stieß er mit dieser internationalen Ritterschaft zusammen.

Es wäre falsch, das Weltbürgertum der Jesuiten allein aus dem Christentum und aus der Absicht, in alle Länder zu gehen und alle Heiden zu bekehren, zu entwickeln und zu erklären. Loyola — darauf komme ich immer wieder zurück — ist ein Spanier; im spanischen Naturell ist die Wurzel seiner Schöpfung zu suchen. Damals waren die Spanier das weltfahrende und weltherrschende Volk. Ihnen gehörten die Niederlande und Neapel; um Mailand kämpften sie mit den Franzosen. Im Gefolge Karl's V. kamen sie nach Deutschland, ihre Bataillone haben die Schlacht bei Mühlberg entschieden: ein spanischer Jesuit Bobadilla ist ihnen voran durch die Furth der Elbe geschritten; ein spanischer Geschichtschreiber, Luis Avila y Zuñiga, hat diesen deutschen Krieg als Augenzeuge erzählt. An der Theiß stritten sie gegen die Osmanen und die Ungarn, an der Küste Afrika's gegen die Mauren; über die Inseln und das Festland von Amerika breiteten sie sich aus. Gerade wie die Römer, fühlten sie sich als Herren der Welt. Sie bewahrten, wohin sie kamen, ihr spanisches Wesen, ihre steife Grandezza, ihren Bettelstolz, aber sie wollten es der unterworfenen Erde als etwas Besonderes aufdrängen. Wo sie erscheinen, errichten sie Tempel und predigen: ihnen ist das Christentum nichts

als eine Waffe und eine Fessel zur Unterdrückung der Welt. Das für jene Zeit wunderbar eingeübte Fußvolk mit der trefflichen Waffe seiner Hakenbüchsen unter altbewährten Kapitänen, das nach einander Franzosen und Italiener, Schweizer und Deutsche niedergeworfen hatte, ist der eine, das Jesuitentum der andere Arm Spaniens. Echt spanisch ist auch der Gehorsam, die Unterwürfigkeit, welche die Professen dem General zollen. Er ist ihr König, sie sind seine Vasallen. Jeder kennt aus den spanischen Komödien Scenen, wo der König von seinen Vasallen Unerhörtes fordert — die Hingabe ihrer Geliebten, die Ermordung ihrer Freunde — und wie sein Gebot schweigend vollzogen wird.

Zwei Spanier sind es denn auch gewesen, die unter dem Generalate Loyola's Proben des Gehorsams abgelegt. Jener Bobadilla, der sich durch seine Unerschrockenheit bei Mühlberg ausgezeichnet hatte und verwundet worden war, erhob sich im ungezügelten Eifer gegen das von dem Kaiser Karl V. und dem Reichstag erlassene Augsburger Interim, diesen mißlingenden Versuch, Protestanten und Katholiken wieder zu vereinigen. So heftig und maßlos waren die Ausfälle des Jesuiten wider dies eigenste Werk des Kaisers, daß Karl den frechen Prediger nicht nur von seinem Hofe verbannte, sondern ihm befahl, auf der Stelle das Reich zu meiden. Mit dem ganzen Stolz eines Märtyrers kehrte Bobadilla nach Rom zurück; Loyola ließ ihm die Thür des Profeßhauses schließen, da er die Gebote des Generals weit überschritten. Noch bedenklicher erschien der Ungehorsam Laynez'. Jakob Laynez war einer der ausgezeichnetsten Theologen, kein Straßenprediger und Volksredner, aber unvergleichlich in einem Konzil, bei einer Debatte über die Dogmen und die Einrichtungen der Kirche. In den ersten Sitzungen des Tridentinischen Konzils, in den Religionsgesprächen zu

Paris hatte er sich einen außerordentlichen Ruf der Gelehrsamkeit, der Beredtsamkeit, des scharfsinnigsten und schlagfertigsten Geistes erworben. Dabei besaß er die Gabe, seine Worte und Handlungen der Weltklugheit anzupassen: unter all' diesen Schwärmern ein realistischer Politiker. Diesen Mann hatte Loyola, während der Vertagung des Konzils, zur Leitung des Kollegiums in Padua als Rektor bestellt. Unter dem Vorwand, daß er noch nicht genug gehorchen gelernt, um schon gebieten zu können, weigerte sich Laynez, das Amt zu übernehmen. Einem erneuten Befehl des Generals fügt er sich; aber kaum in Padua, erhebt er Klage darüber, daß ihm die besten Kräfte entzogen und nach Rom berufen würden. Von seinen Freunden erfährt er, daß der neu gewählte Papst Paul IV. Caraffa die Absicht hätte, ihn zum Kardinal zu ernennen. Um so ungeduldiger erträgt er sein „Exil" in Padua. Ein bitterer Briefwechsel zwischen ihm und Loyola geht hin und her; endlich schreibt der alte Kapitän in seinem großartigen Alfresko-Stil: „Denke über dein Betragen nach; benachrichtige mich, ob du dein Vergehen erkennst; und wenn du dich schuldig fühlst, laß mich wissen, welche Strafe für deinen Fehler zu leiden du bereit bist." Und Laynez darauf: „Nach Empfang deines Briefes habe ich gebetet, unter heißen Thränen gebetet — und ich weine selten! Bei dem Leibe Unseres Herrn Jesu Christi flehe ich dich an, um meine Sünden zu strafen und meine zügellosen Leidenschaften, aus denen sie entspringen, zu bändigen, verbiete mir die Predigt und das Studium, nimm mich aus dem Rektorat, laß mir als einziges Buch mein Brevier. Bettelnd will ich nach Rom kommen und im Ordenshause die niedrigsten Dienste verrichten. Erscheine ich dir dazu nicht tauglich, so laß mich die kleinen Kinder mein Leben lang in den Anfangsgründen der Grammatik unterrichten. Das sei

meine erste Buße.“ Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sich Loyola wohl hütete, den „Stern des Ordens“ so herabzusetzen; er begnügte sich mit dieser vollkommenen und unzweideutigen Unterwerfung.

Von dem Gedanken, Laynez zum Kardinal zu ernennen, ward der Papst durch Vorstellungen und Bitten abgewendet; so hatte Loyola auch den König Ferdinand I., den Bruder Karl's V., durch einen eigenhändigen Brief davon abgehalten, dem Pater Lejay das erledigte Bistum von Triest zu geben. Als der König sich fügte, ließ Loyola ein feierliches Tedeum begehen. Um keinen Preis wollte er die Mitglieder der Gesellschaft in die eigentliche Hierarchie eintreten und sich dadurch den höheren Zwecken, denen sie sich gelobt, entfremden sehen. In allen diesen Beziehungen tritt er als Schöpfer, Ordner, die Seele der Compagnia Jesu hervor. Rom hat er in jenen sechzehn Jahren nur zweimal und auf geringe Entfernungen verlassen: einmal hat er zwischen den Bewohnern von Tivoli und ihren Nachbarn von San Angelo den gestörten Frieden hergestellt; ein ander Mal in Neapel den Herzog Ascanio Colonna und seine Gemahlin Giovanna d'Aragona versöhnt. Im Übrigen leitete er die Seinen von dem kleinen Hause in Rom aus. Er empfing und schrieb eine beinahe zahllose Fülle von Briefen und Depeschen; mit Johann III. von Portugal, mit Philipp II. von Spanien, dem Herzog Ercole von Ferrara, mit Ferdinand I., dem römischen Könige, stand er im Verkehr. Wie das Große, berücksichtigte er das Kleine. Als er von den vielen Christensklaven in Marokko hörte, sandte er Boten aus, sie entweder loszukaufen oder doch zu trösten; als der Vicekönig von Sicilien, Juan de la Vega — übrigens ein Gönner der Gesellschaft, er hat ihre erste Niederlassung auf der reichen Insel bewirkt und gefördert — einen Kriegszug gegen die

maurischen Seeräuber auf der gegenüber liegenden Küste Afrika's unternahm, begrüßte ihn Loyola mit einem kriegerisch-mystischen Schreiben und spendete im Namen des Papstes ihm und seinen Genossen den Jubiläumsablaß: es war im Jubeljahr 1550. Diese Schreibthätigkeit und Lesewut, in Bezug auf die Berichte über die Tagesereignisse, verbunden mit dem Stillsitzen des Heiligen, erinnert mich an den spanischen König Philipp II. in seinem Escorial. Auch bei ihm ein unabläßiges Arbeiten mit der Feder, eine Unbeweglichkeit, ein in sich gekehrtes Brüten: das vielgebrauchte Bild von der Riesenspinne, die langsam, aber unermüdlich ihre Fäden über die Welt spinnt, paßt eben so gut auf den König wie auf den ersten Jesuitengeneral. Und mit ihm für alle seine Nachfolger, denn er ist ihr leuchtendes Vorbild. Schreibwesen und Spionirsystem ergänzen einander im Jesuitismus, und in diesem Sinne konnte der General Tamburini einmal sagen, daß er von seinem Zimmer aus die Welt beherrsche. Trotz dieser Geschäftigkeit fand Loyola noch Zeit, in Rom eine Anzahl frommer Stiftungen und Häuser für gefallene Mädchen, für Witwen und Waisen zu begründen und ihnen die erste Einrichtung zu geben, die beiden großen Pflanzstätten der jesuitisch-päpstlichen Gelehrsamkeit, das Kollegium Romanum und das Kollegium Germanicum, vorzubereiten. Unabläßig arbeitete er in seinen Mußestunden an den Satzungen und Ordnungen seiner Gesellschaft. Ich lasse es dahingestellt, ob das Gesetzbuch, wie es 1558, nach seinem Tode, in Rom im Druck erschien, ganz und ausschließlich ihm angehört: nach Crétineau Joly wäre die Urschrift von seiner Hand, in spanischer Sprache geschrieben; der Pater Polanque, sein Geheimschreiber, übersetzte das Original in das Lateinische. Aber nicht um Einzelheiten in der Verfassung, um ihre Grundlagen und ihre Zwecke handelt es sich. Und diese

sind ohne Zweifel von Loyola gefunden und gestellt worden. Von ihm stammt die viergliedrige Ordnung: der General; die Professen, welche die vier Gelübde abgelegt haben; die geistlichen Koadjutoren, die dem letzten Gelübde, den Reisen im Dienste des Papstes, fern bleiben und ständig als Lehrer an den einzelnen Kollegien verweilen; endlich die Novizen. Auf ihn ist der unbedingte Gehorsam und die langsame Erziehung derer, die in den Orden treten wollen, zurückzuführen. Als echter Soldat ist er für eine längere Dienstzeit und Prüfung; das Noviziat der Jesuiten dauert zwei Jahre. Das stille Gebet, die verzückte Andacht gelten ihm als Quellen des Heils und der Erleuchtung, aber die vielen kirchlichen Gottes- und Heiligendienste, die gemeinsamen Gesänge achtet er nur wenig, sie werden hastig vollführt, selbst das Glockengeläut der Jesuiten — Gutzkow hat in seinem „Zauberer von Rom“ zuerst diese feine Bemerkung gemacht — hat etwas Hastiges, Eiliges, Ungeduldiges. Denn die Predigt, die Belehrung und Erschütterung der Zuhörer ist Alles. In Nachtwachen und Kasteiungen wird Maß zu halten empfohlen. Weniger gilt es einen Priester als einen Soldaten im Priesterrock heranzubilden.

Freitag, den 31. Juli 1556, um fünf Uhr des Morgens, ist Loyola an Erschöpfung und Entkräftung gestorben. Die letzten Sätze, die er diktirte, handelten von der Tugend des Gehorsams; das letzte Wort, das er aussprach, war der Name Jesus: gestorben, ganz wie ein Krieger auf dem Schlachtfeld, den Namen des Feldherrn auf der Lippe, den Gehorsam im Herzen. Fünfundsechszig Jahre hatte er gelebt, fünfunddreißig von ihnen im Dienste seiner Idee verbraucht. Aus phantastischen Thorheiten hatte sich dieser Gedanke zu einer unvergleichlich großartigen, lebensvollen Wirklichkeit entwickelt: eine Maschine war geschaffen worden, die auf Jahrhunderte

hinaus eine Riesenarbeit bewältigen konnte. In diesem Manne steckte etwas von einem Narren, mehr aber von einem Helden Er ist das Höchste, was seit beinahe vier Jahrhunderten die „kämpfende Kirche“ hervorgebracht hat; der letzte Soldat-Priester; so durchaus ein Spanier, wie Martin Luther ein Deutscher: so durchaus ein Genius, der die Unermeßlichkeit liebt und in dieser Unendlichkeit einzig „seinem Glauben“ vertraut. Zu Rom, in der Kirche del Gesú, die im Jahre 1575 der Kardinal Alessandro Farnese nach Vignola's Plan beginnen ließ, ist das Grab des Heiligen. Wie billig ist von allen Kapellen Rom's die seinige die reichste. Vier Säulen von Lapislazuli, mit vergoldeten Vasen und Capitellen, schmücken das Tabernakel. Über dem Altar steht ein Relief aus versilbertem Kupfer: die Verzückung des heiligen Ignatius. Das echte Stück, ganz und gar aus Silber, soll nach der Aufhebung des Ordens verschwunden sein. Marmorgruppen sind zu Seiten des Altars aufgestellt: hier die katholische Religion welche die Ketzerei niederschlägt; dort der christliche Glaube, den die Heiden anbeten: man kann keine glücklicheren Symbole für das innerste Wesen des Jesuitismus, Kampf und Wanderung, finden. Unter dem Altar in einer Urne von vergoldeter Bronze, die unkünstlerisch überladen mit Achat und Bergkrystallen ausgelegt ist, ruht der Leichnam des Heiligen. Die Wunder, die seine Reliquien verrichtet, gehören nicht mehr der Welt der Thatsachen, sondern dem phantastischen Reiche zwischen Himmel und Erde an: ohne dem Ruhme des Mannes Eintrag zu thun, kann der Ungläubige sie übergehen.

Hundert Kollegien in dreizehn Provinzen — Rom als Mutterhaus mitgezählt — rufen die Geschichtschreiber der Gesellschaft rühmend aus, besaß der Orden bei dem Tode Loyola's. Welche Machtentwickelung in so kurzer Zeit! Aber die Namen der Haupt-Provinzen: Portugal, Castilien, Anda-

lusien, Aragon, Ostindien — von Goa bis Japan waren etwa hundert Jesuiten verstreut — Brasilien, wo achtundzwanzig Jesuiten lehrten; die Lombardei und Toscana, Rom mit Neapel, Sicilien — beweisen schon, daß die Compagnia noch durchaus auf die Romanen, zuerst und zuletzt auf Spanien angewiesen war. In Frankreich faßte sie mühsam Fuß; Deutschland hatte sie auf ihrem Weltglobus in Ober- und Niederdeutschland getheilt; zu letzterem rechnete sie die Niederlande. Doch nur vereinzelt erst waren in Ingolstadt, Wien und Löwen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Jesuiten anzutreffen. Dafür ist überall der Boden gelockert, den Samen aufzunehmen, und der Sturmwind der Zeit trägt die Körner dahin. Uns, sagen die Mitglieder der Gesellschaft, gehören die Zukunft und die Unsterblichkeit — vorwärts, ad majorem Dei gloriam!

Welche Wandlungen die Compagnia nun auch seitdem erfahren; welche Thaten sie verübt; welche Martyrien sie gelitten: sie ist in ihren Zielen und in ihrer Ordnung dieselbe geblieben. Noch bis auf diesen Tag wirkt der Geist Loyola's in ihr. Was vorauszusehen war, ist geschehen. Durch ihren Reichtum, ihre Klugheit, ihr Soldatentum hat sie sich das Papsttum und die Kirche unterworfen. Nicht mit Unrecht hat man sie mit den Prätorianern der Cäsaren verglichen, welche den Kaisern dienen und zugleich ihr Reich und ihr Diadem verkaufen. Wenn die Gegner auf die eine Wagschale die Kriege, die sie entzündet; die Könige und Päpste, die sie mit Gift und Dolch angetastet; die Verschwörungen, die sie angezettelt; ihre Lehren vom erlaubten Meineid, Ehebruch und Mord, die nicht in Mariana und Busenbaum „wunderliche Theorien“ geblieben sind, sondern zu gräulichen Thaten sich umsetzten; Erbschleichereien und falsche Bankerutte, Betrügereien und Verfolgungen der Andersgläubigen, auch

innerhalb des katholischen Dogma's, ohne Zahl vollwichtig legen: so werfen die Freunde und Bewunderer die Reinheit und Lauterkeit Loyola's und Xaver's, die bekehrten Heiden, die Tugend einzelner Mitglieder, die gesammte katholische Bildung des siebzehnten Jahrhunderts in die andere Schale. Je nachdem dann Neigung, Stimmung und Ansicht walten, senkt sich das Zünglein hier oder dort hinüber. Aber diese Momente scheinen mir das Innerste der Frage gar nicht zu treffen. Die Gesellschaft Jesu ist die absolute, notwendige, unbeugsame Feindin eines jeden Staates; ausgenommen ist ein Priesterstaat, in dem sie herrscht. Sie ist ein internationales Heer, das für einen fremden, jetzt nun auch außerweltlich gewordenen Monarchen kämpft. Das war Loyola's, das ist ihr Gedanke. In viele Masken läßt sich diese Absicht kleiden, durch alle schimmert sie durch. Es ist bezeichnend, daß die beiden staatsklugen Päpste Sixtus V. und Urban VIII. an die Auflösung des Ordens dachten. Nicht an die herabgekommene, in Faulheit und Reichthum, in Unbildung und kleinlichste Ränkesucht versunkene Gesellschaft Jesu in und nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, an die emporsteigende, kriegerische, erobernde muß man sich wenden, will man ihre Grundsätze erkennen lernen.

Loyola hat sich und seine Jünger auf immer von der Familie, dem Vaterlande, dem bürgerlichen Gesetz geschieden; er hat für sich und seine Compagnia das Prinzip eines ewigen Kampfes gegen die Welt aufgestellt; als Soldaten hat er sie von vielen Pflichten des Bürgerthums entbunden. Es ist nur billig, daß sie erleiden, was sie Andern zufügen. Nicht von Gerechtigkeit, von Selbsterhaltung und Notwehr allein kann zwischen dem modernen Staate und den Jesuiten die Rede sein. Eine Rotte fremdländischer abenteuernder Conquistadoren steigt an das Gestade eines Landes; mit Wort

und List, mit Falschheit und Gewalt geht sie gegen die Einheimischen vor: was Wunder, wenn diese zuletzt die Geduld verlieren und die frechen Eindringlinge verjagen, gefangen nehmen, töten? Nach Loyola's Meinung ist die irdische Welt des Satans; sie muß ihm abgerungen werden. Wenn der „Geist Gottes“ die Jesuiten in die Schlacht treibt, so müssen sie eben die Schläge dulden, die darin ausgetheilt werden. Zwischen der modernen Gesellschaft und ihnen giebt es und sollte es keine Duldung, keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand geben: das alte Wort allein entscheidet hier: schlagen oder ertragen, kämpfen oder Sklave werden, aut fer aut feri, ne feriare feri!

Martin Luther.

November 1883.

In einer andern Zeit und Stimmung müßten die kirchlichen Festpredigten, die historischen Festzüge, die theatralischen Vorstellungen, die Vorträge, mit denen die deutschen Protestanten jetzt, bei der Wiederkehr seines Geburtstages zum vierhundertsten Male, das Andenken des Reformators, seine Persönlichkeit und seine That preisen, in ihrer Überzahl eine gewisse Eintönigkeit und Langeweile erzeugen, da sich in ihnen notwendig dieselben Thatsachen und Vorstellungen, Meinungen und Gedanken wiederholen. Aber wir Deutsche sind in diesen Tagen, gerade wie zu Luther's Zeiten, auf den Kampf gestellt. Nicht, daß wir wie er und seine Freunde um das Lebensprinzip der Reformation und unseres Volkes zu kämpfen hätten; die Freiheit des Glaubens und der Forschung, der Aufbau des deutschen Wesens und Seins auf der evangelischen Grundlage des biblischen Wortes und der Gewissensfreiheit, die er uns erstritten, sind längst aus der Schlacht gerettet und zu unantastbaren Gütern geworden. Wenn sie keine Geltung mehr hätten, würde die römische Kirche ebenso wenig wie die moderne Kultur bestehen können: das Chaos würde eintreten. Der Kulturkampf, den wir führen, gilt einmal der Verteidigung der Reformation die zu schmähen und zu verunglimpfen die Heißsporne des Katholizismus nicht müde werden, der Zurückweisung des

römischen Hochmuts und der römischen Ansprüche und dann der Vollendung des lutherischen Werkes. Nicht nach dem Buchstaben, sondern im Geiste. Sehr möglich, daß der strenge, heftige, einseitig bibelgläubige Doktor Martinus, wenn er wieder unter uns erschiene, mit den Resultaten der Entwickelung, die von ihm ausgegangen ist, wenig zufrieden wäre. Aber wer ein Feuer anzündet, darf sich nicht wundern, daß es weiter greift, als er es dachte und wollte. Die Mönche des Patriarchen Cyrillus und der christliche Pöbel von Alexandrien würden den Rabbi von Nazareth wie die weise und gute Hypatia zerrissen haben, wäre er unter sie getreten, um die Friedfertigen selig zu sprechen.

Luther ist ein Kämpfer und nur Kämpfer können seine wahren Jünger sein. Seine Anschauung, daß die Kirche sich allein durch das Wort Gottes neu auferbauen werde, wie sie durch das Wort gegründet worden, hat die Geschichte nicht bestätigt. In drei Kriegen hat die deutsche Reformation mit dem Schwerte sich ihrer Gegner erwehren müssen. Und jedes Mal, so oft der protestantische deutsche Norden in einen politischen Streit verwickelt wurde, im siebenjährigen Kriege so gut wie im letzten französischen Kriege, ist die Hand und der Rat der römischen Kurie mit im Spiel gegen ihn gewesen. Ob mit dem Wort darum, ob mit dem Schwert: der Protestantismus ist auf den Kampf gestellt. Sein Prinzip ist die Bewegung im religiösen wie im politischen, im bürgerlichen wie im wissenschaftlichen Leben. Ohne Luther giebt es nicht nur keinen Lessing und keinen Schiller, es würde ohne die unermeßliche Wirkung seiner That und seiner Rede auch keinen Cromwell und keinen Washington gegeben haben. Alles Vertuschen und alles Schönmalen hilft da nichts: der Mann, der die 95 Thesen an die Wittenberger Kirche schlug, der die Bannbulle des Papstes verbrannte und das Sturmlied „Ein

feste Burg ist unser Gott!“ dichtete, war eine zornglühende, eifrige, streitbare, heroische Natur, ihn zu einem salbungsvollen Pastor machen wollen, der die Faust im Schlafrock ballt und im Allgemeinen hin auf die böse Zeit und die Verderbnis der Menschen schilt, heißt sein eigenstes Wesen und seine Bedeutung verkennen. Das protestantische Volk läßt sich jedoch seinen Martin Luther, der den Papst den Antichrist genannt, nicht rauben; in seiner Phantasie steht er standhaft und mutig, ein Redner und ein Held, vor Kaiser und Reich im Saal des Bischofshofes zu Worms. So fanden ihn in der Wirtsstube zum Schwarzen Bären in Jena Johannes Keßler und sein Genosse, die um Theologie zu studiren im Frühjahr 1522 nach Wittenberg zogen: „Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landesgewohnheit da am Tische saß und uns einlud, mit ihm zu trinken, mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wams, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der anderen das Heft umfassend: vor sich ein Büchlein, das, wie sich nachher zeigte, ein hebräischer Psalter war. Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden.“ Einem Anderen erschien er im Traum trotzig und düster wie der Apostel Paulus, auf ein Schwert gestützt. Je geringer der Eindruck war, den er in der entscheidenden Stunde seines Lebens, bei seinem Auftreten an den Spätnachmittagen des 17. und 18. Aprils 1521, vor dem Reichstage in Worms, auf die Italiener und Spanier hervorbrachte: Karl's V. Wort ist bekannt genug: dieser Mönch wird mich nicht zum Ketzer machen — um so tiefer und mächtiger war die Wirkung seiner Persönlichkeit auf seine Landsleute, auf alle Deutschen und Nordlandsmänner.

Wie sie in all' ihren edelsten und teuersten, in ihren

weichsten und stärksten Gefühlen, in ihrer ganzen Innerlichkeit sich eins mit ihm wußten, wie er ihre Stummheit löste und ihrer Seele das Wort gab, das befreiende und heilende, so schöpfte auch er aus diesem Zusammenhange mit seinem Volke seine unzerbrechliche Kraft. Die Löwennatur, die ihm Gustav Freytag zuschreibt, was war sie anders als die germanische Urkraft, dieselbe halb verständige und zielbewußte, halb elementare Macht, welche die Alemannen und Franken, die Gothen und Vandalen das römische Weltreich zerschlagen ließ? „Ich bin eines Bauern Sohn“, sagt Luther selbst mit bescheidenem Stolz; „mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen, zu Möhra bei Salzungen im Thüringer Land; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen, daher bin ich.“ Alles an und in ihm ist kerndeutsch: eine Gestalt von mittlerer Größe, die allmählig, als er die Mitte der dreißiger Jahre überschritten, an Breite und Fülle zunahm, ein Gesicht, in dem sich Milde und Festigkeit, Selbstbewußtsein und Ernst mit einem Zuge fröhlicher Laune zu einem ehrfurchtgebietenden und zugleich herzgewinnenden Ausdruck vereinten, mit feurig blickenden, heldenhaften Augen. Sein Wesen und seine Gewohnheiten waren und blieben die eines schlichten bürgerlichen Mannes, er hatte keine fürstliche Wohnung, keine glänzende Dienerschaft, kein Gefolge umgab ihn, keine prächtigen Gewänder, wie die eines römischen Bischofs, schmückten ihn. Wie die italienische Kunst nie sein Herz gerührt, blieb ihm auch der romanische Luxus und die romanische Üppigkeit fremd und fern. Er steht zu ihr in demselben Verhältniß, wie die Bilder seines Malers und Freundes Lukas Cranach zu den Werken der römischen und venetianischen Meister. Die schöne, allseitige Ausbildung des Menschen, welche die Renaissance erstrebte, erschien ihm niemals als ein wünschenswertes Gut. Etwas vom Teufel steckte in

ihr. Der heftige Feind der Bauern und der Schwarmgeister in ihren demokratischen Umsturzplänen, hatte er doch keine aristokratische Ader in sich und als der echte Sohn und Mann des Volkes vor dem Kaiser und den Gewaltigen des Reiches gestanden. Für alle Folgezeit ist er in seinem Glauben und seiner Haltung den Fürsten gegenüber, in der Führung seines Hausstandes, in seiner Ehe, die auf herzliche Zuneigung, aber nicht auf Leidenschaft gegründet ward, in deren ganzen Verlauf wir die Zeichen warmer Freundschaft und Zärtlichkeit, aber kein einziges Aufflammen der Liebe gewahren, in seiner Kindererziehung, in seinem Verkehr mit den Freunden das Vorbild für das deutsche Bürgertum geworden. Wie den evangelischen Glauben, hat er das evangelische Haus gegründet. Darum wuchs er in wenigen Jahren allen Deutschen an und in's Herz. Die Trennung, die sein Wort wie ein scharfes Schwert in der Nation herbeiführen sollte, bestand bei seinem Auftreten nicht. In gleicher Weise wurde damals sein Name in den Klöstern des Schwarzwaldes und in den Thälern Tirol's, wie in den Städten und Dörfern Sachsens und der Mark verehrt. Er wollte nichts sein als ein Christ und ein Deutscher. Als Christ fühlte er sich von der unaufhaltsam zunehmenden Verweltlichung und Entartung der Kirche in den Götzendienst des Heidentums abgestoßen und durch den unlösbaren Gegensatz zwischen dem Wort der Bibel und den Satzungen der Kurie bis in's Innerste erschreckt, als Deutscher empfand er den unleidlichen Druck des römischen Papstes und seiner Legaten gerade so schwer und ingrimmig, wie einst Arminius den des Varus und seiner Liktoren. So ist er der zweite, der endgültige Befreier Deutschlands geworden; zu einer Geisterschlacht, deren Ende wir nicht absehen können, hat er das Losungswort gegeben. Arminius vernichtete die Legionen Rom's, Luther zerstörte für immer die mittelalter-

liche Papstkirche. Gegen ihn wurde die letzte Bannbulle geschleudert, die einen Nachhall in der Welt gehabt. Da der Bannstrahl, dieser alte, in die Rüstkammer der Päpste übergegangene Jupiterblitz, ihn nicht zu töten vermochte, verlor er für immer seine Kraft und wurde zum Theaterblitz.

Daß ihn dieser Fluch und Bann nicht vernichtete und zerknirschte, ist keineswegs die Gunst der Umstände allein. In Gottes Gnade, durch die Kraft seines Glaubens hatte sich Luther aus dem mittelalterlichen Aberglauben und dem scholastisch gebundenen Christentum auf eine freie Höhe emporgerettet, von der er nicht nur die Welt mit ihren Gewalten, sondern auch die päpstliche Hölle und das päpstliche Fegefeuer tief unter sich liegen sah, überwundene Schatten und Spukgestalten. Diese Jenseitigkeit, die Dante's Herz mit heilig unheimlichem Schauer erfüllt, vermochte ihn nicht mehr zu rühren, er war seiner Seligkeit in Christo durch seinen Glauben, ohne gute Werke und Ablaßzettel, gewiß; er brauchte bei seinem inbrünstigen Gebet zu Gott keines Fürbitters, weder der Jungfrau Maria noch seines Schutzpatrons, er wußte, daß er dem Himmel durch sein Gebet abringen konnte, was immer er wollte: sei es die Rettung seines Freundes Melanchthon aus tötlicher Krankheit, sei es den felsenfesten Entschluß und den Sieg über dämonische Verlockungen. In der Stille, in herben Seelenkämpfen hatte sich Luther diese Freiheit eines Christenmenschen erworben. Dies ist seine erste That, mit der er sich unbewußt zu seiner öffentlichen Thätigkeit rüstet und stählt. In bittersten Qualen und Zweifeln war er zuerst in sich mit den alten Dingen und der alten Lehre fertig geworden, ehe er sie vor den Andern angriff; lange bevor er die Rechtfertigung durch den Glauben als die neue Heilswahrheit aus dem verschütteten Evangelium hervorholte, lebte er still verborgen seiner Gerech-

tigkeit. Der heitere Mut, mit dem er allen Gefahren entgegenging — „und wenn in Worms so viele Teufel wären als Ziegel auf den Dächern“ — und auf der Koburger Feste, während des Augsburger Reichstages, als Karl V. mit der Mehrzahl der katholischen Stände Krieg und Ausrottung der Evangelischen sann, seinem Söhnchen herzige Briefe schrieb, Aesop's Fabeln übersetzte, seinen Kurfürsten Johann und die Freunde zur Standhaftigkeit vermahnte: „Wäre aber Christus nicht mit uns, wo wäre er denn in der Welt? Hätten wir nicht Gottes Wort, wer hätte es denn?“ — dieser Mut, diese Siegesgewißheit kamen ihm aus der Sicherheit der eigenen Seele, aus dem gleichsam unmittelbaren Zusammenhange, in dem er sich mit den ewigen Mächten wußte. Er hätte es wie eine teuflische Versuchung von sich gewiesen, wenn er es geahnt, aber etwas wie der Dämon des Sokrates war doch in ihm.

Diese Festigung seines Charakters, sein Werden und Wachsen, ist das Werk seiner ersten Lebensperiode, bis zum Jahre 1517, wo ihn das Anschlagen der 95 Thesen gegen den nichtswürdigen Ablaßhandel des Dominikaners Tetzel aus der Dämmerung des Augustinerklosters und der Hörsäle der Wittenberger Universität wider sein Wollen und Hoffen auf die Weltbühne reißt; wo den Widerstrebenden das gewaltige Schicksal ergreift, um ihn während der nächsten vierzehn Jahre, der zweiten Periode seines Lebens, nicht loszulassen, sondern fort und fort vorwärts zu treiben, von Schrift zu Schrift, von Gefahr zu Gefahr, bis durch die erste förmliche Verständigung zwischen den Protestanten und den Altgläubigen sein Werk gesichert ist, bis er, der so lange in dem Mittelpunkt der ganzen geistigen Bewegung, ein fernhin leuchtendes Meteor, dessen Strahlen bis in das Schloß des Osmanensultans Soliman drangen, gestanden, wieder langsam

in die Stille und die Dämmerung, aus der er aufgetaucht war, in die schlichte Bürgerlichkeit eines Predigerhauses zurücktritt, in der er den letzten Abschnitt seines Daseins nicht ohne Kümmernisse und Bitternisse, ein Mensch wie wir alle, ohne jeden heroischen Aufputz, thätig im Kleinen, vielgeplagt von Gebresten aller Art, verlebt und treu in seinem Berufe als Seelsorger und Friedensstifter stirbt.

Luther's Jugend und Bildungsgeschichte scheint ihn zu einem düstern, in sich gekehrten, mit Ungestüm den Himmel suchenden Mönch machen zu wollen. In kargen Verhältnissen, in der harten Zucht eines verständigen, aber dem kindlichen Spiel und der heiteren Weltlust abgeneigten Vaters, unter dem Stock eines rohen und mürrischen Schulmeisters wächst er auf. Tief in das Geheimste seines Herzens wird die ihm eingeborene Fröhlichkeit zurückgedrängt; schon der Knabe gewöhnt sich an ein ängstliches Erspähen, Betrachten und Erwägen seiner geringsten Handlungen. Eine Seelennörgelei eine Selbstquälerei ohne Gleichen bemächtigt sich seiner, die mit den Jahren sich bis zur Unerträglichkeit steigert. Ein Lichtblick in dieser sonnenlosen Jugend ist sein Aufenthalt auf der Schule in Eisenach, wo sein sittiges Wesen und seine frische Gesangstimme ihm die Freundlichkeit und die Hülfe der andächtigen Frau Cotta gewinnen, und seine Studienzeit auf der Universität zu Erfurt. Damals, in den Jahren 1501 bis 1505, erschien er seinen Genossen als ein hurtiger, fröhlicher Geselle; er liebte die Musik vor allen Künsten und lernte die Laute schlagen. Nach dem Willen seines Vaters, der indessen in dem Städtchen Mansfeld zu einigem Wohlstand und bürgerlichem Ansehen gekommen, sollte er Jura studieren. Aber der Urgrund seiner Seele, das Verlangen, vor Gott gerecht dazustehen, Gott und die Seligkeit zu suchen, brach gewaltsam durch die dünne Schicht jugendlicher Munter-

keit und weltlichen Lebens. Als er Magister der Philosophie geworden, trat er plötzlich in das Augustinerkloster zu Erfurt. Es war eine Flucht aus der Welt, vor seinem Vater, vor sich selbst. „Je mehr wir uns waschen, desto unreiner werden wir," hatte er einmal einem Freunde gesagt. Je eifriger er sein Dichten und Trachten durchforschte, desto sündhafter erfand er sich. Der Abgrund der Hölle gähnte bei jedem Schritte, den er that, vor ihm auf. Der jähe Tod eines lieben Genossen, ein furchtbares Gewitter, das ihn überfiel, in dem er die Unerbittlichkeit und den Zorn Gottes erkennen mochte, werden der letzte Anstoß gewesen sein, ihn aus der Welt in das Kloster zu treiben. Wenn man durch Möncherei den Himmel erobern kann — er fühlte sich stark und bereit ihn auf diesem Wege zu erringen. Noch waren ihm die himmlischen Mächte, die er später, wie Ranke so schön sagt, bei ihrem Namen rief, durch eine undurchdringliche Wolke verborgen.

Wie Dante trägt Luther einen Januskopf. Auf der Scheide zweier Zeitalter und Weltanschauungen stehend gehört er beiden an. Wenn man sein Klosterleben, seine Bußübungen, die Inbrunst und die Unerschöpflichkeit seines Gebetes überdenkt, hat man die Anfänge eines Heiligen der katholischen Kirche vor sich. Ohne die dumpfe Gährung der Geister und den innerlichen Verfall der Kirche wäre er ein Verzückter oder ein Fanatiker, Franziskus oder Dominikus, geworden. In all' den Zweifelfragen, welche die Welt beunruhigten, in dem Zwiespalt zwischen dem neuen Wissen und dem alten Glauben, von denen ihn auch die Klostermauern nicht völlig fernhalten konnten, rettet er sich zunächst in die mittelalterliche Mystik. Tauler's Predigten und das Büchlein von der „Deutschen Theologie" werden neben der Bibel seine Lieblingslektüre. Aus jenem geistigen Elend, seiner

Verzweiflung, jemals durch gute Werke Gott Genüge leisten zu können, dem Grauen vor seiner eigenen Sündhaftigkeit hatte ihn der Generalvikar seines Ordens Johann Staupitz, der auf den seltsamen Mönch aufmerksam geworden war, allmählig durch seine Milde und Verständigkeit herausgeführt. Nicht völlig, wie wäre dies bei der tiefangelegten Natur Luther's und der sanften altväterischen Frömmigkeit Staupitzens möglich gewesen? Aber das Wort des Vikars: „Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde, Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden, mit deinen Puppensünden darfst du ihm nicht kommen“ — hatte doch seiner Selbstquälerei ein Ende gemacht. Sonst muß das Betragen und die Gelehrsamkeit des schüchternen, asketischen Mönchs, wie seine außerordentliche Belesenheit in der Bibel, den günstigsten Eindruck auf Staupitz ausgeübt haben. Als der Kurfürst Friedrich der Weise seine Universität Wittenberg einrichtete, ward Luther 1508 auf Staupitz's Vorschlag als Lehrer der Philosophie dorthin berufen. Im Oktober 1512 ward er Doktor der Theologie und schwur, wie es üblich war, bei dem Empfang der akademischen Würde, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen. Schon damals, obgleich sein Geist und sein Wort noch in den Banden der kirchlichen Scholastik lagen, wie sein Leib in der Augustinerkutte steckte, ging ein Zauber von seiner Persönlichkeit, ein Feuer von seinem Vortrage aus. Von nah und fern strömten die Studenten nach Wittenberg; während um 1508 nur ihrer zweihundert immatrikulirt gewesen waren, stieg ihre Zahl in den nächsten Jahren auf achthundert, ja auf tausend. Der junge Glanz von Wittenberg verdunkelte Leipzig und Erfurt. Es ist klar, wie sehr dadurch Doktor Martinus in der Achtung der Räte des Kurfürsten und in dessen eigener Wertschätzung stieg: er war gleichsam der Kern, um den sich die Universität krystallisirte.

„Dieser Bruder Martinus hat ein vortreffliches Ingenium,“ hat Papst Leo X. später gesagt, als er einige seiner Streitschriften oder vielleicht nur die beiden ersten Briefe, die Luther an ihn in dem Ablaßstreite gerichtet, gelesen hatte. Nicht die Schönheit oder die Würde der Form, in der er seine Gedanken aussprach, bestimmte das Urteil des Papstes, sondern der Tiefsinn, die Aufrichtigkeit, das Eindringen in den Bibeltext vor denen die Gelehrsamkeit und der Wortpomp seiner italienischen Kaplane weichen und verstummen mußte. Ein Gelehrter im strengen Sinne des Wortes war Luther nicht; seine humanistische Bilduug hatte mannigfache Lücken und wenn er zu dem Humanismus kein rechtes Verhältniß gewinnen konnte, so war daran ebenso wohl die Unkenntniß wie die Abneigung und Furcht gegen das heidnische Altertum schuld. Während seines Aufenthalts in Rom — im Jahre 1511 hatte ihn ein Auftrag seines Ordens nach der ewigen Stadt geführt — war er brennenden Eifers voll von Kirche zu Kirche gegangen und hatte gläubig und zerknirscht bei allen Reliquien gebetet. Aber die Tempeltrümmer und die Bogen und Bauten des Forums, die er anstaunte, hatten in seiner Seele keinen Wunsch und keine Sehnsucht nach der antiken Welt erregt: auch darin war er den alten Deutschen und den Christen der ersten Jahrhunderte ähnlich, denen das römische Sein und Wesen immer unheimlich und dämonisch geblieben war. Griechisch lernte er erst in Wittenberg, nicht um des Homer oder des Plato willen, wie die Italiener, sondern um das neue Testament in der Ursprache lesen zu können. Nur zwei Dinge kannte er gründlich, besser als irgend ein Mensch, der mit ihm lebte: die Bibel und seine Muttersprache. Damals, in seinen Anfängen, ahnte er freilich nicht, welch' ein Mittel der Macht er in dieser letzten Kenntnis besaß. Neben der Bibel vertiefte er sich gern in die Schriften

des Augustinus, in dessen Ringen nach der Wahrheit und der Gnade Gottes er das Spiegelbild seiner eigenen Kämpfe fand. Unmerklich geriet er durch diese Lektüre, durch seine Überzeugung von der Unzulänglichkeit der guten Werke und der Fürbitte der Heiligen zur Erlangung der Gnade Gottes in einen zunächst noch scholastischen Gegensatz zu der von dem Dominikaner Thomas von Aquino in feste Formeln gegossenen Lehre der Kirche. In seinen Vorträgen beschuldigte er denselben wiederholt des Irrtums; die stille Feindschaft, in der sein Orden stets zu dem der Dominikaner gestanden mochte das Ihre dazu beitragen. Ganz Unrecht hatte Leo X., dem das Christentum eine nützliche, aber kindische Fabel war, nicht, wenn er Luther's Streit mit Tetzel und Eck achselzuckend als Mönchsgezänk bezeichnete; er übersah nur, daß dies Mönchsgezänk die empfindlichste Saite im Volksgemüt der Deutschen berührte und sie in eine Schwingung versetzte, die heute noch fortdauert.

Aber auch Luther wußte nicht, was er that, als er am Abend vor dem Tage Aller Heiligen im Jahre 1517 die 95 Thesen an die Thür der Wittenberger Kirche, in der er zu predigen pflegte, heftete. Es war die gewohnte mittelalterliche Form der Herausforderung zu einem öffentlichen Redekampf. Lange mochte ihn das freche Gebahren Tetzel's und die Nichtswürdigkeit des Ablaßhandels gewurmt haben. Drei Jahre schon zog der Dominikaner, im Auftrage des Mainzer Erzbischofs, mit seinem Kram, seinen Schreibern und dem Kruzifix mit des Papstes Wappen, in Thüringen und Sachsen, im Magdeburgischen und in der Mark umher. Alle Zeitgenossen sind in der Verwerfung des Unwesens einig. Unerhört war es, daß Tetzel Ablaß für zukünftige Sünden verkaufte. Der Zweck, den die Priester vorschützten, das arme christliche Volk so schamlos auszuplündern: der Bau der neuen Peterskirche

in Rom, die Abwehr des Türken, wurde von keinem ernsthaften Manne geglaubt. Daß der Erzbischof Albrecht von Mainz den deutschen Ablaßhandel in Pacht genommen, mit Hülfe der Fugger in Augsburg, um die Kosten seines Palliums zu bezahlen, wußte Jeder, der es wissen wollte. Es konnte auch Luther und den übrigen Lehrern der Wittenberger Universität nicht unbekannt sein. Dennoch hatte er mit seinen Gewissenszweifeln an sich gehalten. Er war noch ein überzeugter Sohn der römischen Kirche: „als ich die Sache wider den Ablaß anfing, war ich so voll und trunken, ja so ersoffen in des Papstes Lehre, daß ich für großen Eifer bereit wäre gewesen, wenn's in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet worden wären alle die, so dem Papste in der geringsten Silbe nicht hätten wollen gehorsam sein.“ Jetzt aber trat die Angelegenheit nicht nur dem Mönche, sondern auch dem Doktor der Theologie, dem Prediger und Seelsorger nahe. Tetzel hatte sein Standlager in Zerbst und Jüterbog aufgeschlagen, aus Luther's eigener Gemeinde eilten Manche hinüber, sich gegen eine Handvoll Pfennige Vergebung der Sünden zu kaufen. Da fühlte er sich in seinem Geiste gedrungen, Verwahrung dawider einzulegen. Mit der einzigen Waffe, die er führen konnte, mit dem Wort. Ihm unbewußt, hatte die Erfindung der Buchdruckerkunst vor achtzig Jahren diese Waffe zur stärksten, zur unzerbrechlichen gemacht. Was eifern doch die Katholiken gegen ihn? Seine Thesen haben ihre Kirche von dem greulichsten Schandfleck befreit. Niemand hat nach ihm zu sagen gewagt, daß die Seele aus dem Fegefeuer fahre, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget. Ein unermeßliches Echo weckte der Ruf des einzigen, einzelnen Mannes. Es war, als hätten Millionen Deutscher, die bisher stumm gewesen, die Sprache erhalten. Von diesem

Wiederhall, der ihm entgegenscholl, muß Luther selbst eine Weile wie betäubt gewesen sein. Wir sind nicht die Herren unserer Thaten; aber was hier geschah, war wie ein Wunder, über jede menschliche Erwartung und Voraussicht hinaus. Ein Mönch hatte einen anderen Mönch, im äußersten Falle ein Orden den andern herausgefordert, und die Welt geriet darüber in Brand. Wer jetzt nachdenklichen Sinns in den prächtigen Hallen der Peterskirche wandelt, wird von demselben heiligen Schauer vor den geheimnißvollen, nie zu ergründenden, von unserm Verstande in den dürftigen und unzulänglichen Begriff von Wirkung und Ursache gefaßten, weltregierenden Mächten ergriffen, wie auf den Trümmern des Forums. Um diese Pfeiler aufzurichten, diese Kuppel zu wölben, ward die Einheit der abendländischen Christenheit zerrissen. Der Neubau zerstörte für immer nicht nur die alte Kirche, sondern den ganzen Bau der mittelalterlichen Hierarchie. Dieser Tempel sollte die Zwingburg des Papsttums werden und er ist der Grund der Gewissensfreiheit geworden. Welche Dogmen immer in diesen Hallen ersonnen, welche Flüche ausgesprochen, welche Tedeums zu Mordgräueln aller Art hier gefeiert worden sind, ein Donnerwort übertönt sie alle: Freiheit! Die Hand, welche auf die Wand in Belsazar's Palast das Menetekel schrieb, hat auf jeden Stein dieser Wölbungen einen Namen geschrieben: den Martin Luther's. Unsichtbar und doch sichtbar für jeden Denkenden. Garibaldi und Victor Emanuel sind nur die bis jetzt letzten Vollstrecker der Ideen gewesen, die von ihm ihren Ausgang genommen.

Nur wenn die Zeiten erfüllt sind, erscheinen die Heroen. Diesen entscheidenden Punkt hat Carlyle in seiner Heroenverehrung übersehen. Je höher und stattlicher das Gebäude, desto stärker und tiefer muß das Fundament sein. Aus der gewaltigsten Bewegung, die das deutsche Volk noch erschüttert

hat, ist Luther hervorgegangen. Wohl besaß er die Kraft, die Geister zu bannen, aber nur in und durch diesen Aufruhr der Geister ist er emporgekommen. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts kündigte sich in Deutschland ein Schwanken und Schütteln wie ein Erdbeben an. Etwas Namenloses lag in der Luft und lastete auf den Seelen der Menschen. Wie zu den Zeiten der ersten Kreuzzüge war Alles in Unruhe und Bewegung. Kirchliche, politische, soziale Ursachen verbündeten sich, durchdrangen sich unauflöslich, um ein allgemeines Mißbehagen, eine große Sehnsucht nach einer Wandlung hervorzurufen. In ähnlichen Stimmungen, aus derselben Verzweiflung an den bestehenden Verhältnissen hatte sich der italienische Genius mit Übergewalt auf die Kunst geworfen und das ganze Leben und Denken mit diesem künstlerischen Princip durchdrungen. In Seefahrten, Entdeckungen und Eroberungen einer neuen Welt wandten Spanier und Portugiesen ihre überschüssige Volkskraft, das politische Talent und den welthistorischen Zug und Instinkt auf, der in ihnen war. Wohin der deutsche Sturm und Drang sich richten, welchem Ziele er zustreben, welche neue Gestalt er dem Dasein des Volkes und den Weltdingen geben würde: Niemand hätte es zu sagen vermocht, denn gerade die Vielseitigkeit des deutschen Geistes und der deutschen Verhältnisse trieb die Kräfte zerstreuend, im phantastischen Hin und Her, von jeder gemeinsamen Richtung und jedem gemeinsamen Ideale ab.

Von unten auf drang die Bewegung. Ihre ersten dunkelsten Regungen sind sozialistische. Der Druck, der auf den Bauern lag, der Hochmut der Patrizier erzeugte auf dem Lande und in den Städten bei den Armen und Elenden, den Unfreien, die der Kirche und dem Adel leibeigen waren, den kleinen Leuten und Handwerkern, die der Rat ihrer Stadt schwer schatzte und doch von jeder Teilnahme am

Regiment fernhielt, die dumpfe Unruhe, die Schwüle vor dem Gewitter. In den oberdeutschen Bauernschaften ging der Bundschuh von Hütte zu Hütte, in den niederdeutschen Städten hielten die Zunftgenossen heimliche Zusammenkünfte. Noch hatte Niemand das Zauberwort gefunden, die Kräfte zu entfesseln, aber wer still und achtsam lauschte, hörte das Brausen in der Tiefe. Eine Gewalt, die Bewegung niederzuhalten, gab es nicht. Der Kaiser und die Fürsten waren zerfallen; jeder Versuch, ein festes Reichsregiment aufzurichten, scheiterte bald an dem Widerstand der Stände, bald an der Herrschsucht des Kaisers, der sich seinen Einfluß und seine Macht nicht schmälern lassen wollte. Den Fürsten, deren Sinn sich mehr und mehr von den Reichsangelegenheiten abwandte und immer ausschließlicher auf die Begründung und Ausbildung einer souveränen Gewalt, innerhalb ihres Gebiets, richtete, trat die Reichsritterschaft eifersüchtig, um die Wahrung ihrer Stellung und ihrer Vorrechte besorgt, entgegen. Noch in dem vollen Gefühl seines Stolzes und seiner Macht konnte sich doch der Adel des Reichs der Ahnung nicht entschlagen, daß ihm, den Fürsten und Städte gleich bedrohten, ein Kampf auf Leben und Tod bevorstünde. Auch in ihm gährte es darum, wie unter Bürgern und Bauern, auch in ihm rührten sich die Heißsporne und schlugen an das Schwert. Längst hatte die Kirche jeden Einfluß zur Besänftigung der Gemüther verloren. Die Pfarrgeistlichkeit, die herumziehenden Bettelmönche dienten den Volksdichtern zum Stoff ihrer Schwänke und Possen, die Liederlichkeit ihres Wandels wie ihre Unwissenheit hatten ihnen die allgemeine Verachtung eingetragen. Die Ausnahmen, die es selbstverständlich auch hier gab, vermochten die Ehre und das Ansehen des Standes nicht mehr zu retten. Den Bischöfen und Äbten neideten die Adligen die großen Güter uud das schwelgerische Wohlleben,

unwillig sahen die Fürsten auf den üppigen Hofhalt der gefürsteten Geistlichen. Wie verschieden die Bestrebungen der Weltlichen waren, wie entgegengesetzt ihre Wünsche und Ziele: in dem Hasse gegen die Kirche, in dem Verlangen, sich des römischen Steuerdrucks zu entledigen, mit dem die Kurie unter den abenteuerlichsten Vorwänden Deutschland beschwerte, waren Alle einig. Mit derselben Stimme forderten der Kaiser, die Stände, das Volk eine Reform an Haupt und Gliedern.

All' diese stummen Fragen beantwortete der Anschlag der 95 Thesen. Der Wittenberger Doktor war der Ausdruck des deutschen Volksbewußtseins geworden. Von dem Beginn seines Kampfes an nahm er eine festere Stellung ein, als Johann Huß. Der Fürst seines Landes schützte ihn, er verwickelte sich nicht wie Huß in einen unversöhnlichen nationalen Gegensatz. Auch das gewann ihm die Herzen der Deutschen, daß er nicht die Trennung von der bestehenden Kirche und ihrer Ordnung, sondern einen Ausgleich mit ihr suchte. Aus seinen Handlungen wie aus seinen Schriften und Reden wissen wir, daß ihn der Kampf, in den er mit den Verteidigern des Ablaßhandels geriet, mit Johann Eck und Sylvester Prierias, schrittweise vorwärts führte: nach einander mußte er die Autorität des Papstes und die Autorität der Konzilien, sofern sie sich nicht auf die heilige Schrift gründeten, verwerfen. Weder im schneidigen Ausdruck und in dem Feuer der Überzeugung, noch in der Kenntnis der Bibel und in der Allgemeinverständlichkeit ihrer Gründe waren ihm seine Gegner gewachsen. Seiner Logik des gesunden Menschenverstandes und seiner Gemütswärme vermochten sie nichts als Formeln, die Mißbräuche und Mißverständnisse der Jahrhunderte, eine scholastische Dialektik gegenüberzustellen. Sie hatten nichts als die Schatten und Schemen der Vergangenheit, Luther

hatte etwas wie die lebendige Gottheit zur Seite. Nicht nur in der Unerschütterlichkeit seines Glaubens, sondern auch in dem Rückhalt, den ihm die Volksstimmung gab. Rasch wuchs der Streit über die Schranken einer theologischen Auseinandersetzung hinaus: die Buchdruckerkunst machte ihn wie durch Zauberei zur Sache des Volkes. Voltaire meint zwar, wenn der Papst Luther's Angriffe, statt sie mit dem Banne zu bestrafen, rasch mit einem Kardinalshut belohnt hätte, würde sich die Flut verlaufen haben und die Sache beigelegt worden sein, aber abgesehen von dem Irrtum, in dem er sich bei seiner Glaubenslosigkeit hinsichtlich Luther's Natur und Charakter befindet, waren die Dinge im Juni 1520, nach der Auswechselung so vieler Streitschriften, nach unzähligen Beleidigungen und Schmähungen von beiden Seiten — denn der Zorn, der Haß, die Rauheit der Sprache, grober Klotz und grober Keil waren hüben wie drüben — nach der Erregung eines ganzen Volkes, zu einem Punkt gekommen, der jenseits menschlicher Klugheit und Berechnung lag. Die elementaren Gewalten mußten sich in Ansturm und Verteidigung mit einander messen.

In demselben Junimonat des Jahres 1520, als der Papst die Bannbulle gegen Luther ausfertigen ließ, hatte dieser seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ verfaßt: eine Aufforderung an die Reichsritterschaft, das Joch der Pfaffenherrschaft zu zerbrechen. Schnell nach einander folgten ihr das Büchlein „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ und die „Predigt von der Messe.“ Heftigere, schneidigere Aufruhrschriften gegen eine noch zu Recht bestehende, von dem Reichsregimente anerkannte Einrichtung und Autorität sind in Deutschland weder vorher noch nachher erschienen. Sie warfen das hierarchische System als unchristlich und gottlos über

den Haufen. Ihre theologische Form darf über die Tragweite ihres Inhalts in materieller Hinsicht nicht täuschen. Auf gläubig war das deutsche Volk, das Jahrhundert gestimmt. Wie die Religion in jede politische und bürgerliche Parteiung hineinspielt, wie sie den Untergrund für jede Kunst, die Malerei wie die Dichtung, die Architektur wie die Musik, abgiebt, wie selbst die Satire nur von den Gegensätzen der Bekenntnisse lebt, die Beredtsamkeit durchaus den Ton der Predigt annimmt, so sind auch diese Schriften zunächst aus dem Bedürfnis des Herzens, aus der Sehnsucht Aller nach einer Verbesserung der kirchlichen Zustände, aus dem Wunsche, die innere Überzeugung in äußeren Einrichtungen zu verkörpern, entsprungen. Aber sie enthalten zugleich die Aufforderung zu einem Umsturz der päpstlichen Macht, zu einer ungeheueren Vermögenskonfiskation. Indem sie für die Weltlichkeit das ganze Gebiet, dessen sich die Kirche seit Gregor VII. bemächtigt hatte, und die unermeßlichen Reichtümer, die sie seitdem erworben und schlecht und habsüchtig verwaltete, zurückforderten, schufen sie der neuen Lehre nicht das geistige, aber das körperliche Rückgrat. Die Fürsten, die Ritterschaft, die Städte sahen in der Einziehung der Kirchengüter die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches. Wie der Verkauf der Nationalgüter später in Frankreich für immer die Bauernschaft an die Grundsätze der Revolution fesselte, so band damals der Erwerb des Kirchen- und Klosterguts die weltlichen Herren wie das Volk an die Sache der Reform. Wie die Dinge hienieden verlaufen, ist es nun einmal nicht anders: nur wenn sie sich mit den Interessen einer großen Gesamtheit verbündet, gelangt eine religiöse oder politische Idee zum Siege. Nicht durch ein Himmelswunder, auf den Schultern der Sklaven und der Dürftigen, der Witwen und Waisen, der Kranken und der Elenden ist das Christentum emporgetragen worden.

Diese Schriften hatten Luther für immer mit dem Papsttum entzweit, sie wären auch nicht unter einen Kardinalshut zu bringen gewesen. Die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle am Morgen des 10. Dezembers 1520 vor dem Elsterthor zu Wittenberg verkündigte die Lostrennung Luther's von der alten Kirche dem Volke in einer nicht mißzuverstehenden, nie wieder zu verwischenden Handlung. „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer", hatte Luther gerufen, als er die Bulle auf den Scheiterhaufen warf. Es ist die That eines zum Äußersten entschlossenen Volksführers, eine der Thaten, wie sie sich in der englischen und französischen Revolution wiederholt haben. Und dies hochgemute, siegesgewisse und dem Tode trotzende, demagogische Gefühl verließ ihn nicht einen Augenblick während der ganzen Zeit bis zu seinem Aufenthalt auf der Wartburg. Seine Anhänger verehrten in ihm einen Propheten und einen Heiligen; die für ihn fürchteten, stellten ihn als einen Märtyrer dar. Die Jugend, Studenten und Ritter scharten sich um ihn, seine Sache, wie es Hutten wollte, mit dem Schwert zu verteidigen. Seinem Kurfürsten und dessen Räten mochte es dunkel aufdämmern, daß dieser Doktor Martinus in ihrer Mitte nicht blos ein Wildfeuer, sondern der größte Mann Deutschlands sei. Auch wenn sie nicht einen Aufstand im Volke befürchtet, konnten sie nicht daran denken, ihn jemals der Wut seiner Feinde auszuliefern. So heftig er gegen den Papst eiferte, so klug und vorsichtig wußte er die politischen Machthaber zu behandeln. Von dem jungen Kaiser Karl sprach er mit Ehrfurcht, ja mit einer herzlichen Teilnahme, zu seinem Kurfürsten mit der Ergebenheit und Treue eines Unterthanen. Jeden Gedanken des Aufruhrs, der aus dem Kirchlichen in das Weltliche hinübergeschlagen, wies er ab. Scharf und bestimmt zog seine Schrift „Von der Freiheit

eines Christenmenschen" die Grenze zwischen dem geistlichen und dem bürgerlich-politischen Gebiet. Der bestehenden Ordnung bot es die Sicherheit auch mit der neuen Lehre fortzudauern. Indem er sein Volk mit titanischer Gewalt von dem Papste losriß, hielt er es zugleich mit derselben Kraft vor dem Sturz in den Abgrund zurück. Wenn man ein modernes Parteiwort anwenden will: Luther ist in seinen Gesinnungen durchaus national-liberal, so demagogisch sein Auftreten und Emporkommen war. Hundertmal ist sein Erscheinen vor dem Kaiser und den Reichsständen, vor den Legaten des Papstes, hinter ihm das nachdrängende Volk, das die Vorhöfe, die Stiegen und die zu dem Bischofshofe in Worms führenden Gassen erfüllte, bei Fackel- und Kerzenlicht, erzählt und gemalt worden; von den Freunden und Feinden haben wir Aufzeichnungen über die beiden entscheidenden Nachmittage des 17. und 18. Aprils im Jahre 1521 — niemals indessen wird sich unser Volk an diesen Schilderungen satt gelesen haben, niemals wird es müde werden, jede neue Darstellung des Ereignisses mit Teilnahme zu verfolgen, jede neue Mitteilung darüber aus bisher unbekannten Quellen wird ihm willkommen sein. Denn sein Genius sprach hier zu Kaiser und Reich; kein Fürst, kein Ritter, sondern der Sohn eines Bauern. Und dieser Bauernsohn wurde nicht von der Majestät und dem Tode, der hinter ihr unsichtbar ihn bedrohte, niedergezwungen, nicht von dem Glanz der kaiserlichen Krone, der Purpurmäntel, der roten Hüte und der Bischofsstäbe geblendet. Aufrecht stand er da. In Worten, wie sie in dieser Versammlung nie gehört worden waren, verdammte er das Papsttum und das Thun der Päpstlichen, er wolle durch seinen Widerruf nicht der Schanddeckel dieser Bosheit und Tyrannei werden. Und als der Kaiser mit einer zornigen Handbewegung gegen ihn sich von seinem Sitze

erhob, die Sitzung schließend, seine Feinde im wilden Tumult wider ihn aufschrieen, rief er mit seiner hohen und hellen Stimme über den Lärm hinweg: „Ich kann nicht anders. Gott komm' mir zu Hilf'. Amen. Da bin ich.“ Ihnen allen trotzend, wußte er, daß er in diesem Saale die Stimme des deutschen Volkes führte, aufrührerisch, widerbellend, aber nicht zu ersticken. Der Kaiser vermochte diese Stimme nicht zu deuten und nicht zu lesen, was in den harten und eckigen Zügen dieses flammenden Gesichtes stand: damals verwarf das deutsche Volk das Haus Habsburg.

Nur in dem Leben Weniger häufen und steigern sich die dramatischen Momente. Luther, schon auf der Mittagshöhe des Lebens, achtunddreißig Jahre alt, hat Stunden wie diese in Worms nicht wieder erlebt. Weder so tragische, noch so herzerhebende. Aber noch lange stand er im Mittelpunkt der deutschen Geschicke, mehr als einmal lag es in seiner Hand, den Religionskrieg aus den Falten seines Priesterrocks zu schütteln, noch zu vielen Kämpfen, mit den Dämonen, die ihn ängstigten, und mit den Gewalten des Lebens war er aufbewahrt. Die Verborgenheit und das Stilleben auf der Wartburg, die ihn unmittelbar nach den Wormser Tagen aufnahm, haben seine Gedanken und Ansichten über die Neugestaltung der Kirche, über ihr Verhältnis zu der Obrigkeit festgestellt. Der drohenden Lebensgefahr und dem unaufhörlichen Kampf entrückt, vermochte er tiefer und gelassener mit sich selbst zu Rate zu gehen als bisher und nach dem Umsturz auch den Wiederaufbau zu bedenken. Die Trennung zwischen geistlichem und weltlichem Gebiet, von der er ausgegangen, hielt er fest: sie war die Grundlage seiner Reform. Die Kirche sollte von ihren Mißbräuchen gereinigt, dem Gewissen des Einzelnen seine Freiheit, dem gläubigen Gemüt sein Vorrang vor der Werkheiligkeit und Werkgerechtigkeit

gesichert werden, aber die bürgerlichen Einrichtungen, die politische Ordnung sollten unangetastet bleiben. Es war ebenso in seinem bescheidenen Wesen, das weltlicher Ehrgeiz, die Begierde, eine erste Rolle unter den Gewaltigen zu spielen, nie ergriffen, in seinem gottesfürchtigen Herzen wie in seinem staatsmännischen Instinkt begründet, daß er die Reform nicht den Wechselfällen einer revolutionären Volksbewegung preisgeben mochte. Wer will sagen, zu welchem Ausgang er die Sache geführt, wenn er mit Sickingen die Reichsritterschaft in einen allgemeinen Krieg gegen die gefürsteten Geistlichen fortgerissen, wenn er statt Thomas Münzer's an die Spitze der Bauernschaft getreten wäre? Aber solche Thaten wie solche Hoffnungen waren mit seiner Eigenart unvereinbar. Wie kein Aristokrat, war er kein rechter Demagoge. Ihm fehlte jener Hintergrund von Phantastik und Selbstüberhebung, die zu solchen Rollen in der Weltkomödie befähigen. So überzeugt er seinem Melanchthon den unmittelbar bevorstehenden Weltuntergang prophezeite, so unmöglich war es ihm, sich das himmlische Jerusalem, im Sinne der Wiedertäufer, auf Erden auszumalen. Welch' gerechtfertigte Sorgen um den Bestand und Fortgang seiner Läuterung der christlichen Kirche ihn darum auch bei dem Bilderstum Karlstadt's, bei dem Auftreten der Zwickauer Propheten und endlich gar bei dem gräuelvollen Aufstand der thüringischen Bauern erschüttern und ängstigen mochten — was ihn mit unwiderstehlicher Macht in den Harnisch gegen die Sozialisten und Schwärmer trieb, was ihn sein Löwenantlitz in furchtbarem Grimm gegen sie schütteln ließ, war eben sein Charakter, er selbst. Die Wüstheit und der Widerspruch in ihren Meinungen und Plänen widerte ihn eben so sehr an, wie ihn die Unthaten, die sie verübten, entsetzten. Da konnte ihm freilich von Seiten des Volkes der Name eines Verräters nicht erspart

bleiben. Den Armen und Geknechteten war das gereinigte Evangelium nur als Verbesserung ihrer irdischen Zustände aufgegangen. Für sie hielt die Reform nicht vor den Thoren der Adelsburgen und den Pforten der Ratshäuser still. Nicht nach einer Erneuerung der Kirche blos, sie trachteten nach einer Erneuerung der Welt. Im Sinne der evangelischen Freiheit und Gleichheit sollten alle Verhältnisse des Lebens umgewandelt werden. Und wenn nun der Mann, der das erste Wort der Freiheit gerufen, sie in die alte Unfreiheit zurückschleudern half, mit derselben Stimme und demselben Zorn, die sie vordem an ihm bewundert, wie hätten sie ihn nicht als einen Abtrünnigen brandmarken sollen? Für uns, die späten Nachkommen dagegen wird der Fels Luther, der in der Meeresbrandung Stand hielt, in Kopf und Herzen die neue Kirche tragend, nicht weniger verehrungswürdig sein, als der Stürmer, der in die römische Hierarchie die nie wieder zu schließende Bresche brach. Ein harter, unbezähmbarer Wille, ein unbeugsamer Nacken, in allen Anwandlungen jovialischer Laune und heiteren Humors doch ein strenger Ernst, der oft genug in finsteren Trotz ausartete: wenn wir die Größe des Mannes anstaunen, müssen wir auch seine Schwächen und Fehler mitnehmen. Nur um den Preis seiner Besonderheit könnte man sie von ihm wegwaschen wollen. Wie ließe sich von dem Standpunkt unseres Jahrhunderts aus seine Gehässigkeit gegen die Bauern, die so gerechten Grund zur Klage gegen die Tyrannei ihrer Herren hatten, verteidigen? Welch' unermeßlichen Schaden seine Hartnäckigkeit der Reformation zugefügt hat, als er Zwingli's ausgestreckte Hand in dem Wortstreit über die Abendmahlsfeier zurückstieß, empfindet der Protestantismus noch heute. Hier steckt eine der verborgeneren Ursachen des dreißigjährigen Krieges. Wer kann ihm den Vorwurf ersparen, daß er in seiner

Verdammung der wiedertäuferischen Lehren, wie die römische Kirche, nicht nur die Bücher, sondern auch die Personen verurteilte und den Arm der weltlichen Obrigkeit gegen sie anrief? Sein gutes Geschick wollte, daß seine Hand frei von Blut blieb, daß er weder dem Tode Münzer's noch dem der Münsterischen Wiedertäufer beizuwohnen gezwungen war. Sein Andenken wird nicht, wie das Calvin's, von dem Flecken grausamer Unduldsamkeit in den Augen milderer Geschlechter verunziert, aber der Geist der Unduldsamkeit war in ihm. Die gegenseitige Duldung der Bekenntnisse ist eine Folge seiner Reformation, allein seine Absicht war sie nicht. Ihm und seinen Zeitgenossen ist der Glaube die teuerste und die wichtigste Angelegenheit und die Auslegung der heiligen Schrift, nachdem der Zusammenhang mit der alten Kirche gelöst, deren Gesetze, Gebräuche und Traditionen als eben so viele Verdunkelungen der Wahrheit verworfen waren, von höchster Bedeutung. Jedes Wort gewinnt jetzt einen Wert, um jeden Buchstaben wird gestritten, denn an ihnen hängt die ewige Seligkeit oder die ewige Verdammnis.

Wir thäten Unrecht, wenn wir, aus einer anderen Weltanschauung heraus, ihm dies störrische, eigensinnige und rechthaberische Wesen, dies Verwachsensein mit der Bibel, das schon im nächsten Geschlecht aus einer lebendigen Kraft zu einer Verknöcherung wurde, verargen wollten. Was uns so befremdlich in ihm anschaut, seine Einseitigkeit ist auch seine Größe. Sie wehrte die Gegner ab und hielt die Freunde in einem engen, aber um so festeren Bunde zusammen. Jedes Schwanken seines Willens, jede Abweichung von dem Wege, den er sich vorgezeichnet und den er mit der Sicherheit eines Nachtwandlers, von seinem Dämon geführt, inmitten teuflischer Versuchungen und leiblicher Gefahren ging, würde ihm und vielleicht auch seinem Werke den Untergang gebracht

haben. Von dem einmal gefaßten Entschluß, im Verein mit der Obrigkeit, mit den Fürsten und den Räten der Städte die Reformation zu vollenden, ließ er sich nicht ablenken. Noch ganz erfüllt von der Herrlichkeit und Majestät des mittelalterlichen Kaisertums, wollte er nicht einmal seinem Kurfürsten und dem stürmischen Landgrafen von Hessen das Recht zugestehen, sich und die reine Lehre mit dem Schwerte wider den Kaiser zu verteidigen. Es war schon viel, daß er ihnen, von den Gründen der Juristen überwunden, die Verteidigung gegen einen Angriff um des Glaubens willen zugestand, selber wider die Feinde des Evangeliums mit den Waffen vorzugehen, mahnte er sie auf das Ernsthafteste ab. Innerhalb dieser Schranken aber kannte er weder Furcht noch Zögerung. Langsam reiften die Entschlüsse in ihm, er mußte sich zu ihnen in inbrünstigen Gebeten, durch allerlei Anfechtungen hindurchringen; von den gefaßten jedoch wich er nicht um eines Haares Breite. Schon auf der Wartburg war ihm die Frage von der Verheiratung der Priester vorgelegt worden. Erst im Jahre 1525 entschloß er sich selbst dazu. Mitten in der Aufregung des Bauernkrieges, wo er, von den Katholiken wie von den Schwärmern angefeindet, verleumdet und gescholten, gleichsam den Haß der ganzen Nation auf sich geladen hatte, wie er vordem ihre Liebe besessen. Er hatte sich von der Notwendigkeit wie von der Schriftmäßigkeit der Ehe eines Geistlichen überzeugt; in freundschaftlicher Achtung schloß er sie mit Katharina von Bora: eine Verbindung, die niemals getrübt worden ist und die behagliche Seite des Mannes gepflegt und entwickelt hat, im Übrigen aber für mein Empfinden über die verständige Nüchternheit und einen gewissen Hausvaterhumor in keinem Zuge hinauskömmt.

Wie fest ihn diese Ehe an Wittenberg band, wie sehr ihn

die Einrichtung seiner Kirche, die Ordnung ihrer Verwaltung in den sächsischen und thüringischen Gebieten in Anspruch nahm, so ist seine welthistorische Aufgabe doch noch nicht beendet, er hat noch kein Recht sich für immer in den Frieden und den Schatten eines Pfarrhauses zurückzuziehen. Wie aus der Verborgenheit der Wartburg heraus übt er noch einmal von der hohen Veste Koburg aus den entscheidenden Einfluß auf das Schicksal des deutschen Volkes. Die Reichsacht, in der er noch lag, gestattete ihm nicht in dem Gefolge seines Kurfürsten 1530 nach Augsburg zu ziehen. Auf der Burg lebte er im Äußern und in der Tracht eines ritterlichen Mannes, vor Nachstellungen sicher und den Verhandlungen, die in Augsburg geführt wurden, nahe genug, um mit seinem Rat und Kraftwort beständig einzugreifen. Für die Stellung der Evangelischen im Reich waren jene Tage so verhängnisvoll, wie die zu Worms für Luther. Nur daß es sich nicht mehr um einen Einzelnen, sondern um eine große Gesamtheit und die Zukunft des neuen Glaubens handelte. Mit dem Papste einig, von der Mehrheit der katholischen Reichsstände zu einem Gewaltschritt gedrängt, schien Karl V. willens den Brand auszutreten. Die Evangelischen waren wohl in ihrem Bekenntnisse, der Hauptsache nach, einig, aber keineswegs in den Maßregeln, sei es zum Angriff oder zur Abwehr. Ihre geringe Zahl, der Zorn des Kaisers, die heftigen Reden der katholischen Eiferer riefen Zweifel und Sorge in ihnen wach. Wer unerschüttert in seiner ernst heiteren Gefaßtheit verharrte, war Luther. Ruhiger und geklärter, als in Worms, aber nicht minder entschlossen und siegesgewiß. Sein Trotz ist zur Standhaftigkeit geworden, seine drohende Herausforderung zur besonnenen Verteidigung. Dies ist sein Glaube: keine Schrecken der Hölle sollen ihn davon vertreiben. Alle seine Briefe, an die Seinen nach Wittenberg,

wie an die Fürsten, Räte und Theologen zu Augsburg, atmen die gleiche Unerschrockenheit und die gleiche Seelenruhe, selbst der Humor und der freundliche Scherz finden ihren Ausdruck darin. Wo die Wolken der Vernichtung heraufziehen, freut er sich der Lieblichkeit und der Fülle der Natur. Mit dem Geschrei der Dohlen, dem Lärmen und Scharwänzen der Scharrhanse vergleicht er die Verhandlungen des Reichstages. Aus seinem Gottvertrauen, wie aus seinem weit und tief reichenden Blick über die Weltlage gewinnt er die Zuversicht, daß ein kriegerisches Unternehmen des Kaisers gegen die Protestanten nicht zu Stande kommen würde. Und im äußersten Falle: was kann uns der Fürst dieser Welt anhaben? „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben." Mit den 95 Thesen hat er seine Laufbahn als Kämpfer für das Wort Gottes und die Freiheit der Deutschen begonnen, mit dem Liede „Ein' feste Burg ist unser Gott" sie beschlossen. Auf ein Jahrhundert hinaus hat er damit dem Geiste und dem Leben des deutschen Volkes Ziel, Richtung und Ideal gegeben.

Seit jenen Sommertagen des Jahres 1530, auf der Koburger Veste, hat Luther im Grunde aufgehört, ein politischer Mann, ein öffentlicher Charakter zu sein. Nicht, daß man nicht überall, wohin die Reformation drang und Wurzel schlug, seinen Rat in der Ordnung der Kirche eingeholt, von seiner Hand, aus seiner Schule nicht am freudigsten die Lehrer des Wortes genommen, daß sein Einfluß in diesen Dingen nachgelassen hätte. Aber er war nicht mehr berufen, seine Stimme in einer schicksalsschweren Entscheidung abzugeben. Der Einfall Soliman's in Ungarn, der die Gesandten des Königs Ferdinand spöttisch fragte: ob der Kaiser denn seinen Frieden mit Martin Luther gemacht, daß sie so

herzhaft mit ihm zu reden wagten? hatte Karl V. gezwungen, mit den protestantischen Fürsten in Nürnberg eine Verständigung zu treffen, die sie vor seinem und der katholischen Stände Angriff sicherte. Zu Schmalkalden hatten sich der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, die fränkischen Hohenzollern, die Anhaltiner, einige Grafen und Reichsstädte zu einem festen Bunde vereinigt, einander in Religionssachen Hülfe zu leisten, so gegen Waffengewalt wie gegen die Entscheidungen des Reichskammergerichts. Einmal verpaßt, kehrte der Augenblick, wo ein thatkräftiges Einschreiten, in dem Bunde des Kaisers mit dem Papste und der katholischen Mehrheit, möglich gewesen wäre, so bald nicht wieder. Bis zu Luther's Tode, am 18. Februar 1546, wurde der Friede in Deutschland zwischen den beiden Glaubensparteien nicht gestört. Wohl mochte der Sterbende sorgenvoll in die Zukunft blicken, aber nach seiner Meinung war der Tag der Ernte, das Weltende ja doch nahe. Und nicht bloß ein unermüdlicher Säemann war er gewesen, hoch und herrlich war die Saat aufgegangen. Seine Lehre und seine Politik hatten die mächtigsten Erfolge errungen. Während in allen Orten und Landschaften, wo sich mit der kirchlichen Neuerung politische und soziale Umwälzungspläne verbanden, dem kühnen Aufschwunge ein jäher Sturz gefolgt war, in der Schweiz wie in Lübeck und in Münster — hier hat das Regiment der Wiedertäufer bis auf den heutigen Tag die Durchdringung Westfalens mit dem reformatorischen Geiste gehindert — hatte die lutherische Lehre und Kirche, in Eintracht mit den Obrigkeiten und den Fürsten, in den niederdeutschen Städten, in Mecklenburg und Pommern, in Holstein und Oldenburg, in den drei nordischen Reichen, zuletzt in der Mark Brandenburg sich unerschütterlich festgesetzt. Hier waren überall die Klöster verschwunden, der lateinische Gesang und das Messelesen verstummt. An

die Stelle der Klöster war die Schule und das evangelische Pfarrhaus, als der Kern und die Seele der Gemeinde, getreten. Statt der Messe die Predigt, statt des lateinischen Hymnus der Geistlichen der Gesang des Kirchenliedes in der Volkssprache durch die Glieder der Gemeinde. Mit der Wiederkehr des lang vertriebenen und verbannten Herzogs Ulrich war die Reformation siegreich auch in Württemberg eingezogen. Nürnberg und Augsburg, Ulm und Straßburg, die längst dem Protestantismus angehörten, erhielten dadurch einen starken Rückhalt. In Frankreich, in den Niederlanden drang das Wort des Evangeliums, trotz aller Scheiterhaufen und Hinrichtungen, unaufhaltsam in die Massen ein. Durch den unversöhnlichen Gegensatz, in den Heinrich VIII. von England, zunächst aus persönlichen Rücksichten, im Zwang der Leidenschaft, zu dem Papste und seiner Kirche geraten war, gewann der Protestantismus die Grundlage seiner Weltstellung.

So große unbestreitbare Erfolge gaben dem Manne, von dem die Bewegung ausgegangen, das Recht, stolz zu sein. Als Arbeiter im Weinberge des Herrn durfte er sich seines Tagewerkes rühmen. Mehr als die einst von der römischen Kirche ausgesandten Heidenbekehrer, mehr als die Väter, die Heiligen und die Ordensstifter hatte er geleistet. Indem er das Christentum erneuerte, hatte er dem menschlichen Geiste eine neue Bahn gebrochen und ihm eine unermeßliche, unberechenbare Zukunft eröffnet. Mit Recht setzen die, welche seinen Spuren folgen, ihn an die Seite des Apostels Paulus. Wie die Anhänger des jüdischen Gesetzes den beredten Heidenapostel als Zauberer und Teufelsgenossen verleumdet und geschmäht haben, ist es nur billig, daß die Anhänger des päpstlichen Gesetzes Luther von seinem Auftreten bis auf diesen Tag in ihre Hölle verdammt haben. Wenn einer, so hat er einen Anspruch auf diese Ehre.

Aber dieser Gegensatz und diese Feindschaft machten nicht das Tragische seiner letzten fünfzehn Lebensjahre aus. Das Mißverhältnis zwischen seinem Genius und seiner Stellung war bei all' seiner Bescheidenheit und Schlichtheit nicht auszugleichen. Der Mann, der dem Banne des Papstes getrotzt, unerschüttert vor dem Kaiser und den Ständen des Reichs den Widerruf verweigert, der eine Welt in Flammen gesetzt und aus diesem ungeheuren Brande die deutsche Bibel und die evangelische Kirche unversehrt gerettet hatte, war zu groß für die Kanzel einer Kirche in einer Mittelstadt, zu groß, um sich als Prediger und Professor still und behaglich auszuleben. Rührend und bewunderungswürdig zugleich, wie er es dennoch versuchte. Das war wenig, daß er die Pflichten, die ihm sein Amt auferlegte, treu und sorglich erfüllte; in der Pestgefahr nicht von seiner Gemeinde wich; den Geringsten wie den Höchsten zugänglich und ein Trostbringer war; daß er, um einen Streit zwischen den Grafen von Mansfeld zu schlichten, in der Winterkälte, trotz seiner Kränklichkeit, von Wittenberg aufbrach, um in Eisleben gottselig zu sterben. Wenig bei seiner Großheit, daß er nicht in Klagen als verkannter, geringgeschätzter und leidender Heros ausbrach, wie Napoleon auf St. Helena, und dem Verdruß, dem Unmut und der Melancholie, so oft sie auf ihn einstürmten, niemals ganz das Feld räumte. Dies jedoch macht ihn zu einem so einzigen Menschen und verleiht ihm für uns Deutsche das Vorbildliche, daß er inmitten dieser peinlichen und niederdrückenden Verhältnisse, aus der Beschränktheit heraus Unzerstörbares schuf: das deutsche Bürgerhaus, den Keim unserer gesamten Kultur, unserer Dichtung und Musik, unserer Wissenschaft und unseres öffentlichen Lebens, die unbezwingliche Burg, in der wir unter den härtesten und grausamsten Schlägen des Schicksals noch immer unsere höchsten

Güter bewahrt. Das Bürgerhaus, wie es Luther in seinen kargen und scheinbar so lichtlosen Tagen in Wittenberg begründet und mit einer eigentümlich aus Innigkeit und heiterem Humor gemischten Poesie verklärt hat, ist für uns das unterscheidende und bezeichnende Merkmal unseres Volkstums geworden: es ist uns durch drei Jahrhunderte das gewesen, was den Athenern ihr Theater und ihre Philosophenschulen, was den Römern ihr Forum war. Luther's Eheschließung, sein treuherziger Verkehr mit der Gattin; seine Liebe zu den Kindern, wie er sie erzog, sich ihrer freute, mit ihnen scherzte, ihren Tod beweinte; sein Umgang mit den Freunden und Hausgenossen, seine bald munteren, bald ernsten Tischgespräche mit ihnen, die Hausmusik, ein fröhliches Trinken, seine Mahnungen an das Gesinde, sein Lied zum Weihnachtsabend — welcher Deutsche, gleichviel welchen Glauben er hat, könnte ihm das je vergessen, atmete in seinem wohleingerichteten, friedlichen Hause, bei den Lichtern des Weihnachtsbaumes, nicht den unverwüstlichen Hauch dieses Geistes! Ob er sich dessen bewußt ist oder nicht — es ist die Luft, in der er lebt. Diesem Bürgerhause schenkte er in seiner deutschen Bibel den köstlichsten Hausschatz, ihm sicherte er durch die Schule die Zukunft. Vorurteilslos erkennen die Besten der Katholiken die Verdienste Luther's um die deutsche Sprache und die Volkserziehung an. Im Gegensatz zu den Humanisten, denen die ganze Bildung in der Kenntnis des römischen Altertums, in der Prosa Cicero's und den Versen Vergil's beschlossen war, — denn die griechischen Studien blieben immer nur auf eine kleine Minderheit auch unter den Humanisten beschränkt — baute er die deutsche Schule auf den Grundsäulen der Muttersprache und der Bibel auf. Aus der Dialektzersplitterung, in der im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die deutsche Sprache als eine allen Deutschen

gemeinsame und verständliche umzukommen drohte, hat er sie durch seine Schriften und Lieder, durch seinen großen und kleinen Katechismus und seine Bibel gerettet. Schon vor ihm gab es eine deutsche Bibel. Aber diese, ohne Rücksicht auf die hebräischen und griechischen Texte, im engsten Anschluß an die Vulgata gemachte Übersetzung konnte in ihrer Ungefügigkeit und Unklarheit des Ausdrucks niemals ein Gemeingut so des Ärmsten wie des Reichsten werden. „Zum Dolmetschen", wie Luther selbst gesagt, „gehört ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz" — ein Herz, wie er es besaß, voll heiliger Scheu für das Wort Gottes, voll Liebe für seine Sprache. Nicht wie ein Stubengelehrter, wie ein Volksredner und Volksdichter behandelte er sie. Etwa wie in der grauen Vergangenheit Homer die Sprache der Achäer. „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen, wie man soll deutsch reden und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden." Und da, bei allen Rauheiten und Grobheiten, in denen er sich nach der Sitte der Zeit gefiel, eine lautere Musik, ein Gefühl des gehaltenen Rhythmus in ihm war, wußte er auch seinen Satzgebilden den goldenen Wohlklang zu verleihen. So feierlich, so ergreifend, so majestätisch wie Orgelgetön oder Glockengeläut klingen die Psalmen und die Klagelieder des Jeremias in keiner andern Sprache, wie in der seinen. Wenn man seine Schriften mit denen des gefeiertsten Dichters der Zeit, mit Hans Sachs' Erzählungen und Liedern, Schwänken und dramatischen Spielen vergleicht, erkennt man recht seine Überlegenheit. Alles ist in seiner Darstellung aus einem Guß und Wurf, er beherrscht die Sprache auf ihren Höhen wie in ihren Tiefen, ohne Anstrengung redet er jetzt wie ein gottbegeisterter Prophet und spottet im nächsten Augenblick

in dem Ton eines Schimpf- und Fastnachsspiels. Er lockt ihr Feinheiten ab, die keiner vor ihm geahnt; mit gleicher Klarheit setzt sie in seinem Munde die alltäglichsten Dinge wie die tiefsinnigsten Gedanken auseinander. Bald wandelt er sie in ein Schwert, bald in eine Leier. Seine Bibel wurde das Grundbuch der neuhochdeutschen Sprache, das Bindemittel der vielzerspaltenen Nation. Von dem abscheulichen Sprachmischmasch des siebzehnten Jahrhunderts hat sie, im Munde der Dichter und Prediger, der Satiriker und Volksphilosophen unser geliebtes Deutsch nach harten Kämpfen befreit.

Der Meister der Sprache wurde auch der Lehrer und Erzieher seines Volkes. Das Gut, das er dem katholischen Klerus nahm, fiel nicht allein in den Beutel der Fürsten und der Adeligen, die es vergeudeten, vertranken und verspielten, wie es vor ihnen die Mönche und Äbte, die Domherren und Bischöfe gethan. Der größere Teil wurde zur Ausstattung der Kirchen, zur Errichtung von Schulen verwandt. Unermüdlich trieb Luther dazu die Obrigkeit an. Wie sie die Jünglinge und Männer zwinge, Spieße und Büchsen zu tragen, müsse sie Knaben und Mädchen zur Schule anhalten. Vor anderen Studien empfahl er das Studium der alten Sprachen, sie seien die Scheide, darin das Messer des Geistes stecke. Dem Volksgesange soll der Lehrer Pflege und Aufmerksamkeit widmen. Gern möchte er, daß aus den alten Chroniken die großen und guten Thaten seiner geliebten Deutschen zusammengestellt und der Jugend als leuchtende Beispiele der Nacheiferung gelehrt würden. Die Rathsherren und Bürgermeister mahnt er, Stadtbibliotheken einzurichten. Von einer Naturwissenschaft in unserem Sinne war in seinen Tagen nicht die Rede. Noch ist sie auf das Innigste mit der weißen und schwarzen Magie, mit Astrologie und ärztlicher Geheimlehre verwachsen. Theophrastus Paracelsus und Faust sind die volksthümlichen, allmählig symbo-

lisch gewordenen Gestalten dafür. Solche nur halb aufgeklärten Dinge in der Schule lehren zu lassen, konnte Niemand einfallen. Am wenigsten Luther, in dessen Seele sich mit dem naivsten und sonnigsten Gefühl für die Lichtseiten der Natur, den blühenden Garten, das lustige Treiben der Vögel, das reifende Kornfeld, ein nie völlig überwundener Schauer vor ihren Nachtseiten und geheimen Kräften verband. Wenn er die menschliche Vernunft vor den Geheimnissen Gottes still stehen hieß, so hatte er mit allen seinen Zeitgenossen das Gesetz der Bewegung übersehen. Er hatte dieser Vernunft, die nach ihm zur Erkenntniß Gottes und zur Erwerbung der Seligkeit so wenig nütze ist, den Anstoß gegeben, nun mußte sie vorwärts und immer weiter vorwärts — wer will sagen, wohin?

Das Haus, die Schule, die Sprache — wahrlich, kein Mann hat seinem Volke so viel gegeben wie Luther. Und aus welcher Enge und Dürftigkeit heraus! Die großen Gesetzgeber des Altertums standen an der Spitze ihres Volkes, auf einem erhöhten Platz. Durch Überredung oder Gewalt brachen sie jeden Widerspruch. Wenn sie nicht Fürsten waren, hatten sie doch fürstliche Macht, Umgebung und Gewandung Nichts von alledem ist bei Luther in seinen letzten Lebensjahren zu finden. Nicht entfernt kann sich sein Wittenberg auch nur mit Nürnberg, Augsburg oder Lübeck vergleichen. Er ist kein Ratsherr, kein Patrizier. Als Professor theilt er die Räume seines Hauses mit den Studenten, die bei ihm wohnen; als Bürger hat er die verdrießlichsten Händel mit dem Rat, daß er wohl ausruft: er wolle Wittenberg für immer verlassen. Von sich aus vermag er nichts anzuordnen und durchzuführen: er ist auf den guten Willen der Fürsten und der Obrigkeiten angewiesen. Die Kargheit seiner Einkünfte schränkt selbst seine Wohlthaten ein. Oft muß er die

Hochzeitsbecher versetzen; um ihn nicht ganz zu schädigen, weigert sich Lukas Cranach, seine Bürgschaft anzunehmen. Auf 8—9000 Gulden ward seine Hinterlassenschaft geschätzt. Man denke ihn sich als Papst in Rom — noch heute würde seine Familie zu den fürstlichen Geschlechtern der ewigen Stadt zählen. So im Kleinen wie im Großen eingeengt, wie hätte seine dämonische Natur sich in seiner Thätigkeit stets beglückt und befriedigt fühlen können! Besaß er, wie er einmal sagt, von den vier Geistern des Elias nur den einen: den Sturmwind, der die Felsen zerschmettert, wie tragisch war dann sein Loos in Wittenberg! Es war nur natürlich, daß seine Grämlichkeit und Empfindlichkeit, der die großen Gegenstände seines Zornes und Hasses fortan fehlten, sich in Kleinigkeiten Luft machte, daß der Streiter Gottes und seines Volkes zuweilen zu einem mürrischen Moralprediger und Polizeimeister gegen die Untugenden der studentischen Jugend und die Laster der deutschen Höfe ward. Den Freunden erregte er in den Stunden seiner Schwermut und seiner Heftigkeit Sorge und Furcht, sie wagten es nicht, ihm zu widersprechen. Selbst Melanchthon bezwang nicht immer seine Angst vor dem dämonischen Freunde. Dennoch rühmte er ihm in die Gruft nach: „Ein Jeder, der ihn recht erkannt, muß dieses zeugen, daß er ein sehr gütiger Mann gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich und gar nicht frech, stürmisch, eigensinnig oder zänkisch. Und war doch daneben ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Geberden, wie in einem solchen Mann sein soll. Sein Herz war treu und ohne Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und boshaften Gemüt, sondern aus großem Ernst und Eifer zu der Wahrheit." Vielleicht lag auf dem Grunde seiner Seele ein tiefer Schmerz über verlorene Hoffnungen, über

Pläne, die sich ihm nicht erfüllt, über Träume und Gedanken, die sich ihm nicht verwirklicht; vielleicht klang in der Sehnsucht nach dem Jenseits, in der Ahnung des Weltendes, in der Gewißheit einer besseren Welt der letzte Akkord dieser bitteren Schmerzempfindung aus. Vielleicht — denn trotz der Anschaulichkeit, Festigkeit und Sicherheit, mit der sich uns Luther's Erscheinung auch in der letzten Periode seines Daseins darstellt; trotz der Fülle scharfer und bestimmter Charakterzüge, die uns sein Wesen und seine Äußerlichkeit menschlich und greifbar nahe bringen; obgleich in diesem ganzen Manne keine Gebrochenheit, keine Dunkelheit zu entdecken ist: wie mit einem grauen Schleier ist doch seine Wittenberger Existenz umhüllt. Sehr möglich, daß wir ein stärkeres Bewußtsein von dem Gegensatz seiner Stellung und seines Wertes haben, als er selbst; daß er mit seinem klugen Sinne für das Gegebene, in der Schlichtheit seines Herzens, sich eher in das Mißliche und Unzulängliche fand, als die Nachkommen, die unwillkürlich mehr den Heros als den Menschen in ihm sehen. Er aber war jeder Stellung gewachsen und in jeder seines Gottes sicher. Er hatte nach dem Martyrium getrachtet und genoß jetzt mit Behaglichkeit die Freuden der Häuslichkeit und eines bescheidenen, durch seine Arbeit erworbenen Wohlstandes. Der Hölle hatte er getrotzt und dem Papste die Himmelsschlüssel entrissen und schrieb jetzt den kleinen Katechismus für die Kinder. Wie Gottesfeuer war sein Flammenwort über Länder und Menschen dahingefahren: jetzt predigte er allsonntäglich einem halben Tausend Kleinbürgern und war ein Professor wie andere mehr. Aus Goethe's letzter Zeit haben wir einen schönen Spruch: „Alle Tag' und alle Nächte, rühm' ich so des Menschen Loos; denkt er ewig sich in's Rechte, ist er ewig schön und groß". Wie auf ihn selber, passen die Worte

auf Luther. Man kann sich das Schicksal des deutschen Dichters wie das des deutschen Reformators glanzvoller und harmonischer ausmalen, als es in Wirklichkeit war: sie aber standen immer am rechten Platze, thaten ohne Klage ihr großes oder kleines Tagewerk und sind gerade dadurch auch den Geringsten unter uns Vorbilder des Guten und Wahren geworden.

Daß ein solcher Mann und noch mehr das Gelingen seiner That den Haß der Altgläubigen erregen mußte; daß in dem Jahrhundert der Religionskriege kein Katholik ihm verzeihen oder nur seine Beweggründe und Handlungen unparteilich untersuchen und betrachten konnte, bedarf keiner Erklärung. Merkwürdiger erscheint es, daß jetzt, vierhundert Jahre nach seiner Geburt, wo jede Möglichkeit einer Zurückführung der alten Zustände bis auf den letzten verdämmernden Schatten verschwunden ist, das Feuer dieses Hasses gerade noch so lodert, wie vordem. Wohl ist es nur ein Strohfeuer, das keinen Schaden anzurichten vermag, aber die Ruhigen im Lande ärgert es doch. Nach den Schmähungen und Zerrbildern zu urteilen, welche die Klerikalen in Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln gegen Luther schleudern — die alten Anklagen, die immer von Neuem zu widerlegen eine durchaus müßige Arbeit ist — müßte dieser Mann der ärgste Verbrecher und Gottesläugner, Nero und Julianus Apostata in einer Gestalt gewesen sein, und nicht der Wohlthäter seines Volkes, der sie selbst lesen und schreiben gelehrt. Sie reden seine Sprache, sie citiren seine Bibel. Seine Reformation hat ihre Kirche gereinigt und mit scharfem Besen den Augiasstall eines Alexander's VI., eines Julius' II. von Blut und Unrat reingefegt. Wenn sie sich nicht zu einer Anerkennung seiner Verdienste zu erheben vermögen, wollen sie es uns verargen, daß auch wir Luther zuerst und zuletzt als den unversöhnlichen und unbesiegten Feind ihres Papstes hochhalten, preisen und

verehren? Was kümmert es uns, ob sie Luther einen entlaufenen Mönch, einen Trunkenbold, einen Wollüstling, einen Besessenen nennen? Daß er dem Papstthum den ersten, den vernichtenden Stoß gegeben: das ist die Hauptsache, darum allein handelt es sich, alles Andere ist für die philosophische Betrachtung der Geschichte Spreu und Firlefanz. Viele entlaufene Mönche haben Nonnen entführt und sind brave Zechkumpane und gute Musikanten gewesen: Hanswurstiaden, die im besten Falle eine Stelle in Boccaz's „Decamerone" gefunden haben: nur einer hat dem Papste an's Haupt gegriffen und sein Fegefeuer ausgeblasen. Und indem er dies that, befreite er nicht nur das Gemüt der Menschen von einer unerträglichen Last, sondern auch die menschliche Vernunft aus der Dunkelkammer, in die Aberglaube und Furcht vor dem Jenseits sie gehalten. Diese That können die römische Kirche und die Ultramontanen niemals verzeihen. Und sie sollen es auch nicht. Zwischen der Vernunft und dem Aberglauben, zwischen der Freiheit und der Theokratie, zwischen der deutschen Nation und dem römischen Papstthum kann es niemals einen aufrichtigen Frieden geben. Jetzt weniger als je, wo der Papst sein irdisches Königthum eingebüßt hat und die Wissenschaft mit dem Schwung ihrer Adlerfittige langsam, aber unaufhaltsam auch die Flammen seiner Hölle auslöscht.

Gewiß, weiter als Luther es wollte, ist der menschliche Geist in die Geheimnisse der Natur und zum Urgrund aller Dinge vorgedrungen. Grübler und Sophisten werfen gern die Frage auf, wie sich denn Luther zu vielen Erscheinungen der Gegenwart, zu der Darwin'schen Lehre und dem Socialismus oder auch nur zu Strauß's „Leben Jesu" stellen würde? um sie selbst mit der triumphirenden Bemerkung, daß er sie verdammen würde, zu beantworten. Als ob ein Verständiger

darüber einen Zweifel hegen könnte! Wie wäre ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts im Stande, das neunzehnte zu verstehen und zu richten! Und noch dazu wird bei solchem konservativen Spintisiren die Hauptsache vergessen. „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ fragt der Kaiser, der im Berge eingeschlossen sitzt, in unserer Sage den Schäfer. So würde auch der wieder auferstandene Luther nur die eine Frage thun: „Was macht der Antichrist in dem römischen Babylon?“ Und wenn ihm nun der Papst als Gefangener im Vatikan, Deutschland unter einem protestantischen Kaiser als die erste Macht Europa's gezeigt würde; wenn er überall auf der Erde das bürgerliche Leben von den Fesseln der Kirche befreit sähe, keine herrschenden Bischöfe, keine Ablaßkrämer, nur hier und dort noch in vergessenen Winkeln einen Bettelmönch; wenn sich ihm der Kosmos als die lichtvolle, nach ewigen Gesetzen sich frei und doch notwendig bewegende und entwickelnde Schöpfung einer göttlichen Kraft enthüllte; wenn er rückblickend den erhabenen Geisterzug gewahrte, der von jenem 31. Oktober 1517 an bis heute ihm nachgeschritten ist — dann sollte er Hände und Augen nicht staunend zum Segnen, sondern zum Fluchen erheben? Nein, er ist überall und wird überall sein, wo um die Freiheit des Gewissens und der Forschung gestritten wird. Seines Geistes Hauch wehte in den Schlachtstandarten Cromwell's und in den preußischen Fahnen bei Leuthen. Er umwitterte Lessing, als er seinen Anti-Goeze schrieb, und Goethe, als er den ersten Teil des Faust dichtete.

Nichts ist natürlicher, als daß sich die Jubelfeste zu seinem Andenken wesentlich als Kirchen- und Schulfeste gestalten. Daß die Kirche, die er auf dem unverfälschten Evangelium als ihrem wahren Felsen errichtet hat, ihn als ihren Stifter ehrt; daß die Schule, der er in unserem Volksleben eine so

edle, so bedeutungsvolle Stellung erworben, sich seiner als ihres erlauchten Führers und Monarchen freut; daß die Kinder, für deren Herzigkeit, Einfalt und Unschuld er bessere Worte als irgend ein Dichter gefunden, zu ihm wie zu einem lieben Vater aufblicken. Aber diese Anschauungen und Vorstellungen, so berechtigt sie sein mögen, dürfen uns doch die Weltansicht dieses Mannes nicht beschränken und verkümmern. Nicht bloß die Bibel trug Luther in der Hand, sondern den Hammer Thor's. Er war nicht nur der Eckstein eines neuen Baues, sondern der Felsblock, der den alten zerschmetterte. In tausend Jahren wird er eine mythische Gestalt geworden sein. Zu dem Geschlecht der Titanen wird man ihn zählen und dem alten Feuerbinger Prometheus an die Seite stellen. Glücklicher als jenen wird man ihn preisen, da ihn kein Gott an den Felsen zu schmieden vermochte. Dann werden vielleicht die ungeheueren Ruinen der Peterskirche und des Vatikans das letzte Denkmal seiner Wirksamkeit auf Erden sein.

III.

Deutsche Tage.

Zum Schiller-Tage.

10. November 1871.

Endlich nach zwölf langen Jahren der Erwartung geht der Wunsch Berlin's in Erfüllung: auch die Hauptstadt des deutschen Reichs wird wie Weimar und Stuttgart, wie Frankfurt und Hamburg ihr Schiller-Denkmal haben. Aber unsere Schwesterstädte deuten es uns nicht als eitel Hochmut und Selbstüberhebung, wenn wir einem Denkmal Schiller's in der ersten, größten und mächtigsten Stadt Deutschland eine höhere Bedeutung zuschreiben, als den Erinnerungszeichen, die sie dem Dichter aufgerichtet. Auf einem der volkreichsten Plätze unserer Stadt, recht inmitten ihres Herzens, wo in beständiger Bewegung die Welle gerade des öffentlichen Lebens auf- und niederflutet, wird in heiterer Schöne und Milde und doch erhaben über der gemeinen Alltäglichkeit, in weihevoller Unnahbarkeit, das Marmorbild des Dichters auf die geschäftig hin- und hereilende Menge schauen. Lauter, gewaltiger, eigentümlicher als an jedem Orte wird hier dies Bild nicht zu einem Teil, zu einem Stamme, sondern zur Gesamtheit des deutschen Volkes sprechen. Hier und an dieser Stelle wird sich mit jedem Tage auf's Neue in tausend Zeichen offenbaren, daß der Genius unseres Volkes in Friedrich Schiller seinen edelsten und unzerstörbarsten Ausdruck gefunden hat. Nicht ohne tiefere Bedeutung ist es, daß diese Stadt, in der bisher

nur der kriegerische Ruhm verherrlicht wurde, in der, wie man klagt, der Strom des politischen und industriellen Lebens alle andern Bäche und Flüsse verschlungen hat, in seltener Einstimmigkeit von so vielen und großen Dichtern und Denkern Friedrich Schiller zuerst mit einem Standbild ehrt.

Nicht heute erst, schon als am 10. November 1859 der Grundstein zu diesem Denkmal gelegt wurde, hatten wir alle dieselbe Empfindung, daß Schiller einer der Ecksteine unsers Volkslebens ist. Und wie hat sich in Stürmen und Gewittern, in Ereignissen, deren Größe und Hoheit damals Keiner auch nur ahnen konnte, dieser Eckstein bewährt! Niemand wird fernerhin mehr fragen: was denn Schiller unserm Volke sei? Beinahe hat auch schon die Litteraturgeschichte verlernt, die Frage weitschichtig und gelehrt zu erörtern, ob Schiller oder Goethe der größere Dichter gewesen? Das aber muß immer wieder zur Warnung der Leichtgläubigen, zur Abweisung der Sophisten betont werden, daß nur in einer vorzugsweise litterarischen Epoche eine solche Verdunkelung Schiller's stattfinden konnte. Als wir während eines Menschenalters von 1815—1848 die „berühmte Nation von Denkern und Dichtern" waren; als Deutschland von den französischen Poeten als das Land der Nebel und Hexen, der unverständlichen Philosophie und der barbarischen Musik bald mit Voltaire's Spott, bald mit leiser Gespensterfurcht betrachtet wurde, galt es für ein Zeichen vorgeschrittener Bildung vornehm über Schiller hinweg zu sehen. Statt sich um die Erkenntniß seines Genius zu bemühen, hob man eifrig seine Irrthümer, Mängel und Fehler hervor: Schlacken, die an allem Irdischen haften, und nicht zum Kleinsten an dem vergötterten Goethe. Es war die Stimmung der romantischen Genies aus den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts; der litterarische Mensch schuf sich eine besondere Welt, Religion und Sitte. Natürlich

mußte einem frechen, genialischen Manne, wie Friedrich Schlegel einer war, das lustige Wanderleben Wilhelm Meister's mit Schauspielern und Frauenzimmern, das, Ende gut, Alles gut, mit einer reichen Heirat schloß, besser zusagen, als Schiller's kategorischer Imperativ der Pflicht. Aber was 1795—1805 unter Zeitgenossen, im Kampf der Gesinnungen und Charaktere, durchaus gerechtfertigt und notwendig war, das nahm 1840 etwas Gehässiges und Unlauteres an. Die Einen wußten an dem Künstler Schiller die Flüchtigkeit und Rohheit der Effekte, das Aufgebauschte der Sprache zu tadeln, ihr tiefer Sinn fühlte sich von den „Gemeinplätzen" seiner Helden „angeekelt", Thekla und Max erschienen ihnen unbeschreiblich lächerlich. Man muß in den jetzt veröffentlichten Studien Otto Ludwig's über Shakspeare nachlesen, bis zu welchem ästhetischen Aberwitz diese Art von Kritik führt. Den Andern wieder war Schiller zu „demokratisch", kein wahrer, sondern nur ein Tendenz-Dichter, sie vergaben ihm weder seinen Marquis Posa, noch seine „Götter Griechenlands".

Den Vorwurf der Unchristlichkeit teilte er nun zwar mit Goethe, aber er sündigte doppelt, daß er mit dieser Unchristlichkeit auch eine politisch-revolutionäre Gesinnung verband. Wie weit diese Ansichten in den litterarischen Kreisen um sich gegriffen hatten, läßt sich nicht besser als durch die Worte eines verdienstvollen Litteraturhistorikers A. Koberstein beweisen. Am 14. November 1839 schreibt er an Ludwig Tieck; nachdem er ihn gerade als „deutschen" Dichter gerühmt, fährt er fort: „Darum glaube ich auch fest und inniglich, daß, wenn die Stunde unseres Volkes noch nicht geschlagen hat, was Gott verhüte, und wenn es sich der gegenwärtigen Trübsal und Wirrniß wieder entwindet, in Deutschland die Überzeugung immer tiefere und breitere Wurzeln schlagen wird, daß Goethe und Sie die beiden Gipfel unserer neueren

Poesie sind und nicht Goethe und Schiller, dessen jetzige abgöttische Verehrung spätere Geschlechter mit gesunderem Sinne kaum werden begreifen können."

Nun, ein „späteres Geschlecht mit gesunderem Sinne", das welches die Schillerfeier 1859 einmüthig jubelnd auf der ganzen Erde beging, das 1870 und 1871 unvergleichliche Heldenthaten vollführte, hat darauf die Antwort gegeben. Nicht Goethe's Worte, die Worte Schiller's haben uns in den Kampf begleitet. Das war der Genius, der unsern Heeren bei Wörth und Sedan voranschwebte; sein Ruf und seine Mahnung:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern —

wehte wie Geisteshauch durch die Fahnen im großen Saal zu Versailles, als es wieder nach Jahren der Schmach und der Zwietracht einstimmig von deutschen Lippen schallte: Es lebe der Kaiser! Es lebe das Reich!

Was liegt daran, ob der oder jener Schiller geringschätzig auf die Schülerbank hinabsetzt und im hohen Ton jetzt seine Dramen, jetzt seine Geschichtschreibung bemängelt? Billig läßt man einem Jeden, wie ihn die Laune treibt, dies harmlose Vergnügen. Der ungeheuere Schaden, welchen diese Verkennung und Herabwürdigung Schiller's der Seele unseres Volkes zu bereiten drohte, bestand vor Allem darin, daß unsere Kunst von den Idealen, unser Wunsch und unsere Sehnsucht von einem freien Staate abgelenkt wurden. Aber der einfache Sinn des Volkes war nicht zu betrügen, weder die realistische Kritik der Einen, noch die politisch-kirchliche Verurteilung der Andern konnte ihm seinen Schiller rauben. So „kläglich" die Dramen Schiller's sind, sie leben in unvergänglicher Schönheit, in einer Wirkung, die, von Jahr zu Jahr in immer weitere Kreise reichend, zaubergewaltig vordringt, auf

der deutschen Bühne; so beklagenswert seine Grundsätze und Anschauungen für gewisse Menschen sein mögen, sie sind für uns etwas wie ein Evangelium geworden.

Man hat Schiller den Dichter der That genannt: er verkörperte für das deutsche Volk zugleich die Sehnsucht desselben nach politischer Bethätigung und seine idealistische Weltanschauung. Zu Schiller's Lebzeiten gab es keinen deutschen Staat; er sah um sich her ein vielgestaltiges, vielgliedriges, buntlappiges Reich, das unaufhaltsam, noch mehr durch eigene Schwäche und Uneinigkeit, als durch fremde Gewalt zerfiel; aus dem Wirrsal und der Trübung der Gegenwart flüchtete er in die reine Welt der Kunst, in jenes holde Reich der Schatten, wohin menschliche Bedürftigkeit nicht zu dringen vermag. Aber der tiefste, mächtigste Zug in ihm ging immer zum Staat, er kannte den Menschen nur als ein Wesen, das innerhalb eines großen politischen Ganzen steht, das in der Geschichte lebt und bewußt oder unbewußt am Webstuhl der Zeit mitarbeitet. Dies ist die Lebensader der Schiller'schen Dichtung. Selbst in jenen tiefsinnig wundersamen Gedichten: „Der Spaziergang“ und „Das Ideal und das Leben“, wo er — wie Vilmar einmal schön und wahr empfunden — über sich selbst hinauszuwachsen scheint, tönt dieser historische Klang ergreifend wieder. Der Staat, den Schiller träumte, konnte selbstverständlich nur ein idealer sein; das zerfallende römische Reich deutscher Nation oder die Republik und das Kaisertum der Neu-Franken befriedigten ihn so wenig, wie das Reich des zweiten Philipp, in dem die Sonne nicht unterging, seinen Marquis Posa befriedigt hatte. Das Unbestimmte seines politischen Ideals war nicht allein notwendig in seiner Zeit gegeben, es lag noch viel tiefer in seiner eigenen, in der Seele des deutschen Volkes. Wie lange ist es denn her, daß wir selbst aus unklaren,

nebelhaften Träumen uns zu einer bestimmteren Vorstellung des deutschen Volksstaates erhoben haben? Mit der Republik, die Karl Moor mit seinen Freunden in den böhmischen Wäldern aufzurichten hoffte; mit Fiesco's Herzogtum Genua; selbst mit der Freiheit der drei Waldstätte, welche die Verschwörung auf dem Rütli und Tell's Schuß in der hohlen Gasse von Küßnacht wieder herstellten, ist gewiß vom Standpunkt der Realpolitik nichts Sonderliches anzufangen. Überall tritt das Unreife und, wenn man will, sogar das Wüste zu Tage. Aber ist das der Sinn dieser Schöpfungen? Hoch erhaben über Allem, was die Helden siegend oder fallend verwirklichen konnten, steht das Ideal, zu dem sie aufblicken. Nennt es doch ein verschleiertes Ideal! Ja wohl, wie das Bild zu Sais verschleiert war, so vermochte auch Schiller sein Ideal der Freiheit nur im Schleier der Dichtung zu sehen. Wie wäre die kleine, ärmliche, jammervolle Gegenwart, in der er lebte, diesem Ideal reif gewesen! Wie hätte er von ihr die Formen für seinen Traumstaat glücklicher und freier Bürger borgen können! Aber weil es Geist von unserm Geiste, weil es die Sehnsucht unsers Herzens war, die er — und was wohl zu betonen ist, er allein unter all den erlauchten Führern unserer glänzendsten Litteraturepoche — aussprach, darum wurde er für uns Eins und Alles.

Es giebt kein politisches Sein, Denken oder Handeln ohne historische Grundlage. Im Untergang des alten deutschen Reichs, in der Götterdämmerung, steht unter einem Volke, das sich selbst aufzugeben und an einen Welteroberer zu verlieren droht, ein historischer Dichter auf. Gleich sein erstes Werk: Die Räuber, trägt nicht umsonst das Motto: in tyrannos! Aus dem engen Kreise des Privatlebens, in dem sie sich bisher bewegt, reißt er die Dichtung auf die Bühne der Welt. Mit magischer Gewalt, die auch den widerstrebendsten Zuschauer

bändigt und zum Lauschen zwingt, führt er dem trockenen, versumpften Pfahlbürgertum die gewaltigsten Geschicke vor. Er ist der Prometheus, der unserm Volke den Funken des politischen Feuers gebracht; er hat den Staat und die Arbeit in ihm und um ihn, die wir Geschichte nennen, mit idealischem Glanze umkleidet. Nicht den Königen, den Helden und Staatsmännern — euch allen, hat er uns zugerufen, gehört der Staat; ihr alle seid verpflichtet, an dieser Arbeit teilzunehmen!

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Dasselbe Ziel wie der Dichter verfolgt der Geschichtschreiber. Neben Johannes von Müller ist Friedrich Schiller der erste deutsche Geschichtschreiber — der erste, der es unternommen, nicht für Gelehrte zu schreiben, sondern große Weltbegebenheiten dem Volke zu erzählen. Gewiß war Müller der kenntnisreichere Mann, für den Liebhaber des Altertums und der griechischen und römischen Geschichtschreiber besaß er die Kunst der historischen Darstellung in einem höheren Grade als Schiller, der mehr an die englischen Muster Gibbon's und Robertson's als an Thucydides oder Tacitus erinnert. Wie anders aber stellt sich das Urteil, wenn man auf den innersten ethischen Gehalt in den Schriften beider Männer eingeht! In Müller entdecken wir dann einen hochbegabten, leichtbeweglichen Sophisten, der heute verherrlicht, was er morgen verwerfen wird: durch Schiller's historische Schriften wie durch seine Dichtungen geht dagegen ein Aufschwung nach dem Edeln und Wahren, nach den höchsten Gütern, die unwandelbare Überzeugung von dem Fortschritt der Menschheit zur Schönheit und zur Freiheit.

Es ist eine Thorheit, einen solchen Mann nach seinem politischen Glaubensbekenntniß etwa wie einen Kandidaten

zum Parlament zu befragen. Die verschiedensten Parteien haben ihn zu den Ihrigen gezählt. Alle mit dem gleichen Recht; es würde nicht schwer sein, einzelne Stellen aus den „Räubern“ anzuführen, die eine gewisse Neigung Schiller's zur wildesten Volksdemagogie bekundeten, und auf der andern Seite hat man aus „Maria Stuart“ und der „Jungfrau von Orleans“ Schiller's „offenbare Vorliebe“ für die katholische Kirche herausgelesen. Der Widerlegung bedarf es nicht: zu den Parteien, die jetzt auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens kämpfen, gehörte Schiller nicht, ihm würde die Rechte, die Linke und das Centrum vielleicht gleich unverständlich und unsympathisch sein. Wo aber immer das Recht des Unterdrückten vertheidigt, die Freiheit des Gedankens und des Wortes erobert; wo, ob auf dem Schlachtfelde, ob im Beratungssaal, für das Vaterland und die Ehre des deutschen Namens gestritten wird, da wird Friedrich Schiller in der ersten Reihe stehen, da weicht er im Vorkampf nicht Luther dem Reformator, nicht Friedrich dem Einzigen.

Hier ist ein Quell des Ewigen und Wahren, der dem deutschen Volke unversieglich strömt. Aber nicht nur durch das, was er uns gegeben, nicht durch das Bewußtsein, daß wir in ihm einen Pfeiler, und nicht den schwächsten, unseres neuen Reiches haben, zieht er uns so mächtig an — weit darüber hinaus ist es der Zauber seiner Persönlichkeit, der uns in Verehrung und Liebe an ihn bindet. Wohl weiß auch hier wieder die Superklugheit ihre Bedenken vorzubringen und an dem Menschen Schiller Flecken anfzuweisen, wie an dem Dichter. Sie hat schon Recht, er war kein Olympier — aber mehr als das: er war ein Mann, der aus Schuld und Irrtum, aus Elend und Fehl, aus dem Sturm und Drang der Zeit sich zur Tugend emporrang, der unaufhörlich an seiner Dichtung wie an seinem Charakter besserte und seine Seele stets reiner

und harmonischer stimmte. Wenn ein Leben, so ist das Schiller's vorbildlich für deutsche Art und deutsches Wesen. Goethe's Dasein ist die Verklärung der ruhigen Ausbildung des Reichtums und der Behaglichkeit, Schiller's Dasein ist die Verklärung der Arbeit — der harten Arbeit an sich selbst zum Nutzen des Ganzen.

Es hat etwas Beschämendes, daß solche Gedanken, die der Name Schiller mehr oder minder deutlich in jedem Gemüt erweckt, immer nur bei feierlichen Gelegenheiten, in festlicher Stimmung, laut werden, nicht aber dort, wo sie recht eigentlich hingehören: in den Litteraturgeschichten. Unsere Litteraturgeschichten sind leider nicht die Geschichte unserer Schriftsteller, sondern die Beurteilung, meist nur die Verurteilung ihrer Werke. Statt uns den Zusammenhang des Talents mit der Kultur seiner Zeit zu zeigen, mißt man an irgend einem ästhetischen Schema die Leistungen desselben und verliert sich in eine endlose Salbaderei. Man erzählt nicht, wie ein bedeutender Mensch in der Dichtkunst und in der Lebenskunst mit dem widerstrebenden Stoffe rang, sondern sammelt seine Aussprüche und Ansichten über Epos und Drama. Das ist vortrefflich für Dichter oder solche, die es werden wollen, aber man behaupte doch nicht, damit der Masse der Gebildeten, dem Volke unsere Geisteshelden näher gebracht zu haben. Der leuchtende Kern ihres Daseins ist es, an dem wir uns erwärmen, von dem wir Licht und Freude empfangen wollen.

In einem engbegrenzten Kreise hat sich Schiller's Leben abgespielt — in kleinen Städten, in engen Häusern, in beständiger Arbeit und Erfüllung täglicher Pflichten. Einmal über die Tage und Abenteuer stürmischer Jugend hinaus, lebt und schafft er wie ein Jeder unter uns. Dieselben Sorgen des Hausstandes und der Familie treten an ihn, wie an uns heran, physische Leiden, von Jahr zu Jahr sich steigernd,

unterbrechen und lähmen seine Arbeit, niemals ist ihm eine längere Ruhe, eine freiere Muße gegönnt, unablässig wie die materiellen Bedürfnisse treiben ihn die idealen Forderungen, die er an sich selbst stellt, zu neuen Schöpfungen fort. Aber auf dieses kleine, fast unscheinbare Dasein, — wie dürftig nimmt es sich gegenüber dem Schicksal Goethe's aus! — schauen von dem unermeßlichen Himmel, der sich darüber spannt, zwei Sterne still und groß herab, der Stern des Ideals und der Stern der Freundschaft. Wie in Shakspeare's gab auch in Schiller's Seele die Saite der Freundschaft einen vollen melodischen Klang. Dafür ist sein „Briefwechsel mit Goethe“ vielleicht das schönste Denkmal, das irgend eine Litteratur aufzuweisen hat. Diese Hingabe, dies Hineinwachsen in fremde Anschauungen, Arbeiten, Bestrebungen — in Dinge, die dem historischen Dichter Schiller nicht nur fremd und gleichgültig, sondern hinderlich sein mußten, wie Goethe's naturwissenschaftliche Untersuchungen und seine Farbenlehre, hat etwas Rührendes und Erhebendes zugleich. Darauf hin muß man diese Briefe lesen, um Schiller's Herz darin zu finden und bewundern zu lernen, dies „Herz der Herzen!“ Hier und dort reden die Zeitgenossen von einer gewissen Herbheit und Kälte, die er im Umgang mit Andern besessen. Er war kein Mensch der leichten Geselligkeit, keiner, der die große Welt gesehen oder ihre höfischen Künste zu üben verstanden. Mir will es scheinen, als ob er, trotz all' seiner litterarischen Beschäftigungen, die er wie eine Art chinesischer Mauer zwischen sich und den Weltbegebenheiten aufthürmte, in jenem „papiernen Zeitalter“ von 1795—1805 der einzige Mann gewesen sei: der einzige, dessen Herz, mochte es noch so oft in das „Reich der Schatten“ flüchten, vom Zusammensturz der Welt erschüttert wurde, der Großes, Würdiges, Männliches dachte und sann, während die Andern den kleinen

Interessen des Augenblicks und ihren Liebschaften nachgingen. Seine Dichtung erschloß uns die Welt des Ideals und warf „die Feuerflocke“ Wahrheit, Schönheit und Freiheit in unsere Seelen. Wenn sie ein „Gemeinplatz“ war, so hat sie doch nun schon achtzig Jahre hindurch ihre zündende Kraft bewährt. Sein Leben aber ist zum Vorbild für uns geworden, ein Muster, das gerade darum so mächtig und befreiend wirkt, weil es nichts Übermenschliches von uns fordert, weil es nicht aus einer andern Sphäre, sondern aus der unsrigen, aus der Welt der Arbeit zu uns spricht. Der gewaltige Genius, der in Schiller war, hält uns nicht in scheuer, ehrfürchtiger Entfernung und Bewunderung. Tretet näher, scheint der Dichter zu sagen, ich war ein Arbeiter, wie ihr; was ich geleistet, was ich geworden, durch den Glauben an das Ideale und Göttliche in der menschlichen Natur und Geschichte, durch Fleiß und Anstrengung, durch Entsagung und Pflichterfüllung bin ich es geworden.

Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Heute fällt die Hülle und in künstlerischer Verklärung tritt uns die Gestalt des Dichters entgegen. Da wendet sich wohl unwillkürlich jeder Blick von dem schön vollendeten Werke zu jenem Tage zurück, wo der Grundstein zu ihm gelegt ward.

Wie oft und ungeduldig eilte unser Wunsch der langsam fortschreitenden Arbeit des Künstlers voran! Wie unwillig beklagten wir die Hemmnisse, die Irrungen, die sich der Enthüllung des Standbildes entgegengesetzt, als am 10. November 1869 das Jahrzehnt seit der Grundsteinlegung vollendet war! Und doch, wer möchte heute wünschen, daß schon damals die Hülle gefallen wäre? Heute jubelt ein einiges

Volk seinem Sänger zu. Vom 10. November 1859 bis zum 10. November 1871 ist mit dem Marmorbildnis Schiller's zugleich das neue deutsche Reich gegründet worden. An jenem Tage fühlten die Deutschen allerorten sich wenigstens in Sprache und Lied, in ihrem Dichter als ein Volk. Sie mochten beklagen, daß sie in der Heimat vielgespalten und in der Fremde zerstreut und hier wie dort politisch machtlos seien, aber sie empfanden lebendiger, als jemals, den unbezwinglichen Einheitsdrang in ihren Herzen. Und wie dies Schillerfest, fortwachsend wie die herabrollende Lavine, über die Erde ging, ahnten die andern Völker, in schweigendem Erstaunen oder im lauten Neid, daß Niemand ohne Gefahr für sich dies Einheitsgefühl der Deutschen antasten dürfe. Als echte Idealisten gaben wir auf die Drohungen des Auslandes, auf die „schwarzen Vögel", die von Osten und Westen her wie Beute witternde Geier über uns hin- und herflogen, mit der Feier eines Dichters die idealistische Antwort.

Noch ist in Aller Gedächtnis, wie nach dem übereilten Waffenstillstand zu Villafranca zwischen Napoleon III. und Franz Joseph uns prophezeit wurde, daß Deutschland dem Schicksale Polens verfallen. Wir waren, so schien es, ausersehen, die Siege der Franzosen bei Magenta und Solferino am Rheinufer zu bezahlen und Österreich für die verlorene Lombardei zu entschädigen. War es doch unseren Großvätern in den Friedensschlüssen zu Campo Formio und Luneville nicht besser ergangen. Der dritte Bonaparte ahmte dem ersten nach. Wir hörten die finsteren Weissagungen, wir hatten, in unserer Uneinigkeit keine Waffen, um sie erhebend den Feind zu erschrecken: da riefen wir „Schiller!" und siehe da, es klang, als ob tausend Schwerter auf den Heerschild schlügen! Die Schwerter von Großbeeren und Dennewitz, von Leipzig und Waterloo!

Zu Rom, in den Zeiten großer Bedrängnis, wurden die Gestalten der rettenden Götter durch die Stadt geführt, damit sich das Volk an ihrem Anblick stärke und ermutige. So hatte damals die Erinnerung an Schiller, die Beschwörung seines Geistes, für uns etwas Erhebendes, vom bösen Alpdruck Befreiendes. Ein Volk, das in der Dankbarkeit und Bewunderung für einen Mann sich so einig, unteilbar, mit der freudigen Aufopferung jeder Parteiung und Privatmeinung, zusammensand, konnte noch nicht ganz verloren und dazu bestimmt sein, der Sauerteig absterbender und halb barbarischer Völker zu werden. Dies war der idealpolitische Gedanke der Schillerfeier im Jahre 1859. Und wer wollte heute behaupten, daß er ohne Frucht geblieben?

Am 10. November 1859 war das deutsche Volk jener Herakles, von dem er gesungen, dem ein Leben ewigen Gefechts bevorstand, bis er die zwölf Arbeiten vollendet. Auch wir sollten mit den Hydern ringen und die Leuen umarmen; auch wir holten aus dem Lande der Schatten des Reiches Herrlichkeit wieder herauf. Heute aber sind wir des Zwanges und der Furcht ledig, freudig und stolz blicken wir zu unserm Dichter auf. Dahin sind die Schatten, die Gewitter, welche die Geburtsstunde dieses Denkmals umdrohten —

Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Jetzt der Ruhe heit'res Blau.

Die Welt weiß nun, und hoffentlich für viele Jahre, daß der Schiller'sche Idealismus und der kategorische Imperativ Kant's noch immer das deutsche Volk zu Heldenschlachten stählen.

Nahen uns jetzt, nach durchkämpftem Krieg, nach vollbrachter Einigung, wieder mit lächelndem Gesicht die Musen;

schlägt uns jetzt wieder, nachdem ein höchstes Ziel politischen Ringens erreicht ist, die Stunde freundlichen, künstlerischen Schaffens, in wessen Geiste könnten ihre Blüten schöner duften, ihre Früchte besser reifen, als in dem Schiller's?

Bildet euch an den reinen, heiter-schönen Formen Goethe's, aber durchdringt euch mit der Gesinnung, dem erhabenen Schwunge Schiller's! Ohne Widerstreit hat es größere Dichter gegeben, als Schiller, größer durch die reichere Gabe der Phantasie oder die vollere, frischere Darstellung der Natur; keinen jedoch, der das Idealistische innerhalb dieser trüben und dumpfen Welt vorüberfliehender Erscheinungen mächtiger und tiefsinniger ausgedrückt und die Seelen seiner Hörer feuriger zur Pflicht und zur Selbstüberwindung gleichsam emporgerissen hätte. In seiner Dichtung giebt es nichts Niedriges. Selbst in den Ausbrüchen roher ungeberdiger Jugend klingt der reine Glockenton einer höheren und schöneren Welt vernehmlich wieder. Kann man den tiefsten Sinn seiner Schöpfungen besser bezeichnen, als wenn man sie von den „Räubern" bis zu „Wilhelm Tell" hinauf eine große Selbstläuterung nennt? Was einst unter seinen verwilderten Zeitgenossen von Shakspeare galt, das gilt im Hinblick auf die Stürmer und Dränger, die Lenz, Klinger, Wagner, auf Heinse und den Maler Müller, von Schiller: er rang sich, ein Dichter und ein Held, strahlend aus der Wüstheit und Alltäglichkeit empor. Nächst Shakspeare gab er dem deutschen Theater seine idealische Hoheit. Bis zu ihm hatte sich die Dichtkunst nicht aus dem Kreise des Privatlebens gewagt, nur schüchtern streifte sie im „Nathan der Weise", im „Götz von Berlichingen" das Gebiet der Geschichte. Schiller eroberte es ihr. Nur als thätig eingreifend in ein großes Ganze, mit allgemeinen Angelegenheiten beschäftigt, konnte er sich seine Helden denken; wie Wenige, war er gewohnt,

die Dinge im Licht des Ewigen zu betrachten. Auch wo er, wie in „Kabale und Liebe" eine Familientragödie dichtet, stellt er sie auf dem Hintergrund staatlicher Zustände dar. Niemand zu seiner Zeit hat in erschütternderen Worten den Verkauf deutscher Truppen durch ihre Landesfürsten an die Engländer nach Amerika geschildert, als er. Dies ist seine Größe, noch mehr — sein unantastbares Eigen. Von diesem, seinem Geisteshauche sollte sich unsere Kunst durchdringen lassen. Freilich war es notwendig, für einen neuen idealen Aufschwung erst die reale Grundlage, die Wirklichkeit auch künstlerisch zu gewinnen. Die Dorfgeschichte, das politische Lied, der Zeitroman haben diese Grundlage geschaffen, den Boden geebnet. Aber von Jahr zu Jahr hat sich unsere Litteratur, durch die Darstellung des Beschränkten und Augenblicklichen, gerade durch die Meisterschaft, die sie auf diesem Felde erworben, in's Kleinliche und Dürftige verloren. Da bedarf es eines Aufschwungs, einer Erhebung nach Oben. Von wem könnte sie ausgehen, als von Schiller? Nach den geschichtlichen Thaten dieser Jahre, die, wie Gregorovius so schön sagt, eine biblische Größe und Erhabenheit besitzen, nach der Erneuerung des Reichs, zu welchem Dichter können wir Hand und Herz jubelnd emporheben, welchem aus der Zahl der Unsterblichen nacheifernd folgen, als Schiller? Es giebt einen Dreiklang deutschen Wesens: Luther, Friedrich der Große, Schiller; hier wurzelt unser Glaube, unsere Größe, unser Kunstideal. Selbst diejenigen, die es bestreiten möchten, erliegen unbewußt seiner Macht. Jeder hat eben seinen besonderen Geist, aber aus der gemeinsamen Volksseele kann er nicht heraus.

Und sollte nun sein Bild, das mitten unter uns hochaufgerichtet steht, nicht eine stille beständige Mahnung sein? Eine Mahnung zur Arbeit an Alle? Ein Ruf an die Dichter

und Künstler, der Menschheit Würde, die in ihre Hand gelegt ist, zu bewahren? Viel mehr uns zur Freude und zur Aufmunterung, als dem Unsterblichen selbst zur Ehre ragt sein Standbild. Es hält, was sterblich an ihm war, unvergänglich im Marmor fest, sein stilles, edles, leidendes Antlitz. Sein Unsterbliches lebt in allen kommenden Geschlechtern fort, segenspendend, erlösend und begeisternd. Aber wir werden fortan, wo wir ihn mit unseren Augen gleichsam leibhaftig gewahren, in dem holden Wahn uns wiegen, daß er uns näher, daß er lebendiger für uns sei. War nicht so, bei der Kunde von Sedan, das eherne Standbild Friedrich's für uns etwas Lebendiges geworden, das unsern Triumph mitempfinden müßte? So wird Schiller jetzt an den Freuden und Leiden unserer Stadt teilnehmen und nicht nur eine ihrer Zierden, sondern ein Glied von ihr sein. In den öffentlichen Gebäuden, in den Standbildern der Plätze prägt sich der Geist eines Gemeinwesens charakteristisch aus. Das ist ja ein thörichtes Verlangen, daß allen großen und verdienstvollen Menschen Denkmäler errichtet werden sollen: die Auswahl, welche ein Volk, eine Stadt unter ihren geschiedenen Heroen trifft, ist weniger eine gerechte Wertschätzung des Verdienstes derselben als der Ausdruck der öffentlichen Stimmung. Indem die deutsche Hauptstadt Schiller's Standbild vor denen anderer Dichter und Denker zuerst aufrichtete, fiel es ihr nicht ein, damit ein ästhetisches Urteil abzugeben; sie sprach nur aus, daß die höchste, idealistische Kunst, die Kunst Friedrich Schiller's, zugleich die volkstümlichste ist, daß zwischen diesem Manne und diesem Volke ein unzerreißbares Band besteht.

So sei uns gegrüßt, herrlicher Dichter! Wo auch immer Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung sonst und früher Dein Bild erhöht haben, heute erst, an dieser Stelle, feierst Du Deine wahre Apotheose! In Erfüllung sind Deine Hoffnungen

gegangen, zur Wirklichkeit ist Deines Posa Ideal geworden. Durch die Schönheit hast Du Dein Volk zur Freiheit und Größe erzogen. Im Herzen des neuen Reiches trägt Dich der unermeßliche Jubel eines Volkes, das so reich an Siegen, Bildung und Kunst ist, wie nur je die Hellenen es im Morgenrot der Welt waren, wie auf Adlerschwingen zum Olymp empor. Jetzt erst hast Du voll und ganz den Siegespreis errungen, um den Du auf Erden gestritten, jetzt erst ist Dein Lauf wahrhaft vollendet: keinen Haß und keinen Neid hast Du mehr zu fürchten, unvergänglich ist Dein Ruhm —

Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronion's Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Am Luisen=Tage.

10. März 1876.

Von einem schönen und edeln Gefühl getrieben, im Kultus des Genius die Einen, in patriotischer Begeisterung die Anderen, suchen an diesem 10. März 1876 Viele sich das Bild der Fürstin zurückzurufen, die vor allen ihres Geschlechts in ihrer Erscheinung und in ihrem Leben, freudvoll und leidvoll, das Symbol deutschen Frauentums geworden ist. Ein großer Künstler hat es dann verstanden, in einer still verklärten Marmorgestalt die Vorstellung von ihr zu verkörpern. Wie Rauch sie geschaffen, so sagen wir, war Königin Luise, „die das Unglück, mit der Grazie Tritt, auf jungen Schultern edel hat getragen." Hundert Jahre sind seit ihrem Geburtstage vergangen und schon ist sie im tiefsten Sinne des Wortes in der Erinnerung ihres Volkes eine Verklärte geworden. Denn Alles, was wir von ihr wissen, was an schriftlichen Denkmalen, in Briefen und Tagebuchblättern, von ihr übrig geblieben ist, all' die einzelnen Züge, die von ihrer Anmut und Tugend, ihrem hohen Sinne und ihrer Standhaftigkeit erzählt werden, reichen nicht entfernt aus, um auch nur annähernd die zauberische Gewalt zu erklären, die sie auf ihre Umgebung, auf ihre Zeitgenossen und noch mehr auf die Nachwelt ausgeübt hat. Ihre Thaten, selbst ihre Leiden geben uns wohl einen Abriß ihres äußeren Lebens, aber sie stehen in keinem

Verhältnis zu der Idee, die wir mit dem Namen der Königin Luise verbinden. Emerson hat dasselbe in einem seiner Essays von Washington bemerkt. Die Königin zahlte mit dem, was sie war; in der Harmonie ihres Wesens, in der Hoheit ihres Charakters lag jener Reiz, der über ihren Tod hinaus wirksam gewesen ist.

In dem kurzen Leben der Fürstin giebt es nur einen historischen Augenblick: einen ergreifenden tragischen Moment, der, indem er sie über alle Frauen emporhob, auch alle Kräfte ihrer Seele gleichsam in einen Punkt zusammendrängte. Es war zu Tilsit, am 6. Juli 1807. Von seinem Gegner, dem Kaiser von Frankreich besiegt, von seinem Freunde und Verbündeten dem Zaren Alexander trotz aller Beteuerungen aufgeopfert, hatte Friedrich Wilhelm III. den ungünstigsten Frieden schließen müssen. Nur auf die Bitte Alexander's hatte Napoleon eingewilligt, den König von Preußen zu empfangen. Aber beide Männer waren durch die persönliche Zusammenkunft einander nicht näher getreten, der Gegensatz ihrer politischen Stellung hatte durch die Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihres Auftretens nur eine Vertiefung und Verschärfung erfahren. In dieser Not war der preußische Unterhändler Graf Kalkreuth, in seiner Ratlosigkeit den Forderungen der Franzosen gegenüber, auf den Gedanken verfallen, durch die Königin selbst bessere Bedingungen von dem Sieger zu erhalten. Alexander zeigte sich dem Plane geneigt, Friedrich Wilhelm gab schweren Herzens seine Zustimmung. Am 3. Juli erhielt die Königin in Memel den Auftrag nach Tilsit zu kommen. „Alle in wahrer Verzweiflung“, hat die Oberhofmeisterin, die Gräfin Voß, darüber in ihr Tagebuch geschrieben. Und der Leibarzt Hufeland, der treueste Begleiter der Königin auf ihrer Flucht von Königsberg nach Memel über die Kurische Nehrung in der Januarkälte durch

Schneegestöber und eisige Sturzwellen, erzählt: „Nie werde ich den Moment vergessen, wo die edle Königin diesen Befehl vom Könige erhielt. Dies hatte sie nicht erwartet. Sie war außer sich. Unter tausend Thränen sagte sie: das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen.“ Denn es handelte sich nicht nur darum, daß eine besiegte Königin die Gnade des Siegers anflehen sollte, wie etwa Zenobia den rauhen Krieger Aurelianus — auch die auf das Schmählichste beleidigte Frau sollte sich vor ihrem Beleidiger demütigen. Wiederholt, in seinen Briefen an Josephine, in den Proklamationen an seine Soldaten, in seinen Bulletins und in den Artikeln seiner Zeitungen hatte Napoleon die Königin als die Helena und die Furie dieses Krieges dargestellt. Bald hatte er sie als die Sirene geschildert, die den Kaiser Alexander zu dem verhängnißvollen Bündniß mit Preußen bewogen, bald als Amazone, die in Husarenuniform an der Spitze ihres Regiments dahersprengt. Weder an offenen Beschuldigungen noch an verleumderischen Anspielungen hatte er es fehlen lassen. Aus der Natur seines Wesens heraus gefiel er sich den Frauen gegenüber, die er haßte, in diesem Lagerton; Frau von Staël hat es ebenso erfahren, wie die Königin. Höchstens auf dem Schlachtfelde gab es in dem modernen Cäsar einen ritterlichen Zug. Wie tief galt es darum den Stolz der edeln Seele zu beugen, diesem Manne entgegen zu treten. „Wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar falsch und hinterlistig ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden.“ Dies die Worte Luisens.

Am Nachmittage des 6. Juli 1807 fuhr sie von dem

Dorfe Pictupönen, wo der König sein Quartier genommen, nach dem nahegelegenen Tilsit. Französische Gardedragoner gaben ihr das Ehrengeleit. Höflich hatte ihr Napoleon seinen Großstallmeister Caulaincourt entgegen gesandt und sie bitten lassen, ein Mittagsmahl bei ihm anzunehmen. Kaum war sie in Tilsit, in dem Hause, das ihr Gemahl dort bewohnte, abgestiegen, als der Kaiser erschien. Die Oberhofmeisterin Gräfin Voß mag weiter erzählen: „Am Fuße der Treppe empfing ich ihn mit der Gräfin Tauentzien. Er war höflich, sprach sehr lange Zeit mit der Königin und fuhr dann fort. Gegen acht Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin sein Diner früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel mit der Königin. Nach Tische hatte er eine lange Konversation mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit dem Ergebnis derseben war. Gott wolle geben, daß es zu etwas hilft.“ Nur Bruchstücke sind uns von diesen Gesprächen erhalten geblieben. Eine Frage Napoleon's und eine Antwort Luisens genügen, um sie zu malen. „Wie konnten Sie es nur wagen, den Krieg mit mir anzufangen!“ rief er aus. Nicht nur der ungezügelte Stolz des Siegers machte sich darin Luft, sondern das Erstaunen des Realisten, der mit seinem unerbittlichen Verstande nur die Zahlen wägt und nur die Massen anerkennt. „Sire“, hat ihm die Königin entgegnet, „dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir anders uns getäuscht haben.“ Die Königin des alten Rechts und der Sohn der Revolution; die Idealistin, die mit Erinnerungen und Empfindungen rechnet, und der Mann der rauhen statistischen Thatsache: wie sind sie vorbildlich in diesen Worten ausgeprägt! Es ist bekannt, wie die frohen Hoffnungen der Königin am andern Tage grausam getäuscht wurden. Sie hatte aus dem artigen Benehmen des

Kaisers die Erwartung geschöpft, daß er ihre Bitte erfüllen und Magdeburg und Danzig bei dem verstümmelten Preußen lassen werde. Als der Kaiser den preußischen Unterhändlern erklärte, daß davon nicht die Rede sein könne, zeigte die Königin ihm unverhüllt ihren Unmut. Ich glaube nicht allzufest an die Anekdote mit der Rose, obwohl sie auch Lanfrey erzählt: aber als das letzte Wort, das beide zu einander gesprochen haben, ist sie so bezeichnend, wie das erste. Beim Abschied überreichte ihr Napoleon eine frische Rose und die Königin, die Hand darnach ausstreckend, soll mit schluchzender Stimme gesagt haben: „wenigstens mit Magdeburg.“ „O, Madame,“ unterbrach sie der Kaiser, „ich bin es, der die Rose giebt, und Sie sind es, die sie empfangen.“ Ritterlich im Sinne französischer Galanterie, edel und großmütig im Sinne des menschlich Schönen wird Niemand Napoleon's Benehmen finden, es mußte die Königin ebenso tief wie die Frau verletzen. Aber mir ist es, als ob in diesen beiden Menschen sich unbewußt zwei unversöhnliche Prinzipien begegnet seien, die man nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe der gesellschaftlichen guten Sitte messen darf. Zwischen Luisen und Napoleon konnte es keine Einigung geben; wie er ihr Verhängnis war, ist sie das seinige geworden. In dem Kampf der Preußen gegen ihn hat ihr Bild in der vordersten Reihe mit gestritten und wenn die Schlachtenführer auf den erstürmten Höhen des Montmartre, als Paris besiegt zu ihren Füßen lag, einander zuriefen: „Luise ist gerächt!“ so sprachen sie nur ein Gefühl aus, das dunkel in den Herzen aller ihrer Krieger lebte. Napoleon haßte Preußen aus Instinkt und mußte es hassen, wie Waterloo und Sedan bewiesen haben. Wie hätte er einer Frau, in der ihm dies preußische Wesen idealisch verklärt entgegentrat, huldigen können! „Sie bewegte sich auf das Ungezwungenste in ihrer Unterhaltung“,

hat er in der Muße von St. Helena, in jener Schönfärberei seines Lebens, die damals seine einzige Beschäftigung war, von ihr gesagt, „sie kehrte immer wieder zu ihrem Gegenstande zurück und das Alles mit so vielem Takt und solcher Feinheit, daß man sich doch unmöglich daran stoßen konnte.“ Aber es ist klar, daß in der Wirklichkeit von Tilsit die Dinge härtere Formen und grellere Farben hatten, daß die Gegenwart der Königin ihn peinlich berührte, daß sein Genius ahnungsvoll die Nähe eines feindlichen Prinzips empfand. Die Frau mit ihrem wunderbaren Feingefühl, mit jenem Ahnungsvermögen, das unsere Vorfahren dem Weibe zuschrieben, hat viel richtiger in seinem Innern gelesen und viel tiefer auf den Grund seiner Seele geschaut, als er selbst. „Vorgestern vor einem Jahre“, hat die Königin im Juli 1808 ihrer Freundin, der Frau von Berg, geschrieben, „hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon, gestern vor einem Jahre meine letzte mit ihm. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um Anderer, als um meinetwillen! Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren. Und ich war nur eine Frau, ein schwaches Wesen und doch erhaben über diesen Widersacher so arm und matt an Herz.“

Dies ist für die Betrachtung der Nachkommen der springende Punkt im Leben der Königin. In ihm gewinnt die Fürstin und die deutsche Frau, ihre Schönheit wie ihre Standhaftigkeit, ihre Anmut wie ihre heroische Tugend ein unzerstörbares Leben. Der Augenblick, der ihr die größte Demütigung und den verzehrendsten Schmerz bereitete, gab ihr dafür die Weihe der Unsterblichkeit. Denn auch die idealste Gestalt zerfällt, Wohlthaten werden vergessen, bitterste Thränen trocknen sich. Im Kleinen haben alle unsere Ältermütter das Elend jener Tage wie die Königin durchgemacht; in ihrem

Stande mochten sie schön und glücklich gewesen sein, wie Luise auf ihrem Thron: aber sie allein war auserwählt, für alle Zeiten als die mater dolorosa des besiegten Preußens, des zertretenen Deutschtums dazustehen. Für die Lebendige — welche Genugthuung wäre es gewesen, den Aufbruch ihres Volkes mit anzusehen, die Fahnen der Freiwilligen zu segnen, für die Verwundeten zu sorgen, den Siegesdonner der Geschütze von Leipzig und Waterloo zu hören! Im höheren Sinne jedoch war ihr vorzeitiger Tod die eigentliche Verklärung ihres Daseins. Der Untergang ihres Staates hatte ihr Herz gebrochen; wenn die harten Entbehrungen, die Beschwerden der Flucht, das rauhe nordische Klima in Memel und Königsberg wahrscheinlich die Gesundheit ihres Leibes untergraben haben, so erlag ihre Seele noch viel gewisser den beständigen Bekümmernissen, den Sorgen und dem Übermut der Fremdherrschaft. Sie war das edelste und reinste Opfer, welches die Niederlage von Jena uns kostete, eine zweite Iphigenie mußte sie den unterirdischen Mächten geopfert werden, damit sich der Sieg an unsere Fahnen hefte.

Bis zu den Sommertagen des Jahres 1805, wo sich gewitterschwer die Wolken über Preußen zusammenballten, hatte es in Deutschland keine glücklichere und schönere Frau gegeben, als Luise von Preußen. Sie war jung, eine idealische Erscheinung, die mit dem ersten Blicke die Herzen rührte und fesselte: so hat sie Jean Paul gesehen und in der Vorrede des „Titan“ gefeiert. Eine kleine mecklenburgische Prinzessin, in mäßigem Wohlstande aufgewachsen, von der Großmutter in Darmstadt in Einfachheit erzogen, saß sie jetzt auf dem Thron eines stolzen Königreichs. Wie sie ihren Gatten liebte, wurde sie wieder von ihm geliebt. Blühende Kinder wuchsen zu ihren Füßen auf. Eine heitere Zukunft breitete sich vor ihr aus. Das Volk vergötterte sie; ihre Leutseligkeit, ihre

freigebige Hand, ihre Neigung für die stillen, idyllischen Freuden des Lebens, die schon das Glück und die Sehnsucht ihrer Jugend gewesen, ihre Tugend, die keinen Zug von finsterer Strenge und selbstbewußtem Stolze hatte, wurden von ihrer Umgebung wie von den ferner Stehenden, von den Fremden wie von den Deutschen anerkannt und bewundert. Mit einer hohen und reinen Empfindung begabt, eine echt Schiller'sche Frauengestalt, wie sie denn diesen Dichter vor allen andern liebte, erhob sie sich über die Verhältnisse, in denen sie stand. Zunächst nur durch ihre Begeisterung, in dem schönen Aufschwung ihres Herzens. Eine große That zu thun war ihr bis dahin versagt geblieben: keine Sorge hatte Einlaß in ihr Haus begehrt, kein Kummer ihr Gemüt bedrückt. Zu früh, ein Kind noch, hatte sie die Mutter verloren, um sie beweinen zu können. Der Vater, die Geschwister lebten ihr. Vergnügten Sinns hatte sie in der Jugend einen kleinen Ausschnitt der Welt gesehen, das Straßburger Münster, die holländischen Städte, die Nordsee und die thüringische Waldeinsamkeit um Hildburghausen. Siebzehnjährig, am Weihnachtsabend des Jahres 1793 hatte sie den Kronprinzen von Preußen geheiratet. Seitdem waren Berlin, Charlottenburg, Potsdam und Paretz ihre zweite, ihre geliebte Heimat geworden. Jeder alte Berliner kennt noch aus seiner Erinnerung das schlichte, gelbe einstöckige Haus mit der Rampe davor, dem Zeughause gegenüber, das Haus Friedrich Wilhelm's III., das Haus Luisens. Einen Einfluß auf die Staatsgeschäfte übte sie weder aus noch trachtete sie danach, zufrieden mit ihrer Stellung, ohne Ehrgeiz, nur von dem Streben erfüllt, ihre Pflicht zu thun und dem vielfach zerrütteten Hofe Friedrich Wilhelm's II. ein Muster der Sitte und der Anmut zu werden, die unzertrennlich von der Würde und Reinheit der Seele ist. Eine norddeutsche Frau mit blonden Haaren,

klarblickenden Augen, schlank von Gestalt, rhythmisch in ihrem Gange, die gern an ihrem Klavier saß, in ihren Dichtern blätterte, sorgsam die Erziehung ihrer Kinder überwachte, einen einsamen Spaziergang am Arm des Gatten durch den abendlichen Garten rauschenden Festen vorzog und unbewußt und mühelos das Gesetz des kategorischen Imperativs erfüllte, weil das Tiefste ihres Wesens eben dies Gesetz war — eine Frau, wie ich sie mir wenigstens nicht in romanischen Fürstenschlössern denken kann; die schlichteste Einfachheit zur höchsten Poesie verklärt — Penelope und Antigone würden ihr geglichen haben.

Plötzlich wird diese Frau aus der sorglosen Heiterkeit ihrer Tage, die, wie es im Märchen heißt, aus Gold und Silber gesponnen waren, durch einen jähen Himmelssturz geschleudert. Preußen versäumt die günstige Stunde im Oktober 1805 gegen den französischen Imperator loszuschlagen und beginnt im folgenden Jahre in der denkbar schlechtesten Stellung den ungleichen Kampf. Eine Doppelschlacht vernichtet an einem Tage die Monarchie Friedrich's des Großen; vor den Thoren Berlins erfährt die Königin das Unglück, das sie prophetischen Geistes, wie ihre Unterredung mit Gentz vor der Schlacht bei Jena bezeugt, vorausgeschaut. Bis zu jenem 6. Juli 1807, der sie in Tilsit an dem Tische Napoleon's sah, ist ihr Leben dann eine beständige Flucht, eine immerwährende Unruhe und Aufregung. Findet sie in den folgenden Jahren, in dem stillen Memel, in ihrem Garten zu Königsberg, auch Stunden vollkommener Entsagung und religiösen Friedens — der Glanz ist doch fort aus ihrem Dasein. Dunkel und schaurig einem Abgrund gleich gähnt ihr die Zukunft entgegen. Ob der Zar Alexander ihr zu Ehren prächtige Feste in Petersburg feiert; ob die gute Stadt Memel ihren Geburtstag mit einem Balle begeht; die Berliner ihr einen

festlichen Einzug bereiten; ihr schwebt unabwendlich der Sieg des dämonischen Mannes und der Sturz ihres Hauses vor. Kaum ein Grab in heimischer Erde wagt sie zu hoffen. Zwar in den Armen der Liebe, aber ohne Hoffnung auf die Wiederherstellung des preußischen Staates und die Befreiung Deutschlands, ist sie in einem kleinen mecklenburgischen Schlosse am 19. Juli 1810 gestorben. Ganz hat sich die strahlende Königin in eine Dulderin verwandelt. Aber wie ein Zeitgenosse auf Luisens Wangen lieber die weißen als die rothen Rosen sah, so steht auch für die Nachwelt die duldende Königin über der glücklichen. Nicht, daß sie uns das Unglück, welches sie gerade in den kleinen Dingen und Vorfällen des Lebens so schwer wie die ärmste ihrer Unterthaninnen getroffen, menschlich näher gerückt hätte — sondern weil dies Unglück in ihr schlummernde Kräfte entband und ihrer Seele, wie jener Harfe, deren Saiten der Sturmwind rühren muß, tiefergreifende, zugleich stolze und schwermutsvolle Akkorde entlockte. Ohne ihre Leiden und Schmerzen würden wir von Luisen nichts wissen, als daß sie eine schöne und gütige Fürstin gewesen, erst die irdische Not, in der sie rang, hat sie für uns zu einem Idealgebilde erhoben. Die Besiegte von Jena, die Flüchtige in Memel lernte nicht allein die Hinfälligkeit und Armut des Lebens, das Elend der Welt und die himmlischen Mächte kennen .. „wer nie sein Brot mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß“ — ihrer genug hat sie in Thränen zugebracht, um die dunklen Gewalten fürchtend verehren zu lernen! — auch die heroische Empfindung, die Vaterlandsliebe, der Gedanke, daß König und Volk eins seien, erwachten und wurden stark in ihr. Einer Römerin nicht unähnlich, sagte sie ihren beiden ältesten Söhnen nach der schrecklichen Niederlage: „Ach, meine Söhne, lasset Euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters

hinreißen, werdet Männer und geizet nach dem Ruhm großer Feldherrn und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!“ Klar erkennt sie den Grund des ungeheuren Sturzes — „wir sind eingeschlafen auf den Lorbern Friedrich's.“ Nur eine Reform von Oben nach Unten, eine Einkehr in sich selbst, eine Umwandlung des üppigen Genußlebens in spartanische Strenge kann den Staat, kann das Deutschtum retten. Nicht zuerst, aber am schönsten in Luisen besinnt sich der deutsche Geist auf sich selbst. Wie von der französischen Mode, sucht sie sich von der französischen Bildung zu befreien. Sie ist die erste, sie wird auch die einfachste Frau in Preußen; jene bis zu den Wurzeln des Volkslebens greifende Läuterung, die, von dem Imperator als Ideologie verspottet, aus dem geschlagenen Preußen von 1806 das unüberwindliche von 1813 machte, vollzieht sich zuerst in ihr.

So wenig wie vor dem Kriege, hat Luise nach demselben thätig in die politischen Verhandlungen und Maßregeln eingegriffen. Daß eine Frau von ihrem Muthe und ihrem Geist in den letzten und entscheidendsten Entschlüssen nicht ohne Einfluß auf ihren Gemahl war, ist an sich klar. Durch ihre Unterredungen mit Napoleon, durch die Kühnheit, mit der sie ihm entgegengetreten war, hatte sie sich das Recht erworben, wenn sie es nicht schon durch ihre Liebe besessen, dem Könige zu rathen. In ihrer Auffassung der Ehe war es nur eine Pflicht der getreuen Gattin, die sie erfüllte, wenn sie ihn in den Bedrängnissen jener Zeit stützend und helfend zur Seite stand. Aber nichts lag ihr ferner, als in der Verwaltung des Staats und in der großen Politik eine Rolle

zu spielen. Wenn sie den Herrscherwillen der Elisabeth nicht hatte, so ist ihr dafür auch der Vorwurf erspart worden, wie Marie Antoinette durch leidenschaftliche Heftigkeit ihren Gemahl und ihre Kinder an den Rand des Verderbens gedrängt zu haben. Diejenigen, die damals den preußischen Staat wieder einzurichten und zu erheben unternahmen, die Stein und Hardenberg, die Gneisenau und Scharnhorst, wußten sie eins mit ihren Plänen; auch wenn sie das Geheimniß des Tugendbundes nicht getheilt hat, war sie doch wie Schleiermacher und Fichte, wie die Prinzeß Wilhelm in ihrer unmittelbaren Nähe „eine Mitverschworene der großen Zukunft". Ganz ungerechtfertigt erscheinen mir die Vorwürfe, die ihr Stein aus seiner leicht erregbaren Seele heraus wegen der Petersburger Reise machte. Was auch Alexander ihnen gethan, in der Welt, wie sie war, hatte das preußische Königspaar nur diesen einzigen Freund. Wenn Napoleon, woran er in jenen Jahren 1808—1810 öfters gedacht, Friedrich Wilhelm III. ganz vom Throne gestoßen hätte, nur nach Rußland hätten die Hohenzollern flüchten können. Der Einladung des Zaren nach Petersburg mußte Luise Folge leisten, wie der Einladung nach Tilsit. Anderen Bedingungen unterliegt der handelnde, anderen der betrachtende Mensch. Und wie Stein's Klage, so entbehrt auch Schön's und Gneisenau's Meinung, daß die Königin sich allmählig wieder der aristokratischen Junkerpartei des Hofes genähert und Nagler einen ungebührlichen Einfluß auf ihre Entschließungen gestattet habe, der sicheren Grundlage. Sie war weder die Herrscherin des Landes, noch der leitende Minister: sie war eben die Frau ihres Mannes. Wie sie sich ein unbezwingliches Herz, so traute sie ihm die größere Erkenntniß in den politischen Dingen zu. Jetzt gehört freilich kein Scharfblick dazu, um dem zögernden Könige, gegenüber den Heißspornen, die im Frühjahr 1809 das Bünd-

niß mit Österreich abschließen und den Verzweiflungskampf mit Napoleon beginnen wollten, Recht zu geben: gerade der nutzlos gebliebene Sieg bei Aspern zeigte, wie wenig die Menschen und die Dinge in Europa schon zum Sturz des „Höllensohnes“ bereit waren. Damals konnte kluge Vorsicht, schwankende Sorge Feigheit und Hinneigung zu den Fremden gescholten werden, wer aber will es einer Frau verargen, daß sie den Gatten nicht in die Schlacht treibt, die er noch nicht schlagen will! Die Zurückhaltung der Königin, ihr bescheidenes Verschwinden von der Bühne der Welt, wenn die verwegenen Spieler die Würfel des Geschickes rollen lassen, vollendet erst ihr reines und keusches Bild. Inniger und feuriger als die Männer durfte sie für Vaterland und Freiheit erglühen, aber sie gehörte nicht auf den Markt und in den Staub und Dampf der Schlacht. Aus der tiefsten Erkenntniß ihres Wesens und dessen, was ihr ziemte, hat sie die schlichten Worte geschrieben: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden der Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe und sie wird sagen: sie duldete viel, harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich errungen haben“. Wie ihr Wunsch eingetroffen, erzählt die Geschichte. In der Mythe und Legende, die sich immer dichter und goldiger um das Haupt Luisens spinnt, wird auch dieser Zug bedeutsam hervortreten und das Zufällige, daß ihr Todestag zugleich der Tag der französischen Kriegserklärung im Jahre 1870 war, das Vorbildliche ihres Lebens erhöhen.

Glückliche Fürstin, die in solcher Stille, ihren Pflichten als Mutter und Frau hingegeben, das heilige Feuer der

Vaterlandsliebe mit vestalischer Reinheit hütend, lebte, daß die strenge Muse der Geschichte nur Weniges von ihr berichten kann, und die nun in verklärter Erscheinung untrennbar mit den größten Thaten und Erfolgen ihres Volkes verbunden ist! Ruhig, dem Glück gewachsen und dem Unglück überlegen, war sie ihres Weges gegangen, maßvoll in allen Dingen unbewußt des Reizes, den sie ausübte, ahnungslos der Zukunft, die sich an ihren Namen knüpfen sollte. Und so, ruhig und sanft, eine edle, schöne und unglücklich-glückliche Frau, schläft sie in ihrem Marmorbildniß, ohne Ruhmesglorie, ohne Lorbeerkränze, aber über ihrem Haupte sieht jedes Auge eine Morgenröte flammen — die Morgenröte von Sedan, die Morgenröte des neuen deutschen Reichs. Welche Apotheose, die je einer Fürstin bereitet worden, käme dieser gleich!

Tagebuchblätter aus dem deutschen Trauerjahr.

I.

Freitag den 9. März 1888.

Bis hart an den Ausgang des einundneunzigsten Lebensjahres hat die Vorsehung das ruhm- und segensreiche Dasein Kaiser Wilhelm's I. geführt. In einem Alter, wo der Greis den Mann ablöst, auf den Thron berufen, hat er die Welt durch die Größe seiner Thaten und die Hoheit seines Charakters in Erstaunen gesetzt und allmählig die widerwillige zur Bewunderung hingerissen. Wilhelm der Eroberer, hieß es nach dem überraschenden Erfolge des Feldzuges im Jahre 1866, würde ihn das Volk und die Geschichte nennen, aber das Volk preist ihn heute und immer mit einem schöneren Namen als den majestätischen Fürsten des Friedens.

Nur ein Mann hat in diesem Jahrhundert einen höheren militärischen Ruhm gewonnen, als Kaiser Wilhelm, Napoleon I. Aber der Dämon der Eroberung ließ ihn nichts Festes und Dauerndes gründen, wie ein phantastischer Traum ist sein Kaiserreich vorübergezogen. Unser Kaiser aber war größer als sein Ruhm und sein Glück. Weder der Trotz der Einen, noch der Übermut der Andern brachte ihn je aus der sicheren Gefaßtheit seines Wesens, niemals wagte die Versuchung, sein Schwert in die Wagschale zu werfen, sich ernsthaft an ihn heran. In der Bewahrung des Friedens, in dem Ausbau des neu gegründeten Reiches, in der Ausgleichung der härtesten sozialen Unterschiede suchte und fand sein hoher Sinn und

seine mit Weisheit und Güte verbundene Gerechtigkeit die schönsten Aufgaben seines Lebens. So ist er nicht nur der Sieger über Deutschlands Feinde, nicht nur der Gründer, sondern auch der Gesetzgeber unseres Reiches geworden. Schon bei Lebzeiten trat er in das Reich der Mythe, und dem Gemüt und der Phantasie des Volkes war es natürlich, ihn Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa als Dritten zuzugesellen.

Als er, am 2. Januar 1861, nach dem Tode seines Bruders, ein dreiundsechzigjähriger Mann den Thron Preußens bestieg, schien ihm nach menschlicher Voraussicht nur eine kurze Spanne Zeit zum Wirken und Handeln beschieden. Die drei Jahre seiner Regentschaft hatten den Ruf, der ihm voranging, eines ernsten festhaltenden Willens und eines, bei außerordentlicher persönlicher Güte und Milde, energischen Soldaten vollauf bestätigt; Alle waren überzeugt, daß die deutschen Dinge unter seiner Leitung in Fluß kommen würden. Und sie kamen es, über Erwarten machtvoll und überwältigend. Nicht ohne Irrungen und Kampf, da die Meinungen selbst der besten und uneigennützigsten Vaterlandsfreunde über die Wege zur Erreichung unserer Einheit weit auseinandergingen. In dem Kaiser Wilhelm hatte das Schicksal seinen Mann gefunden. Gerade die Ruhe, Klarheit und Selbstlosigkeit, mit der er die Dinge betrachtete und Menschen und Kräfte wog, befähigte ihn vor dem geistreich unruhigen Bruder zu der Lösung der Aufgabe, die eben so sehr das Sein oder Nichtsein für Preußen wie für Deutschland bedeutete. Vor dieser Schicksalsfrage traten alle dynastischen Interessen und Rücksichten beiseite. König Wilhelm war nicht der Mann, vor dem einmal als Notwendigkeit erkannten Ziele zurückzuweichen, und da das Geschick mit ihm war, gab es ihm auch den Kanzler und den Feldherrn. Fünf und zwanzig Jahre erlebten wir Deutsche, wie kein Geschlecht vor uns, seit den Tagen

der Reformation, sie erlebt hat. Das war nicht das Größte, daß eine Fluthwelle uns von Sieg zu Sieg trug und ein Volk, das so lange nur als eine Art wunderbaren Bildungsdüngers von Russen, Franzosen und Engländern betrachtet worden war, wie einst die Griechen von den Römern, zu einer politischen Machtstellung ohne Gleichen erhob — bedeutungsvoller für alle Zukunft war es, daß in uns Deutschen das Gefühl unserer Einheit und Einigkeit, das Bewußtsein unserer Machtfülle, unserer Größe und Zukunft mit unwiderstehlicher Kraft erwachte und fortan zu einem Faktor unseres Volkslebens wurde.

Ja, es war eine Freude, unter Kaiser Wilhelm zu leben. Unwillkürlich, in guten und schlimmen Tagen, blickten Alle zu ihm als dem Stifter und Erhalter dieses Glückes auf. Jeder empfindet, daß er es war, der noch vor wenigen Monaten die drohende Kriegsfurie mit mächtigem, bannendem Worte fesselte; daß er, wie sein großer Vorfahr, Friedrich der Einzige, als der Schiedsrichter Europa's betrachtet wurde. Denn ehrwürdiger noch als sein Alter und sein Ruhm machte ihn seine Selbstlosigkeit, stärker als seine Waffen seine Gerechtigkeit. Völker und Fürsten ehrten die einzige Stellung, die er innehatte, ebensowohl durch sein Glück wie durch seinen Charakter. Bewußt den Wenigen, unbewußt Allen, verkörperte sich in ihm die monarchische Idee. So wie frühere Zeiten sie sich zugleich von einem starken wie von einem wohlwollenden Königtum, von einem Helden und einem Weisen auf dem Thron, von den Idealgestalten Marc Aurel's und Friedrich's des Großen gebildet hatten. Je schattenhafter in der demokratischen Bewegung und Stimmung der Menschen der mystische Schimmer, der ehemals das Königtum umglänzte, sich zu verflüchtigen droht, um so erhabener ragte unter uns die Gestalt Kaiser Wilhelm's I. auf. Nichts Kleines war an diesem

Könige, sondern Alles, leiblich und geistig, edel und würdig. Dies war ein Cäsar, und dem Geringsten im Volke dämmerte es auf, wenn er ihn aus weiter Ferne sah oder von ihm hörte. Der Glanz seiner Würde und der Lorber um seine Schläfe erhöhte nur einen guten, hülfreichen Menschen. Der Adel seiner Gesinnung, der sich in so vielen rührenden Zügen ausgesprochen, und die Dankbarkeit seines Herzens schienen gleichsam mit seinem Ruhme und seiner Größe zu wachsen.

Nun hat ihn das Schicksal erreicht, dem nichts Irdisches entflieht, und jene tragische Nemesis, der gerade das höchste und verdienteste Glück seinen Zoll entrichten muß. Was er bis in sein letztes Jahr mit seiner Glückshand berührte, war ihm gelungen; wie er den Frieden aufrecht gehalten, hatte er noch einmal in dem Herzen seines Volkes einen unermeßlichen Sturm der Begeisterung hervorgerufen, als es galt, die letzte große Rüstung zu vollenden. Nur zögernd und mit einem Blick schmerzlicher Trauer schien sich das Glück von dem zu trennen, dem es so lange zur Seite gegangen. Die Krankheit des teueren Sohnes, der jähe Tod des blühenden Enkels betrübten und erschütterten dies sturmgeprüfte Königsherz bis in seine Tiefen. Bitterer noch als der Fürst, ward der Mensch von diesen Schicksalsschlägen getroffen: dem Schmerz und dem Alter erlag, beinahe ohne Leiden und ohne Kampf, der Sieger in so vielen Schlachten, der Kaiser, wie wir keinen wiedersehen werden. Seine Thaten werden bis in die fernste Nachwelt der Geschichtschreibung und der Dichtung den würdigsten, einen unerschöpflichen Stoff bieten; langsam wird seine Gestalt in das Heroische und Mythische hinüberdämmern und zu einem führenden Genius unseres Volkes werden. Wir Lebenden aber wissen es, daß mit ihm das neunzehnte Jahrhundert zur Rüste gegangen ist und eine neue Zeit ahnungsvoll emporsteigt.

II.

Sonnabend den 10. März.

In der Morgenfrühe des 11. März wird Kaiser Friedrich, von seiner Heilstätte in San Remo kommend, die deutsche Grenze berühren. Es ist eine Reise, schmerzlicher und trauriger, als sie je ein deutscher Kaiser zurück über die Alpen nach seiner Heimat angetreten hat. Denn von der ersten Grenzstation bis zu seiner Hauptstadt wehen ihm Trauerfahnen entgegen und ernstes Glockengeläut begleitet seinen sausenden Zug. Mit jener Pflichttreue, die keinen Augenblick des Schwankens und des Zögerns kennt, hat er sich, sein eigenes Leiden nicht achtend, gefaßt im tiefsten Schmerz, zur Erfüllung des schicksalsschweren Amtes aufgemacht, dessen Bürde und Würde nun auf seinen Schultern ruht.

Schlachtfelder, Staatshandlungen, Thaten und Reden haben den Sohn des Vaters würdig gezeigt. Nicht einem unbekannten, unerprobten Fürsten fällt das Steuerruder des Reiches zu. Keinem geliebteren Mann hätte dies große Amt zu Teil werden können, als Kaiser Friedrich. Wie er uns, so kennen wir ihn. Offen liegt das inhaltreiche Buch seines Lebens vor uns; Glück und Unglück haben ihn in gleicher Weise geprüft und aus allen Proben ist er siegreich hervorgegangen. Die Welt zögert, ob sie dem Helden oder dem Dulder den Preis zuerkennen soll, noch inniger und sehnsüchtiger als den triumphirenden, umfängt des Volkes Verehrung und Liebe den leidenden Mann. Sie wird sein bester Schatz, seine sicherste Stütze sein. Wohl hat die lange und segensreiche Regierung Kaiser Wilhelm's die festen Grundlagen des Reichs gelegt. Vor äußeren Stürmen und Angriffen bewahrt es seine Kraft und Rüstung, vor innerer Zwietracht die Einheit der Fürsten und der Stämme, das

neu erwachte Nationalgefühl und das Bewußtsein, als einiges Volk von Brüdern eine unvergleichliche Rolle in der Welt zu spielen. Aber den neuen Kaiser erwarten auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens wichtige Kulturaufgaben. Nebel und Dünste sind aufgestiegen, die es zu verscheuchen gilt, Anschauungen und Meinungen anspruchsvoll hervorgetreten, die unsere Bildung und Wissenschaft bedrohen. Wenn einer, so ist Kaiser Friedrich dazu berufen, diese Gefahren zu zerstreuen und das Reich zu der Höhe und Freiheit der Bildung zu erheben, die ihm gebührt. Nicht umsonst knüpft er mit seinem Namen an Friedrich den Einzigen an. Ihm sind Kunst und Wissenschaft immer teuer gewesen und edle Menschlichkeit umleuchtet all' sein Thun und Sein.

Seit siebzehn Jahren ruhen die Augen unseres Volkes mit gespannter Erwartung auf ihm. Bei Königgrätz und bei Wörth hatte der Prinz seine kriegerische Tüchtigkeit bewährt. Bewundernd schauten die Soldaten, die er geführt, aus allen deutschen Gauen zu dem jugendlichen, von frischem Ruhmesglanze umstrahlten Fürstensohn auf. In seiner heroischen Erscheinung, in der Milde und Hochherzigkeit seines Wesens verkörperte er uns allen das Ideal eines deutschen Mannes. Auch ohne die Ausnahmestellung, die ihm seine Geburt gegeben, würde er überall eine hervorragende Persönlichkeit gewesen sein. Nichts schien seinem hohen Sinne, seinen Talenten unerreichbar zu liegen. Von ihrem Liebling erwartete die Nation ein augusteisches Zeitalter des Friedens und die Blüte der Künste. Dem mächtigen Kaiser, der das Reich in drei Feldzügen neu gegründet, sollte, so hatte sich das Gemüt und die Phantasie des Volkes die Zukunft ausgemalt, ein Augustus folgen, der in langen Friedensjahren alle Segnungen der Kultur ausbreiten würde. Die innersten

Neigungen unseres Herrschers, die freudig menschliche Teilnahme, die er und seine Gemahlin, die Kaiserin Viktoria, unablässig der aufblühenden Kunst, der Gewerbthätigkeit, den Fortbildungsschulen, allen Einrichtungen zur Wohlfahrt und zur Bildung des Volkes widmeten, entsprachen diesen Hoffnungen und zweifellos hat das Volksgefühl in der Seele seines zukünftigen Herrschers richtig gelesen. Sollten diese Erwartungen uneingelöst, die Entwürfe unerfüllt bleiben?

Ein tückisches Leiden, das sich vielleicht durch die Anstrengungen seines kronprinzlichen Amtes, wieder und wieder, ohne Rücksicht auf seine eigene, Schonung erfordernde Gesundheit, den greisen kaiserlichen Vater vertreten zu müssen, schneller und gefährlicher ausbildete, sucht den kräftigen Mann, der uns so oft in kriegerischer Rüstung wie ein Paladin aus unserer Heldensage erschien, seit einem Jahre bald in stärkeren, bald in schwächeren Stößen heim. Die Geduld, Gefaßtheit und Ruhe, die er der Krankheit gegenüber bis heut bewiesen, hat ihm nicht nur die Bewunderung seines Volkes eingetragen, sondern bestärkt uns alle in der Hoffnung, daß er ihr auch künftighin ungebrochenen Geistes begegnen wird. Der kühne Flug seiner Gedanken hat sich nicht lähmen, die Energie seines Willens nicht untergraben lassen. Auf den ersten Ruf des Vaterlandes hat er seinem stillen Asyle Lebewohl gesagt und eilt wie im Sturmfluge an die Bahre des glorreichen Vaters. Selten hat sich unter so ergreifenden Umständen ein Thronwechsel vollzogen. Und nur die Liebe und das Vertrauen, die den neuen Kaiser mit seinem Volke verbünden, die Gewißheit, daß in seiner und in aller Deutschen Seele nur ein Gedanke lebt, vermögen über die Trauer dieser Thatsachen hinwegzuhelfen.

Welche Wünsche für sein Wohlergehen ihm das Volk in diesen Stunden entgegenbringt — es ist in Worte nicht zu

fassen. Das Unbeschreibliche und Überwältigende der Ereignisse dämpft jeden lauten Ausbruch und entzieht sich jeder Schilderung. Ängstlich verfolgen Alle die lange Fahrt, die den Kaiser von San Remo nach dem Schlosse von Charlottenburg führt. In den Blicken Aller, die ihn auf den einzelnen Stationen empfangen, begegnet ihm, von den Fürsten bis herab zu den kleinen Leuten, dieselbe Bewunderung, Verehrung und Teilnahme. Wie ein unsichtbarer Geisterchor begleiten ihn Heil- und Segenswünsche. Die Bürgerschaft seiner Hauptstadt ist seines Winkes gewärtig und verlangt, das Antlitz des geliebten Herrschers nach so langer und schmerzlicher Trennung wieder zu sehen. Wie seinen Eintritt in Deutschland, segne die Vorsehung seinen Einzug in das Schloß von Charlottenburg. Denn trotz aller Leiden und in allen Schicksalsungewittern bringt er seinen hohen Sinn und sein freies Herz zu uns zurück, und so möge es ihm und uns beschieden sein, auch unter Wolken gefaßt und hoffnungsvoll der Zukunft entgegen zu schreiten.

III.

Freitag den 16. März.

Der Tag ist da, an dem die irdische Erscheinung Kaiser Wilhelm's für immer den Augen seines Volkes entschwinden soll. Wie ein unermeßlicher Trauerflor liegt es auf unserer Stadt, aber alle diese äußeren Zeichen des Grames sind nichtig im Vergleich zu dem Schmerze und der Wehmut, die in Aller Herzen leben. Eine Ahnung, daß mit diesem Manne die Zeitepoche, die wir das neunzehnte Jahrhundert nennen, bestattet wird, hat die Welt ergriffen. Mit den Vorboten der französischen Revolution hat sie begonnen, schicksalsvoll und großartig endet sie mit dem Heimgang Kaiser Wilhelm's.

Niemals ward darum ein Leichenbegängnis wie dieses gesehen und gefeiert. Nicht wir Deutsche, nicht Europa's Fürsten und Völker allein trauern an dieser Bahre: bis an die Enden der Erde ist die Kunde dieses Todes erschollen. Wie innig und rührend diese allgemeine Teilnahme auch zu dem Gemüt des schwergeprüften Sohnes, der erlauchten Gemahlin sprechen mag, die Ruhm und Glück, Freude und Leid beinahe sechzig Jahre lang mit dem Entschlafenen geteilt hat; welch' gerechten Stolz Deutschland aus dieser Huldigung, die seinem ersten Kaiser dargebracht wird, auch ziehen darf: diese Teilnahme, diese Huldigung gilt, über alle nationalen Schranken hinaus, dem Manne des Jahrhunderts. In einem Manne von schlichter Größe und einfachen Sitten hatte die Vorsehung das Musterbild eines Monarchen verkörpert, ganz erfüllt von der Würde und Hoheit seines königlichen Berufes und zugänglich allen großen, schöpferischen, modernen Gedanken. Die Aufgabe des Jahrhunderts, ein starkes Königtum mit der nationalen Idee und der Teilnahme des gesamten Volkes an der politischen Gesetzgebung und Entwickelung zu versöhnen und zu vereinigen, hat er gelöst. Für uns Deutsche war er der Begründer des Reichs, der Held, der uns zu einem Volke in Rat und That gemacht, für die Menschheit war er der Träger des Weltfriedens. Als der Weise auf dem Thron geht er für sie in die Unsterblichkeit ein. Schon ist die soziale Gesetzgebung, die seine kaiserliche Botschaft in Deutschland anbahnte, ein Werk der Nacheiferung bei den andern Nationen geworden. Darum schweigen an seinem Sarge Neid und Mißgunst, trotz der Verschiedenheit ihrer Staatsverfassungen vereinigen sich alle Völker in der Huldigung dieses Toten. In der Unmittelbarkeit und Übereinstimmung dieser Kundgebung liegt ihre außerordentliche, welthistorische Bedeutung: zum letztenmal neigt sich die

Menschheit in dem Bewußtsein, daß sie solch' einen Kaiser in absehbarer Zeit nicht wiedersehen wird, vor dieser Verkörperung des Königsgedankens in Ehrfurcht.

Ja zum letzten Male! Mit all' dem düsteren Pomp und feierlichem Ernst wird die sterbliche Hülle des Kaisers die lange Straße, durch die er dreimal im Triumphe einhergezogen, zu der stillen Gruft unter den Fichten in Charlottenburg hinausgeführt. Wie ihn damals der Jubel und die Freude, so begleitet ihn jetzt die Trauer und der Schmerz seines Volkes. Aber den Lebenden wie den Toten umfängt die gleiche Liebe und Bewunderung. Welch' hohes Alter er auch erreicht, Allen scheint er dennoch zu früh aus seinem thätigen und ruhmreichen Leben geschieden zu sein, als wäre noch irgend eine große Aufgabe, eine heroische That ihm vorbehalten geblieben. Denn bis zu dem letzten Tage seiner Krankheit hatte seine Unermüdlichkeit und seine Pflichttreue in der Erfüllung seines königlichen Berufes auch nicht um ein Kleines nachgelassen. Ob ihm die Hand zitterte, ungeschwächt war sein Auge, ruhig und klar beschäftigte sich sein Geist, noch unter dem Schatten des Todes, mit dem Wohle des Vaterlandes. An ihm kann der höchste wie der niedrigste Mann im Volke sich Muster und Beispiel einer ernsten Lebensführung und einer nie rastenden Arbeit nehmen, an ihm sich zu jenem kategorischen Imperativ der Pflicht und der Treue erheben, der dem deutschen Charakter durch alle Wandlungen hindurch sein Gepräge giebt. So leuchtet er uns im Leben wie im Tode voran.

Die Glocken läuten, von dumpfen Trauerklängen ist die Luft voll, im Winde rauschen bang die schwarzumflorten Fahnen, ein düsteres Licht fällt aus den verhüllten Laternen auf den endlosen Zug, der sich von dem Dome aus in Bewegung setzt. Unter kahlen, schneebereiften Bäumen geht er

dahin. Von den Schritten der vielen Tausende, von dem Hufschlag der Rosse wiederhallt dumpf und schaurig der hart gefrorene Boden. Und doch scheint alles stumm und lautlos zu sein und das Ganze ein geisterhaftes Schattenspiel. Nur unterdrücktes Schluchzen und leises Geseufz, Thränen in den Augen verraten die tiefe Bewegung in der zahllosen Menge, welche die Fenster und Dächer der Häuser, die Tribünen, die beiden Seiten des Trauerweges erfüllt. In Erinnerungen und Ahnungen verloren starrren sie dem Zuge nach, in dem sich zum letzten Male die Majestät des Herrschers entfaltet. Nun werden sie ihn nicht mehr an seinem Fenster erscheinen, nicht mehr in seinem grauen Mantel im Wagen die Linden dahinfahren sehen. Diese kleinsten Momente seines Lebens waren dem Volke die teuersten und unvergeßlichsten; sie gruben sich in Gemüt und Phantasie ein. Die Bildsäulen in Marmor und Erz, die ihm aller Orten Verehrung und Bewunderung errichten wird, vermögen diese Flüchtigkeiten weder zu bewahren, noch zu ersetzen, aber so wenig sie in die ideale Vorstellung von dem Kaiser gehören — sie bildeten doch das innigste, gleichsam greifbare Band zwischen ihm und uns. Dies ist nun für immer zerrissen, und die Dämmerung der Mythe fängt auch diese Dinge, dies Haus und dies Fenster zu umhüllen an.

Draußen im Park zu Charlottenburg, in dem weihevollen, aber bescheidenen Mausoleum, das die Liebe des Gemahls der Königin Luise widmete, das Rauch's Genius zu einem Heiligtum der Kunst weihte, wird der erste Kaiser des neuen Reichs die letzte Ruhestätte finden. Zu den Füßen des geliebten Elternpaares wird nach seinem Wunsche der Sohn ruhen. Er erfüllte die Welt mit seinem Ruhm und begehrte schließlich nur diesen stillen Platz des Friedens. Dort schläft er nun aus von seiner Königsarbeit. Nur wenig konnte dem

neunzigjährigen Greise, den schon die Unsterblichkeit umwehte, der Tod nehmen; er wußte, daß er sterbend in das Leben des Nachruhms eingehen werde, und sah sein Werk in Sohn und Enkel, in der Einmütigkeit der deutschen Fürsten und Stämme gesichert. In seinem Werke darum wollen wir sein Andenken ehren und erhalten; Jedem von uns ist ein Teil seines Erbes zugefallen, uns und allen, die nach uns kommen und deutschen Namen tragen, hat er auf Erden freie Bahn gemacht, eine Bahn zur Größe und Herrlichkeit in alle Zukunft hinein, und so lange wir einig und stark und gut auf ihr wandeln, wird er immer unter uns sein.

IV.

Freitag den 15. Juni.

Gegen die Standhaftigkeit des Kranken, gegen alle Kunst der Ärzte, gegen die Wünsche und Gebete eines ganzen Volkes hat der unerbittliche Tod den Sieg behalten; nach einer kurzen Regierung von drei Monaten und sechs Tagen ist Kaiser Friedrich noch im kräftigsten Mannesalter verschieden. Die düstere Prophezeihung, die sich im November des vergangenen Jahres, nach der Konsultation der Ärzte in San Remo, im Volke verbreitete, daß der erlauchte Kranke den Herbst dieses Jahres nicht mehr erleben würde, ist allen Hoffnungen, in die wir immer von Neuem gewiegt wurden, zum Trotz in Erfüllung gegangen.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?" Eine glänzende Zukunft schien nach der langen Regierung seines Vaters diesem Fürsten zu lächeln. Denn von dem Volke geliebt und verehrt, wie wenige Erben reiner Krone, wa er durch das Leben geschritten. In seiner ritterlichen Erscheinung und in der herzgewinnenden Leutse-

ligkeit seines Auftretens vereinigten sich gleichsam der Norden und der Süden unseres Vaterlandes. Der Ehrfurcht, die seine hohe Stellung einflößte, mischte sich in der Seele des Volkes ihm gegenüber ein Gefühl schlichtester und treuester Liebe bei; in dem deutschen Süden, in Baiern, Württemberg und Baden, war „unser Kronprinz" die immer mit stürmischer Begeisterung empfangene Heldengestalt, das lebendige Symbol unserer Einheit. Herrliche Siege hatten die süddeutschen Stämme unter seiner Führung über die Franzosen errungen, unzertrennlich verknüpften sich ihr kriegerischer Ruhm und ihr Verdienst um die Einigung des Vaterlandes mit dem seinen. Es war, als hätte er sich mit ihnen und ihnen voran sein Anrecht an die Kaiserkrone erworben. Mit Stolz und Freude schauten wir Preußen zu dem jugendlichen Hohenzollernsohn auf, der es so gut verstanden, deutsche Herzen zu erobern, und märkische Eigenart jenseit des Mains nicht nur achten, sondern lieben gelehrt hatte. Die Bildung und die Menschenfreundlichkeit, die ihn auszeichneten, schienen uns eine Regierung des Friedens unter seinem Scepter zu versprechen, eine Krönung des Werkes, dem sein ruhmvoller Vater die letzten Jahre seines Wirkens gewidmet hatte. Bei welch' öffentlichen Gelegenheiten immer der Kronprinz erschienen, stets war von ihm Schwung und Begeisterung auf Alle ausgeströmt, in seltenem Maße besaß er die Gabe der Beredtsamkeit und, von hohen Gedanken erfüllt, übte sein Wort eine zündende Kraft aus. Unvergeßlich ist Allen seine Rede auf dem Jubelfeste der Heidelberger Universität geblieben, in der seiner Seele Innerstes gleichsam überfloß. In echt liberaler und humaner Gesinnung Allen voranleuchtend, durfte er hoffen, sein Volk dem schönsten Ziel edler Freiheit und Gesittung näher zu führen. Und mit seinen Zukunftserwartungen traf die Ahnung des Volkes zusammen, das in ihm

einen Sohn der neuen Zeit begrüßte, von ihm eine neue Ära seiner politischen Entwickelung zu datiren gedachte.

Nun ist Alles vorüber! Keine kaiserliche Zukunft, nur einen tragischen Tod hat Kaiser Friedrich gefunden; zu dem Lorber des Siegers hat er die Palme des Märtyrers erworben. Seit einem Jahre an einem tückisch schleichenden, unheilbaren Übel erkrankt, hat er die Fortschritte der Krankheit mit einer nie erschütterten Gefaßtheit ertragen. Seine Haltung erregte selbst die Bewunderung der Franzosen, einstimmig in der Welt erhob sich der Ruf und der Wunsch nach seiner Genesung. Zu grausam dünkte es Allen, daß so viele und so gut begründete Hoffnungen, ein so arbeitsames, der Erfüllung seiner Sohnespflichten so treu geweihtes Leben, ohne die reife Frucht zu tragen, hinweggerafft werden sollten. Ein tiefer Schmerz erschüttert, ein Bangen vor dem Unerforschlichen ergreift nun, wo das Geschick eingetroffen ist, alle Herzen. Nicht nur in unserem Vaterlande, überall folgen Trauer und Rührung dem gestorbenen Kaiser, überall wird man in diesem großmütigen Menschen einen der Welt zu früh entrissenen Titus betrauern. Von diesem Schimmer verklärt, geht seine Gestalt in die Unsterblichkeit ein. In dem Gedächtnis des deutschen Volkes aber wird der „Kronprinz“ in seiner unwiderstehlichen Heldenhaftigkeit den tragischen kaiserlichen Dulder überleben. Nicht nach seinem großen Vater, an seiner Seite als seinen ersten und unvergleichlichen Paladin wird ihn die Sage stellen und ihn mit dem Beinamen des immer Getreuen ehren. Siebenundzwanzig Jahre hat er als Kronprinz dem Vater und dem Vaterlande in Treuen gedient; treu dem Berufe, zu dem ihn die Geburt bestimmt, hat er sein Leben ohne Zögern daran gesetzt, seine kaiserliche Pflicht in unserem unwirtlichen Norden zu üben. Eine tragischere Fahrt, als die seine von San Remo nach

Charlottenburg im Schneesturm des Märzmonats kennt die Geschichte nicht, denn er fühlte es in seiner Seele, daß er nicht nur zum Grabe des Vaters, sondern zu seinem eigenen auf Windesflügeln fuhr.

Mit dem Tode Kaiser Friedrich's ist die Epoche Kaiser Wilhelm's endgültig beschlossen, eine neue Zeit beginnt. Das reife Alter, die ergreifendsten und mächtigsten Erinnerungen seines Lebens knüpften Kaiser Friedrich an den Vater. Er mußte, auch bei einer glücklicheren Wendung der Krankheit, die ihm noch einige Monate das Leben gefristet hätte, sich sagen, daß seines Daseins bester Teil der Vergangenheit angehöre, daß er niemals wieder Siege wie bei Königgrätz, Wörth und Sedan erstreiten, niemals wieder Tage wie die seiner silbernen Hochzeit und der Jubelfeier in Heidelberg voll würde genießen können. In der Erschütterung und Wehmut, die uns Alle, Hoch und Niedrig, Alt und Jung, vereinigt, ist dies ein Lichtblick, daß selten auf den Höhen des Lebens Vater und Sohn so einig und so innig durch eine Reihe großer Ereignisse und weltumgestaltender Geschicke geschritten, daß wir Deutsche in ihnen zwei leuchtende Vorbilder unerschütterlicher Pflichterfüllung, edelsten Sinnes und hoher Herzensgüte verehren und beweinen. Ein Held und ein Märtyrer ist Kaiser Friedrich von uns geschieden, seinem Volke ein Beispiel, auch das unbarmherzigste Leiden still in der Seele, schweigend und geduldig zu ertragen, und auch im Überschwang des Sieges und des Glückes bescheiden, hülfreich und gut zu bleiben. Aller menschlichen Qual und jeder irdischen Bedürftigkeit entrückt, erscheint uns seine verklärte Gestalt, und wir glauben in unserer Trauer und Klage um seinen Tod gleichsam zum letzten Male seine Stimme zu vernehmen, die so oft unser Volk in Waffen zum Siege beflügelte: Gott segne das Vaterland!

V.

Donnerstag den 18. Oktober.

Seit 1870 zählte der 18. Oktober zu den Festtagen des deutschen Volkes. Wie mit einem Herzen feierten die deutschen Stämme den Geburtstag des geliebten Kronprinzen, des Helden, unter dessen Führung sie vereint die erste Schlacht auf feindlichem Boden gewonnen hatten; wie aus einem Herzen klang ihr Jubelruf und ihr Segenswunsch ihm entgegen. Unwillkürlich erschien es Allen als ein glückverheißendes Zeichen, daß der Geburtstag des Kronprinzen mit dem entscheidenden Tage der Leipziger Schlacht zusammenfiel. Weit und groß, voll von Entwürfen und Plänen dehnte sich die Zukunft vor dem Fürsten, voll von Erwartungen eines goldenen Friedenszeitalters vor dem Volke aus.

Jetzt an diesem 18. Oktober sind es gerade vier Monate, seit die Gruft in der Friedenskirche zu Potsdam sich über der sterblichen Hülle Kaiser Friedrich's geschlossen. Nicht einen entschlossenen Mann, einen Sterbenden rief in ihm das Schicksal auf den Thron. Wie die Kraft seines Körpers und die Energie seines Willens hatte ihm die Krankheit auch seine Hoffnungen geraubt, besser, als seine Umgebung, wußte er, daß seine Tage gezählt seien. Aber die Festigkeit seiner Seele war nicht gebrochen, mit unvergleichlichem Heldenmut ertrug er sein Leiden. Ohne Zorn und ohne Bitterkeit sah er all' die Gedanken, die er verwirklichen, all' die Entwürfe, die er ausführen gewollt, wie eben so viele Schatten dahinschwinden: ein tragischer Held, wenn es je einen auf einem Königthron gegeben hat. In der Erwartung der Zukunft war ihm die beste Zeit seines Lebens verflossen, und als er hart an der Grenze des Mannesalters das Ziel erreicht zu haben glaubte,

riß ihn der Tod dahin. Aber innerhalb dieses Lebens war ihm doch das Schwerste und das Herrlichste gelungen, sich selbst zu überwinden und der Welt das Vorbild eines edelsten Mannes zu hinterlassen. Es war nicht nur seine ritterliche Gestalt, seine heldische Schönheit, welche die Menschen zu ihm hinzog und ihre Gemüter gewann, sondern die Liebenswürdigkeit und der Edelsinn seines Wesens, die in seinen Worten und Thaten sich ausprägten. Zeichnete seinen erlauchten Vater jene höchste Mäßigung und Besonnenheit aus, die in einer so wunderbaren und uns jetzt, wo er dahingegangen, beinahe mythisch dünkenden Harmonie zu seinem Greisenalter, seiner Majestät und seinen Triumphen standen, so war in Kaiser Friedrich, ehe ihn die Krankheit ergriff, Alles Nerv, Schwung und Begeisterung. Was er bei den Anderen so oft vermißte — die feurige Seele, das idealische Pathos, er besaß es im vollsten Maße. Unmerklich ist seine Gestalt schon jetzt für das Volk und die Jugend in die Siegfriedserscheinung hinübergeglitten, vergessen sind seine siebenundfünfzig Jahre, sein ergrauendes Haupthaar: vor der Phantasie steht er als jugendlicher Held, den Adlerhelm auf dem Haupte, unbesiegbar im Kampfe, mit dem Wohllaut der herzbezwingenden Rede auf den Lippen. Das Geschick hatte ihm alle Gaben verliehen, um wie im Fluge deutsche Gemüter zu erobern. Der Krieger war in ihm durch Menschenfreundlichkeit, der Fürstensohn durch Leutseligkeit, der Politiker durch ideale Anschauungen gemildert. Nicht als eine Beigabe zu seinem königlichen Erbe betrachtete er das deutsche Kaisertum, sondern wie ein hehres Palladium. Im ihm, er fühlte es wohl, verkörperte sich gleichsam die Einheit der Nation und mit gerechtem Stolze mochte er von sich rühmen, daß er vor allen andern zu der gemütlichen, der brüderlichen Verschmelzung des Nordens und des Südens beigetragen habe.

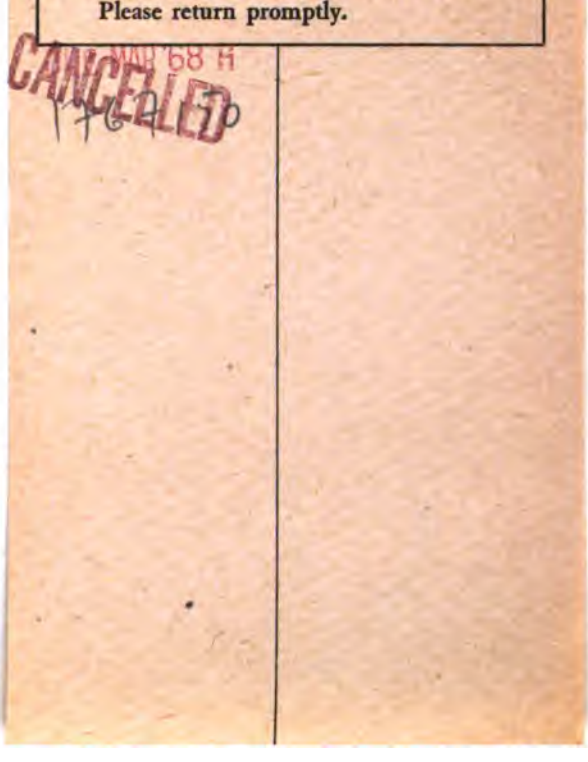
Der künftige Geschichtschreiber kann nicht verkennen, daß die eigentümliche Stellung Kaiser Friedrich's die Wirkung seiner Persönlichkeit begünstigte. Dem Manne von vierzig Jahren mochte es oft schwer fallen, nur der Kronprinz zu sein; nur der echte Hohenzollernsinn ihm die Resignation möglich machen, die mehr als einmal von ihm gefordert wurde; nicht ohne inneren Kampf mochte er auf Lieblingswünsche verzichten und sich schweigend einer ihm nicht sympathischen Staatskunst fügen. Aber auf der andern Seite konnte einzig der Kronprinz, der den realen Dingen ferner stand, seinen Genius frei walten lassen und statt am Einzelnen und Kleinlichen zu kleben, der Größe des Moments ihr Recht geben. Von keinen diplomatischen Verhandlungen gehindert, von keiner Sorge um das Nächste bekümmert, in einer vor der Geschichte und den Zeitgenossen gleich unverantwortlichen Stellung, war er der deutschen Volksseele gleichsam näher, fühlte er ihre Bewegung stärker, fand er das tiefere Wort für ihr innerstes Empfinden, als die Staatsmänner, die Verträge schließen mußten, wo er nichts als Herz an Herz binden wollte. An das Gemüt durfte nur der Königssohn, nicht der König appelliren; einzig der Königssohn konnte, wenn er in Königsberg und Heidelberg zur studentischen Jugend sprach, mit Schiller'schem Schwunge die schöne Menschlichkeit und die Ideale preisen, die keine nationale Schranke kennen; nur der Königssohn, dem es nicht oblag, ein politisches Bündniß zu schließen, mit dem Zauber seiner Persönlichkeit und der Freundlichkeit seiner Sitten jenes Band zwischen den Italienern und den Deutschen knüpfen, das jetzt das Erstaunen und vielleicht den geheimen Neid anderer Nationen erregt. Was dem Lebenden die Kraft zu Thaten lähmte, ist dem Geschiedenen der Ruhm und die Krone des Lebens geworden. In der Erinnerung der Nachkommen wird der Kaiser Friedrich

nur als „unser Kronprinz“ ein wesenhaftes Dasein führen. Wenn für uns, seine Zeitgenossen, die von ihm so Vieles und so Großes erhofften, der Märtyrer den Helden eine Weile in den Schatten gedrängt und die Tragik seines Verhängnisses auf sein ganzes Leben eine Verdüsterung geworfen hat, wie lange noch — und die Lichterscheinung des zukunftfrohen Königssohnes, dem das Volk erwartungsvoll zujubelt, wird wieder aus der Dämmerung hervortreten.

Nur auf das Große und Edle war der Wille des Kaisers gerichtet. Vielleicht überflog er zu kühn die Schranken des Möglichen und hatte in den langen Jahren des Wartens, wo er den Dingen und Menschen mehr betrachtend und urteilend als handelnd gegenüberstand, die Starrheit und die Enge der Wirklichkeit bis zu einem gewissen Grade vergessen gelernt. Aber sein Erbe, was er seinem Volke hinterlassen hat, sind auch nicht seine Thaten als regierender Fürst, sondern seine Gesinnungen und jene schöne Menschlichkeit, die nie von ihm wich. Von dem Juni des vergangenen Jahres an war er nur noch im Stande, seine Leiden mit klagloser Gefaßtheit zu ertragen, aber nicht mehr große Thaten zu verrichten. Jeder Tag drohte ihm als der letzte aufzugehen, kaum durfte der Wunsch wagen, sich den kommenden auszugestalten. Dennoch hatte er in einer Lage, wo jeder Andere einzig an sein Wohlbefinden und seine Behaglichkeit gedacht, unablässig seine Pflicht vor Augen. Bis ihm die Kräfte versagten, suchte er sein kaiserliches Amt zu erfüllen, hohe Gedanken umschwebten das Lager des Leidenden und waren der letzte Trost des Armen, dem selbst der Aufschrei des Schmerzes versagt war. Aber die Trauer um ihn wird den Nachlebenden durch die Betrachtung gemildert werden, daß dem Kaiser Friedrich wie seinem Volke die unabwendlichen Enttäuschungen erspart geblieben sind, die jeden Fürsten, und am bittersten den idealisch gesinnten

treffen. So konnte er beinahe bis zu seinem Todestage sich das schöne Scheinbild einer Welt des Friedens und der harmonisch ausgeglichenen Gegensätze aufrecht erhalten und sich eine allen irdischen Unzulänglichkeiten entrückte, den Künsten und der Erziehung des Volkes zur Freiheit und Bildung gewidmete Regierung als letzte und höchste Befriedigung ausmalen. Wenn das Rabengekrächz über der Leiche des theueren Dulders verstummt sein wird — dann wird neben dem erlauchten Vater, der, weil er sich in dem Möglichen und Wirklichen zu beschränken wußte, das Musterbild eines Herrschers war, in der Erinnerung des deutschen Volkes der Sohn stehen, kühnen Mutes, in begeisterter Rede und That über alle Schranken hinweg stets dem Ideale zugewandt, das unserer Volksseele von dem deutschen Staate in Kraft und Herrlichkeit, in Sitte und Bildung, in Ordnung und Kunst vorschwebt, und so, trotz aller Meinungsverschiedenheiten, die sie im Leben trennten, in innerster Einigkeit, werden wir sie als die Stifter des neuen Reiches verehren.

Druck von August Pries in Leipzig.


This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.
CANCELLED